Gÿ 86

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1373920149-13/fragment/page=0002

Herrn Ludwigs
Freyherr von Holberg
verglichene

Geschichte

verschiedener

Heldinnen

und andrer

berühmten Damen.

Nach
dem Beyspiel des Plutarchs.
Aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt.

Zwey Theile.

Kopenhagen und Leipzig
bey Otto Christoph Wenzel, 1754.

KGL. BIBL. DER UNIVERS. HALLE

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1373920149-13/fragment/page=0006

Vorrede
des Verfassers.

Der Beyfall, welchen meine verglichenen Geschichte verschiedener grosser Helden und andrer berühmten Männer, sowohl in meinem Vaterlande, als auch in andern Gegenden gefunden, hat mich aufgemuntert, nach eben demselben Entwurfe auch dieses Werk auszufertigen, welches die verglichenen Geschichte verschiedener Heldinnen und andrer berühmten Damen in sich faßt. Es wird in demselben das bereits zu verschiedenenmalen von mir gefällte Urtheil

bestätiget, daß es einem Geschlechte so wenig als dem andern an guten und bösen, an klugen und thörichten Personen fehle. Zugleich gebe ich dadurch auch eine neue Probe von meiner Aufrichtigkeit, daß ich einem Geschlechte nicht mehr, als dem andern, schmeichele, sondern die Geschichte und Unternehmungen der Männer sowohl als der Weiber, mit einer unpartheyischen Feder beschreibe. Die Geschichte der in diesem Werke angeführten Damen, sind alle längstens bekannt, und ich habe also keine andre Mühe bey der Ausarbeitung dieser Historien anwenden dürfen, als daß ich aus den zuverläßigen Scribenten die merkwürdigsten Umstände gesammlet, und in eine Verbindung gebracht. Die Einleitungen aber und die zuletzt hinzugefügten Vergleichungen, haben mir eine grössere Mühe verursachet, und dadurch erhält diese Arbeit einen Vorzug vor andern dergleichen Werken, indem ich darinn keinen gemeinen Satz, oder bereits tausendmal aufgewärmte Gedanken vorgetragen, womit alle Buchläden gegenwärtig angefüllet sind. Ich folge auch in dieser Schrift der einmal von mir beliebten Art zu moralisiren, welche darinn bestehet, daß ich mich aller hitzigen Ausdrücke

✲ ✲ ✲

cke und anzüglichen Redensarten enthalte, und nur bloß von solchen Dingen rede, worinn, meiner Einsicht nach, andre Scribenten irren, die den Schein von dem Wesen selbst nicht unterscheiden. Ich habe dieses bereits sehr oft, und fast in allen meinen Schriften zu erkennen gegeben, und daher hat es mich nicht wenig befremdet, daß einige glauben können, als wenn ich an den Blättern Antheil hätte, die hieselbst vor kurzer Zeit wöchentlich ans Licht gestellet worden. Ich habe vielmehr über dergleichen Schriften stets gescherzt, und die Verfasser derselben als eine gewisse Art politischer Kanngiesser angesehen, welche die Welt in der Geschwindigkeit in eine andre Form umgiessen wollen. Die Blätter, von denen ich rede, führen den Titel: der Spectator, der Antispectator, der philosophische Spectator ꝛc.

Was den ersten Spectator betrift: so haben einige, weil sie bemerkt, daß in diesen Blättern allenthalben meine Redensarten und Ausdrücke vorkommen, kein Bedenken getragen, mir diese Wochenschrift zuzueignen. Ich sage, daß solches von einigen bemerkt worden, weil dieselben das Werk viel-

✲ ✲ ✲

leicht mit einem grössern Nachsinnen, mit einer reifern Ueberlegung, als ich selbst durchgelesen. Denn ich habe nur einen Theil desselben flüchtig angesehen, und wahrgenommen, daß der Verfasser sich zwar einer geschmückten Schreibart, und verschiedener guten Bücher bedienet, aber auch zugleich einige Auftritte vorgestellet, welche man nicht ohne Bewunderung ansehen können. Solche bestehen darinn: Eine Person, welche sich den dänischen Mann der Wahrheit nennet, kündiget seinem Vaterlande durch ein öffentliches Patent den Krieg an, und gibt in seinen ersten Bogen zu erkennen, daß er die Laster dieser Reiche bestreiten, und die Untugenden seiner Brüder strafen wolle, wozu er sich berechtiget, und mit allen nöthigen Eigenschaften begabt zu seyn glaubt, weil er durch die Erfahrung die Welt kennen gelernt. Er sagt auch frey heraus, daß er bisweilen auf gewisse Personen ziehlen, und allein ihre Namen auslassen wolle. Ein jeder wundert sich höchstens über dieses Manifest, welches mit einem so ungemeinen Vertrauen auf sich selbst, und mit einer so grossen Kühnheit abgefaßt war, und niemand wuste, was man von einem so muthigen

Scri-

✲ ✲ ✲

Scribenten eigentlich denken sollte. Man urtheilte aber gleich anders, da man sahe, daß die Laster, welche er seinem Vaterlande beylegte, in allen andern Ländern auch angetroffen werden, und eben so alt, als die Welt, sind. Man merkte also, daß man sich über solche Strafpredigten, welche bereits so oft wiederhohlet worden, und wovon man eine unzählige Menge in allen Sprachen findet, nicht sonderlich zu bewegen Ursache hätte. Gelehrte und kluge Leute sind ohnedem der vielen moralischen Blätter bereits sehr überdrüßig, womit seit einigen Jahren alle Buchläden überhäuft worden, und sehen die Moralisten nicht anders, als Handlanger der Buchhändler an, welche ihnen einige Nahrung erwerben müssen. Dieses scheint aber doch der Verfasser dieses Wochenblats nicht zu glauben, denn er gibt sich gewisser massen für einen solchen Mann aus, der hier im Lande das Eis in der Sittenlehre breche; er erdichtet, daß die Einwohner des Landes sich gegen ihn bewafnen, und beschwert sich in seinen ersten Blättern, daß er keine Besserung bey den Menschen wahrnehme; gerade, als wenn die Bekehrung der Welt nur eine Arbeit von einem Sonnabend bis zum andern

✲ ✲ ✲

wäre. Wenn endlich andere nach seinem Beyspiel auch die Feder in solchen Materien ansetzen wollen: so wird er darüber ungehalten, weil man ihn nicht allein will schreiben lassen. Dieses mußte nothwendig zu allerhand Urtheilen Gelegenheit geben, worüber der Verfasser sich heftig beklaget. Hievon aber ist keine Schrift befreyet, und ein jeder vernünftiger Schriftsteller suchet sich vielmehr darnach zu bessern, als daß er andern Leuten ihre Freyheit im Urtheilen benehmen sollte. Was mich betrift: so habe mich sehr gehütet, mein Bedenken über diese Schrift zu geben. Ich habe bloß geurtheilet; daß einige zu viel, andere aber zu wenig davon gemacht. Alles was man von mir herauspressen können, hat darinnen bestanden, daß ich gewünscht, daß der Verfasser nicht so hitzig, sondern mit einer grössern Sanftmuth geschrieben hätte, weil man mit einer geringeren Hitze eben dasselbe, und mit einer grösseren Wirkung sagen kann. Ich habe es gleich vom Anfange an vermuthet, es würde den Leuten anstößig scheinen, daß ein junger Student mit einer solchen Ernsthaftigkeit zu erkennen gab, er könne die anwachsenden Laster seiner Brüder nicht ferner ertragen, sondern sey gezwungen, sich gegen dieselben zu bewafnen. Dieses ist ein

Auf-

✲ ✲ ✲

Auftritt, wovon ich kein Exempel zu geben weiß, insonderheit da dieser gute Wahrheitsmann die Einwohner der Stadt nicht kennet, deren Fehler er zu bestreiten sich für schuldig hält, und die Laster, wogegen er am heftigsten eifert, als Wollust, Fressen, Trunkenheit, Spielen, Pedanterey ꝛc. in alten Zeiten zehnmal mehr, als heutiges Tages, üblich gewesen. Dieses ließ sich endlich doch noch entschuldigen, weil ein gutes Lied nicht zu oft kann wiederhohlt werden, und daher ist es auch wahrscheinlich, daß, wenn der Verfasser seine Sätze nicht mit solcher Gewalt durchzutreiben gesucht hätte, man gelinder von seiner Schrift würde geurtheilet haben. Aus dem sonderbaren Vertrauen zu sich selbst, welches er in diesem Werke sehen ließ, schloß man, daß er auch der Urheber des darauf erfolgten politischen Zuschauers seyn müßte, worinn der Verfasser zu erkennen gibt, daß er auf eine unparteyische Art die Staatsfehler untersuchen, und nicht nur alles durch glaubwürde Documente bestärken, sondern sich auch in die innersten Cabinetter der Könige und Fürsten begeben wolle, um zu sehen, was daselbst vorgenommen würde. Denn die Vorbereitung

✲ ✲ ✲

kömmt bey beyden Schriften überein, und die Verheissungen sind gleich groß, welches dem sinnreichen Verfasser, der durch wöchentliche Blätter, unter dem Titel der Fremde, das Publicum eine Zeitlang vergnüget hat, Gelegenheit gegeben, darüber auf eine artige Art zu scherzen. Ich meines theils lasse beyde Schriften in ihrem Werth oder Unwerth beruhen, und zeige bloß, was zu den darüber gefällten Urtheilen Gelegenheit gegeben, und daß der Name eines berühmten Scribenten, welchen der Zuschauer sich selbst beylegt, demselben noch nicht von allen zugestanden worden.

Nach einigen Wochen trat ein andres Wochenblat ans Licht, dessen Verfasser sich den Antispectator nennt, welcher aber mit mehrerm Rechte den Titel eines poetischen Spectators führen sollte, indem in der ganzen Schrift nichts feindliches, als der Titel befindlich ist. Denn, wenn die Partikel Anti ausgelassen wird: so ist kein Unterscheid unter beyden Schriften, ausser, daß die erste aus vier und die letzte aus zwey Blättern besteht, und daß die erste in ungebundener, die andere aber in gebundener Rede abgefaßt worden. Der Poet nennet zwar in seiner

ersten

✲ ✲ ✲

ersten Strophe den Wahrheitsmann insgemein einen Thoren, es scheint aber, daß er eben dasselbe scherzweise ausführen wollen, was der andere ernsthaft vorgetragen. Wenn man ihn ja für einen Feind des Spectators halten will: so ist er doch kein gefährlicher Feind. Denn er drohet zwar stets, aber er schlägt niemals zu. Diese beyden Schriften kamen eine lange Zeit stets miteinander heraus, aber die letzte hörte zuerst, wegen bekannter Ursachen, auf, die ich hier nicht anführen will.

Der dritte Scribent nannte sich den philosophischen Spectator. In seinen Blättern herrscht eine größere Kaltsinnigkeit, aber nicht so viel Geist als in den andern. Dieser ehrliche Mann hätte klüger gehandelt, wenn er zu Hause geblieben wäre, als daß er sich durch seine Schriften dem harten Urtheil junger und streitbarer Scribenten bloß gestellt, welche er, obgleich nicht in dem Grad hätte vermuthen können, wie er solche erfahren muste, indem er niemanden reitzte, sondern vielmehr die andern gleichsam um Frieden bat.

Die vierte moralische Schrift, wovon ich nur einen Theil im Manuscript gesehen, führt den Titel, **Diogenes**. Dieselbe ist, so

viel

✲ ✲ ✲

viel ich weiß, noch nicht gedruckt. Hierinn herrscht allein die Grobheit des Diogenes, aber nicht der Geist desselben. Man redete überdem von poetischen, juristischen, theologischen und andern Spectateurs, woran die Verfasser bereits arbeiten sollten, so daß die Leute endlich anfingen, zu besorgen, es würde in einem jedem Theil der Stadt ein Wahrheitsmann auftreten, ja man würde mit der Zeit so viel Spectatores des Tages, als Wächter des Nachts haben. Einige sind nachher gedruckt worden, welche mir aber eben so unbekannt sind, als einige Spectatricen, welche annoch in der Arbeit seyn sollen.

Ich meines Theils schrecke studierende Personen nicht von der Arbeit ab, sondern rathe vielmehr dieselben dazu an, und habe auch durch Austheilung gewisser Preise geschickte Köpfe zu nützlichen Beschäftigungen aufzumuntern gesucht. Weil aber die Moral so edel und nothwendig ist, so wünschte ich, daß solche mit der grösten Behutsamkeit und Anständigkeit möchte vorgetragen werden, und daß sich niemand damit bemengte, als dem es weder an Alter noch an Erfahrung mangelte. Wenn man einen Sittenlehrer abgeben will, so übernimmt man ein Amt, wodurch

✡ ✡ ✡

durch man das menschliche Geschlecht in seinen Pflichten unterweiset, und demselben zugleich seine Fehler zeiget. Dazu wird Klugheit, Alter und Erfahrung erfordert, und daher ist dieses Amt weder eines jeden Werk noch einem jeden anständig. Es ward mir vor einiger Zeit eine Schrift von der Pflicht der Regenten zum Nachsehen übergeben, welche von einer jungen Person entworfen, und einem alten und in der Regierungskunst höchsterfahrnen Regenten zugeeignet worden. Es waren in dieser Schrift verschiedene gute Gedanken befindlich, weil der Verfasser sich einiger guten Bücher bedient hatte, die von dieser Materie handeln. Ich stellte demselben aber für, daß es höchst unanständig sey, daß das Küchlein die Henne lehren, und eine junge Person, welche kaum die Kindheits-Jahre zurück gelegt, einem alten Könige Regierungsregeln vorschreiben wollte, und wirkte auch durch meine Erinnerungen so viel bey ihm aus, daß er das Werk liegen ließ. Ich wünschte, daß die moralischen Abhandlungen nicht als neue Zeitungen möchten angesehen werden, welche wöchentlich ans Licht treten. Man sieht, daß die gelehrtesten und vernünftigsten Männer bey gewissen Nationen zusam-

sammen getreten sind, um einige Stücke in der Moral abzuhandeln. Auf solche Art ist der englische Zuschauer, der hamburgische Patriot, nebst andern Schriften ausgearbeitet worden.

Wenn diese ehrlichen Männer meine Erinnerungen, die ich ihnen hier gegeben, übel aufnehmen, und denken wollen, daß ich sie dadurch vom Schreiben abzuhalten suche, so handeln sie unbillig; denn die Aufmunterungen, wodurch ich bereits geschickte Köpfe gereitzet, sich hervorzuthun, und worinn ich auch noch ferner fortzufahren gedenke, können mich von einer solchen Beschuldigung völlig frey sprechen. Nichts würde mir lieber seyn, als wenn ich sehen könnte, daß jemand von meinen Landsleuten, etwas ausarbeitete, welches dem Publico angenehmer wäre, als meine Schriften. Ja ich habe öfters bezeugt, daß verschiedene Gedichte, welche vor einigen Jahren auf Veranlassung der von mir aufgesetzten Preise ausgearbeitet worden, so wohl gerathen, daß ich gewünscht, solche selbst entworfen zu haben. Weil ich aber hier im Lande zuerst angefangen, moralische Schriften in dänischer Sprache, und zwar auf verschiedene Art auszuarbeiten, so

ist

✲ ✲ ✲

ist mir daran gelegen, daß diese Wissenschaft auch noch ferner mit aller möglichen Behutsamkeit und Klugheit vorgetragen werde. Bloß in dieser Absicht erinnere ich solches, und glaube als ein alter Mann, welcher sich fast vierzig Jahre darinn geübt, dazu einigermassen berechtiget zu seyn.

Die Erinnerungen, welche ich bereits öfters gegeben, und hier nochmals wiederhohlen will, bestehen hauptsächlich darinn. Ein Scribent muß sich befleißigen, mehr einen sanftmüthigen Lehrer, als einen hitzigen Strafprediger abzugeben. Er muß die Wahrheit lieber mit Lachen und Anmuth, als mit Drohungen vortragen, und einem Weltweisen ähnlicher, als einem verdrießlichen Schulmeister seyn. Man kann eben denselben Endzweck durch ein sanftmüthiges und freundliches Wesen, und bisweilen noch besser als durch hitzige Ausdrücke erreichen. Dieses habe ich jederzeit beobachtet, und daher sind meine Erinnerungen stets mit einer gewissen Anmuth verbunden gewesen, woran andre einen Gefallen getragen. Oefters habe ich auch, wenn ich meinen Mitbürgern ihre Fehler und Laster zeigen wollen, diese Vorstellung einem andern in den Mund gelegt.

So

So lasse ich z. B. in dem Schauspiel, Jean de France einen alten verdrießlichen Mann, die Thorheit unsrer Jugend durchziehen, u. s. f. Wenn man dieses thut, so sagt man doch, was man will, ohne sich zu einem strengen Richter aufzuwerfen, wodurch man bey den alten verhaßt, und bey den jungen verächtlich wird. Ich billige zwar die zärtliche und geschmückte Art zu moralisiren nicht, welche man bey den heutigen französischen Scribenten wahrnimmt, da man nur die äusserliche Schale berührt, und einige kleine Fehler im Umgange, und verschiedene Frauenzimmer Schwachheiten bemerkt und tadelt. Ich billige aber auch eben so wenig die alte gothische Methode, die in gemeinen und groben Ausdrücken besteht, und nicht nur bey allen wohlgesitteten Völkern längstens abgeschaft worden, sondern auch dem Alter des Königs Dan gemässer, als unsern Zeiten ist. Ein Moralist muß hierinn die Mittelstrasse halten. Er muß kein Hauptlaster übergehen, aber er muß dasselbe mit Anständigkeit und Bescheidenheit berühren, und die Menschen davon abzurathen suchen. Die weitläuftigen Declamationes aber muß er denen überlassen, welche Meister in der Schulretorik oder in der Redekunst seyn wollen.

Die

✡ ✡ ✡

Die andere Haupterinnerung besteht darinn. Ein Scribent, welcher sich vornimmt, die Fehler und Laster eines gewissen Volks aufzudecken und zu bestrafen, muß zuförderst einen guten Grund in der Selbsterkänntniß legen, und sich sodann die Eigenschaft des Volks bekannt machen, und untersuchen, was für Laster eigentlich unter demselben im Schwange gehen. Man kann sich zwar guter und fremder moralischer Bücher bedienen, aber man muß wohl acht geben, in welchem Lande dieselben geschrieben worden. Denn wenn man dieses unterläst, so kann man diesem Volke die Laster einer andern Nation beylegen, und die Verschwendung eines Spaniers, den Geitz eines Engländers, die Flüchtigkeit eines Holländers, und die Pedanterey eines Dänen bestrafen und durchziehen, ja wenn man hierinn nicht behutsam verfähret, so kann man eben denselben Fehler begehen, worinn jener Dorfpriester gerieth, der sich einer Postille bediente, die in einer grossen Stadt geschrieben worden, und seine Bauren wegen ihrer Pracht und Verschwendung, und wegen ihrer vergoldeten Karossen hart bestrafte.

✲ ✲ ✲

Die dritte Haupterinnerung hält dieses in sich: Ein Scribent muß sich vor allen Dingen hüten, auf gewisse Personen zu zielen, damit eine erlaubte und nützliche moralische Schrift nicht in eine Schandschrift verwandelt werde. Dieses habe ich bey einer jeden Gelegenheit und in allen meinen Schriften eingeschärft, und ich bezeuge aufs feyerlichste, daß ich solches niemals aus Vorsatz gethan, sondern lieber diesen oder jenen Einfall aufgeopfert habe. Ja es sind bisweilen auf meinen Befehl ganze Bogen umgesetzt worden, wenn ich gemuthmasset, daß man einige Stellen auf gewisse Personen ausdeuten möchte, wovon nur allein diejenigen ausgenommen gewesen, die mich mit Schriften zuerst angegriffen haben, welche Schwachheit ich aber doch auch, ob sie gleich mit der Nothwehr könnte entschuldiget werden, in meinen Schriften gestanden, und meine Leser gebeten, mir dieselben zu verzeihen. Es ist mir demnach viel daran gelegen, daß unsre dänischen und norwegischen Moralisten, sich in ihren Gränzen halten, damit man mich, der ich den Anfang mit solchen Arbeiten hier im Lande gemacht habe, nicht beschuldigen möge, daß ich zu unerlaubten Schriften Anlaß gegeben.

Vier-

✲ ✲ ✲

Viertens gebe ich auch noch unsern Scribenten diese wohlgemeinte Erinnerung, daß sie sich hüten mögen, nicht auf die Charlatanerie zu verfallen, von welchem Laster unsre Nation bis auf diese Zeiten ziemlicher massen befreyet geblieben. Hieher gehöret hauptsächlich der gründliche Brief, welcher vor kurzer Zeit de praeiudicio nimiae confidentiae ans Licht gestellt worden. Ich wünsche, daß dieser vernünftige Mann seine Feder öfterer ansetzen möge. Denn ob er gleich in verschiedenen Stücken nicht mit mir einerley Gedanken heget, so gebe ich ihm doch die Ehre, die ihm zukommt, und nehme gerne Erinnerungen an, weil ich meine Meinung jederzeit der Ausbesserung andrer geschickten Männer unterworfen habe. Aber das ist zu beklagen, daß diejenigen, welche am geschicktesten sind, das Publicum mit ihren Schriften zu zieren, das wenigste Vertrauen zu sich selbst hegen. Man kann von ihnen sagen, daß sie könnten, wenn sie wollten, so wie man von vielen andern sagen kann, daß sie wollen, weil sie nicht können. Jene haben Kräfte, aber keine Lust, diesen fehlt es nicht an der Lust, aber es mangelt ihnen an der gehörigen Stärke. Ich ziele auf keinen insonderheit, sondern sage

✲ ✲ ✲

bloß, daß unsre Scribenten, welche sich vorher durch die Bescheidenheit von andern auf eine so vortheilhafte Art unterschieden, nunmehr mit vollen Schritten zur Charlatanerie eilen. Was wir ehedem fremden Völkern vorgeworfen, das wird uns nun von ihnen wieder vorgerückt. Gegenwärtig trägt niemand weiter Bedenken, einen Schriftsteller abzugeben. Man hat wahrgenommen, daß auch Handwerksleute, ja sogar norwegische Bauren, über historische und politische Sachen ihre Anmerkungen durch den Druck mitgetheilet haben, so daß diese Stadt, welche vorher fast gar keine Schriften aufzuweisen hatte, nun mit einer gar zu grossen Menge derselben geplagt ist. Sollte jemand etwa denken, daß ich dieses zu weit triebe, so kann ich solches durch die Klagen aller vernünftigen Mitbürger beweisen, und darthun, daß ihr einstimmiger Wunsch mir dieses Bekänntniß ausgepresset. Ueberdem kann es mir nicht als eine Kühnheit ausgelegt werden, wenn ich nach einer Bemühung von so vielen Jahren, endlich einmal jungen Leuten, und insonderheit denenjenigen, die sich auf dieser Akademie aufhalten, und von welchen sich fast die Helfte zu Schriftstellern aufgeworfen,

eine

✡ ✡ ✡

eine Erinneruug gebe, und ihnen die Worte des Horaz vorhalte:

Hoc opus hoc ſtudium parui properemus & ampli.
Si patriae volumus, ſi nobis vivere cari.

Ein jeder wird geſtehen müſſen, daß dieſe Erinnerungen niemals nöthiger, als zu den gegenwärtigen Zeiten geweſen. Ich will gerne den Zorn einiger Schriftſteller über mich ergehen laſſen, wenn meine Ermahnungen nur bey andern inskünftige eine gute Wirkung haben. Welche Stadt hat doch wohl jemals ein halb Dutzend Spectatores und Moraliſten auf einmal aufweiſen können? Man ſollte denken, daß ein jeder die Abſicht gehabt, die Fehler und Laſter im Lande auszurotten. Aber die darauf erfolgten innerlichen Kriege haben das Gegentheil bewieſen, und bezeugt, daß kein einziger von allen itzt angeführten Scribenten dieſen Hauptzweck gehabt. Denn die Streitigkeiten, welche ſie mit einander führten, giengen endlich ſo weit, daß ſie durch ordentliche Proceſſe muſten geendiget werden, worinn ihre Arbeiten mit den Schauſpielen der Alten übereinkamen, deren letzte Auftritte ſich insgemein mit Schlägen endigen.

✲ ✲ ✲

Bey diesem Lärmen und Tumult war es ein Glück für die Stadt, daß zu eben derselben Zeit eine musicalische Gesellschaft gestiftet ward, welche gleichsam durch anmuthig übereinstimmende Thöne diese Dissonanzen zu dämpfen, und die Bewegung, worinn die Stadt gesetzt worden, wieder zu stillen schien. Ob dieser gute Effect wirklich dadurch erreicht worden, solches kann ich nicht gewiß bestimmen. So viel ist gewiß, daß ein allgemeiner Friede darauf erfolgte, und rechtschaffene Patrioten freueten sich eben so sehr, daß dieser Krieg geendiget ward, als daß eine so preiswürdige Gesellschaft ihren Anfang nahm, und wünschen, daß ein so ausnehmendes und nützliches Werk, welches der Stadt und dem Lande zu einem Zierrathe dienet, noch ferner möge erhalten und fortgesetzt werden.

So groß aber auch übrigens mein Vergnügen ist, daß ich durch mein Beyspiel junge und studierende Personen aufgemuntert und rege gemacht: so gestehe ich doch auch zugleich, daß ich eine solche Munterkeit, die sich nun äussert, nicht eben bey ihnen zu erwecken gesucht habe, wo man nicht glaubt, daß die Ehre eines Landes in der Menge der Schriften bestehet. Weil aber solches von

ver-

✲ ✲ ✲

vernünftigen Leuten weder für rühmlich noch für nützlich angesehen wird, so muß man sich bey solchen Umständen mehr eines Zaums oder eines Zügels, als der Spornen bedienen. Denn es scheint, daß die vielen Bücher, welche sowohl in der Landessprache ursprünglich abgefaßt, als in dieselbe übersetzt werden, bloß dahin zielen, den Buchhändlern einige Nahrung zu verschaffen.

Man sollte fast denken, daß man wieder in die alten Zeiten gerathen, da man mit abgeschmackten Ringelreimen und thörichten Historien einen Handel trieb, wodurch aber nichts anders ausgerichtet ward, als daß der Geschmack der Nation sich verschlimmerte, die Studien in die äusserste Verachtung geriethen, die Buchhändler aber reich wurden. Bey dieser grossen Menge Schriften fehlt es uns doch noch an solchen Abhandlungen, welche zum Wachsthum und zu einer grössern Ausbreitung der Künste und Wissenschaften abzielen. Es sind noch sehr viele Lücken in unsern Geschichten übrig, welche verdienen ausgefüllt zu werden. Uns fehlen genaue Beschreibungen der Provinzen und Städte, wir haben keine Uebersetzungen der griechischen und lateinischen Scribenten und

✲ ✲ ✲

Poeten aufzuweisen, andrer nöthigen Stücke zu geschweigen. Wenn solche Schriften ans Licht treten, so freue ich mich billig darüber. Wollte jemand etwa dieses auf mich selbst deuten, und behaupten, daß viele von meinen Schriften auch den Nutzen nicht bey sich führten, welchen sie billig haben sollten: So erkühne ich mich zu behaupten, daß eine jede Schrift, die ich herausgegeben, dennoch einen guten und lobenswürdigen Endzweck hat, und darauf zielet, einen Mangel zu ersetzen, der uns bisher von fremden vorgeworfen worden. Meine Beschreibung von Dännemark und Norwegen hat man vor ein nöthiges Werk gehalten, weil dergleichen vorher noch nicht ans Licht getreten war. Eben dasselbe kann mit einem noch grösserm Rechte von meiner dänischen Reichshistorie gesagt werden. Es wäre zu wünschen, daß ein jeder seinem Geburtsorte den Dienst leistete, welchen ich meiner Vaterstadt Bergen erwiesen. Das Systema, welches ich von dem Natur- und Völkerrecht entworfen, war zu den damaligen Zeiten sehr nöthig, weil diese Wissenschaft vorher in diesen Gegenden fast gänzlich unbekannt war. In der allgemeinen Kirchenhistorie konnten wir ehedem nichts

anders

✡ ✡ ✡

anders als kurze und trockne Annales und Verzeichnisse von Ketzern aufweisen. Aus dieser Ursache, und um diesen Mangel zu ersetzen, ist die Kirchenhistorie von mir geschrieben worden. Die jüdische Historie ist bisher in keiner Sprache vollständig erschienen. Von den andern kleinern Schriften, kann ich gleichfalls hinlängliche Ursachen angeben, ob gleich einige glauben, daß solche bloß zum Zeitvertreib geschrieben worden. Die gesittesten Nationen brüsten sich mit gewissen Gedichten, als die Franzosen mit ihrem Lutrin, und die Engländer mit ihrem Hudibras. Damit ich also einen Versuch machen möchte, was in diesem Lande in einer solchen Schreibart könnte zuwege gebracht werden: so habe ich das bekannte Gedicht, Peter Paars, abgefaßt. Eben dieses kann man auch von den fünf Satyren sagen, welche darauf gefolget sind, wobey ich nicht die Absicht gehabt, eine Stachelschrift auszuarbeiten, sondern in die Fußtapfen andrer Nationen zu treten, und Proben von einer Schreibart zu geben, wovon man sich bisher bey uns keinen rechten Begrif gemacht. Meine Metamorphosis, welches eine Nachahmung der Verwandlungen des Ovidius

ist, kann, in Absicht auf die Erfindung, für ein Original gelten. Eben dieses Urtheil kann man von der unterirrdischen Reise des Klims fällen, welches ein moralischer Roman ist, wovon man in der lateinischen Sprache allein Barclai Argenis aufweisen kann. Was fremde und Auswärtige von meinen moralischen Gedanken geurtheilet, daß man darinn keine gemeine und so oft aufgewärmte Gedancken antreffe, ist bekannt. Meine Schauspiele sind nicht nur in fremde Sprachen übersetzt, sondern werden auch noch täglich auf fremden Schaubühnen mit gutem Erfolg vorgestellt, und ich habe durch diese Arbeit zuwege gebracht, daß Dännemark nun das dritte Reich ist, welches sich eines solchen Werks rühmen kann. Denn man hat sonst keinen Schauplatz oder eine Sammlung von Originalcomödien, als in Frankreich und England. Ich zeige bloß, was mich angetrieben, die itztangeführten Schriften zu verfertigen, und lasse andern das Urtheil über, ob ich in dieser Absicht glücklich gewesen.

Man kann daraus abnehmen, daß ich bey meinen Arbeiten bloß die Absicht gehabt, den Mangel einigermassen zu ersetzen, welcher

✡ ✡ ✡

cher ehedem bey uns herrschte, und daß deswegen die Erinnerungen, welche ich über verschiedene Schriften mitgetheilet, die in so grosser Menge gegenwärtig bey uns herauskommen, nicht auf mich selbst und meine Schriften können gezogen werden. Man wird mich auch hoffentlich von dem Verdachte freysprechen, als wenn ich bloß des Geldes und Gewinnstes halber geschrieben. Der Profit ist bey weiten so groß nicht, als einige sich einbilden. Es liegen noch Bücher bey mir, die ich nicht verkauft habe, ob dieselben gleich bereits vor zwölf Jahren, und nur in einer mäßigen Anzahl, abgedruckt worden. Was aber auf andere Ausgaben und Uebersetzungen gewonnen ist, solches werden diejenigen wissen, die davon den Vortheil gezogen haben. Die geringen Mittel, welche ich gesammlet, fliessen also nicht eigentlich aus dieser Quelle her; sondern sind vielmehr eine Frucht eines viele Jahre fortgesetzten einsamen Standes, eines mäßigen Lebens, und des Abscheues vor aller Wollust. Kurz, der ganze Gewinnst, wovon einige mit Mißgunst reden, beläuft sich nicht höher, als daß ich dadurch den Schaden ersetzen kann, welchen die Viehseuche auf meinem Landguthe

ver-

verursachet hat. Ich kann mit Wahrheit sagen: Quod cito fit, cito perit, denn alles, was ich durch eine vierzigjährige beständige Arbeit erworben, ist in einer Zeit von acht Tagen wieder verschwunden. Ich wiederhohle es demnach hier noch einmal, daß ich auf gewisse Art berechtiget bin, wegen der in so grosser Menge ans Licht tretenden Schriften, Erinnerung zu thun, insonderheit da ich sehe, daß die Schreibsucht immer stärker überhand nimmt, und unzählige Schriften erscheinen, welche keine andere Absicht haben können, als einen Handschilling zu verdienen. Man kann es zwar armen Studenten nicht verdenken, daß sie durch ihre Arbeit etwas zu erwerben suchen, aber sie könnten durch eine nützlichere Arbeit eben denselben Endzweck erreichen. Sie könnten z. B. anstatt uns Dollmetschungen von Romanen oder andere dergleichen Bücher zu liefern, die wir nicht brauchen, alte lateinische und griechische Schriftsteller in ihre Muttersprache übersetzen, woran es uns noch fehlt, und sich dadurch nicht nur in den gelehrten Sprachen, sondern auch in ihrer eignen Sprache üben. Um sie zu dieser Arbeit aufzumuntern, habe ich selbst einen griechischen Schriftsteller ins

däni-

✡ ✡ ✡

dänische übersetzt, welches Werk, wenn Gott Leben und Gesundheit verleihet, in diesem Jahre noch ans Licht treten wird, und unsern Studirenden vielleicht zu einem Wegweiser in einer solchen Arbeit dienen kann, die gewiß nicht so leicht ist, als einige sich vorstellen. Und wenn sie endlich ja Originalstücke liefern wollen: so können sie ja andere nützliche und bequeme Materien erwählen, worinn ihnen ein jeder Patriot mit Freuden an die Hand gehen wird, wie man solches bey dem dänischen Magazin wahrnimmt, welches ein preiswürdiges Unternehmen ist, und einen grössern Nutzen schaffen kann, als man gedenket. Denn, obgleich verschiedene Stücke darinn angetroffen werden, welche den Lesern eben keinen so grossen Nutzen zu schaffen scheinen: so verdienet dies Werk dennoch einen ausnehmenden Ruhm, weil es eine Sammlung von lauter zuverläßigen Originalurkunden ist, deren man sich mit grossem Nutzen bedienen kann, um einige Fehler auszubessern, welche sich in unsre Historie eingeschlichen haben. Vernünftige Patrioten wünschen, daß unsre Scribenten zu solchen Arbeiten ihre Federn gebrauchen möchten. Wollte man sagen, daß solche Bemühung nichts einträgt, indem der gemei-

meine Mann, welcher die Stärke des Landes ausmacht, einen weit grössern Geschmack an andern Dingen findet, so zeigt doch die Erfahrung, daß nützliche Schriften auch ihre Liebhaber finden. Herrn Egedes in dänischer Sprache abgefaßte Beschreibung von Grönland, ist sehr wohl aufgenommen, und auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Von Havens Reise nach Rußland hat eben dasselbe Glück gehabt. Und wozu der gemeine Mann noch keine Lust bezeiget, dazu kann man ihn, wie an andern Orten, gewöhnen.

Damit ich zu dem Werke zurück kehre, welches ich gegenwärtig ans Licht stelle, so ist dasselbe sowohl als meine Heldenhistorie, eine Nachahmung des Plutarchs, welcher berühmte Männer mit einander verglichen, und sich dadurch einen unsterblichen Ruhm erworben. Diese Art zu moralisiren, ist die nützlichste und untadelhafteste. Sie ist die nützlichste, weil sie sich auf die Historie gründet, die ein unbetrieglicher Spiegel der Tugenden und Laster ist. Sie ist zugleich auch die untadelhafteste, weil niemand darüber ungehalten wird, wenn er seine Fehler an verstorbenen Personen abgemahlet siehet. Man bemerkt vielmehr ohne Verdruß, wie andre durch die Laster verstellt

wor-

worden, und was dieselben für betrübte Folgen nach sich gezogen. Eben dadurch faßt man auch einen Abscheu vor denselben, und wandelt inskünftige behutsamer. Man sagt zwar im gemeinen Sprichworte, daß man von den Verstorbenen nicht übel reden müsse. Aber ich habe an verschiedenen Orten in meinen Schriften gezeigt, daß viele allenthalben angenommene Sprichwörter und Sätze bey einer genauen Untersuchung übel gegründet befunden werden. Man hat vielmehr Ursache zu sagen, daß man die Lebendigen verschonen müsse, weil dieselben entweder wegen solcher Urtheile zu viel leiden, oder nur dadurch verhärtet werden; die Verstorbenen aber kann man frey beurtheilen, deñ solche werden durch die Beschuldigungen und Vorwürfe nicht weiter gerührt, weil sie solche nicht hören; den Lebendigen aber kann ihr Beyspiel, die Tugend angenehm, und die Laster verhaßt machen. Denn wenn man den Scribenten verbietet, übel von den Todten zu reden, so verbietet man ihnen auch, eine Historie abzufassen. Doch ist es am sichersten und anständigsten, daß man die Verstorbenen eine Zeitlang im Grabe ruhen lasse, und hernach eines jeden Tugenden und Laster, wie in diesem Werke, erzähle.

Viele

✡ ✡ ✡

Viele haben sich gewundert, wie ich bey einem so schlechten Gesundheitszustande so viele Schriften abfassen, und dennoch zugleich mein Amt beobachten können, welches mir nebst meinen eignen ökonomischen Sachen genung zu schaffen macht. Ich habe mich aber jederzeit aller unnöthigen Arbeiten enthalten, auch mich niemals in einen weitläuftigen Briefwechsel eingelassen, und allenthalben der Kürze beflissen, daß ich dasjenige in einer Linie geschrieben, wozu andre zehn anwenden, wenn ich gemerkt, daß dadurch nichts wesentliches ausgelassen worden. Ich will diese Regel auch allen und jeden, welche mit Arbeiten überhäuft sind, bestens empfohlen haben.

Uebrigens, weil diese Schrift sehr lange, nämlich vom August bis zu Ausgange des vorigen Jahres unter der Presse gewesen, so sind inzwischen verschiedene Veränderungen vorgegangen. Die Königinn von Ungarn, welche mit diesem Namen belegt wird, ist nun römische Kayserinn, und die Sonne des Ungarischen Volks, welche in der Einleitung zu den Geschichten der Königinnen Margareta und Elisabeth so hell glänzend vorgestellt wird, hat einige Verfinsterung erlitten, und zwar durch die Tapferkeit der Preussen, insonderheit durch die Klugheit eines Königs, welcher sich die Bewunderung des ganzen Europa erworben.

Vor-

Vorbericht
des Uebersetzers.

Da der berühmte Herr Verfasser durch die gründliche Vorrede, welche er diesem Werke vorgesetzt, mich der Mühe überhoben, von dem Inhalte und der Absicht dieser Arbeit ausführlich zu handeln: so werde ich mich in dem gegenwärtigen Vorberichte desto kürzer fassen können. Am allerwenigsten werde ich mich dabey aufhalten, diese neue Schrift des Herrn Holbergs, welche ich auf Begehren des Herrn Verlegers ins Deutsche übersetzt habe, durch eine weitläuftige und wohlausgesonnene Lobrede, den Lesern anzupreisen. So gewöhnlich dies auch in allen Vorreden ist, und so sorgfältig dasselbe, insonders

derheit die Uebersetzer, zu beobachten pflegen, welche hierdurch an dem ihrem Original beygelegtem Lobe, auf eine zwar unvermerkte, aber ihnen doch überaus erfreuliche Art Theil nehmen, wie sittsam sie solches auch immer von sich ablehnen: So werde ich mich doch dieser wohlhergebrachten Gewohnheit nicht unterwerfen. Findet diese Schrift Beyfall, wie sie sich denn gewiß wegen ihrer Scharfsinnigkeit, Anmuth und des daher zu erwartenden Nutzens die gütigste Aufnahme versprechen kann: so rühret solches bloß von den schönen Eigenschaften und Vorzügen dieses Werks selbst her. Sollte diese Arbeit aber, wieder vermuthen, einigen nicht gefallen: Wem gefallen aber die holbergischen Schriften nicht? So würde meine schwache Empfehlung gewiß nicht das geringste zu den bessern Schicksalen dieses Buchs beytragen, und ich würde diejenigen, welche sich einmal fest vorgenommen haben, Feinde des guten Geschmacks zu seyn, dennoch von ihrem Irrthume nicht überzeugen, wenn ich gleich einen Herold abgeben, und die Vorzüge dieses Werks weitläuftig erzählen wollte.

Hätte ich aber ja die Absicht, diese Vorrede in eine Lobschrift zu verwandeln: so würde

✲ ✲ ✲

de ich bloß zum Ruhme des Herrn Holbergs und seiner gegenwärtigen Schrift anmerken, daß derselbe der erste gewesen, welcher nach dem Beyspiel und Entwurf des Plutarchs, ein solches vollständiges Werk ausgearbeitet. Die Lebensbeschreibungen des Plutarchs, und die denselben beygefügten Vergleichungen, sind von jeher als ein Meisterstück angesehen worden*, und man muß sich billig wundern, da die neuern Schriftsteller bisher den alten so rühmlich gefolgt sind, daß sich noch niemand an ein solches Werk gewagt, und uns auch solche Lebensbeschreibungen und Vergleichungen grosser Männer geliefert, welche Arbeit gewiß mit dem gröften Nutzen verknüpft seyn würde, wenn man dabey zugleich auf diesen grossen Vorgänger unabläßig sein Augenmerk richtete. Es fehlt uns zwar nicht an einzelnen und sehr wohlgerathenen Stücken, indem Varillas, St.

* In dem abgewichenen Jahre haben einige überaus geschickte Männer einige Lebensbeschreibungen des Plutarchs ins deutsche übersetzt, und mit den gelehrtesten Anmerkungen versehen. Die Probe ist so schön gerathen, daß man billig die gröste Ursache hat, die Herren Verfasser aufzumuntern, in einer ihnen so rühmlichen Beschäftigung noch ferner fortzufahren. Siehe die altonaischen gel. Zeit. 1745. St. 94. S. 764.

✲ ✲ ✲

Cyremond, Rapin und Lombard die Lebensbeschreibungen verschiedener grosser Helden und andrer berühmten Männer entworfen, und mit einander verglichen. Ein ausführliches und vollständiges Werk aber haben wir, nach diesem Entwurf, bisher noch nicht aufzuweisen gehabt.

Es gereicht daher billig dem Herrn Holberg zu einem besondern Ruhme, daß derselbe einen Versuch gemacht, wie weit es möglich sey, einen so grossen Vorgänger zu erreichen. Im Jahr 1740 traten seine verglichenen Geschichte verschiedener grossen Helden und andrer berühmten Männer ans Licht, welche auch bereits durch eine geschickte Feder ins deutsche übersetzt worden. Herr Holberg urtheilet nach seiner ihm eignen Bescheidenheit von diesem Werke: „ob ich den Schrift„steller einigermassen erreicht, den ich mir in „dieser Schrift zum Muster vorgestellt, sol„ches überlasse ich andern zu entscheiden. „Wenn man die Scharfsinnigkeit, den „Reichthum der Materie, die Anmuth der „griechischen Sprache, die freye Schreib„art, und andre schöne Eigenschaften be„denkt, welche die Schriften des Plutarchs

„so

✲ ✲ ✲

„so schätzbar machen: So würde man mich „für sehr thöricht halten, wenn ich mich mit „einem solchen Manne vergleichen wollte*. Wie rühmlich aber dieses Vorhaben andern geschienen, und mit wie vielem Beyfalle solches aufgenommen worden, davon will ich nur, andrer hiemit übereinstimmenden Zeugnisse zu geschweigen, die so beliebten Nova Acta Eruditorum anführen, wo es heißt: Ea, quae perlegimus, nobis visa sunt, hinc inde Plutarchum superare, saepius aequare, rarius proxime ad eum accedere**. Dadurch hat sich also Herr Holberg um so viel eher aufmuntern lassen, nach eben demselben Entwurfe auch die Vergleichung verschiedener Heldinnen und andrer berühmten Damen auszuarbeiten, welche gegenwärtig ans Licht treten. Die Einrichtung ist mit dem vorigen Werke einerley. Der Herr Verfasser hat auch hier seiner Absicht gemäß nicht alles und jedes angeführt, was von diesen Heldinnen und andern berühmten Damen könnte gesagt werden, weil er bloß solche Umstände beyzubringen willens gewe-

* Im dritten Briefe der eigenen Lebensbeschreibung S. 298.

** Lipsi. 1743 Mens. Oct. p. 622.

✲ ✲ ✲

sen, welche dienen, den Character und das Portrait derselben lebhaft und mit einer unpartheyischen Feder zu entwerfen. Allenthalben zeigt der Herr Verfasser, daß er die menschlichen Neigungen, und die verborgensten Leidenschaften, welche man so sorgfältig zu bedecken pflegt, aufs genaueste erforscht. Allenthalben entdeckt man Spuren der redlichsten Neigung und des aufrichtigsten Verlangens, seinen Mitbürgern eine Liebe zur Tugend und einen Abscheu vor den Lastern beyzubringen. Die Geschichte einiger Fürstinnen, welche Herr Holberg in diesem Werke beschrieben, sind zwar zum theil nicht ganz unbekannt, und er hat selbst verschiedene hieher gehörige Umstände aus seiner dänischen Reichshistorie entlehnet, welche ich, weil uns dieses unsterbliche Werk durch den Fleiß eines berühmten Mannes in einer so schönen Uebersetzung mitgetheilet worden, auch daraus unverändert eingerückt. Nichts destoweniger aber hat der Verfasser denselben doch durch die veränderte Einkleidung, und durch die allenthalben eingestreuten Urtheile und Anmerkungen, eine andre Gestalt und einen neuen Glanz gegeben. In den vorgesetzten Einleitungen han-

✲ ✲ ✲

handelt er allemal von einer auserlesenen, und bisher noch nicht so sehr ausgeführten Materie, wozu das darauf folgende Leben seiner Heldinnen Gelegenheit gegeben, und wenn er von den insgemein angenommenen Meynungen abweicht: so dringt er seine Sätze doch niemanden auf, sondern sucht dieselben vielmehr durch wohlausgesuchte Gründe zu bestätigen.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich meiner gegenwärtigen Uebersetzung auch nur einigermassen den Beyfall billiger Richter versprechen könnte. Wenigstens habe ich mich äusserst bemühet, meiner Urschrift keinen von ihren Vorzügen zu entwenden. Ich wünsche, daß diese geringe Arbeit nur eben denselben Beyfall erhalten möge, welchen die von mir in dem abgewichenen Jahre aus dem lateinischen übersetzte, und mit Anmerkungen begleitete eigene Lebensbeschreibung des Herrn Holbergs gefunden. Nun werde ich meinen Fleiß verdoppeln, und die von eben diesem berühmten Manne ausgefertigte jüdische Geschichte, wovon

✡ ✡ ✡

von man bisher in keiner Sprache ein zusammenhangendes und ununterbrochenes Werk aufweisen können, den Freunden der holbergischen Schriften in die Hände zu liefern. Geschrieben Altona, den 30 März 1746.

Georg August Detharding.

Margareta und Elisabeth.

Einleitung.

Man hat seit einigen tausend Jahren, bis auf unsre Zeiten, sich noch nicht wegen dieser Frage vereinigen können: Welche Regierungsart die beste sey, und welche Regimentsform am meisten beytrage, den Frieden, die Wohlfahrt und die Glückseligkeit eines Landes zu befördern? Einige glauben, daß eine monarchische Regierung am geschicktesten sey, diesen Endzweck zu erreichen, weil dieselbe dem alten patriarchalischen Regimente ähnlich ist, wo die Väter und Häupter eines grossen Geschlechts, mit einer unumschränkten Gewalt regierten. Man findet auch, daß die Stiftungen der ersten Ober-

Die monarchische Regierung ist die älteste.

Herrschaften nach diesem Grundrisse eingerichtet gewesen, und daß die Regierung in den ältesten Zeiten welche unmittelbar auf die patriarchalischen gefolgt sind, durch Könige verwaltet worden. Weil aber einige von den ersten Regenten die ihnen anvertraute Macht mißbrauchten: so funden die Städte, und andre, welche eine solche Gesellschaft oder Verbindung unter sich aufgerichtet hatten, für gut, diese Gewalt durch gewisse Gesetze zu mäßigen. Daher ist nachmals der Unterscheid unter den unumschränkten und eingeschränkten Reichen entstanden. In den letztern wurden die ansehnlichsten und mächtigsten Bürger mit zur Regierung gezogen, und da es denenselben überaus angenehm war, an der höchsten Macht Theil zu haben: so bestrebten sie sich, dem Ansehen der Könige stets engere Schranken zu setzen, und dadurch ihre eigne Gewalt immer mehr auszubreiten und zu befestigen. Dieses gelung ihnen auch. Denn die Königliche Macht ward zuletzt in einen Schatten und in einen bloßen Namen verwandelt, und hörte endlich mit der Zeit gar auf. Hieraus sind die sogenannten Aristokratien entsprungen, da die reichsten und mächtigsten Bürger, welche zu unsern Zeiten insgemein den Namen der Edlen führen, alle Gewalt und Macht an sich gezogen haben. Das übrige Volk ließ diese Veränderung im Anfange, ohne sich dagegen zu setzen, geschehen, weil es glaubte, daß eine solche Anordnung höchstnöthig sey, damit das ganze Land nicht nach dem

Ursprung der Aristokratien.

dem bloßen Willen eines einzigen Mannes möchte regieret werden. Die Edlen säumten auch nicht, daß Volk in diesen Gedanken zu stärken, und führten daher alle Unbequemlichkeiten weitläuftig an, welche mit den königlichen Regimente verbunden gewesen. Ja sie legten den vorigen Regenten so vieles zur Last, und beschuldigten dieselben so vieler Missethaten, daß auch der bloße Name eines Königes dem ganzen Volke ein Schrecken war.

Da aber das Volk mit der Zeit merkte, daß die in der Regierungsart vorgenommene Veränderung mehr auf die Hoheit des Adels, als auf die Wohlfahrt und Freyheit des Volks abzielte, und daß an statt eines mächtigen Regenten, hundert kleine Könige herrschten: So suchte es dieses Joch wieder abzuwerfen, und eine solche Gleichheit einzuführen, daß ein jeder Bürger an dem Regimente Theil haben sollte. Dieses ist der Anfang und Ursprung der Demokratie oder des Bürgerregiments, wo das ganze Volk zusammen gerufen wird, wegen eines Friedens oder Krieges, wegen eines Gesetzes oder einer Anordnung, wegen der Wahl obrigkeitlicher Personen, oder anderer wichtigen Dinge und Umstände halber, seine Stimme abzulegen. Man findet, daß diese Regierungsform einigen Völkern so ungemein gefallen, daß sie sich nichts so sehr, als die Erhaltung derselben, angelegen seyn lassen; man hat aber auch mit der Zeit wahrgenommen, daß der Staat bey einer solchen Veränderung eben so vielen Unbequemlichkeiten, als

Ursprung der Demokratien.

vorher, unterworfen gewesen, und daß also die Krankheit nichts von ihrer Kraft verlohren, sondern nur einen andern Namen erhalten. Denn die Frucht der so beliebten allgemeinen Freyheit hat sich in Streit und Uneinigkeit geäußert, woher zuletzt bürgerliche Kriege entstanden sind. Und so ist eine harte Regierung in eine Anarchie, oder wo niemand regieret, verwandelt worden, welches der unglückseligste Zustand ist, worinn ein Land gerathen kann. Deswegen ist man oft genöthiget gewesen, um dem gänzlichen Untergang eines Staats vorzubeugen, sich einer unumschränkten und alleinigen Oberherrschaft zu unterwerfen, wodurch einem Lande seine vorige Gestalt und Stärke wiedergegeben worden. Man könnte hiervon unzählige Beyspiele aus den Geschichten anführen. Und daher rührt es, daß der Streit noch nicht entschieden worden, den man schon seit einigen tausend Jahren bis auf unsere Zeiten wegen der Frage geführt, welche Regierungsform die beste und sicherste sey?

Ich halte bey so bewandten Sachen dafür, daß die Stärke und Wohlfahrt eines Staats nicht sowohl von der Regierungsart, als von den Eigenschaften der Regenten herzuleiten sey. Wenn eine gerechte und kluge Obrigkeit am Ruder sitzt, so ist die Regierung gut, es mag übrigens die höchste Macht einer Person allein anvertrauet, oder auch unter einem ganzen Rathe vertheilet seyn. Man hat bemerkt, daß ein Land unter einerley

Gute Obrigkeit gute Regierung.

Re-

Regierungsform bald geblühet, und bald wieder abgenommen. Rom ist unter dem Königlichen Regimente bald stark, und bald schwach gewesen. Es hat unter dem grossen Rath bald wie eine feste Mauer unbeweglich gestanden, bald aber wieder gewanket, und unter der Regierung des ganzen Volks ist es eben denselben Veränderungen unterworfen gewesen. Diejenige Freyheit, welche itzt dem Staate das Leben gab, drohete demselben zu einer andern Zeit den Untergang. Wenn deswegen ein Romulus, ein August, ein Trajan, oder auch ein Antonin auf dem Thron sitzt: so kann man behaupten, daß keine Regierungsform besser sey, als die monarchische. Wenn sich in einem Rathe Valerii, Fabricii, Catones, und andre redliche patriotische Gemüther befinden: so ist der Staat unter einer aristokratischen Regierung glücklich. In England ist in hundert Jahren die Regierungsform unverändert gewesen. Man hat dieselbe so sehr auf Schrauben gesetzt, daß es ein Meisterstück zu seyn scheint. Indessen hat man wahrgenommen, daß der Staat unter einerley Regierung bald mächtig und blühend, bald aber auch dem Untergange nahe gewesen. Die Staatsverfassung ist unter der hannöverischen Herrschaft annoch auf eben dieselbe Art eingerichtet, als sie unter dem stuartschen Hause war, und dennoch war das Reich in vorigen Zeiten beständig allerhand Unruhen unterworfen, da nunmehro unter dem itztregierenden Hause Stärke und Einigkeit herrschen. Ein wohlgebauetes Schiff kann

eben so leicht scheitern, als ein andres, welches viele Fehler hat, wenn kein redlicher und erfahrner Steuermann am Ruder sitzet. Wozu nützt doch der Reichthum, wenn man denselben nicht zu gebrauchen weiß, und was helfen alle Gesetze, wenn dieselben nicht ausgeübt, und in Erfüllung gebracht werden.

Die Regierungsart machte Lacädemon nicht glücklich, und dadurch hob diese Republik nicht das Haupt unter allen andern Städten empor. Das Meisterstück des Lykurgs bestand nicht darinn, daß er den Grund zu einem künstlichen Gebäude legte, daß er die Monarchie, das Regiment der Edlen, und das Bürgerregiment mit einander vermengte, und daß er eine Macht und Herrschaft gleichsam gegen die andere abwog; denn verschiedene andere Staaten sind mit einer gleichen Klugheit angeordnet worden, und deswegen doch nicht glückseliger gewesen. Ich behaupte daher, daß er sich dadurch nicht als einen Meister bewiesen, daß er eine auf Schrauben gesetzte Regimentsform angerichtet, sondern hierinn hat er seine Klugheit gezeigt, daß er den Regenten und obrigkeitlichen Personen nicht nur Gelegenheit, sondern auch den Willen benommen, sich ihres Ansehens zu mißbrauchen, und Fehler zu begehen. Vielleicht wendet man ein, daß dieses unmöglich sey. Vielleicht sagt man, wer doch die Versicherung ertheilen könne, daß die Obrigkeit beständig eine löbliche und gerechte Re-

Wie eine Regierung beständig und löblich seyn könne.

Regierung führen werde. Tugend und Geschicklichkeit würden nicht, wie die Stammgüter, von einem Geschlechte auf das andere fortgepflanzt, und die Erfahrung habe bereits öfters gelehret, daß gute und schlechte Regenten mit einander abwechseln. Ich gestehe, dieser Satz scheint einigermaßen fremd zu seyn, aber ich glaube doch, daß er durch verschiedene, aus den Geschichten entlehnte, Beyspiele könne bestätiget werden.

Ich will nicht von Lacädemon reden. Es ist bekannt, daß daselbst die obrigkeitlichen Personen einander fast beständig ähnlich gewesen, welches der ersten Stiftung der Republik zuzuschreiben ist, wodurch die Tugend und die Liebe des Vaterlandes den Herzen so tief eingepräget ward, daß solche auch auf die Nachkommen fortgepflanzt worden. Ich will nur zwo andre Regierungen anführen, von denen die erste uns in den alten Geschichten aufbewahret worden; die andre aber nur sehr wenigen bekannt ist, weil man die Einrichtung derselben nicht eher erfahren, als bis das Reich bereits in fremden Händen war. Das erste Beyspiel einer solchen Regierung giebt uns das alte Aegypten. Das Reich war daselbst erblich; aber die Könige hielten sich doch verbunden, nach den Gesetzen zu leben. Indessen machte ihnen niemand ihre Gewalt streitig, sondern man sahe sie vielmehr als Götter an.

Beweis dieses Satzes, aus der alten ägyptischen Regierung.

Die Könige beobachteten selbst die Gesetze aufs heiligste, und wichen nicht einen Fußbreit von der

rühmlichen Lebensart ihrer Vorfahren, welche folgendergestalt eingerichtet war. Des Morgens frühe, wenn das Gemüth am munterſten und freyeſten iſt, laſen ſie die eingeſandten Berichte, welche zur Erläuterung der Sachen dienten, worüber ſie ein Urtheil fällen ſollten. Hierauf begaben ſie ſich in den Tempel, um daſelbſt zu beten. Der vornehmſte Prieſter hielt zugleich eine Rede, worinn er unter andern von der Pflicht der Könige handelte, und die Fehler anzeigte, welche ſie etwa mochten begangen haben. Doch richtete er allemal ſeinen Vortrag auf eine ſolche Art ein, daß die Schuld nicht auf die Könige, ſondern auf die Miniſter fiel. Die Könige nahmen dieſe Erinnerungen, denen alle ihre Vorfahren durch die erſte Stiftung unterworfen geweſen, niemals ungnädig auf. Sie wurden vielmehr dadurch zur Tugend und zur Beobachtung der Geſetze aufgemuntert. Man kann desfalls ſagen, daß die ägyptiſchen Könige die tugendhafteſten Perſonen in dem ganzen Lande geweſen, und daß unter ihnen nur ſehr wenige ſchlechte Regenten gefunden worden. Man räumte zwar diejenigen nicht aus dem Wege, welche eine unbillige und ungerechte Regierung führten, aber nach ihrem Tode ward über ſie das Urtheil gefället. Jedoch, Aegypten iſt nur ſehr ſelten von laſterhaften Regenten beherrſcht worden. Faſt alle Könige wurden von den Unterthanen innigſt geliebt, und bey ihrem Abſterben eben ſo aufrichtig und wehmüthig bedauret, als Kinder den Tod ihrer Eltern zu beklagen pflegen.

gen. Hieraus erhellet, daß mein vorher angenommener Satz, ob er gleich fremd zu seyn scheinet, dennoch nicht ganz ungegründet sey, und daß man durch vernünftige Stiftungen die Tugend bey den Regenten erblich machen könne.

Fernerer Beweis dieses Satzes, aus der peruvianischen Regierung in Amerika.

Das andre Beyspiel einer solchen Regierungsart giebt uns die ehemalige peruvianische Herrschaft in Amerika. Der Stifter derselben, Ynka Manko Kapack, war nicht so sehr darauf bedacht, eine künstliche Regierungsform anzuordnen, sondern bemühete sich vielmehr, den Regenten die Tugend einzuprägen, und solche bey allen seinen Nachfolgern gleichsam erblich zu machen. Um dieses zu bewerkstelligen gab er für, daß er ein Sohn der Sonnen, und seine Gemahlin eine Tochter der Sonnen sey, und gebot aufs strengste und nachdrücklichste, daß seine Nachkommen mit keinen andern Personen ein Eheverbündniß treffen sollten, als welche sich auch einer solchen himmlischen Abkunft rühmen könnten, damit sie durch die Vermischung mit andern Menschen nicht befleckt werden, oder etwas von ihren angebohrnen Tugenden und himmlischen Eigenschaften verlieren möchten. Wie dieser Befehl einmal in der königlichen Familie angenommen, und als unumstößlich bestättiget worden, und die Nachfolger des Manko Kapaks zugleich einsahen, wie nöthig es sey, alle Laster zu meiden, damit die Unterthanen bey den erhabenen Gedanken von der Herrlichkeit des

königlichen Hauses möchten erhalten werden: So haben sie die Fußstapfen ihres Stifters niemals veranlassen, und dadurch zu wege gebracht, daß das peruvianische Regiment das allerglückseligste geworden, welches man in alten und neuen Geschichten antrift. Weil Manko Kapack fürgab, daß er ein Gesandter des Himmels sey, der aus dieser Ursache abgeordnet worden, um eine mehr gesittete Lebensart einzuführen: so bemühete er sich mehr, durch kluge Lehren und Wohlthaten, als durch die Schärfe des Schwerdts die wilden und barbarischen Völker zu gewinnen, mit welchen damals das südliche Amerika angefüllet war. Wenn diese gelinden Mittel fehl schlugen: so suchte er sie bloß durch Abschneidung der Lebensmittel und der Zufuhr zum Gehorsam zu bringen. Und wenn sie auf eine solche Art in die Enge getrieben waren: so stellte er ihnen die Glückseligkeit der andern Völker vor, welche er seiner Herrschaft bereits unterworfen hatte. Eben solcher Mittel bedienten sich alle seine Nachkommen, und brachten dadurch den grösten Theil des südlichen Amerika unter ihre Bothmäßigkeit. Niemand bereuete es, daß er sich einer solchen Regierung unterworfen, welche nichts als Tugenden von sich blicken ließ, und die mit einer solchen Gelindigkeit herrschte, daß man die Regenten nicht anders als Eltern, und die Unterthanen nicht anders als Kinder ansehen konnte. Die Geschichte des letzten Königes Guaynacava zeigt aufs deutlichste, wie innig die Könige von ihren Unterthanen geliebt wor-

worden. Dieser Herr ward mit seinem Kriegsheere auf einem Zuge nach Quito begriffen, um sich dieses Landes zu bemächtigen, der Weg aber war wegen der vielen steilen Klippen und tiefen Thäler sehr beschwerlich. Wie er Quito glücklich erobert hatte, so übernahmen die Unterthanen, damit er desto bequemer wieder zurück kommen könnte, aus freyen Stücken eine unglaubliche Arbeit, indem sie durch die Berge einen breiten und ebenen Weg zu machen suchten. Es gelung ihnen auch, ob es gleich eine unbeschreibliche Mühe kostete, die Felsen durchzugraben, und die Thäler auszufüllen, welche an einigen Orten zwanzig Fuß tief waren, um einen ebenen Weg von fünfhundert Meilen zu stande zu bringen. Und hierbey liessen sie es nicht allein bewenden. Denn weil sie merkten, daß Guaynacava sich gerne in dieser Provinz aufhielte: so machten sie eben einen solchen Weg an der andern Seite, damit der König das Vergnügen haben möchte, auf dem einen Wege hin, und auf dem andern wieder zurück zu reisen, und allemal fand er beyde Wege mit grünen Zweigen, und wohlriechenden Blumen bestreuet. Man würde dieses für unglaublich halten, wenn dieß grosse Werk nicht kurz vorher angelegt worden, als die Spanier in Peru kamen. Ich übergehe andre Merkmaale der zärtlichsten Liebe, woraus man abnehmen kann, daß die Peruvianer ihre Regenten wie ihre leibliche Eltern geliebet, und daß das Reich unter einer so väterlichen Regierung die größte Glückseligkeit empfunden

den habe. Man kann fast nicht ohne Thränen hören, daß ein solches Land von einigen grausamen Spaniern unter die Füsse getreten worden, und niemals kann man ohne Wehmuth lesen, daß diese blutdürstigen und geizigen Europäer sich vorgenommen, ein Volk gesitteter zu machen, welches sie sich doch vielmehr zum Beyspiel und zur Nachfolge hätten vorstellen sollen.

Man bemerket übrigens nichts gekünsteltes an der peruvianischen Regierungsart. Denn das Land war schlechterdings einer alleinigen und unumschränkten Macht unterworfen. Die Weisheit des Stifters hat sich allein in diesem Stücke geäußert, daß er die Laster bey den Regenten ausgerottet, und denselben die Tugend so tief eingeprägt, daß sie weder die Macht noch auch den Willen gehabt, solche wieder auszutilgen. Dieses hätte vielleicht eben dieselbe Wirkung haben können, wenn gleich der Staat auf eine andre Art wäre eingerichtet gewesen, oder wenn der Fürst, anstatt eine unumschränkte Macht in Händen zu haben, mit einer eingeschränkten Gewalt regiert, oder wenn man anstatt der Monarchie das Regiment der Edlen, oder ein Bürgerregiment erwählet hätte. Denn die Städte und andre Societäten, welche von der besten Obrigkeit regiert werden, haben auch die beste Regimentsform. Ich gestehe frey, daß ich andern Gesetzgebern oder Stiftern nicht den Rath ertheilen würde, sich der Mittel des Manko Kapaks zu bedienen, weil sie sich auf eine unerlaubte und unzuläßige Erdichtung

tung gründen. Aber es sind noch andre zuläßige und erlaubte Mittel übrig, welche von einer eben so guten Wirkung seyn können.

Nachdem ich also gezeigt, daß keine von den gewöhnlichen Regierungsarten, deren Aristoteles Meldung thut, ganz vollkommen könne genannt werden, daß eine jede ihre Unbequemlichkeiten habe, und daß daher eine tugendhafte und kluge Obrigkeit einen Staat allein glücklich mache: so dürfte man nunmehr eine Abhandlung von den Pflichten der Regenten von mir erwarten. Vielleicht wäre ich auch in diesem Stücke, da ich die besten Geschichtschreiber unermüdet lese, glücklicher, als manche junge Schriftsteller, welche den Regenten Regierungsregeln vorschreiben, ehe sie gelernt haben ihr eignes Haus zu regieren, oder sich selbst zu erkennen. Ich überlasse dieses aber alten und erfahrnen Staatsmännern, welche einzig und allein hiervon mit Grund und Nachdruck reden können. Nur dieses will ich kürzlich anführen, daß man einen jeden Regenten löblich und gut nennen könne, wenn derselbe sich genau vorstellet, wer er sey, und wozu er verordnet worden, daß sein Land, welches er regieret, mehr ein sogenanntes Fideicommiß, als ein besondres Erbgut sey, daß die Unterthanen nicht sowohl als seine Knechte und Diener, sondern vielmehr als seine Kinder anzusehen, daß er dem Lande mehr, als das Land ihm zugehöre. Daß er von GOtt gleichsam zum Vormund verordnet worden, und daß der Höchste seine Rechnung genau durchsehen,

und

und Anmerkungen darüber machen werde, wenn die Vormundschaft mit dem Leben aufhöret.

Ich habe an einem andern Orte in meinen Schriften gezeiget, daß es in einem gewissen Lande nicht gebräuchlich gewesen, insbesondre für sich, sondern allein für die Regenten zu beten, weil man dafür gehalten, daß die Wohlfahrt des Regenten und des Volks, auf eine ganz unzertrennliche Art, mit einander verbunden sey. Dieses muß ein Regent und eine jede Obrigkeit sich unaufhörlich vorstellen; diesen Satz müssen sie als ganz unleugbar und unumstößlich annehmen, daß der Regent und die Unterthanen nur Glieder eines Leibes sind, von welchem nicht der geringste Theil leiden kann, daß nicht der ganze Leib Schmerzen empfinden sollte. Man kann einen Regenten mit der Seele, welche den Leib belebet, vergleichen. Diese ist zwar der edelste Theil, aber dennoch auch ein Theil, weil sie nicht wirken kann, wo sich nicht der andre Theil, nämlich der Leib, in einem guten Zustande befindet. Insgemein sagt man: Wenn es dem Könige wohl geht, so geht es auch den Unterthanen wohl. Man kann aber auch mit eben demselben Rechte sagen: wenn es den Unterthanen wohl geht, so geht es dem Könige auch wohl. Hier muß, oder hier kann vielmehr kein besonderer Vortheil oder Nutzen Statt haben, wo nicht das ganze Gebäude sinken, und endlich fallen soll. Die Glieder müssen keine besondre Verbindung gegen den Magen anrichten, und eben so wenig muß sich der Magen gegen die Glieder empören. Man weiß aus dem

dem bekannten Streite zwischen dem Magen und den Gliedern, daß der Ausgang beyden Theilen sehr schädlich gewesen. Die tägliche Erfahrung zeigt, daß der Wohlstand und die Ehre eines Fürsten durch nichts so sehr, als durch eine solche Vorstellung befördert werde, daß die wahre Herrlichkeit und das rechte Glück eines Regenten, nicht in der Hoheit des Standes, in der Grösse der Macht, und in der Anzahl der Reiche und Länder, sondern allein in der rechten Verwaltung des Amts und in dem Vergnügen bestehe, welches er bey sich selbst darüber empfindet, daß er mit Ruhm und allgemeinem Beyfall seine Rolle auf dem grossen Schauplatze gespielet, worauf er von GOtt gesetzt worden. Die Hoheit führt öfters nicht anders mit sich, als eine gezwungene Lebensart, und man kann eine hohe Standesperson mit einem solchen Menschen vergleichen, welcher in prächtigen und gesteiften Kleidern geht, die eben so unbequem, als glänzend sind. Die Größe der Macht und die Menge der Länder bringen nichts anders zu wege, als daß die Bürde schwerer wird, und die Geschäfte sich häufen. Es ist eine Last, ein Amt zu verwalten, aber es ist ein Vergnügen, demselben wohl vorzustehen. Das erste ist ein beschwerlicher Titel. Das letzte aber eine wahre Herrlichkeit. Wir müssen unser Leben als ein Schauspiel ansehen, worinn einem jeden Menschen seine Rolle zu spielen gegeben worden. Es gereicht einem Schauspieler nicht zum

Worinn eigentlich die rechte Herrlichkeit eines Regenten bestehe.

Ver-

Vergnügen, daß er eine hohe Rolle gespielet, sondern darüber freuet er sich, wenn er dieselbe wohl und mit Beyfall ausgeführet. Es wird deswegen auf dem Schauplatze viel lieber eine andre Person, als einen Kayser, vorstellen wollen, wenn er glaubt, daß er zu dem ersten besser als zu dem andern, geschickt sey, weil der Vortheil und die Ehre nicht in der Hoheit der Rolle, sondern in der Ausführung derselben, bestehet. Alles, was ein Regent durch die Geburt, oder durch einen Zufall, besitzt, kann zwar wohl ein Glück, aber keine wahre Herrlichkeit genannt werden, und eben so wenig kann man solches mit dem Namen des höchsten Gutes belegen. Dieses besteht vielmehr in dem beständigen Vergnügen, welches ein Regent empfindet, so oft er nachdenket, daß er mit seiner eignen Ehre zugleich das Glück der Unterthanen befördert, und daß er mit dem August sagen könne: Das Schauspiel hat ein Ende; Plaudite!

Die Regenten nennen sich Patres Patriae, oder Väter des Vaterlandes. Und daher müssen sie sich bemühen, diesem Namen eine Genüge zu leisten, welches durch die Beobachtung der oben angeführten Regel geschiehet. Ein Regent muß diesen Satz unumstößlich fest setzen, daß sein Wohlstand sich auf die Wohlfahrt des Volkes gründe, und daß ihr beyderseitiger Vortheil eben so wenig könne getrennet werden, als die Verbindung des Nutzens zwischen Eltern und Kindern. Wie Zopyrus, einer von den getreuesten Unterthanen des Königes Darius, sich Nase und Ohren abschneiden

den lassen, und seinem Könige dadurch die mächtige Stadt Babylon in die Hände geliefert: so that Darius diesen Ausspruch, er wolle lieber einen Zopyrus ungeschändet, als hundert Städte, wie Babylon, haben. Dieses muß nothwendig eine Liebe gegen die Regierung erwecken, wenn man siehet, daß das Leben eines getreuen Bedienten höher, als die Eroberung eines ganzen Landes geachtet wird. Wenn die Unterthanen davon überzeugt sind: so thun sie alles freywillig und mit Vergnügen, wozu sie sonst mit Gewalt müsten gezwungen werden. Die Unzufriedenheit wird in Lust, die Kaltsinnigkeit in Liebe, die Widerspenstigkeit in Gehorsam, und das Laster selbst in Tugend verwandelt. Daß ein Regent vermögend sey, einen lasterhaften Unterthan tugendhaft zu machen, solches hat der macedonische König, Philippus, und zwar auf folgende Art bewiesen. Es ward Nikanor bey ihm angegeben, daß derselbe stets von ihm übel redete. Anstatt denselben wegen dieser Verwegenheit und Frechheit zu bestrafen, ließ der König vielmehr nach der Ursache forschen, die den Nikanor etwa hierzu bewegen möchte. Und da er erfuhr, daß Nikanor, ob er gleich Verdienste hatte, dennoch in Armuth und Verachtung lebte: so sandte er ihm ein Geschenke. Nachher rühmte Nikanor den König, und dieser sagte zu seinen Hofbedienten: Ihr seht daraus, daß es in der Macht eines Königes stehet, in einer Stadt den

Dieses wird durch Beyspiele aus den Geschichten bestätiget.

Bürgern entweder die Tugend oder die Laster angenehm, und also dieselben entweder gut oder böse zu machen. Die Geschichte zeigen uns aber auch verschiedene Exempel daß ein löblicher Regent einem ganzen Volke eine andre Gestalt geben könne. Man darf nur zum Beweis dieses Satzes den gegenwärtigen Zustand des ungarischen Volks mit dem vorigen zusammen halten. Vor einigen Jahren herrschten in Ungarn unaufhörlich Streit und Aufruhr, das Volk war mit der Regierung mißvergnügt, und gegen die auswärtigen Feinde verzagt. Seitdem aber die itztregierende Königinn den Thron bestiegen, und diese ruhmwürdigste Fürstinn den Unterthanen so viele Proben einer recht mütterlichen Liebe gegeben: so hat das ganze Volk eine andre Gestalt angenommen, und ist auf eine wundernswürdige Art so sehr verändert worden, daß es sich selbst nicht mehr ähnlich zu seyn scheinet. Der Haß und der Widerwillen gegen die Regierung ist eine brennende Liebe, das Mißtrauen in Zuversicht, und die Zaghaftigkeit in Muth, und Feuer verwandelt worden. Das Volk, welches so oft den Feinden des Reichs den Rücken gekehret, ist nunmehr den mächtigsten Potentaten in Europa ein Schrecken, und eine halb verachtete Nation macht nunmehr dem Theil der Welt, den wir bewohnen, eine wahrhafte Ehre. Diese merkwürdige Veränderung ist nicht durch künstlich ausgesonnene Gesetze, oder durch eine neue Einrichtung

Insonderheit durch den gegenwärtigen Zustand der ungarischen Nation.

der

der Regierung, sondern allein durch die Tugend der Regentinn, und durch ihre mütterliche Zuneigung gegen ihr Volk zuwege gebracht worden, da sie öffentlich gesagt: **Ich will eure Mutter seyn, wenn ihr meine Kinder seyn wollet.** Diese einzige Erklärung, und die Erfüllung derselben durch wirkliche Proben, hat das alte Mißtrauen völlig ausgerottet, und den schwachen ungarischen Unterthanen neue Kräfte und gleichsam ein neues Leben gegeben, daß man mit Wahrheit sagen kann: **hier ist das rechte ungarische Wasser,** l'Eau veritable de la Reine d'Hongrie, welches erfrischet und aufmuntert. Man hat wahrgenommen, daß ein jeder Bürger und Landmann die Regierung fast über Vermögen unterstützt, ja Vater und Sohn haben mit einander gestritten, wer sein Leben für die Ehre und Wohlfahrt einer so geliebten Regentinn wagen sollte. Gewiß, so lange diese Staatsregel von der Königinn wird beobachtet werden: so wird diese Nation keiner andern an Tugend, Tapferkeit und Treue das geringste nachgeben. Wenn aber diese Fürstinn davon abweichen sollte, wenn sie nach dem Beyspiel einiger von ihren Vorfahren dem verderblichen Rathe gewisser Geistlichen Gehör geben, und sich von den Jesuiten zu einer Kaltsinnigkeit gegen ihre getreue Unterthanen überreden lassen sollte, die so große Proben ihrer Liebe zu der Regierung blicken lassen, und zur Vergeltung nichts anders, als die Gewissensfreyheit, verlanget haben; wenn dieses geschehen sollte; So würde der

Staat gleich wieder eben so schwach und unansehnlich werden, man würde wieder von Streit, Aufruhr, Zusammenverschwörungen und Verzweifelung hören, ja die Unterthanen würden aufs neue bey den Feinden des Landes, ja selbst bey den Türken und Unchristen wider ihre Obrigkeit Schutz suchen.

Dieses ist aber nicht zu vermuthen, und daher kann man die gegenwärtige Regimentsform in Ungarn vortreflich nennen, indem daselbst Haupt und Glieder, und folglich auch diese selbst unter einander aufs genaueste verbunden sind, und in allen Theilen dieses politischen Leibes eine erwünschte Uebereinstimmung herrschet, welche den ganzen Bau stärket und unterhält. So lange diese erwünschte Verfassung dauret: so werden Hände und Füße willig zum Nutzen des Magens arbeiten, weil sie glauben, daß sie selbst ihre Stärke davon erhalten, und der Magen wird seinem eignen Geschmacke willig entsagen, um nichts anzunehmen, als wodurch die Glieder ernährt und gestärkt werden können. Die Wohlfahrt des Reichs wird als die Wohlfahrt eines jeden Bürgers insonderheit angesehen werden. Die Schatzkammer des Regenten wird von den Unterthanen als eine Staatsbanke betrachtet werden, worinn alle und jede Actien und einen Antheil haben, und alle Bürger werden ihr Eigenthum für ein Eigenthum des Regenten, und für einen zu seinen Diensten allezeit bestimmten Schatz halten. Man wird niemals von andern Streitigkeiten zwischen

Haupt-

Haupt und Gliedern hören, als welche ehedem in England unter der Regierung der Königinn Elisabeth zu entstehen pflegten, da die Parlamenter die Königinn oft mißvergnügt verliessen, weil sie sich wegerte, alle Subsidien, die man ihr anbot, anzunehmen, und weil sie sich zu keiner Vermählung entschliessen wollte, wodurch das Land mit Regenten von einem so herrlichen Stamme konnte versehen werden.

Mein Vorsatz ist nicht dahin gerichtet, durch diese Abhandlung alle Staatsverfassung und Grundgesetze für unnütz zu erklären. Ich bewundre vielmehr selbst die künstlichen Staatsgebäude, welche von verschiedenen Stiftern und Gesetzgebern aufgerichtet worden. Ich gestehe auch, daß sie nützlich sind. Dieses einzige behaupte ich nur, daß dadurch die Unbequemlichkeiten in einer Societät nicht können gehoben werden, wo nicht ein kluger, gerechter und erfahrner Regent am Ruder sitzet. Denn die besten Gesetze sind nur als todte Buchstaben anzusehen, wenn sie nicht in Ausübung gebracht werden. Man kann sie mit den Verordnungen des Caligula vergleichen, welche mit sehr kleinen Buchstaben geschrieben, und an hohe Oerter befestiget waren, daß niemand dieselben lesen konnte. Man kann durch neue Stiftungen und Gesetze die Staatsfehler, Vitia status, anzeigen und kennbar machen, aber man heilt dieselben nicht, so lange die Fehler der Regenten, Vitia personarum, nicht gehoben werden. Solon und Lykurg, zweene grosse Gesetzgeber, stifte-

ten zwo Republiken. Die Anordnungen des Solons waren durchgehends gut und wohlgegründet, aber der athenienſiſche Staat war eben denſelben Schwachheiten, wie vorher, ja ſelbſt noch bey Lebzeiten des Stifters unterworfen. Und dieſes rührete daher, weil er mehr auf das Gebäude, als auf deſſen Erhaltung bedacht war, und mehr auf das Schiff und Ruder, als auf den Steuermann ſahe. Lykurg aber war nicht ſo ſehr bemühet, gute Geſetze zu geben, als vielmehr dieſelben zu einer beſtändigen Ausübung zu bringen; und dieſes konnte auf keine andre Art geſchehen, als daß er eine beſtändig tugendhafte Obrigkeit einführte, welche weder die Macht noch den Willen hätte, laſterhaft zu ſeyn. Hierinn beſtund ſein Meiſterſtücke, welches auch die Wirkung hatte, daß Lacedämon einige hundert Jahre in dem ſchönſten Flor geſtanden, und keiner Veränderung unterworfen geweſen.

Es erhellet alſo aus dem, was oben angeführt worden, daß alle Regierungsarten gut ſind, wenn die Regenten tugendhaft und tüchtig ſind, und daß man auf ſolche Art eben ſo glücklich unter einer unumſchränkten als eingeſchränkten Regierung leben könne. Der Staat kann unter einer Ariſtokratie eben ſo ſehr blühen, als unter einem Bürgerregimente, und eben ſo glücklich ſeyn, wenn ein Weib den Zepter führt, als

Die ganze Materie wird durch die Geſchich-

als wenn ein Mann am Ruder sitzet. Margareta und Elisabeth, deren Geschichte gleich folgen werden, dienen zum Beweis des letztern Satzes, und zeigen klärlich, daß kein salisches Gesetz nöthig sey, die Wohlfahrt eines Reiches zu befördern. Dännemark ist niemals in gröſserem Ansehen gewesen, als unter der Regierung der Königinn Margareta, und Englands Wohlfahrt legt von dem vernünftigen Regiment der Königinn Elisabeth ein unwiedersprechliches Zeugniß ab. Nun will ich mich zur Geschichte selbst wenden.

te Marga retens und Elisabeth erläutert.

Margareta.

Diese berühmte Königinn, deren Leben den nordischen Geschichten zu einem Zierrath dienet, ist 1353. von dem König Waldemar dem Dritten und der Königinn Helwig gebohren worden. Man erzählt von ihrer Geburt eine sonderbare Geschichte.

Eine seltsame Historie von der Geburt der Königinn Margareta.

Der König sey einmal nach Soeburg gekommen, wo die Königin Helwig gefangen gesessen, und habe ein Frauenzimmer verlangt, mit derselben die folgende Nacht zuzubringen. Man hätte ihm aber, ohne daß er gewust, die Königinn beygelegt, und dieselbe sey hierauf mit dieser grossen Tochter schwanger wor-

worden. Weil aber Hvitfeld nichts davon erwehnet, und es auch nicht glaublich zu seyn scheint, daß jemand sich sollte unterstanden haben, dem Könige einen solchen Possen zu spielen: so kann man diese Begebenheit unter die Fabeln rechnen, welche man insgemein bey der Geburt grosser Monarchen zu erdichten pflegt. Wie Margareta zehn Jahre zurückgelegt hatte: so ward sie mit dem Könige in Norwegen, Hagen, vermählt, und die Verbindung legte den Grund zu der Vereinigung der beyden nordischen Reiche, die auch noch dauret. Bey dieser Vermählung sind folgende Umstände merkwürdig: Der König Waldemar, und Magnus Smek, König in Schweden, hatten mit einander die Abrede genommen, daß der Sohn Magni, der Prinz Hagen, sich mit der dänischen Prinzeßinn Margareta vermählen sollte. Diese Verbindung aber suchte der schwedische Adel rückgängig zu machen, und stiftete daher ein Verlöbniß zwischen dem bereits angeführten schwedischen Prinzen Hagen, und der holsteinischen Gräfin, Elisabeth; einer Schwester Henrichs des Eisernen. Sie fertigten auch im Jahr 1362 einen Gesandten nach Holstein ab, um diese wichtige Sache völlig zu Stande zu bringen. Die Gräfinn ward auf das feyerlichste mit dem König Hagen verlobt, sie nahm auch den Titel einer Königinn von Schweden und Norwegen an, weil der schwedische Prinz Hagen in Norwegen regierte, und begab sich zu Schiffe,

Eine merkwürdige Geschichte bey ihrer Vermählung.

um ihre Reise nach Schweden anzutreten. Sie ward aber durch Sturm nach Dännemark verschlagen. Der König Waldemar nahm sie mit den grösten Ehrenbezeugungen auf, und stellte sich, als wenn er aus Sorgfalt für ihre Person nicht zulassen könnte, daß sie ihre Reise in dem harten Winter weiter fortsetzte. Inzwischen aber, da er ihr diese Höflichkeiten erwies, trieb er mit äusserster Macht auf die Vollziehung der ehemaligen Abrede, wegen der Vermählung des Königes Hagen, mit seiner Tochter Margareta. Und da dieser kluge Herr vermögend war, den König Magnum Smek zu allem, was er wollte, zu bewegen: so erhielte er auch diesesmal von ihm, daß er seine Meynung änderte und sein voriges Versprechen erfüllte. Der junge König Hagen ward gleich darauf nach Dännemark geschickt, wo er das Beylager mit der Prinzeßin Margareta, die damals erstlich eilf Jahre zurück gelegt hatte, in Kopenhagen vollzog. Dieses war der holsteinischen Gräfinn so sehr empfindlich, daß sie sich scheuete, wieder nach Holstein zu reisen, und deswegen in das schwedische Kloster Wadstena gieng.

Aus dieser Ehe ward ein Sohn, Namens Oluf, geboren, welcher nach dem Tode des Königs Waldemars 1376 zum Könige in Dännemark erkohren ward, und nach dem 1380 erfolgten Ableben seines Vaters auch den norwegischen Thron bestieg. Es wurden also die beyden Reiche Dännemark und Norwegen mit einander in seiner Person

son vereiniget, und weil er ein Erbe von Schweden war: so konnte er auch auf dieses Reich einen Anspruch machen. Die Schweden aber hatten den Herzog von Mecklenburg, Albert, zu ihrem Könige erwählt, und die Erben des Magni Smeks ausgeschlossen. Es muste also der junge König Oluf mit seinen beyden Reichen zufrieden seyn, und sich allein den Anspruch auf das dritte vorbehalten.

Sie führt während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regierung in den nordischen Reichen.

Weil der König Oluf bey annoch sehr jungen Jahren zur Regierung gelangte: so ward für gut befunden, daß seine Mutter so lange das Regiment führen sollte, bis er sein mündiges Alter würde erreicht haben. Sie stund auch wirklich in dieser Zeit den Reichen mit großem Ruhme vor, bis ihr Sohn 1387 in der Blüte seiner Jugend mit Tode abgieng. Mit ihm hörete die rechte königliche Linie in Norwegen und Schweden auf. In Dännemark war auf der Schwerdtseite gleichfalls niemand mehr vorhanden, und also hatte Margareta das nächste Recht zur Nachfolge in der Regierung. Es ward auch diese Fürstinn wirklich, sowohl wegen ihres unstreitigen Erbfolgrechts als auch wegen ihrer Klugheit und Einsicht, die sie währender Minderjährigkeit ihres Sohns in der Verwaltung der Reiche blicken lassen, zur regierenden Königinn, und zwar so einmüthig erklärt und angenommen, daß eine Provinz gleichsam mit der andern stritte, welche

che zuerst die Huldigung leisten, und davon die schriftliche Versicherung geben sollte. In Norwegen hielt sich noch ein ansehnlicher und mächtiger Herr auf, welcher Haagen Jonsen, Drost hieß, und von den norwegischen Königen abstammte. Dieser konnte daher mit einigem Rechte auf die norwegische Krone Anspruch machen. Margareta aber wuste es in die Wege zu richten, daß er sein Recht fahren lies, und auf dem Schlosse Aggerhus auf seinen Anspruch 1388 feyerlich Verzicht that. Sie brachte es auch dahin, daß die Norweger den jungen Herzog Henrich aus Pommern zu ihrem Nachfolger erklärten. Dieser stammte von ihrer Schwester ab, und sie hatte denselben bereits zu ihrem Erben in Dännemark bestimmt, wodurch sie den Grund zur Vereinigung der beyden Reiche legte. Und da der Name Henrich in diesen Reichen fremd, und den Dänen und Norwegern unangenehm war: so verwandelte sie denselben in Erich, unter welchem Namen dieser König auch in den Geschichten bekannt ist.

Sie wird zu einer regierenden Königinn in Dännemark und Norwegen erklärt.

Im Anfange ihrer Regierung gerieth sie mit Schweden in einen Krieg, wozu folgende Begebenheiten Anlaß gaben. Es ist schon vorher gezeigt worden, daß ihr verstorbener Gemahl, der König Hagen, als ein Sohn Magni Smeks, der rechtmäßige Erbe von Schweden

Sie geräth mit Schweden in einen Krieg.

den war. Desfalls hatte sich nicht nur ihr Sohn Oluf, welchen sie mit dem Könige Hagen gezeugt, Erbe von Schweden geschrieben, sondern sie führte auch selbst diesen Titel. Diß wollte Albertus, welchen die Schweden zu ihrem Könige angenomen hatten nicht dulden, und schrieb sich deswegen wieder zum Trotz König zu Dännemark und Norwegen. Ja er verwandelte sogar das schwedische Wapen, welches vorher ein Löwe über drey Ströme war, in drey Kronen, um dadurch seinen Anspruch auf die drey nordischen Reiche anzuzeigen. Der König Albert belegte auch die Königinn Margareta mit allerhand Schimpfworten, er nannte sie Munkedeye, weil sie mit dem Abt von Sora, als ihrem Beichtvater vertraulich umgieng, wie auch Brogelös, oder Hosenlos, weil sie ein Regent ohne Beinkleider war: Er sandte ihr auch einen Schleifstein, ihre Nadeln und Messer darauf zu schleifen. Dieser Schleifstein soll in der rothschildischen Domkirche ehedem verwahrlich seyn aufbehalten worden, nun aber ist derselbe nicht mehr zu finden.

Der Krieg nahm in dem Jahr 1388 seinen Anfang, und man konnte aus dem Zustande, worinn sich damals beyde Reiche befunden, leicht muthmassen, wie derselbe ausfallen würde. Albertus war wegen seiner seltsamen Aufführung, da er die schwedische Nation verachtete, in dem ganzen Reiche verhaßt. In Dännemark und Norwegen aber hatte die Königinn alle Unterthanen auf ihrer Seite, weil sie nicht nur einen jeden durch ihre leutseliges und freundliches Wesen einzunehmen und zu

ge-

gewinnen wuste, sondern sich auch durch ihre weise und glückliche Regierung eine allgemeine Hochachtung erworben hatte. In Schweden nahm das Mißvergnügen so sehr überhand, daß die Geistlichkeit und die Ritterschaft sich offenbar über die Aufführung des Königs beschwerten. Und da sie mit ihren Klagen nicht gehört wurden, so fiengen sie an, sich öffentlich gegen ihn aufzulehnen. Sie befestigten ihre Schlösser, und kündigten ihm endlich den Gehorsam auf. Zugleich riefen sie die Königinn Margareta zu Hülfe, weil sie allein nicht mächtig genug waren, ihm Wiederstand zu leisten. Ob nun gleich diese kluge Königinn sich die Gelegenheit wohl zu Nutze zu machen, und solche zu ihrem Vortheil anzuwenden wuste: so stellte sie sich doch dem äusserlichen Ansehen nach, als ob sie keine Lust hätte, sich in die schwedischen Irrungen zu mengen, und hörte daher ihren Antrag sehr kaltsinnig an. Sie suchte dadurch die Schweden dahin zu bringen, ihr Ansuchen zu wiederholen, und die Bedingungen, welche sie ihnen vorlegen würde, einzugehen. Zugleich wollte sie diese wichtige Sache, ehe sie sich bewegte, recht reif werden lassen. Wie sie endlich von dem Ansehen und der Stärke der widrigen Partey gewisse Nachricht eingezogen hatte: so ließ sie sich mit den Mißvergnügten in Unterhandlung ein, und versprach ihnen, jedoch unter dieser Bedingung, Hülfe, daß man sie

Die Schweden bieten der Königinn Margareta die Krone an.

Ihre Klugheit.

sie zur regierenden Königinn annehmen und erklären sollte.

Ein schwedischer Herr, Algud Magnusön, welcher zwey Schlösser Oberstein, und Oerestein zu Lehn hatte, war der erste, welcher sich für die Königinn erklärte, und in einem am Tage der heiligen drey Könige 1388 geschriebenen Briefe ihr nicht nur die Huldigung leistete, sondern auch versprach, daß die gemeldeten zwey Schlösser zu ihren Diensten seyn sollten. Und da dieser Herr der allererste war, welcher den andern durch sein Beyspiel vorgieng: so würdigte ihn die Königinn nachher einer beständigen und ausnehmenden Gnade; sie setzte ihn unter die Zahl ihrer Räthe, und belehnte ihn mit verschiedenen Gütern in Dännemark. Ihm folgten verschiedene andre, welche der Königinn gleichfalls ihre Schlösser und Festungen übergaben, und endlich versprach auch der schwedische Reichsrath, ihr treu und hold zu seyn, wodurch dann ihre Partey, welche sie bereits in Schweden hatte, ungemein verstärkt ward.

Einige schwedische Herren übergeben der Königinn ihre Schlösser.

Es konnte aber dennoch ein blutiger Krieg nicht vermieden werden: so zahlreich und ansehnlich auch die Freunde waren, auf welche sich die Königinn Margareta in Schweden verlassen konnte. Denn der König Albert, hatte ausser der Partey, welche ihm noch in seinem Reiche zugethan war; ein großes Kriegsheer von Deutschen zusammen gebracht. Auf dasselbe setzte er seine stärkste Hofnung,

und

und dadurch glaubte er stark genung zu seyn, der Königinn Margareta wiederstehen zu können. Er trug daher kein Bedenken, die Entscheidung dieses Streits auf den Ausfall einer Feldschlacht ankommen zu lassen. Die Königinn Margareta ließ sich dieses auch gefallen, und beyde Kriegsheere geriethen auf der Ebene bey Falköping in Westergothland an einander. Die Schweden wurden durch ihren König Albert selbst, die Dänen aber durch Herrn Ivar Lykke zu Egeholm angeführt. Die Schlacht geschahe den 21 Sept. 1388, und es ward mit grosser Tapferkeit auf beyden Seiten gefochten. Endlich aber wurden die Schweden geschlagen, und die Dänen erhielten einen vollkommenen Sieg. In dieser berühmten Schlacht war der König selbst nebst seinem Sohne Erich und verschiedenen andern vornehmen Herren gefangen. Neunzehn schwedische Ritter wurden nebst sehr vielen Gemeinen erschlagen. Die Dänen büßten auch sehr viel Volk ein, unter denen acht Ritter befindlich waren, woraus man abnehmen kann, daß die Schlacht sehr blutig gewesen. Die Königinn Margareta hielt sich, so lange das Treffen währte, zu Wordingburg auf, und wartete mit der größten Sehnsucht auf die Nachricht, wie die Schlacht ausgefallen wäre. Wie sie aber endlich erfuhr, daß ihre Völker den Sieg davon getragen, und daß der König Albert selbst gefangen sey: so begab sie sich in der größten Eil nach Ba-

die Schlacht bey Falköping.

Der König Albert wird gefangen.

hus.

hus. Dahin ward der gefangne König auch gebracht, nachher aber führte man ihn nach Lindholm in Schonen, wo er sieben Jahre im Gefängnisse aushalten muste. Die übrigen Gefangnen aber ließ die Königinn nach Kallundborg und andern Orten bringen.

Diese Schlacht ist eine der berühmtesten, welche jemals in Norden gehalten worden. Denn dadurch ward an einem Tage ein großes Königreich gewonnen, und der König selbst nebst seinem Sohne und so vielen ansehnlichen Herren, fielen in die Hände des Ueberwinders. Hierdurch hat die Königinn Margareta unter allen nordischen Regenten einen besondern Vorzug erhalten, und diese grosse Fürstinn verdient den Namen einer nordischen Semiramis mit dem größten Rechte. Sie wohnte zwar der Schlacht nicht selbst bey, als Semiramis, aber ihr Geist war doch bey dem Kriegsheer gegenwärtig, und ihre Anstalten waren so klug und vortreflich, daß man sich schon vorher einen glücklichen Ausschlag versprechen konnte. Ihre ganze Geschichte zeigt, daß ihr Regiment eine unzertrennte Kette von lauter weisen Anordnungen gewesen.

Gedanken über diese Schlacht.

Dieser grosse Sieg ist durch ein zierliches heroisches Gedicht von dem Erasmus Latus verewiget worden. Der Verfasser theilt dasselbe in zehn Bücher, und nennt es: Libri Margareticorum. Er hat seine Arbeit der Königinn Elisabeth in England zugeeignet. Es scheint, daß diese Fürstinn sich die Regierung der dänischen Margareta

zum Beyspiel vorgestellt. Wenn man diesem Gedichte Glauben beymessen darf: so ist der König Albert von dem dänischen General Lykke mit eigner Hand gefangen genommen worden. Aber es scheint eine Erfindung des Dichters zu seyn, um seinen Held desto grösser zu machen. Eben dieses gilt auch von verschiedenen andern Umständen, und man kann also diese Schrift, obgleich der Inhalt wahr ist, dennoch nicht durchgehends als ein glaubwürdiges Buch anführen.

Der Krieg aber ward dennoch durch diese Schlacht nicht gleich geendiget. Denn die meklenburgischen Herren, wie auch Rostock und Wismar setzten die Feindseligkeiten gegen die nordischen Reiche noch eine Zeitlang fort. Und da sie für den König Albert Stockholm nebst andern Reichsfestungen in Händen hatten: so unternahmen sie daraus einen Einfall nach dem andern ins Land, und fügten demselben durch Brennen und Morden sehr großen Schaden zu. Die ganze Ostsee, und hernach auch die Nordsee ward mit Seeräubern angefüllet, welche eine lange Zeit unter dem Namen der Vitalianer oder Victualienbrüder bekannt waren, indem man vorgab, daß sie aus dieser Ursache sich auf die See begeben, um die belagerte Stadt Stockholm mit Lebensmitteln zu versehen. Diese brachten nicht nur die Schiffe auf, welche den dreyen Reichen zugehörten, sondern sie setzten auch öfters Volk ans Land, und verursachten großen Schaden. Man fürchtete sich da-

Die Vitalianer.

daher in Norden damals eben so sehr für die Vitalianer, als nachher für die Flibustier in dem südlichen Amerika.

Die Königinn Margareta versäumte inzwischen nicht, die Früchte ihres Sieges einzuerndten. In dem folgenden Jahre eroberte sie die wichtige Stadt Calmar, und ferner eine Provinz nach der andern, daß sie das ganze Königreich bis auf Stockholm im Besitz hatte. Diese Stadt war noch allein dem König Albert beygethan. Die Besatzung bestund in schwedischen und verschiedenen andern fremden Völkern, die gegen einander ein Mistrauen hegten, welches endlich in Streit und Mord ausbrach. Im Jahre 1389 wurden einige stockholmische Bürger auf eine grausame Art hingerichtet.

Die Königinn verfolgt ihren Sieg.

Wie endlich der König Albert sieben Jahre im Gefängnisse zugebracht hatte: so ward durch Unterhandlung an einem Vergleich gearbeitet, wozu die Königinn sich auch willig finden ließ, um einmal diesem Kriege ein Ende zu machen, und die See von den Vitalianern zu reinigen, welche in ihrer Räuberey beständig fortfuhren. Man setzte erstlich eine Zusammenkunft zu Helsingburg an, wo sich auch 1394 Gesandte von Meklenburg, Preussen, und von den Hanseestädten eingefunden, weil aber dieser Congreß fruchtlos abgieng: so nahm man die Abrede, daß man zu Alholm aufs neue zusammen kommen wollte. Endlich ward der Vergleich in dem folgenden Friede.

Alholmischer

Jahre den 1 November auf diese Bedingungen geschlossen, daß der König Albert, sein Sohn Erich und die übrigen Gefangenen auf freyen Fuß sollten gesetzt werden, und daß der König Albert der Königinn dafür entweder 60000 löthige Mark erlegen, oder auch das Schloß in Stockholm übergeben, und seinen Anspruch auf Schweden fahren lassen sollte. Zehn wendische Städte nahmen wegen dieses Geldes die Bürgschaft auf sich, und erhielten Stockholm dagegen zum Unterpfand, worinn sie ihre Besatzung legten. Die Bürgschaft war folgendermassen eingerichtet, daß, wenn der König Albert innerhalb drey Jahren nach seiner Befreyung nicht die versprochenen 60000 löthige Mark bezahlte: so sollten die Städte entweder diese Summe abtragen, oder auch Stockholm der Königinn übergeben. Auf solche Art ward der König Albert aus seiner langwierigen Gefangenschaft befreyet, und zu Helsingburg den Abgeordneten der Hanseestädte übergeben. Es scheint zwar, als wenn die Königinn Margareta in diesen Stücke gar zu gelinde gewesen, und daß sie nicht nur den Frieden auf bessere Bedingungen schliessen, sondern auch den König Albert gleich zwingen können, sich seines Rechts auf Schweden zu begeben. Jedoch diese kluge Königinn sahe vorher, daß es dem Könige sehr schwer, ja fast unmöglich fallen würde, eine so grosse Summe aufzubringen, weil er von allem Gelde entblößt war, und nirgends Credit hatte. Sie entwafnete auch dadurch auf eine Zeitlang Meklenburg

burg und die Hanseestädte, welche sie sich auf solche Art durch den Frieden verbindlich machte. Und endlich suchte sie den Krieg, so bald als möglich zu endigen, um freye Hände zu bekommen, und das grosse Werk, nämlich die beständige Vereinigung der drey Reiche zum Stande zu bringen. Der Ausgang zeigte auch, daß sie in diesem Stücke die klügsten Maasregeln genommen.

Ich habe bereits vorher gezeigt, daß sie die Stände in Dännemark und Norwegen überredet, den jungen Herzog Erich von Pommern zu ihrem Könige anzunehmen, und dadurch den Grund zu einer unauflößlichen Verbindung der bemeldeten beyden Reiche gelegt. Sobald der Friede geschlossen war, suchte sie auch die schwedischen Stände zu bewegen, dieser Verbindung beyzutreten. Sie stellte ihnen zu dem Ende den jungen König Erich vor, welchen sie mit grosser Sorgfalt erziehen lassen, damit er dermaleins ein Regent des ganzen Nordens werden möchte. Sie redete mit ihnen von den Vortheilen, welche eine solche Vereinigung mit sich bringen würde, und von der Stärke und Macht, welche die drey nordischen Reiche durch diese Verbindung erlangen könnten. Zuletzt fügte sie hinzu, sie sey alt und schwach, und es sey nöthig, daß ein junger König den Thron bestiege, der eine so grosse Monarchie erhalten könnte. Endlich liessen sich die schwedischen Stände überreden, und leisteten 1396 den 22 Jul. dem jungen Herzog Erich die Huldigung zu Morasteen, welches der gewöhnli-

che Ort war, wo die Könige in Schweden die Huldigung einzunehmen pflegten.

Wie dieses zu Stande gebracht war: so faßte die Königinn den Entschluß, mit Beyhülfe des schwedischen Reichsraths, dessen Glieder damals Rathgeber des Königs Erichs genannt wurden, den Unordnungen abzuhelfen, welche in dem Reiche überhand genommen hatten. Man machte demnach unter andern auch diese Verodnungen, daß alle Güter, welche die Vögte und andre Bediente des Königs Alberts, von der Krone erhalten hatten, wieder sollten zurück gegeben werden; daß alle Schlösser und Festungen, welche währender Regierung dieses Königs angelegt worden, und nur unruhigen Menschen zum Aufenthalt dienten, sollten niedergebrochen werden, und daß endlich der Adel seine Güter wieder erhalten sollte, welche er im Kriege eingebüßet. Ferner wurden alle von dem König Albert herausgegebene Verordnungen aufgehoben, und der schwedische Reichsrath bewilligte und unterschrieb dieses alles in eben demselben Jahre zu Nyköping. Um die Herzen der Unterthanen noch mehr zu gewinnen, erbot sich die Königinn öffentlich, wo sie etwa jemanden schuldig seyn, oder irgends einen beleidiget haben sollte, desfalls Rede und Antwort zu geben, und sich dem Urtheil zu unterwerfen. Jedoch die ganze Versammlung antwortete einmüthig, daß ein jeder vollkommen mit ihrer Regierung vergnügt sey, und zugleich dankte man der Kö-

Königinn, daß dieselbe eine so grosse Fürsorge für das Reich tragen wollen.

Hierauf reisete sie mit dem jungen König nach Dännemark zurücke, und machte daselbst gleichfalls solche Anstalten, als wenn sie die Regierung gleich niederlegen wollte, da sie doch am besten wuste, daß sie solche noch viele Jahre würde führen müssen, weil der König Erich ein Kind war. Wie sie endlich alle nöthige Verfügungen getroffen: so schritte sie zur Vollendung ihres grossen Vorhabens, und begab sich 1397 mit dem jungen Könige nach Calmar. Sie berief die Räthe aus allen dreyen Reichen dahin, und verband daselbst durch die in den Geschichten so sehr bekannte Calmarsche Constitution die drey Reiche auf das festeste miteinander, daß solche bis zu ewigen Zeiten unter einem Könige bleiben sollten. Diese Constitution ist ein rechtes Meisterstück der grossen Königinn Margareta. Ich will den Inhalt derselben hier nicht weitläuftig anführen, weil ich diese ganze Verordnung dem ersten Theile meiner dänischen Reichshistorie S. 509 einverleibt habe. Dieses will ich nur anzeigen, daß die meisten Skribenten diese Constitution aus Irrthum mit der andern vermengen, welche 39 Jahr nachher unter der Regierung des König Erichs von Pommern abgefaßt worden, die weit ausführlicher ist, und die Regierungsform und das Staatsrecht der drey Reiche in sich enthält. In der ersten Constitution ist

Verbindung, der drey nordischen Reiche zu Calmar.

nur von der Verbindung überhaupt gehandelt worden, und desfalls hat man für nöthig gehalten, dieselbe nachher etwas ausführlicher zu entwerfen.

So ward der Grund zu der grossen nordischen Monarchie gelegt, welche Begebenheit dieser großen Königinn zu einem unsterblichen Ruhme gereicht. Es ward eine große Klugheit, und ausserordentliche Fürsichtigkeit erfordert, ein solches Werk zu Stande zu bringen, welches ganz Europa mit Erstaunen ansahe, und es war eine eben so grosse Geschicklichkeit nöthig, dasselbe zu erhalten, insonderheit im Anfange, ehe das Gebäude einige Festigkeit erlangt hatte. Beydes aber bewerkstelligte Margareta, und wenn ihr Nachfolger mit den Reichen auch zugleich nur einen Theil ihrer grossen Fähigkeit und Einsicht geerbt hätte: so wäre diese ganze Monarchie, welche sie gestiftet, vielleicht noch zu unsern Zeiten unzertrennt, und in dem vorigen Ansehen. Zu eben derselben Zeit, da diese Vereinigung zu Stande kam, ward auch der König Erich zum Könige gekrönet. Dem ungeachtet aber regierte doch die Königinn wirklich, und hatte die Königliche Macht fast bis an ihren Tod allein in Händen; theils weil der König noch sehr jung war, da er den Thron bestieg, theils auch, weil der König ihrer Güte alles zu danken hatte. Die Verwandtschaft, deren er sich mütterlicher Seits rühmen konnte, trug lange nicht so viel zu seinem Glücke bey, als daß er von der Königinn den Ständen vorgeschlagen und empfohlen ward. Gewiß die Dänen, deren Herzen die Königinn in ihren Händen hatte, würden einen andern zu ihrem

rem Könige angenommen haben, wenn die Königinn ihnen denselben vorgeschlagen hätte. Auf Schweden und Norwegen konnte er aber nicht den geringsten Anspruch machen, und deßfalls war er wegen dieser Reiche alles der Fürsorge und Liebe der Königinn Margareta schuldig. Es erforderten demnach Pflicht und Dankbarkeit, daß er ihr die höchste Gewalt, so lange sie lebte, überließ.

Stockholm war annoch in den Händen der Hanseestädte, welche diese Stadt von dem Könige Albert, der den Titel, König von Schweden, fortführte, zur Versicherung erhalten hatten. Die Vitalianer setzten ihre Seeräubereyen unaufhörlich fort. Die Königinn zerfiel mit Steen Sture, einem sehr ansehnlichen und mächtigen schwedischen Herrn. Und der preußische Heermeister, dem Gothland von dem König Albert versetzt worden, erregte gleichfalls allerhand Unruhen. Die Königinn hatte also mit verschiedenen Widerwärtigkeiten zugleich zu streiten, aber sie überwand dieselben alle durch ihr kluges Verhalten, und gab den Reichen die erwünschte Ruhe wieder. Denn da die Vitalianer endlich ihre Räubereyen so weit trieben, daß sie keinen Unterscheid unter Freunden und Feinden machten, sondern alle, die ihnen begegneten, ohne Unterscheid plünderten, auch die Schiffe der Hanseestädte nicht verschoneten, und diese also selbst gemüßiget wurden, Schiffe auszurüsten, um diese Seeräuber im Zaum zu halten: so fiel es der Königinn nicht schwer, mit den Hanseestädten einen Vergleich zu treffen. Es ward auch

Friede zwischen denselben und den Reichen wirklich zu Nyköping in Falster 1399 auf diese Bedingungen geschlossen, daß die Städte den Krieg, welchen sie bisher wegen des Königs Albert mit der Königinn geführt, aufheben, und dagegen ihre Freyheiten und Vorrechte, welche sie vorher in den Reichen gehabt, behalten sollten. Nach diesem mit den Hanseestädten getroffenen Frieden wurden die Vitalianer als Feinde aller Nationen angesehen, und allenthalben, wo man ihrer habhaft werden konnte, gefangen, und hingerichtet, bis die See mit der Zeit von diesen Räubern befreyet ward.

Der Königinn wird Stockholm und ganz Schweden übergeben.

Die Schweden, welche noch die Partey des Königes Albert hielten, und verschiedene Reichsfestungen in Händen hatten, brachte die Königinn gleichfalls zum Vergleich, und wuste sie zu bereden, daß sie die Schlösser übergaben, welche noch zum Dienste des Königs Albert besetzt gehalten wurden. Sie besänftigte auch den mißvergnügten Steen Sture, und nichts hinderte nun ferner die vollkommene Ruhe und Glückseligkeit dieser Reiche, als daß Stockholm und Gothland auch der Königinn übergeben würden, und daß der König Albert sich öffentlich und auf eine feyerliche Art seines Anspruchs auf Schweden entsagte. Alles dieses brachte die Königinn auch mit der Zeit zu Stande. Denn die Hanseestädte, welche Stockholm besetzt hatten, übergaben endlich die Stadt, und

zwar

zwar auf Befehl des Königs Albert, welcher sahe, daß er niemals in den Stand kommen würde, diese wichtige Hauptstadt wieder einzulösen. Und also fiel ganz Schweden in die Hände der Königinn Margareta.

Wegen Gothland aber war die Sache mehrern Schwierigkeiten unterworfen. Einen Theil dieser Insel hatten die Vitalianer im Besitze, und der Heermeister von Preussen machte einen Anspruch auf das ganze Land. Jedoch die Königinn rottete die erstern von der Insel aus, und mit dem Heermeister traf sie durch Vermittelung des Kaysers Wenceslaus einen Vergleich, daß sie das Land mit neun tausend englischen Nobeln sollte wieder einlösen können. Nun hatte die Königinn weiter nichts übrig auszuführen, als die öffentliche Abtretung des Königs Alberts zu Stande zu bringen. Dieses geschahe auch 1405, und der König ließ sich um so viel leichter dazu bewegen, weil er ein ziemlich hochgestiegenes Alter erreicht hatte, und alle Hoffnung verschwunden war, sein Recht mit Gewalt und durch fremde Hülfe auszuführen. Denn die Macht der nordischen Könige war durch die Vereinigung der Reiche so groß geworden, daß man nicht nur allen umliegenden Ländern, sondern auch dem ganzen deutschen Reiche gewachsen war, insonderheit da eine so kluge Regentinn am Ruder saß. Man schloß daher noch in demselben Jahre einen Frieden, worinn der König sich aller Ansprüche auf Schwe-

Der König Albert läßt seinen Anspruch auf Schweden fahren.

Schweden völlig begab. Die Abtretungsschrift ist zu Flensburg 1405 am St. Karinestage gegeben worden, und man sieht daraus; daß der König Albert sich blos geschrieben, **König Albert, Herzog zu Meklenburg** ꝛc. Hierauf folgte noch eine andre Schrift, worinn er sich und seine Erben verpflichtete, niemals gegen den König Erich Krieg zu führen, und sich übrigens zu einer ewigen Freundschaft gegen die drey Reiche verband. Auf solche Art wurden alle Schwierigkeiten durch die Sorgfalt und Weisheit dieser grossen Königinn überwunden, und die Reiche für den Anfall auswärtiger Feinde in vollkommene Sicherheit gesetzt.

Der falsche König Oluf.

Drey Jahr vorher, ehe dieses Werk völlig zu Ende gebracht ward, nämlich 1402 entstund eine kleine Unruhe, welche aber doch gleich wieder gestillet ward. Es fand sich ein junger Mensch ein, welcher sich für den König Oluf, einen Sohn der Königin, ausgab. Kein Unternehmen konnte frecher und zugleich ungereimter seyn, da ein jeder in diesem Reiche wuste, daß der König gestorben war, und die Mutter desselben noch lebte. Nichts destoweniger liessen sich doch einige durch sein Vorgeben betriegen, weil er allerhand heimliche Sachen zu erzählen wuste, welche niemand, als die Königinn selbst wissen konnte. Endlich, wie man ihn nicht in seiner Rede fangen konnte, erinnerte die Königinn sich, daß der König Oluf eine Warze zwischen beyden

Ach-

Achseln gehabt, und ertheilte daher Befehl, daß man untersuchen sollte, ob eine solche Warze an dem gemeldeten Orte auch bey dieser Person anzutreffen wäre. Wie man aber dieselbe nicht fand: so ward dieser Mensch, als ein Betrüger zum Tode verdammet, und zwischen Falster und Skanör verbrannt. Daß dieser Betrüger so viele Heimlichkeiten wuste, rührte daher, weil seine Mutter den König Oluf gesäugt hatte, und nachher dessen Pflegmutter gewesen war.

Unter die Staatsgeschäfte, welche ferner zu der Regierung dieser Königinn müssen gerechnet werden, gehören auch die Streitigkeiten, welche damals in Schleswig und Holstein ihren Anfang nahmen. Die Königinn hatte, noch bey Lebzeiten ihres Sohnes, den Grafen Geert von Holstein 1386 mit dem Herzogthum Schleswig belehnt, welches durch den Tod des letztern Herzogs an die Krone zurückgefallen war. Dieses Lehn bestättigte sie nachher zu Wordingburg 1392. Einige haben dieses für einen Staatsfehler der Königinn gehalten, obgleich die damaligen Umstände so bedenklich und schlüpfrig waren, daß man sie hierinn einigermassen entschuldigen kann. Man muß aber auch zugleich bekennen, daß die Königinn diesen Fehler, wenn man anders diese Handlung also ansieht, mit grosser Klugheit, und zwar bey folgender Gelegenheit, zu verbessern gesucht. Graf Geert blieb 1404 in einer grossen und blutigen Schlacht mit den Dithmarschen, und hin-

Schleswigsche Händel.

ter-

terließ drey unmündige Söhne, nämlich, Henrich, Adolpf und Gerhard, mit welchem letztern die Herzoginn damals schwanger gieng. Gleich darauf aber entstand wegen der Vormundschaft zwischen der verwittweten Herzoginn, und des verstorbenen Herzogs Bruder, Henrich, erwählten Bischof zu Osnabrück, ein heftiger Streit. Die Feindseligkeiten nahmen so sehr überhand, daß es zu einer Feldschlacht kam, worinn die Herzoginn die Flucht ergreiffen muste. Bisher hatte sich die Königinn Margareta nicht geregt, weil sie sich nicht eher in diese Streitigkeiten mengen wollte, bis dieselben recht zu ihrer Reife gediehen, und eine von den streitenden Parteyen genöthiget würde, ihre Hülfe zu suchen, welches denn auch geschahe. Die Herzoginn war zu schwach, dem Grafen Henrich zu widerstehen, und nahm daher ihre Zuflucht zu der Königinn Margareta. Sie verlangte den König Erich zu einem Lehnsherrn über das südliche Jütland, und zugleich zu einem Schutzherrn und Vormund ihrer minderjährigen Kinder. Dieses ward ihr auch willig zugestanden. Und die Königinn verfuhr nunmehr auf eben dieselbe Art in den Fürstenthümern, als die holsteinischen Grafen es vorher in Dännemark gemacht hatten. Sie schoß immer, wenn es von ihr verlangt ward, ansehnliche Geldsummen vor, und nahm dafür ein Stück Landes nach dem andern zum Unterpfand, bis sie beynahe das ganze Herzogthum bis auf die Hauptstadt inne hatte.

Die Klugheit der Königinn bey diesen Umständen.

Das

Das gute Vernehmen zwischen der Königinn und Herzoginn Elisabeth, dauerte bis 1409, in welchem Jahre die Herzoginn Flensburg nebst Nienhuus für elftausend vierhundert Mark Lübsch an Dännemark verpfändete. Ja sie überlegte sogar mit der Königinn, ihr Gottorp selbst in die Hände zu liefern, weil sie sich nicht getrauete, die Stadt und das Schloß gegen ihre Mitwerber, den Bischof von Osnabrück, und die andern holsteinischen Herren, zu behaupten, welche ihr die Vormundschaft streitig machten. Sie nahm auch mit der Königinn die Abrede, daß dieselbe nach Gottorp kommen, und das Schloß in Besitz nehmen, auch dasselbe eine Zeitlang unter dem Titel eines Lehnsherrn behalten sollte. Dieses aber gab zu dem Misverständnisse Anlaß, welches nachher stets zwischen der Königinn und Herzoginn obwaltete. Die Ursache dieses Mistrauens ist niemals recht bekannt worden. Einige glauben, daß die Herzoginn, welche inzwischen andre Gedanken gefaßt, die Königinn zu überfallen gesucht habe. Hvitfeld scheint dieser Meynung beyzutreten. Die holsteinische Historie aber hält dafür, daß dieses Misverständniß einzig und allein aus einem blossen und übelgegründeten Argwohn auf der Königinn Seite seinen Ursprung genommen habe. So viel ist gewiß, daß die Königinn diesesmal den Besitz des Schlosses nicht erhielte, sondern misvergnügt nach Dännemark zurück reisete.

Die Herzoginn bemühte sich nicht, die Königinn wieder zu besänftigen, und derselben das geschöpfte

schöpfte Mistrauen zu benehmen, sondern sie fieng vielmehr an, Feindseligkeiten auszuüben, woraus man deutlich sahe, daß der Königinn Mistrauen nicht ungegründet gewesen. Den Anfang machte die Herzoginn dadurch, daß sie die Bürgermeister und den Rath in Flensburg durch Zwang dahin brachte, daß sie ihr die Stadt übergeben musten. Der König Erich, welcher nun selbst die Regierung angetreten hatte, nahm sich für, dieses zu rächen. Aber das Glück Dännemarks hatte mit dem Anfange seiner Regierung ein Ende.

Die Dänen leiden eine Niederlage in Holstein.

Denn sein Kriegsheer ward von den Holsteinern und ihren Bundsgenossen in die Flucht geschlagen, und gröstentheils entweder niedergemacht oder gefangen. Dieses war fast der einzige Unfall, welcher dem Reiche zur Zeit der Königinn Margareta wiederfuhr, wiewohl derselbe mit mehrerm Rechte zur Regierung des Königs Erichs kann gerechnet werden. Denn dieser König hatte nunmehr ein solches Alter erreicht, daß er dem Regimente selbst vorstehen konnte. Es scheint auch, daß er sich von der Königinn nicht länger habe wollen regieren lassen, und daher ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser Kriegszug sein eignes Werk gewesen, und daß er die Königinn desfalls nicht zu Rathe gezogen habe. Denn man findet, daß sie ganz andre Maasregeln genommen, das Fürstenthum wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Daß der König Erich die Königinn Margareta nicht mehr so hoch, als vorher ge-

achtet, solches erhellet auch aus der Hinrichtung des Abraham Brodersöns, des grösten Lieblings der Königinn, welche er bey Sonderburg 1409 vollziehen ließ. Man beschuldigte diesen Mann verschiedener Gewaltthätigkeiten, welche er vorhin sollte verübt haben, und desfalls ward er wider der Königinn Willen enthauptet. Er war ein Mann von grossem Ansehen, und der Königinn überaus angenehm, welches ihn vielleicht bey dem Könige Erich verhaßt gemacht. Man kann sowohl aus dieser Hinrichtung als auch aus andern Umständen abnehmen, daß der König bereits damals den Entschluß gefaßt, alles nach seinem eignen Kopfe einzurichten.

Nach dieser auf dem Soldorperfelde erlittenen Niederlage, worüber die Holsteiner ein Lied machten, welches nach dem Berichte des Hvitfelds, noch zu seiner Zeit in Holstein gesungen worden, muste die Königinn Margareta über sich nehmen, die Sache wieder gut zu machen, und die Parteyen mit einander zu vergleichen. Sie ward auch, und nebst ihr noch einige andre fremde Herren in eben demselben Jahre als Schiedsrichter ernannt, vor welchen beyde Parteyen, nämlich der König Erich und die Herzoginn Elisabeth vierzehen Tage vor Michaelis 1410 erscheinen sollten. Hierüber ward ein schriftlicher Vergleich zu Flensburg aufgerichtet, worinn man auf beyden Seiten versprach, dem Ausspruche der Schiedsrichter aufs genaueste nachzukommen. Man erkennet daraus, daß die Königinn an diesem unglücklichen Kriegszuge kei-

nen Antheil gehabt, denn wenn sie denselben veranstaltet; so hätte sie keine Unterhändlerinn abgeben können. Aber dieser Berufung auf Schiedsleute ungeachtet, wurden dennoch die Feindseligkeiten in Holstein fortgesetzt, und die Holsteiner suchten verschiedene Städte zu überrumpeln, welche von denen Dänen in den Fürstenthümern waren eingenommen worden. In dem folgenden Jahre rückte der König Erich mit einer grossen Macht abermals in Holstein ein, und eroberte Flensburg. Er ließ hieselbst die Bürgermeister und den Rath nebst einigen vornehmen Bürgern hinrichten, weil sie wider ihre Pflicht die Holsteiner in die Stadt aufgenommen hatten.

Hierauf arbeitete man aufs neue an einem Frieden, und endlich kam durch unverdrossenen Fleiß der Königinn 1411 ein Vergleich zum Stande, worinn man sich auf beyden Theilen gefallen ließ, die Streitigkeiten durch den Ausspruch gewisser Schiedsmänner beyzulegen. Auf solche Art ward der Friede allenthalben in Norden wieder hergestellt, und befestiget, und derselbe dauerte auch, so lange die Königinn lebte. Sie hatte auch bereits einige Jahre vorher Gothland von dem preußischen Orden für neun tausend Nobeln eingelöset, und zwar vermöge des ehedem zu Helsingburg errichteten Vergleichs. Der Mangel an Gelde hatte es nur verursacht, daß der Orden das Land noch seitdem so lange im Besitz gehabt. Auf diese Art

Gothland wird wieder eingelöset und zum Reiche gebracht.

Art kam Gothland wieder unter Dännemark, bey welchem Reiche es auch nachher beständig bis auf den bromsebroischen Frieden 1654 geblieben. Man sieht aus dieser kurzen Geschichte, daß fast kein nordischer Regent so grosse Dinge ausgeführt, und zu Stande gebracht, als diese Königinn. Sie richtete nicht nur durch ihre Siege, sondern auch durch ihre Weisheit und Staatsklugheit eine grosse Monarchie auf, und brachte die davon ehedem abgerissenen Länder und Provinzen wieder zum Reiche. Die grosse Weisheit, mit welcher sie zuletzt, nachdem sie bereits die Regierung dem Könige Erich übergeben hatte, alle Fehler, welche er begieng, zu verbessern, und alles, was er verwirrte, wieder in Ordnung zu bringen wuste, verdient nicht weniger bewundert zu werden. Gewiß, durch so grosse Verdienste und Vorzüge hat die Königinn ihr Andenken in Norden unsterblich gemacht.

Die Königinn stirbt.

Nach so grossen Unternehmungen und nach einem so glücklich geführten Regimente starb endlich diese nie genug gepriesene Königinn 1412 den 28 Oct. auf einem Schiffe, da sie von Flensburg nach Dännemark segeln wollte. Sie kann einen Platz unter den grösten Regentinnen behaupten, welche in den Geschichten zu finden sind; denn sie vereinigte sowohl durch ihre Weisheit und Staatskunst, als durch ihre siegreichen Waffen drey streitige Königreiche, und war zu ihrer Zeit eine der mächtigsten, wo nicht der allermächtigsten Potenzen in der Welt. Ihre Klugheit wu-

Ihr Ruhm.

ste auch diese Reiche, so lange sie lebte, vereinigt zu erhalten. Indessen waren die Schweden mit ihrer Regierung nicht so gut zufrieden, als die Dänen und Norweger. Die schwedische Historie läugnet zwar nicht, daß sie eine grosse Einsicht und Fähigkeit in Staatssachen besessen, aber sie führt doch verschiedene Klagen, und beschuldigt die Königinn, daß die schwedische Nation von ihr mit grossen Lasten beschwert worden, daß sie eine Schatzung auf den Rücken eines jeden Thiers gelegt, welcher daher der Rückenschatz genannt worden, daß sie alles Geld, aus Schweden nach Dännemark geführt, und daß sie die meisten Aemter und Schlösser in Schweden den Dänen anvertrauet. Die schwedischen Geschichtschreiber sagen auch, daß die Königinn, wenn die Stände sich darüber beschwert, und ihr vorgestellt, daß ein solches Verfahren mit denen von ihr gegebenen schriftlichen Versicherungen stritte, diese Antwort ertheilet: Sie sollten sich nur um ihre Papiere bekümmern, für ihre Schlösser und Festungen wolle sie schon sorgen. Sie berichten gleichfalls, daß sie dem jungen Könige Erich diese Lehre gegeben, Schweden soll euch ernähren, Norwegen soll euch kleiden, und Dännemark soll euch vertheidigen. Aber es ist nicht glaublich, daß sie der schwedischen Nation so verächtlich sollte begegnet haben. Ein solches Verfahren kommt auch so wenig mit ihrer Gemüthsart, als mit ihrer beständigen Fürsichtig-

Beschuldigungen, womit die Schweden die Königinn belegen.

sichtigkeit überein, die Einigkeit der drey Reiche untereinander zu unterhalten. Es ist weit glaublicher, daß die Schweden, welche es niemals vergessen konnten, daß sie gleichsam mit Gewalt zu der calmarischen Vereinigung gezwungen worden, alle Gelegenheit ergriffen, ihre Aufführung zu tadeln, und daß sie ihr viele Dinge Schuld gegeben, welche sie niemals verübt. Solches erhellet unter andern aus der Beschuldigung, womit sie dieselbe wegen einer Münze belegten, auf deren einen Seite das Angesicht eines Frauenzimmers, auf der andern aber ein Oe zu sehen war, welches sie aufs häßlichste erklärten, da doch dieser Buchstab nichts anders bedeuten konnte, als entweder ein Oertag oder Oere, welches damals eine gangbare Münze war, oder auch die Stadt Oerebroe, wo die Münze geprägt worden, welches auch vernünftige schwedische Skribenten selbst zugeben. Die Beschuldigung, daß sie die schwedischen Aemter und Schlösser den Fremden anvertrauet, scheint eben so wenig gegründet zu seyn. Denn man sieht aus der Historie, daß zweene schwedische Herren, Algud Magnusön, und Abraham Brodersön ihre grösten Lieblinge gewesen, und von ihr mit Gütern in Dännemark belehnt worden. Was man also hier an der Königinn tadelt, solches ist vielmehr als die vernünftigste und klügste Staatsregel anzusehen, weil sie dadurch die Dänen, Norweger und Schweden so untereinander zu mengen suchte, daß alle drey Völker nur ein Volk werden sollten. Dem sey aber, wie ihm wolle: so dauer-

te doch die Vereinigung so lange sie lebte. Gleich nach ihrem Tode aber wurden die Reiche mit Streit und Zwiespalt, mit Mord und blutigen Kriegen angefüllet Und vielleicht haben damals die Schweden diese Dinge erstlich von der Königinn Margareta erdichtet, um ihren Abfall zu rechtfertigen.

Den Dänen ist ihr Andenken heilig.

Von den Dänen hingegen wird diese Fürstinn wegen ihrer Gottesfurcht und Milde, und wegen ihres weisen Regiments, wodurch sie die Ehre des Volks aufs höchste gebracht, bis an die Wolken erhoben. Von dem gemeinen Manne ward sie wegen ihrer Leutseligkeit und Freundlichkeit im Umgange geliebet, und die Zuneigung der Geistlichkeit hatte sie sich durch die grossen Gaben erworben, womit sie die Kirchen und Klöster in allen dreyen Reichen beschenkte. Aber dem dänischen Adel hielt sie den Daumen aufs Auge, und zwar weil derselbe gegen ihren Vater so oft einen Aufstand erregt hatte. Man sagt, daß sie zum Sprichwort gehabt, sie wolle die Aepfelgärten schütteln, die Bäche austrocknen, und die Becher zerbrechen, wodurch sie auf die drey Geschlechter der Abildgaard, Begger und Limbekke zielte, die sie im Zaum halten wollte. In dieser Absicht kaufte sie grosse Güter von dem Adel in Dännemark, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu eräugnete, um dadurch die Macht der Krone grösser, und das Ansehen des Adels geringer zu machen. Das Schloß Cegholm kaufte sie von dem Herrn Ivar Lykke in Vensyssel, Hellerslöv

und

und Oerum auf Tye von dem Herrn Nikolas Strangesön, und Rosholm von dem Herrn Nikolas Gundesön. Die Vertraulichkeit, welche sie gegen ihren Beichtvater, den Abt von Sora, bezeugte, gab zu einer gewissen übeln Nachrede Anlaß, und der König Albert warf ihr dieses öffentlich vor, da er sie Munkedeye nannte. Aber wie sollte die Königinn hierinn glücklicher gewesen seyn, als andre regierende Königinnen; denn man trift in den Geschichten nur sehr wenige an, welche von dieser Verleumdung frey gewesen. Was ihre Leibesgestalt anbelangt: so soll sie schwärzlich und mannhaft gewesen seyn, und ihr Vater, der König Waldemar soll in dieser Absicht sowohl, als auch wegen ihrer Gemüthseigenschaften und grossen Fähigkeit, oft gesagt haben, daß die Natur bey ihr einen Irrthum begangen, indem sie zu einem Weibe geworden, da sie doch eine Mannsperson hätte werden sollen.

Sie starb in dem neun und funfzigsten Jahre ihres Alters, und nachdem sie sieben und dreyßig Jahre sowohl zur Zeit ihres Sohnes Olaus, als ihres Nachfolgers, Erich von Pommern regiert hatte. Denn sie führte das Regiment wirklich unter beyden Königen. Man meynt doch, daß sie zu rechter Zeit gestorben, weil der König Erich anfieng, ihr zu Kopfe zu wachsen, und sie vielleicht, wenn sie länger gelebt, in ein Kloster geschickt hätte. Aber ein solches Unternehmen hätte dem guten König überaus gefährlich seyn können. Denn, ob sie gleich ein ziemlich hochgestiegenes Alter erreicht

hatte: so war ihr Ansehen dem ungeachtet annoch in den Reichen so groß, daß, wenn der König ein solches Vorhaben hätte bewerkstelligen wollen, es ihr eben so leicht, ja noch viel leichter gewesen wäre, ihn nach Pommern zurücke zu schicken, als es ihm gewesen wäre, sie in ein Kloster zu stecken.

Und dieses ist es, was ich für nöthig erachtet habe, von dieser grossen Königinn hieselbst beyzubringen. Es ist alles aus der allgemeinen dänischen Historie entlehnt, weil ihre Thaten in keinem besondern Buche aufgezeichnet worden, wenn man des Läti Margaretica ausnimmt, welches ein poetisches Werk ist, und allein von dem grossen Siege handelt, den sie über den König Albert erfochten. Sie ward anfänglich zu Sora begraben, nachher aber nach Rothschild gebracht, wo ihr der König Erich das alabasterne Grabmaal aufrichten ließ, welches man auch noch daselbst findet.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Elisabeth,

Königinn in England.

Ihre Geburt.

Diese berühmte Königinn ist zu Greenwich den 7 Sept. 1533 geboren, und war eine Tochter Königs Henrichs des Achten, und Annen Bullen, mit welcher der König sich wieder vermählte, als

als er seine vorige Gemahlin Catharina aus bekannten und von allen englischen Geschichtschreibern weitläuftig angeführten Ursachen verstossen hatte. Weil sehr viele Engländer und Auswärtige diese neue Ehe für unrechtmäßig hielten, und der Pabst in die Ehescheidung mit der Königinn Catharina nicht hatte willigen wollen: so wirkte der König gleich eine Parlamentsacte aus, wodurch die junge Elisabeth zu einer rechtmäßigen Erbin der englischen Krone ernannt ward, wenn kein Prinz aus dieser Ehe folgen sollte. Es waren aber kaum drey Jahre verflossen; so beschuldigte der König seine neue Gemahlinn der Untreue, und ließ dieselbe öffentlich hinrichten, wie in der Geschichte dieser unglückseligen Annen Bullen ausführlich gezeigt worden. An dem unmittelbar auf ihre Hinrichtung folgenden Tage vermählte er sich aufs neue mit Johanna Seymour, mit welcher er den Eduard zeugte, der auch hernach zur Regierung gelangte.

Diese Veränderung verursachte, daß sowohl Elisabeth als die Prinzeßinn Maria, welche der König mit der Königinn Catharina erzeugt hatte, für unrechtmäßige Kinder erkannt, und von der Nachfolge ausgeschlossen wurden. Nach dem Tode des Königs bestieg Eduard den englischen Thron. Dieser liebte die Elisabeth recht herzlich, u. nannte dieselbe, ihres vorigen Unfalls ungeachtet, dennoch niemals anders, als seine liebe Schwester. Sie machte sich auch we-

Ihr Schicksaal zu den Zeiten des Königs Eduards.

gen ihrer herrlichen Gemüthseigenschaften bey der ganzen englischen Nation beliebt: Sie war in ihrem siebzehnten Jahre der lateinischen, französischen und italiänischen Sprache mächtig, auch hatte sie bereits in der griechischen Sprache einen ziemlichen Grund gelegt. Ich übergehe hier die andern Wissenschaften, worinn sie es so weit gebracht hatte, daß man sie für ein Wunder der damaligen Zeiten unter dem Frauenzimmer hielte.

Der Tod des Königs Eduards, welcher einige Jahre darauf erfolgte, versetzte sie in einen gefährlichen Zustand. Aber sie führte sich so klug und behutsam auf, daß ihre Feinde keine Gelegenheit funden, sie zu stürzen. Da nach des Königs Eduards Tode wegen der Erbfolge ein Streit entstand, und Johanna Gray von ihren Anhängern als Königinn zu London ausgerufen ward: so erwählte Elisabeth das sicherste, und schlug sich zu der Partey ihrer Halbschwester Maria. Der Ausgang lehrte auch, daß ihre Aufführung in diesem Stücke vernünftig gewesen, da die Partey der Maria die Oberhand behielt. Diese Fürstinn war in der römischen Religion erzogen, und hatte solche auch noch bey Lebzeiten ihres Vaters mit der äussersten Standhaftigkeit vertheidiget. Nunmehr suchte sie dieselbe bey dem Antritte ihrer Regierung wieder öffentlich einzuführen, und bey dieser Gelegenheit musten die eifrigsten Protestanten zum Scheiterhaufen wandern, wo

Ihre Aufführung unter der Königinn Maria.

wo man sie als Ketzer verbrannte. Zur Zeit dieser Verfolgung führte sich Elisabeth so fürsichtig auf, daß niemand an ihr die genaueste Neigung zur Reformation wahrnehmen konnte. Man hatte sie aber doch dieser Sache wegen stets im Verdacht, weil sie in der protestantischen Religion erzogen war. Man konnte allem Ansehen nach nicht hoffen, daß Maria Leibeserben erhalten würde, und daher muste man besorgen, daß Elisabeth dereinst alles wieder umstossen dürfte, was Maria gebauet hatte. Aus dieser Ursache rathschlagten die Römischkatholischen mit einander, wie man diesem Unglücke vorbeugen könnte. Die Unterthanen erregten hin und wieder gegen die harte Regierung der Königinn Maria einen Aufstand. Dieses wusten die Katholiken zu ihrem Vortheil anzuwenden, und gaben für, daß Elisabeth mit darinn verwickelt wäre. Sie brachten es auch bey der Königinn dahin, daß Elisabeth ins Gefängniß gesetzt ward. Ihre Gefangenschaft.

Man ließ die Aufrührer peinlich verhören, keiner aber bekannte auf die Prinzeßinn Elisabeth. Nichts destoweniger ward sie aus einem Gefängnisse in das andre geführt.

Verschiedene fremde Potentaten, unter denen auch Christian der Dritte, König zu Dännemark war, legten eine Fürbitte für sie ein, jedoch ohne Wirkung. In dieser Versuchung bekannte sich Elisabeth öffentlich zu der römischen Religion, und wohnte der Messe fleißig bey. Aber das Mistrauen konnte doch dadurch nicht gehoben werden,

und

und es scheint, daß man sie würde hingerichtet haben, wenn nicht der spanische Prinz Philippus, der eigne Gemahl der Königinn Maria, aus politischen Ursachen für die Prinzeßinn Elisabeth gebeten hätte.

Se befindet sich in großer Gefahr.

Weil nun die Römischkatholischen merkten, daß ihr Anschlag nicht gelingen wollte: schlugen einige eine Vermählung mit diesem oder jenem fremden Potentaten vor, um sie dadurch weit von dem Reiche zu entfernen. Dieses aber lehnte Elisabeth von sich ab, worüber die Königinn Maria so erbittert ward, daß sie in heftige Worte gegen die Prinzeßinn ausbrach, und sich öffentlich verlauten ließ, daß die schottländische Königinn das nächste Recht zur Erbfolge habe. Daß man übrigens nichts gewaltsames gegen die bedrängte Prinzeßinn vornahm, solches rührte theils von dem Kriege, welchen man in England gegen Frankreich erklärte, theils auch von dem den 17 Nov. 1558 erfolgten Tode der Königinn Maria her, wodurch alles in einen andern Zustand gerieth.

Dieser Todesfall machte alle Minister und Räthe ungemein bestürzt. Denn weil sie alle römischkatholisch waren, und in alle Verfolgungen gewilliget hatten, welche unter der Königinn Maria gegen die Protestanten waren verhängt worden: so befürchteten sie, daß ihnen bey der Veränderung der Regierung ein gleiches wiederfahren möchte. Sie funden also für gut, den Tod der Königinn eine Zeitlang zu verhehlen. Es währte aber nicht

lange:

lange: so war derselbe bereits allenthalben ruchtbar. Es waren damals drey Prinzeßinnen, welche auf die Krone Anspruch machen konnten. Die erste war Elisabeth, eine Halbschwester der verstorbenen Königinn Maria. Die andere war Maria Stuart, Königinn in Schottland, welche von der Schwester, Henrichs des Achten, abstammte, und die dritte war Francisca, eine Herzoginn von Suffolk, welche eine Tochter von der jüngsten Schwester dieses Königes war. Das Recht einer jeden Prinzeßinn ward untersucht, und endlich fand das Oberparlament für gut, die Krone der Elisabeth zuzueignen. Das Unterparlament gab kurz darauf auch seine Einwilligung, und also ward Elisabeth öffentlich als Königinn von England ausgerufen. Alle Protestanten freueten sich über diese Erhebung. Die Römischkatholischen aber betrübten sich darüber, wiewohl dennoch nicht alle. Einige von ihnen glaubten, daß sie in der Religion keine Veränderung machen würde; einige aber, welche nicht so hitzig waren, freueten sich auf gewisse Art, daß die blutigen Verfolgungen, wodurch Maria das Land in einen übeln Ruf gesetzt hatte, einmal wieder aufhörten.

Sie wird regierende Königinn nach dem Tode der Maria.

Elisabeth hatte fünf und zwanzig Jahre zurück gelegt, als sie die Regierung antrat. Sie war wohlgebildet, und hatte etwas erhabnes und majestätisches im Gesichte, woraus aber doch zugleich eine grosse Leutseligkeit hervorleuchtete. Eine gewisse

natürliche Lebhaftigkeit und Freyheit, wodurch sie die Herzen aller derer, mit denen sie redete, einzunehmen und zu fesseln wuste, machte sie insonderheit bey den Unterthanen beliebt. Diese Eigenschaften wurden bey dieser Veränderung nicht vermindert, sondern vergrössert, und zwar so sehr, daß einige sich darüber aufhielten, und glaubten, daß die Königinn sich bisweilen in ihrer Aufführung solchen Personen ähnlich stellte, welche sich auf der Schaubühne sehen lassen.

Vergeblicher Vorschlag wegen einer Vermählung mit dem spanischen König Philipp dem andern.

Sobald sie nur den Thron bestiegen hatte, so trug ihr Philipp der Andre, König in Spanien, der hinterlassene Gemahl ihrer Schwester Maria, die eheliche Verbindung an. Er versprach ihr zugleich die herrlichsten Vortheile, und machte sich zugleich anheischig, die päbstliche Dispensation wegen dieser Ehe auszuwirken. Jedoch diese kluge Königinn, welche etwas ganz anderes im Sinne hatte, als sich mit einem spanischen Könige zu vermählen, hielt ihn mit guten Worten auf, welche aufs behutsamste eingerichtet, und so sehr auf Schrauben gesetzt waren, daß man diesen König nicht erzürnen möchte. Elisabeth hatte die gröste Ursache, diesem Könige auf das freundlichste zu begegnen, weil er ihr Leben durch seine Fürbitte zur Zeit der Königinn Maria gerettet hatte.

Wie sie endlich dieses Antrags entlediget war: so nahm sie sich für, die Reformation wieder in dem

dem Reiche festzusetzen. Hierzu aber ward eine grosse Behutsamkeit erfordert, und desfalls war die Aufführung der Königinn im Anfange auch so fürsichtig, daß man nicht eigentlich wuste, was sie für Absichten in Religionssachen haben möchte. Denn da ihr gleich nach dem Antritte ihrer Regierung eine Bittschrift übergeben ward, daß sie vier ansehnliche Gefangene wieder auf freyen Fuß setzen möchte, und man ihr sagte, daß diese vier Gefangene, die vier Evangelisten wären: so antwortete sie nichts weiter, als dieses: Sie wisse nicht, ob diese vier Evangelisten selbst verlangten, loszukommen. Ja da Holland und Zeeland ihr die Souverainität über diese Provinzen antrugen: so gab sie den Gesandten Buys und Aldegonde, bey ihrem Aufenthalt in England zu verstehen, daß sie sich gar zu sehr über die Messe ärgerten. Sie sagte deswegen zu ihnen, „wollet ihr „der Messe nicht als einer heiligen Handlung beywohnen; so wohnet derselben als einer Comödie „bey.“ Endlich aber entdeckte sie sich frey, und überlegte in einem geheimen Rathe, welcher aus lauter protestantischen Herren bestand, wie man ein so grosses und wichtiges Werk am besten und sichersten angreifen könnte. Wie alles wohl eingerichtet war: so ließ sie ein Parlament zusammen rufen, welches ihr hierinn zur Unterstützung dienen konnte. Immittelst aber ließ sie aufs strengste verbieten, daß keine Religionsstreitigkeiten auf den Predigtstuhl sollten gebracht werden.

Sie verbirgt ihren Fürsatz wegen der Religion.

Wie

Endlich aber erklärt sie sich doch für die Reformation.

Wie das Parlament versammlet war, so ward gleich in der ersten Seßion der Schluß gefaßt, daß die Religion wieder auf denselben Fuß gesetzt werden sollte, als solche zu den Zeiten Eduard des Sechsten gewesen war. Dieser Entschluß verursachte eine grosse Bewegung unter den Bischöffen. Einige von ihnen, welche eben nicht so gar eifrig waren, und sich insgemein nach der Beschaffenheit der Zeiten richtete, liessen es dabey bewenden, daß sie nicht im Parlament erschienen, und zwar theils durch ihre Widersetzlichkeit die Königinn nicht zu erzürnen, theils der Nachrede zu entgehen, daß sie nun die Reformation wieder einzuführen suchten, welche sie unter der Königinn Maria verdammt hatten. Andre hingegen widersetzten sich öffentlich diesem von dem Parlamente gefaßten Entschluß, wiewohl ohne Frucht. Es ward also durch dieses Parlament alles wieder umgestossen, was das vorige einmüthig beschlossen hatte. Man darf sich hierbey nicht so sehr über das Unterparlament, worinn neue Glieder waren, als vielmehr über das Oberparlament wundern, welches aus eben denselben Personen, wie vorher, bestand. Man kann daraus abnehmen, was für einen Einfluß die Könige in England in diese Versammlungen der Stände haben.

Hierauf ward eine neue Commißion angeordnet, um die Religionssachen recht in Ordnung zu bringen, und man setzte eine Zusammenkunft an, wo

wo beyde Religionsverwandten ihre Gründe öffentlich vorbringen, und solche gegen einander behaupten sollten. Allein diese Versammlung gieng fruchtlos ab, weil die Römischkatholischen sich wegerten, aufs neue wegen solcher Sätze mit ihren Gegnern zu streiten, welche bereits ihrer Meynung nach vorher entschieden worden. Vierzehn Bischöffe, ausser andern Priestern und Geistlichen wollten lieber ihre Aemter niederlegen, als sich zur Reformation bequemen. Deren Stellen wurden gleich wieder mit eben so vielen Protestanten besetzt, und England ward in einer kurzen Zeit ganz reformirt, da es neulich alle diejenigen, welche der Reformation ergeben waren, mit Feuer und Schwerdt verfolgt hatte.

England wird wieder ganz reformirt.

Obgleich die Königinn auf solche Art durch den Kern der Nation unterstützt ward: so schwebte ihr nichts destoweniger noch manche Gefahr vor Augen. Ein grosser Theil der Engländer war ihr wegen der Religionsänderung nicht gewogen. Der Pabst bemühete sich nebst den eifrigsten römischkatholischen Potentaten, sie vom Thron zu stossen, und überdem hatte sie einen grossen Mitwerber an der Königinn von Schottland, Maria, welche glaubte, daß sie mit Unrecht von der Erbfolge ausgeschlossen worden. Es ward eine ungemeine Fähigkeit erfordert, diese Schwierigkeiten zu überwinden, bey

Gefährliche Umstände für die Königinn Elisabeth.

der Königinn Elisabeth aber traf man solche an. Sie bemühete sich deswegen, die Freundschaft mit dem Könige in Spanien eine Zeitlang zu unterhalten, sie schloß auch einen Frieden mit Frankreich, und überließ dieser Krone in demselben Calais auf acht Jahre. Das englische Volk bemühete sich gleichfalls ihren Thron zu befestigen, und das Reich ihren Nachkommen zu versichern. In dieser Absicht hielt das Unterparlament bey ihr an, daß sie sich vermählen möchte; aber die Königinn lehnte diesen Antrag auf eine sehr beschiedene Art von sich ab, und antwortete, daß sie durch ihre Krönung mit ihren Unterthanen vermählt worden, welche sie für ihre Kinder hielte. Uebrigens hätte sie keine Neigung zum Ehestande, und wollte gern mit dieser Grabschrift vergnügt seyn:

Sie schlägt den Ehestand aus.

Hier ruht eine Königinn, welche so viele Jahre regiert, und als Jungfrau gelebt und gestorben. Auf solche Art beantwortete sie allemal das Anhalten des Parlaments, wenn solches die Königinn zu einer Vermählung zu bewegen suchte. Man konnte daraus abnehmen, daß sie sich niemals zur Veränderung ihres Standes würde überreden lassen.

Ungeachtet die Königinn Elisabeth mit dem Könige in Frankreich, Henrich dem Andern einen Frieden geschlossen hatte: so ließ dennoch dieser König seinen Sohn, Franciscus, welcher sich mit der jungen Königinn von Schottland, Maria

ria vermählt hatte, das Wapen von England annehmen, um dadurch ihren beyderseitigen Anspruch auf dieses Reich zu erkennen zu geben. Elisabeth beschwerte sich höchstens darüber, wiewohl vergebens, und da Franciscus nach dem Todes seines Vaters in Frankreich zur Regierung kam: so ward dieser Anspruch noch weit stärker fortgesetzt. Dieses setzte Elisabeth in keine geringe Unruhe, und da sich nachher beständig allerhand beschwerliche Umstände äusserten: so kann man sagen, daß ihre ganze Regierung eine Kette von Widerwärtigkeiten gewesen.

Anfang der Streitigkeiten mit der Königinn von Schottland Maria.

Ehe ich weiter gehe, will ich kürzlich anzeigen, wie der Zustand sowohl in als ausser dem Reiche beschaffen gewesen, da Elisabeth die Regierung antrat. Die Königinn hatte Frankreich, Schottland, den Pabst und alle römischkatholische Potentaten zu Feinden. Denn obgleich der König in Spanien, Philipp der Andre sich noch nicht öffentlich gegen sie erklärt hatte: so merkte sie doch, daß sie ihn nicht unter ihre Freunde zählen konnte, und der Ausgang zeigte auch, daß sie hierinn nicht geirret. Auf der andern Seite muste sie beständig ein Auge auf Irrland, und auf einen grossen Theil ihrer Unterthanen in England haben, welche ihr die Regierung um so viel schwerer zu machen vermögend waren, da sie keine Hülfe von Fremden erwarten konnte. Sie wuste sich also nächst GOtt

Der Zustand des Reichs.

auf nichts anders zu verlassen, als auf ihre Klugheit und vernünftige Aufführung; wie auch auf ihre eigene getreue Unterthanen, deren Liebe sie sich zu erwerben suchte. Dieses erhielt sie auch durch ihre vortreflichen Eigenschaften, daß man daher mit Wahrheit sagen kann; es sey niemals ein König in England von dem Volke mehr geliebt worden, als diese Königinn. Dadurch, daß sie die protestantische Religion mit Eifer verfochte, verband sie sich die meisten, weil die Vornehmsten und Angesehensten im Lande die Reformation angenommen hatten; durch eine vernünftige Haushaltung aber machte sie sich bey dem ganzen Volke beliebt. Niemals hat ein Regent die Einkünfte mit grösserer Weisheit verwaltet. Sie wandte nichts unnütz an, und war daher im Stande, grosse Dinge auszuführen, ohne ihrem Volke zur Last zu seyn. Bloß, wenn es die hohe Noth erforderte, und dem Lande ein Vortheil daraus entstehen konnte: so sparte sie das Geld nicht, sondern gab alles reichlich her. Sie machte sich ferner auch dadurch insonderheit beliebt, daß sie theils die Aemter nicht anders, als nach Verdiensten austheilte, welches sie in ihrer ganzen Regierung aufs sorgfältigste beobachtete, theils in Ausübung der Gerechtigkeit höchst unparteyisch verfuhr. Durch diese schönen Eigenschaften nahm sie die Unterthanen so sehr ein, daß sie alle, wie ein Mann, ihre Königinn zu beschützen, sich anheischig machten, und zu allen Schatzungen und Bürden, die man

Ihre weise Aufführung.

ih-

ihnen auch auflegte, bereit und willig waren, weil sie wusten, daß ein jeder Pfennig wohl würde angelegt werden. Die Königinn aber ward dadurch in den Stand gesetzt, nicht nur ihren vielen und mächtigen Feinden zu widerstehen, sondern auch grosse Unternehmungen im Reiche auszuführen, ja grössere Dinge zu bewerkstelligen, als jemals ein König von England vermögend gewesen.

Eine ihrer Staatsregeln, deren sie sich stets bediente, ihre Feinde zu schwächen, bestand darinn, daß sie Uneinigkeit unter ihnen stiftete, und die Unruhen unterhielt, welche in Frankreich, Schottland und in den Niederlanden ausbrachen, damit ein jeder in seinem Reiche genug zu bestreiten, finden, und sie also in Ruhe lassen möchte. Die Gottesgelehrten dürften vielleicht ein solches Mittel für unzuläßig halten, die Politici aber sehen es als eine Staatsklugheit an, und Elisabeth hat gewiß durch diese Regierungsregel hauptsächlich ihren Thron befestiget.

Bey solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß so viele, und mit einander streitende Urtheile über diese Königinn gefället worden. Einige preisen sie als die vollkommenste Regentinn, welche jemals den Thron besessen, und erheben ihre Weisheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Liebe gegen die Unterthanen, welche so groß gewesen, daß sie sich selbst oft darüber vergessen, weil sie ihre Gedanken nur bloß auf den Wohl-

Streitige Urtheile über ihre Person.

stand und das Vergnügen des Volkes gerichtet. Andre hingegen mahlen sie aufs ärgste ab, und sagen, daß sie durch eine beständige Heucheley und Verstellung ihren lasterhaften Thaten eine Farbe zu geben gewust habe. Und weil die Königinn zu einer Vermählung nicht zu bewegen gewesen: so nehmen sie daher Anlaß, sie eines unordentlichen und unkeuschen Wandels zu beschuldigen. Was das erste betrift: so ist es sehr schwer, davon zu urtheilen, weil GOtt allein das Herz kennet. Und daher handelt man eben so thöricht, als unbillig, wenn man aus einem blossen Mistrauen die besten und nützlichsten Handlungen verhaßt zu machen sucht. Was das letztere anbelangt, so ist keine Königinn, welche unvermählt geblieben, von dieser Verläumdung befreyet gewesen, und warum sollte denn dieser Königinn nicht ein gleiches wiederfahren. Eine solche Nachrede aber ist nicht von dem geringsten Gewichte.

Des Verfassers Bedenken darüber.

Ich würde die mir vorgesetzten Schranken weit überschreiten, wenn ich die Geschichte dieser Königinn hier umständlich ausführen wollte, welche eine Zeit von beynahe fünf und vierzig Jahren begreift, und überdem mit grossen und merkwürdigen Begebenheiten angefüllet ist. Ich habe auch in diesem Werke nicht die Absicht, mich mit Kriegs- und Staatshändeln zu beschäftigen, sondern allein solche Umstände anzuführen, welche den Character meiner Heldinnen ausmachen, daher auch diese Schrift mehr moralisch als historisch ist. Ich will

mich

mich also bey öffentlichen Staatshändeln nur kurz aufhalten, und bey solchen Begebenheiten weitläuftiger seyn, wobey die persönlichen Eigenschaften herfür leuchten. In Absicht auf die ausländischen Sachen hatte die Königinn bey dem Antritte ihrer Regierung mit Schottland und Frankreich, als dem Bundsgenossen von Schottland, verschiedene Streitigkeiten, und müste desfalls so wohl, als auch wegen der Ansprüche der Königinn von Schottland, beständig ein Auge auf dieses Königreich werfen, und die Unruhen, worinn dasselbe damals verwickelt war, unterhalten. Wie der Anfang gemacht ward, liessen ihr verschiedene fremde Potentaten ein Eheverbindniß antragen. Es waren auch verschiedene von ihren eignen Unterthanen, welche sich zu einer solchen Vermählung Hoffnung machten. Unter denen schien niemand glücklicher zu seyn, als Robert Dudley, dem die Königinn vor allen andern gewogen war. Man muß sich um so vielmehr darüber wundern, weil er keine Eigenschaften besaß, wodurch eine so kluge Königinn hätte können eingenommen werden; und seine Vorzüge, die er etwa haben mochte, wurden durch seine Fehler weit übertroffen.

Ihre Lieblinge.

Ausser diesem Herrn hatte sie noch zweene Lieblinge, aber von einer ganz andern Beschaffenheit. Denn deren Rath bediente sie sich in allen Sachen, die das Reich betrafen. Diese beyden waren Nikolaus Bacon, dem sie das grosse Siegel anvertrauet hatte, und William Cecil, einer der grösten Staatsmänner zu den damaligen Zeiten, welcher

cher auch sein Ansehen und das auf ihn gesetzte Vertrauen erhielt, so lange er lebte. Es waren auch der Königinn bey den damaligen bedenklichen Zeiten geschickte Minister unentbehrlich. Denn wohin sie auch nur die Augen wandte, da erblickte sie Feinde. Sie machte sich zwar im Anfange einige Hoffnung, daß Philipp der Andre, König in Spanien ihr Freund seyn würde. Wie sie aber im Jahr 1560 durch ihren Abgesandten, Montaign, den König um seine Freundschaft ersuchen ließ: so ertheilte er nicht nur eine kaltsinnige Antwort, sondern gab auch den englischen Ritterorden wieder zurück, den er erhalten hatte. Und hierbey blieb es nicht. Er suchte auch den Pabst Pius den Vierten dahin zu bewegen, daß er mit dem Bannstral gegen sie losbrechen sollte, weil sie die Religion in England verändert hätte. Jedoch der Pabst wegerte sich, dieses zu thun, weil er noch immer hoffte, die Königinn durch gute Worte und Versprechungen wieder zu der römischen Kirche zu locken. Er versuchte es auch wirklich durch seinen Gesandten Perpaglia. Aber Elisabeth beharrete fest bey ihren einmal gefaßten Entschlusse, und also gieng diese Gesandschaft ohne die verhoffte Wirkung ab. Es muste demnach die Königinn darauf bedacht seyn, durch ihre eigne Macht den Feinden die Spitze zu bieten welches sie auch glücklich ins Werk setzte, und zwar, ohne dabey ihren Unterthanen eine sonderliche Last auf-

Die Kaltsinnigkeit des Königs Philippus gegen die Königinn Elisabeth.

aufzulegen. Denn da alle ihre Vorfahren die Gewohnheit gehabt, das Parlament beständig zusammen zu berufen, um Subsidien zu erhalten; so suchte sie durch eine vortrefliche Oeconomie sich mit den ihr verwilligten gewöhnlichen Subsidien durchzuhelfen, daß man daher ihre Regierung, als ein goldnes Zeitalter in England ansieht.

Anschlag der Königinn Maria.

Die schottländischen Händel waren inzwischen in voller Bewegung, und die Unruhe nahm zu, wie die Königinn Maria gleich nach dem Tode ihres Gemahls, Franciscus des Andern in Schottland ankam. Diese Königinn suchte die römischkatholischen Unterthanen in England aufzuhetzen, und führte deswegen einen heimlichen Briefwechsel mit der Gräfinn von Lenox, welche auch von königlichem Geblüte war. Jedoch die kluge Elisabeth erhielt bald Nachricht von diesem Vorhaben, und ließ deswegen die Gräfinn fest setzen. Sie entdeckte gleich darauf einen andern Anschlag, welcher zum Besten der schottländischen Königinn geschmiedet war, und ließ die Stifter desselben zwar anhalten, aber dennoch nicht am Leben strafen.

Ich habe gezeigt, daß die kluge Regierung der Königinn Elisabeth ihren Thron gegen so viele Feinde sicherte, indem sie theils die Herzen der Unterthanen zu gewinnen suchte, theils aber auch die Unruhen unterhielte, welche damals in Frankreich, Schottland, und in den Niederlanden herrschten. Denn da die Reformation in diesen

Ländern sehr viele Freunde gefunden, und darüber harte Verfolgungen entstanden waren: so hatte ein jeder Herr genug in seinem eignen Reiche zu bestreiten. In Frankreich verlangten die Hugenotten im Jahre 1562 von der Königinn Elisabeth Hülfe. Sie trug auch kein Bedenken, sich mit ihnen in Unterhandlung einzulassen, sie verlangte zu ihrer Sicherheit Havre de Grace, einen Seehafen, welcher eine englische Besatzung haben sollte. Jedoch die Hugenotten giengen nicht lange darauf mit der Regierung einen Vergleich ein, und verliessen also nicht nur die Königinn Elisabeth, sondern waren auch den Franzosen behülflich, die Engländer in dem folgenden Jahre wieder aus Havre de Grace, zu vertreiben.

In Schottland war alles in grosser Verwirrung. Der Graf Jacob von Murray, welcher die Regierung geführt hatte, ward von der jungen Königinn Maria stark verfolgt. Man trug dieser Königinn verschiedene Parteyen an. Elisabeth hingegen schlug derselben ihren Liebling, den Robert Dudley, vor, weil sie besorgte, daß Maria, wenn sie mit einem auswärtigen Potentaten vermählt werden sollte, in ihrem Anspruch auf England noch mehr dürfte bestärkt werden. Und deswegen wäre es ihr überaus angenehm gewesen, wenn Maria diesen Dudley zum Gemahl erwählt hätte, der von der Königinn Elisabeth zum Grafen von Leicester war gemacht worden. Jedoch Maria wollte sich nicht dadurch fangen lassen, und entschloß

Schottländische Händel.

schloß sich endlich, um diese Partey von sich abzulehnen, einen andern schottländischen Herrn, den Henrich Darley, zum Gemahl zu nehmen, der ein Sohn des Grafen von Lenox war. Hierdurch glaubte sie, die Königinn Elisabeth zufrieden zu stellen. Die Vermählung ward auch wirklich vollzogen, ob sie gleich wie ich in der Historie der Königinn Maria zeigen werde, betrübte Folgen hatte. Denn nachdem die Königinn Maria durch den Grafen von Bothwell wegen des an ihrem eignen Gemahl begangnen Mords in Verdacht gerieth, und sich hierauf mit dem Bothwell vermählte: so ward sie von ihren eignen Unterthanen verfolgt, und muste im Jahre 1568 die Flucht nach England nehmen.

Die Königinn Maria flüchtete nach England.

Hier ließ sie ein Schreiben an die Königinn Elisabeth abgehen, worinn sie derselben das ihr wiederfahrne Unrecht bekannt machte, und ihren Schutz begehrte. Elisabeth ließ ihr zwar wegen ihrer Ankunft Glück wünschen, sie wegerte sich aber, mündlich mit ihr zu reden, bis die Königinn Maria die Beschuldigungen von sich würde abgelehnt haben, womit man sie belegt hatte. Man rathschlagte nun auch in dem englischen geheimen Rath, was man mit der gefangnen Königinn vornehmen sollte. Einige hielten dafür, man sollte sie wieder auf den Thron setzen, und sagten, es sey sowohl der Königinn Elisabeth als andern Potentaten daran gelegen, die Regenten gegen ihre aufrührische Unterthanen

zu

zu beschützen. Dieses sahe die kluge Königinn sehr wohl ein; aber sie merkte auch zugleich, daß es ihrem Vortheile nicht gemäß sey, eine Prinzeßinn wieder mit gewafneter Hand auf den Thron zu setzen, welche einen Anspruch auf England gemacht hatte. Sie fand es auch nicht rathsam, diese Fürstinn wieder nach Schottland zurück zu senden, wo ihr Anhang durch Frankreichs Hülfe die Oberhand behalten, und ihr neue Furcht und Unruhe erwecken könnte. Das beste Mittel schien deswegen zu seyn, sie in England zu behalten, welches man auch bewerkstelligte, und bey dieser Gelegenheit ließ Elisabeth eine so grosse Staatsklugheit blicken, als vielleicht je ein Regent bewiesen hatte. Sie hielt die Königinn Maria mit prächtigen und grossen Versprechungen von einer Zeit zur andern auf, und verlangte blos, daß die Beschuldigungen, womit man sie belegt hatte, sollten untersucht werden. Diese Untersuchung ward auch wirklich vorgenommen. Allein Elisabeth wegerte sich, darüber ein Urtheil zu fällen. Maria blieb also in ihrem vorigen Zustande, bis der Graf von Murray einen gefährlichen Anschlag offenbarte, den sie mit dem Herzog von Norfolk angezettelt hatte. Dieses verursachte, daß sie nach dem Schlosse Turbury geführt, und daselbst in Verwahrung gesetzt ward. Wie der Herzog von Norfolk merkte, daß die

Elisabeths kluge Aufführung gegen die Königinn Maria.

Verschiedene böse Anschläge gegen Elisabeth zum Dienst der Königinn Maria.

die Sache entdeckt war, so verließ er den Hof. Er ward aber doch nachher gefangen genommen, und in den Towr zu London gesetzt. Hierauf erfuhr man, daß sich noch mehrere zum Dienst der schottländischen Königinn zusammen gerottet. Und daher ward nicht nur die Königinn Maria in eine noch genauere Verwahrung zu Coventry gebracht; sondern auch einige der Schuldigen wurden theils gestraft, theils aber begnadiget.

Jedoch hierbey blieb es nicht. Das geheime Verständniß zwischen der Königinn Maria und dem Herzog von Norfolk ward beständig fortgesetzt. Die Königinn Elisabeth erhielt davon Nachricht, und ließ diesen Herzog, nachdem er vorher verhört, und zum Tode verurtheilet worden, 1552 hinrichten. Die Aufführung der Königinn Maria ward immer verdächtiger, und man entdeckte ein Complot nach dem andern. Aus dieser Ursache sahe sich endlich die Königinn Elisabeth gezwungen 1586 eine Commißion anzuordnen, welche das Urtheil fällete, daß die Königinn Maria sollte enthauptet werden; und dieses ward auch in dem folgenden Jahre zu jedermanns Erstaunen vollzogen.

Hinrichtung der Königinn Maria.

Ich habe diese Umstände hier nur kurz berührt, weil solche in der Historie Maria Stuards weitläuftiger angezeigt worden. Die kluge Königinn Elisabeth spielte ihre Rolle hierbey ungemein verdeckt und künstlich. Sie stellte sich beständig, als wenn ihr an der Erhaltung der Königinn Maria unge-

ungemein viel gelegen wäre. Es muste heissen, als wenn sie von dem englischen Volke gezwungen worden, zu einem solchen harten Verfahren, und zu dieser Hinrichtung zu schreiten. Und wie die Hinrichtung vollzogen war: so stellte sie sich ganz untröstlich und verzweifelnd an. Sie gab in einem Briefe, welchen sie gleich darauf an den Sohn der Maria, den jungen König Jacob in Schottland abfertigte, die innigste Betrübniß zu erkennen, welche dadurch bey ihr erregt worden, und ließ auch ihrem Secretär Davidson, weil derselbe wider ihr Wissen mit der Vollziehung des Urtheils so sehr geeilet, den Proceß machen. Sie hat aber dennoch, aller dieser Verstellung ungeachtet, der Nachrede nicht entgehen können, daß sie eine gekrönte Königinn, die mit ihr so nahe verwandt war, hinrichten lassen. Einige halten dafür, daß diese grosse Königinn dadurch ihre Regierung sehr befleckt habe, andre aber suchen diese That zu entschuldigen, weil man eine Zusammenverschwerung nach der andern entdeckt, und daraus hinlänglich abnehmen können, daß die Elisabeth nicht sicher auf dem Throne seyn würde, so lange Maria lebte. Was man mit Recht an dieser Aufführung tadeln kann, war die Verstellung der Königinn Elisabeth, welche man nicht anders als ein Schauspiel ansehen kann.

Elisabeths Verstellung.

Wie diese Unruhen annoch dauerten: so fielen zugleich auch verschiedene andre wichtige Dinge für. Nicht nur die schottländischen, sondern auch

auch andre Sachen beschäftigten die Königinn, und setzten dieselbe wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten in eine nicht geringe Bekümmerniß. Ihre Minister merkten, daß die Feinde der Königinn niemals ruhig, sondern nach einem mißlungenen Anschlag gleich wieder auf einen andern bedacht wären. Und daher hielten sie es für unumgänglich nöthig, daß die Königinn sich zu einer Vermählung entschlösse, damit sie durch ihre Leibeserben allen die nach der englischen Krone strebten, diese Hoffnung vereiteln möchte. Man rathschlagte auch, was für einen Prinzen man zum Gemahl der Königinn bestimmen wollte, und der französische Prinz, der Herzog von Anjou kam zuerst im Vorschlag. Es ward auch der berühmte Franz Walsingham im Jahr 1571 nach Paris geschickt, diese Sache zu Stande zu bringen, und die Unterhandlungen nahmen wirklich ihren Anfang. Weil aber weder dem französischen Hofe noch der Königinn Elisabeth diese Partey recht anständig war: so erhielt dieser Handel das Ansehen eines Schauspiels. Elisabeth aber wuste sich diese verstellte Unterhandlung auf eine doppelte Art zu Nutze zu machen. Theils stellte sie dadurch ihre Minister zufrieden, welche mit aller Macht auf die Vermählung der Königinn drungen. Theils aber hemmte sie auch dadurch die Unternehmungen ihrer Feinde, welche diesem Geschäfte Glauben beylegten, und be-

Verschiedene Vorschläge wegen der Vermählung der Königinn Elisabeth mit dem Herzog von Anjou.

fürch-

fürchteten, daß Frankreich und England möchten vereiniget werden. Der Ausgang zeigte, daß man es auf beyden Seiten nicht ernstlich gemeynt. Denn man machte wegen der Ehepacten so viele Schwierigkeiten, daß die ganze Unterhandlung endlich fruchtlos abgieng.

Nichts destoweniger fuhren doch beyde Höfe fort, einander auf das höflichste zu begegnen. Denn die Königinn Elisabeth gab der Catharina von Medicis in der Staatsklugheit nich das geringste nach. In dem folgenden Jahre schlug man der Königinn Elisabeth den jüngern Bruder des Herzogs von Anjou, den Herzog von Alencon vor. Die Königinn erklärte sich hiezu dem äusserlichen Ansehen nach nicht ungeneigt, ob sie sich gleich mit diesem letztern so wenig als mit dem erstern zu vermählen gedachte. Wie man diese Sache am eifrigsten trieb, war die Königinn bereits fünf und vierzig Jahr alt, der Herzog aber hatte nicht mehr als zwanzig zurück gelegt. Deswegen konnten einige, welche die eigentlichen Absichten dieser Königinn nicht wusten, und die Beschaffenheit ihres Gemüths nicht hinlänglich kannten, sich nicht genug wundern, daß dieselbe die Gesandtschaft, welche der Herzog 1578 nach England schickte, die Anwerbung zu thun, so freundlich empfieng. Sie wuste ihre Rolle so gut zu spielen, daß viele, ungeachtet beyde an Jahren so sehr von einander unterschieden waren, dennoch dieser Sache Glauben beyzumessen anfiengen. Zum

Mit dem Herzog von Alencon.

we-

wenigsten glaubte der Herzog, daß es die Königinn ernstlich meynte. Denn er besuchte 1579 in eigner Person, wiewohl unbekannter Weise, den englischen Hof, und reisete nach einigen mit der Königinn angestellten geheimen Unterredungen sehr vergnügt wieder zurücke. Im Jahr 1581 kam er zum zweytenmal nach England, wo er eben so freundlich wie vorher empfangen ward. Ja die Königinn steckte ihm sogar einen Ring an seinen Finger, welchen sie von dem ihrigen abgezogen hatte. Jedoch der gute Herzog merkte mit der Zeit, aus den vielen Schwierigkeiten, welche allenthalben gemacht wurden, daß er zuletzt einen Korb erhalten dürfte. Und deswegen verließ er England wieder in dem folgenden Jahre.

Viele haben dieses Verfahren der Königinn, und andre dergleichen Dinge als ein Schauspiel angesehen, und diejenigen haben nicht gänzlich unrecht, welche ihr ein gewisses komisches Wesen beylegen. Es ist aber bereits vorher von mir gezeigt worden, daß sie durch solche Verstellungen ihre Mitwerber zu entwafnen, und ihnen die Hoffnung zu benehmen suchte, welche sie sich zu der englischen Krone machen konnten. Es scheint aber doch auch zugleich, daß eine gewisse Art der Eitelkeit hiermit verknüpft gewesen, weil ihre ganze Aufführung zu erkennen giebt, daß sie einen grossen Gefallen daran gehabt, von den Mannspersonen bewundert und angebetet zu werden. Daher rührte es zum Theil, daß sie allen denen, welche um sie anhielten, so freundlich begegnete. Und

deswegen machten sich auch einige derselben zu einer wirklichen Vermählung Hoffnung. Unter diesen befand sich auch der schwedische Prinz Erich, welcher nachher den schwedischen Thron bestiegen. Dieser that gleich bey dem Antritte ihrer Regierung einen Versuch, und fertigte in dieser Absicht seinen alten Lehrmeister den Dionysius nach England ab. Derselbe machte seinem Principal zu einem glücklichen Erfolg so grosse Hoffnung, daß der Prinz den Entschluß faßte, in eigner Person bey der Königinn seinen Besuch abzulegen, und ließ zu dem Ende bey dem Könige Friedrich dem Andern, um einen Reisepaß anhalten. Jedoch sein Vater, der kluge König Gustav fand es nicht für gut, bey seinem hohen Alter seinen ältesten Sohn aus dem Reiche reisen zu lassen, und trug daher seinem jüngern Sohne Johann, nebst dem Steen Erichson dieses Geschäfte auf. Die Königinn ertheilte ihnen eine so geneigte Antwort, daß sie gleichsam im Triumph aus London abreiseten, und dem Prinzen Erich bey ihrer Zurückkunft wissen liessen, daß nichts weiter, als seine Gegenwart fehlte, das Beylager gleich zu vollziehen. Man machte daher allerhand Zurüstungen. Erich schickte eine ansehnliche Summe Geldes nach England, und begab sich selbst auf die Reise. Weil aber eben damals der Todesfall seines Vaters einfiel: so ward die fernere Reise aufgeschoben. Er merkte

Mit dem schwedischen Prinzen Erich.

Ihre Verstellung bey diesen Vorschlägen.

merkte endlich, daß die Königinn ihn nur mit leeren Worten aufhielte, und wandte daher seine Gedanken auf die heßencaßelsche Prinzeßinn, um welche er, jedoch auf eine solche Art anhielt, daß er die mit Elisabeth angefangene Unterhandlung nicht gänzlich fahren ließ. Weil aber seine Briefe, die er beyden zugleich zuschrieb, aufgefangen, und sowohl der Königinn als der Prinzeßin von Hessen zu gestellet wurden, so erhielt er zweene Körbe auf einmal.

Ich habe bereits vorher erwähnt, daß die Königinn Elisabeth ihren Thron hauptsächlich durch diese Staatsregel zu befestigen gesucht, daß sie die in der Nachbarschaft entstandenen Empörungen und Streitigkeiten mit grosser Klugheit zu unterhalten suchte. Die Niederlande waren bereits seit einer langen Zeit einer sehr grossen Unruhe unterworfen. Die bedrängten und verfolgten Protestanten, welche gegen die harte spanische Regierung einen Aufstand erregt hatten, vertheidigten ihre Freyheit mit einer unbeschreiblichen Tapferkeit. Vier Provinzen, nämlich Holland, Seeland, Utrecht und Friesland verbunden sich 1579 durch die so bekannte ütrechtsche Verein, und mit der Zeit traten noch drey andre Provinzen hinzu. Weil sie aber allein aus eignen Kräften nicht vermögend waren, dem mächtigen Spanien zu widerstehen: so suchten sie bald bey diesem, bald bey jenem Reiche Hülfe, und boten endlich der Königinn in England die

Die vereinigten niederländischen Provinzen suchen bey ihr Schutz.

Souverainität an. Diesen Antrag aber lehnte die Königinn von sich ab, um nicht mit Spanien in einen offenbaren Krieg zu gerathen. Sie ließ es allein dabey bewenden, daß sie einige Hülfsvölker unter der Anführung ihres Lieblings, des Grafen von Leicester, dahin absandte, und zugleich durch ein Manifest bekannt machte, daß sie deswegen den Frieden mit Spanien nicht brechen wollte. Weil sie aber dennoch leicht voraus sahe, daß der König Philipp diese Hülfsleistung nicht anders als einen Friedensbruch aufnehmen, und sie daher gewiß mit Spanien zerfallen würde: so suchte sie diesem Sturme vorzubeugen, und schickte eine Flotte nach Amerika, um sich daselbst einiger spanischen Provinzen zu bemächtigen. Diese Flotte ward durch den Grafen von Carlile angeführt, welcher den berühmten Seeheld, Drake, bey sich hatte. Die Engländer bemächtigten sich gleich St. Jago, einer Insel des grünen Vorgebürgs. Hierauf eroberten sie in Amerika St. Domingo, Carthagena und andre Städte. Damals bemühte sich auch ein andrer Engländer, John Davis, einen Weg gegen Norden nach Ostindien ausfündig zu machen. Er fand endlich auch die Meerenge zwischen Neugrönland und Neubrittanien, welche noch den Namen führet Strat Davis, oder die davisische Meerenge, ob man gleich wegen des Eises nicht durch dieselbe kommen kann

Sie schickt ihnen Hülfe.

Eroberungen in dem spanischen Amerika.

Zu eben derselben Zeit, wie sie den bedrängten Niederländern Hülfe schickte, unterstützte sie auch die Hugenotten in Frankreich, und also ward diese Königinn, von welcher man glaubte, daß sie ihren eignen Thron nicht beschützen könnte, den mächtigsten europäischen Reichen ein Schrecken. Doch hatte die Hülfe, welche sie den vereinigten Provinzen durch den Grafen von Leicester zusandte, diesesmal keine sonderliche Wirkung, woran der Hochmuth dieses Mannes schuld war. Denn er hatte kaum die oberste Gewalt über diese Völker erhalten, da man schon merkte, daß er die vereinigten Provinzen ihrer Freyheit zu berauben, und sich zum Herrn über dieselben aufzuwerfen suchte. Wie aber dieser Anschlag kund ward, und die Stände ihr Misvergnügen darüber zu erkennen gaben, so verließ er die Niederlande wieder.

Die Königinn leistet den Hugenotten in Frankreich Hülfe.

Elisabeth irrte nicht, da sie den Sturm voraus sahe, welcher aus Spanien auf sie losbrechen würde. Denn sie erhielt in dem Jahre 1587 Nachricht, daß der König Philipp der Andre grosse Zurüstungen mache, welche auf England zielten. Sie fertigte daher sogleich den berühmten Drake mit einer guten Flotte ab, und ertheilte ihm Befehl, alle spanische Schiffe zu verbrennen, die ihm begegnen würden. Er führte dieses auch mit grosser Geschicklichkeit aus, und richtete sehr viele Schiffe zu Grun-

Spanien rüstet sich zu einem Kriege gegen England.

de. Philippus aber säumte an seiner Seite auch nicht, und hatte den Entschluß gefaßt, England selbst mit äußerster Macht anzugreifen, um sich dieses Reichs zu bemächtigen. Zu dem Ende hatte er bereits ehedem die Königinn Maria überredet, ihm ihr Recht auf England zu übertragen. Er bebediente sich aber auch noch ausserdem eines andern Anspruchs, und gab für, er sey ein katholischer König, welcher von dem lankasterschen Hause abstamme, Elisabeth aber sey aus einer unrechtmässigen Ehe gezeugt, und habe sich überdem durch ihre Religionsänderung der Krone unwürdig gemacht. Um seinen Zug gegen England mit desto grösserm Nachdruck anzufangen, brachte er es bey dem Pabst Sixtus dem Fünften dahin, daß er gegen die Königinn Elisabeth den Bannstrahl ergehen ließ, und die Unterthanen von dem ihr geleisteten Eyd der Treue lossprach. Der König in Spanien hatte bereits seit einer langen Zeit alle Mühe angewandt, eine mächtige Flotte in die See zu schicken. Solche Flotte bestund aus hundert und funfzig Schiffen, worauf unter der Anführung des Herzogs von Medina Celi neunzehntausend Mann befindlich waren. Der Herzog von Parma hatte gleichfalls Befehl erhalten, dreyßigtausend Mann aus den Niederlanden einzuschiffen.

Elisabeth wird von dem Pabst in den Kirchenbann gesetzt.

Elisabeth aber ließ deswegen doch den Muth nicht sinken. Sie rüstete gleichfalls eine ansehnliche Flotte aus, obgleich solche mit der spanischen we-

weder in Absicht auf die Menge, noch auf die Grösse der Schiffe in Vergleich kam. Denn eine solche Flotte war vorher noch nicht in der See gesehen worden, und daher legte man ihr auch den Namen einer unüberwindlichen Flotte bey. Indessen war doch Elisabeth, bey allen Anstalten, welche sie zu einer tapfern Gegenwehr vorkehrte, immer sehr unruhig. Sie muste nunmehr erfahren, was sie von dem Anfange ihrer Regierung an beständig abzuwenden gesucht, und wesfalls sie theils die in andern Ländern herrschenden Unruhen unterhalten, theils auch fremden Prinzen zu einer Vermählung Hoffnung gemacht hatte. Nun aber war die Zeit erschienen, da sie sich aus allen Kräften selbst vertheidigen muste. Sie besorgte bey diesen Umständen, daß die Einwohner in Irrland, welche grösstentheils eifrige Katholiken waren, Spaniens Partey ergreifen, und sich mit dieser Krone vereinigten möchten. Die grösste Unruhe aber erweckte ihr der junge König Jacob von Schottland, dessen Mutter sie vor kurzer Zeit hinrichten lassen. Sie suchte denselben daher durch allerhand Versprechungen, und insonderheit durch die Zusage, daß sie ihm die Nachfolge auf den englischen Thron nach ihrem Ableben zuwege bringen wollte, zufrieden zu stellen, und richtete dadurch auch wirklich so viel aus, daß er sich nicht in diese Unruhe mischte.

Die spanische unüberwindliche Flotte.

Ich will den wirklich darauf erfolgten spanischen Krieg hier nicht weitläuftig beschreiben, weil ich

in diesem Werke nicht die Absicht habe, von Kriegshändeln ausführlich zu reden. Es ist zu meinem Endzwecke hinlänglich, wenn ich anführe, daß diese so genannte unüberwindliche Flotte theils durch Sturm, theils durch die englische Schiffe zu Grunde gerichtet worden, welche letztern, weil sie leicht und besser gebauet waren, weit mehr als die grossen und schweren spanischen Schiffe ausrichten konnten. Dieß geschahe im Jahr 1588. Der König Philipp hörte diese betrübte Zeitung, daß seine grosse Flotte, auf deren Ausrüstung er drey Jahre angewandt hatte, zu Grunde gerichtet worden, mit einer unglaublichen Kaltsinnigkeit an, und antwortete bloß: **Wir haben Ursache GOtt zu danken, daß der Schaden nicht grösser ist, oder wie andre berichten, Ich habe meinen Völkern nicht befohlen, mit dem Sturm zu kämpfen.** England aber ward mit Freude und Triumph angefüllt, und alle Ehre ward nächst GOtt der Königinn beygelegt. Man handelte auch hierinn nicht unrecht, ihre vortreflichen Anstalten und ihre vernünftige Haushaltung ersetzten alles, was etwa hie und da fehlen möchte. Ihre genaue und sorgfältige Wirthschaft gieng so weit, daß einige dieselbe als einen unanständigen Geitz auslegten. Sie veränderte aber dennoch, ob ihr gleich dieses zu Ohren kam, ihre vorige Aufführung nicht; weil sie gewiß wuste, daß dasjenige, was andre Geitz nannten, nichts anders als eine gute Haushaltung war. Sie setzte sich dadurch

Wird zu Grunde gerichtet.

durch in den Stand, daß sie das Parlament nicht beschweren durfte, welches daher, wenn die Noth es erforderte, ihr alles mit der grösten Bereitwilligkeit zustand, was sie verlangte, ohne daß der gemeine Mann darüber gemurret hätte.

Obgleich die Spanier im Jahr 1588 so gewaltig eingebüßt hatten: so setzten sie dennoch den Krieg fort, worinn England grossen Vortheil zur See hatte. Die Königinn aber hielte mit dem Könige Henrich dem Vierten von Frankreich Freundschaft, dem sie 159 einige tausend Mann unter dem Grafen von Essex zu Hülfe schickte. Diese Freundschaft währte so lange, bis dieser König die reformirte Religion verließ. Durch diese unvermuthete Begebenheit erkaltete die Freundschaft. Die Königinn warf ihm seine Aufführung in einem harten Briefe vor, und die Unterschrift lautete: Votre bonne Soeur a la vieille mode: Je n'ai que faire de la nouvelle. Elisabeth. Weil sie aber beyde einen gemeinschaftlichen Feind an Spanien hatten, so ward die Freundschaft wieder erneuert, bis endlich König Henrich einen besondern Frieden mit Spanien schloß, und die Königinn allein zurück ließ. Sie muste deswegen mit ihrer eignen Macht dem König Philipp allein Widerstand thun, welcher bald in England, bald in Irrland zu verschiedenen malen, wiewohl allezeit vergebens, zu landen und einzubrechen suchte, und diese Feindschaft, so lange er lebte,

Kaltsinnigkeit zwischen der Königinn Elisabeth und dem Könige Henrich dem Vierten von Frankreich.

fortsetzte. Dieser Krieg legte den Grund zu der Republik der vereinigten Provinzen, welche schwerlich würden vermögend gewesen seyn, gegen die grosse spanische Monarchie Stand zu halten, wenn sie nicht durch England wären unterstützt worden. Der König Philipp starb 1598, und die Königinn ward dadurch von einem ihrer bittersten und gefährlichsten Feinde befreyet.

Ihr bitterster Feind, der König Philipp stirbt.

In diesem Jahre trug sich an dem englischen Hofe eine merkwürdige Begebenheit zu, welche verdient umständlich angeführt zu werden. Nach dem Tode des Grafen von Leicester war kein Unterthan bey der Königinn in grössern Gnaden, als der Graf von Essex, und diese Gnade gieng so weit, daß einige glaubten, sie erstrecke sich weiter, als auf eine blosse Freundschaft und Vertraulichkeit. Diese Gnade währte bis 1598, da ein Statthalter nach Irrland sollte geschickt werden. Die Königinn, welche diese Sache mit dem Grafen von Essex überlegte, fiel auf einen gewissen Mann, welcher William Knolles hieß. Essex aber brachte einen andern in Vorschlag, und bestand so sehr auf seine Meynung, daß er, wie er merkte, daß sein Vortrag nicht geachtet ward, der Königinn, und zwar auf eine so unanständige und hochmüthige Art den Rücken wandte, daß sich dieselbe nicht enthalten konnte, ihm im Eifer eine Ohrfeige zu geben. Essex, welcher sehr hitzig war, griff gleich nach dem Degen. Einer von den

Geschichte des Grafen von Essex.

den Umstehenden aber hinderte ihn, daß er denselben nicht entblössen konnte. Worauf er mit voller Verbitterung weggieng.

Diese Sache ward doch dießmal nicht weiter getrieben. Man findet vielmehr, daß Essex nicht nur nachher sich mit der Königinn wieder unterredet, sondern auch selbst zum Statthalter in Irrland erklärt worden. Von der Zeit an merkte man doch, daß er mit gewissen Anschlägen schwanger gieng. Denn er suchte sich bey dem gemeinen Manne beliebt zu machen, und brachte es auch durch seine beständige Freundlichkeit und Dienstfertigkeit dahin, daß man ihn fast anbetete. Er bemühete sich gleichfalls, die Zuneigung des Kriegsvolkes zu gewinnen, und vielleicht ist solches von ihm in einer guten Absicht geschehen. Seine Feinde aber nahmen daher Gelegenheit, ihn verdächtig zu machen, und seine Feinde trugen selbst das ihrige dazu bey, indem sie zur Unzeit so prächtig von seiner Abkunft redeten, daß er aus dem Geblüte der alten schottländischen und englischen Könige entsprossen sey, gleichsam als wenn sie dadurch zu erkennen geben wollten, daß dieser Graf nach der Königinn der nächste zur Krone sey. Man hatte ihm auch ein Buch zugeschrieben, worinn der Verfasser, das Recht aller derer untersucht, welche auf die englische Krone einen Anspruch machen konnten.

Sein Uebermuth.

Der Graf von Essex ward durch eine so übertriebene Schmeicheley immer mehr in seinem Uebermuth bestärkt,

stärkt, und seine Feinde suchten solchen selbst zu vermehren, um ihn desto eher zu stürzen. Obgleich dieser Herr eine grosse Einsicht und sehr schöne Eigenschaften besaß: so war es doch etwas leichtes, ihn durch Schmeicheley ins Netz zu ziehen, weil er durch seine eigne Verdienste aufgeblasen war, und alle Engländer neben sich verachtete. Er begab 1599 mit dem Patente der Königinn nach Irrland, um die Aufrührischen daselbst wieder zum Gehorsam zu bringen. Anstatt aber, daß er den Befehl der Königinn ausführen sollte; so verfuhr er nach seinem eignen Kopfe, und ließ sich mit Tyro, dem Anführer der Rebellen in eine Unterhandlung ein. Hierdurch ward Elisabeth so sehr aufgebracht, daß sie einen harten Brief an ihn abließ, worinn sie ihm seine Aufführung vorwarf. Der Brief hatte bey diesem hochmüthigen Herrn eine solche Wirkung, daß er gleich den Entschluß faßte, mit dem Kern seiner Völker nach England überzugehen, um sich an seinen Feinden zu rächen, und bildete sich ein, daß er einen grossen Anhang unter dem gemeinen Manne finden würde. Diesen Fürsatz ließ er zwar hernach wieder fahren, er reisete aber dennoch ohne Erlaubniß allein nach England, um die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu widerlegen. Die Königin fand, daß er seine Sache sehr schlecht vertheidigte, und weil sie überdem nicht damit zufrieden, daß er ohne Erlaubniß nach England gekommen war: so ließ sie ihn festsetzen. Während der Zeit ward seine Aufführung

Er wird festgesetzt.

führung auf Befehl der Königinn durch den Rath untersucht, und das Urtheil fiel dahin aus, daß er sich vergangen hätte. Weiter wollte die Königinn die Sache nicht treiben, weil ihre Absicht allein dahin gerichtet war, seinen Stolz zu demüthigen, und diesem Grafen zu zeigen, daß sie seine Person nicht ohne Ursache anhalten lassen.

Er blieb nachher noch eine Zeitlang sitzen, und wandte seine Zeit bloß auf geistliche Dinge. Er ließ auch solche bewegliche und demüthige Briefe an die Königinn abgehen, daß dieselbe glaubte, sein Hochmuth sey nunmehr gedämpft. Er erhielte daher Erlaubniß nach seinem eignen Hause zurück zu kehren. Es ließ sich alles so glücklich für den Herzog an, daß es schien, er würde wieder zu der vorigen Gnade bey der Königinn gelangen; zumal da dieselbe ihm bereits verschiedene Proben davon gab. Aber durch seine eignen Freunde und Hausgenossen, ward alles wieder verderbt. Denn diese liessen allenthalben ausbreiten, daß der Herzog mit Unrecht verfolgt würde, und machten seine Unschuld so groß, daß die Königinn gezwungen ward, ihrer eignen Ehre halber die Sache wieder vornehmen zu lassen, und eine Commißion anzuordnen, welche hierinn das Urtheil sprechen sollte. Damit sie aber dennoch auch zugleich ihre Mäßigung zeigen möchte: so ließ sie den darzu verordneten Herren wissen, daß sie nicht die Absicht hätte, den Grafen mit einer schimpflichen Strafe zu belegen, sondern daß sie demselben allein zeigen wollte,

te, daß er gegen seine Pflicht gehandelt, und ihren Befehlen nicht nachgelebt habe.

Wie er vor dem Gerichte erschien, so ward ihm vorgehalten, daß er so wenige Ehrfurcht gegen den Befehl der Königinn blicken lassen, daß er mit dem Anführer der Rebellen in Irrland in eine geheime Unterhandlung getreten, und endlich, daß er ohne Erlaubniß die ihm anvertraute Stelle verlassen habe. Er fiel hierauf auf die Knie, und preisete die Gnade der Königinn gegen seine Person. Er erklärte zugleich öffentlich, daß er seine Fehler nicht beschönigen wollte. Er erkannte sich schuldig, betheuerte aber bey seiner Ehre, daß er niemals auf einen strafbaren, und der Königinn schädlichen Anschlag bedacht gewesen. Das Urtheil war folgendergestalt abgefaßt, daß er seiner Stelle, die er im geheimen Rath bekleidet, wie auch seiner andern hohen Aemter entsetzt seyn, und so lange, als es der Königinn gefiele, gefangen bleiben sollte. Er hörte das Urtheil mit grosser Demuth an, und die Königinn war so vergnügt darüber, daß sie ihn in völlige Freyheit setzte, und ihm nur bloß den Hof verbieten ließ.

Er begab sich hierauf aus der Stadt; gab aber auch zugleich zu erkennen, ehe er wegreisete, daß er keine Ruhe haben würde, ehe er noch einmal die Gnade genossen, Ihro Majestät wieder zu sehen. Bis er dieses Glücks theilhaftig würde, wollte er wie Nebukadnezar unter den Thieren leben, und Gras auf dem Felde essen, bis der Zorn der Königinn sich völlig gelegt hätte.

Jedoch dieser Herr konnte die rechte Zeit nicht mit Geduld erwarten. Er suchte gleich wieder allerhand von der Königinn zu erhalten, welches ihm aber nicht aus Ungnade gegen seine Person, sondern seine Geduld auf die Probe zu stellen, abgeschlagen ward. Indessen nahm der Graf diese abschlägige Antwort mit solcher Bitterkeit auf, und ließ so harte Worte gegen die Königinn fallen, daß dieselbe daraus abnehmen konnte, daß bey ihm alle Hülfe verlohren sey. Einige gaben ihm den Rath, daß er mit Macht suchen sollte, sich in Credit zu setzen, und seine Feinde zu fällen, welche sich um der Person der Königinn befünden. Diesem Anschlag folgte er, und sein Haus war hierauf allen denen offen, die mit dem Hofe misvergnügt waren. Desfalls gerieth er in den Verdacht, daß er mit gefährlichen Anschlägen umgienge, und die Königinn fand für nöthig, gewisse Kundschafter zu unterhalten, welche ihr berichten konnten, was er redete, und in seinem Hause vornähme. Sie erfuhr auch durch dieses Mittel seine thörichten Reden, und seine seltsame Aufführung. Die Bosheit und Bitterkeit des Grafen gieng inzwischen immer weiter. Er war darauf bedacht, sich der Person der Königinn zu bemächtigen, um dieselbe dadurch zu zwingen, alle diejenigen zu entfernen, die seine Feinde waren. Andre glauben, daß er eine noch gefährlichere Absicht gehabt, nämlich die Königinn vom Thron zu stossen, und den jungen König von Schottland wieder darauf zu setzen.

Er

Seine Rebellion.

Er fertigte auch wirklich ein Schreiben an denselben ab, und munterte ihn dazu auf. Zugleich sammlete er eine Anzahl Kriegsleute, welche er in London und ausserhalb der Stadt verlegte, damit er sich derselben gleich bedienen könnte. Die Königinn, der es niemals an guten Nachrichten fehlte, ließ den Grafen, so bald sie dieses erfuhr, durch ihren Rath für sich fordern. Er ward aber von jemanden vermittelst eines geschriebenen Zettels gewarnet, und gab deswegen zur Antwort, er sey wegen einer Krankheit nicht vermögend, aus dem Hause zu gehen. Weil er aber hieraus merkte, daß es nicht länger Zeit sey zu warten: so faßte er den Entschluß, die Bürger und Einwohner in London zum Aufruhr zu bewegen. Jedoch die kluge Königinn ließ es nicht dazu kommen, sondern sandte gleich einige Mannschaft hin, ihn und seine Anhänger in Verhaft zu nehmen. Drey Minister, welche sie zugleich mit abfertigte, traten ins Haus, und fragten in Namen der Königinn, wozu die vielen bewafneten Leute, mit denen er umgeben sey, dienen sollten. Er bat, daß sie mit ihm in sein Cabinet gehen möchten, und wie er sie hineingeführt hatte, so entschuldigte er sich, daß er sie verlassen müste, weil ihn einige Geschäfte in der Stadt dazu nöthigten. Er gieng hierauf von ihnen, und ließ die Thüren zuschliessen; daß also diejenigen, welche ihn in Verhaft nehmen sollten, selbst in Verhaft geriethen.

So bald er in die Stadt gekommen war, rief

er

er ganz laut, Für die Königinn! Für die Königinn! Man steht mir nach dem Leben. Es wollte aber niemand zu ihm treten; Und ob sich gleich eine grosse Menge Volks aus Neugierde versammlete, und der Graf zu schreyen fortfuhr, Greift zum Gewehr, meine Freunde, wenn ihr mir dienen wollt: so bewegte sich doch kein Mensch. Wie er noch hiermit beschäftigt war, so sagte man ihm, daß er als ein Landesverräther ausgerufen worden. Er hielt es deswegen am rathsamsten, wieder zurück zu gehen, und da er an der Themse einige kleine Fischerböthe antraf: so trat er in eines derselben, und ließ sich nach seinem Hause bringen. Hier ward er also gleichsam belagert; und seine Anhänger riethen ihm, einen tapfern Widerstand zu thun, und lieber mit dem Degen in der Faust, als durch die Hand des Scharfrichters zu sterben. Der Graf aber ward gleich anders gesinnet, und fand für gut, sich zu ergeben. Er ward daher gleich nach dem Towr in London gebracht, und seine Anhänger wurden in andern Gefängnissen verwahret; worauf die Königinn den Unterthanen für ihre bey diesen Umständen erzeigte Treue danken ließ.

Kurz hernach ward der Graf als ein Landesverräther zum Tode verdammt. Er hörte sein Urtheil mit grosser Andacht an, und schien seine Aufführung zu bereuen. Der 25 Febr. des 1601 Jahres ward zur Vollziehung des Urtheils angesetzt. Die Königinn war an diesem Tage ungemein unschlüßig. Sie gab auch Befehl, mit der Hinrich-

tung inne zu halten, kurz darauf aber befohl sie, damit fortzufahren. Diese Wankelmüthigkeit, sie mag nun verstellt, oder wahr gewesen seyn, hat zu verschiedenen Romanen und Schauspielen Anlaß gegeben, worinn Elisabeth als eine Person vorgestellt worden, die zugleich von Liebe und Zorn bestritten wird, daß man nicht wissen konnte, welche Leidenschaft die Oberhand behalten würde. Weil aber die Königinn bereits acht und sechzig zurück gelegt hatte, und also in einem Alter war, wo die Liebe natürlicher Weise keine sonderliche Kraft mehr haben kann: so sieht man, daß die Verfasser sich einer poetischen Freyheit bey dieser Vorstellung bedienet, welche ohne alle Vernunft ist.

Seine Hinrichtung.

Sobald der Graf von Esser aufs Schavott getreten war, so entblößte er sein Haupt, sahe gen Himmel, und bekannte seine Sünden in einer beweglichen Rede. Und nachdem er seine Seele GOtt befohlen, ward sein Kopf mit dem dritten Hieb abgehauen. So war das Ende dieses grossen Mannes, welcher unter allen Unterthanen der Königinn am liebsten gewesen. Ich habe für nöthig gehalten, seine Geschichte umständlich anzuführen, theils weil sie dem Leser nicht unangenehm seyn kann, theils weil solche auch dazu dienet, den Character dieser Königinn zu erkennen. Man sieht daraus, daß sie sich nicht sklavisch durch ihre Lieblinge regieren lassen, sondern daß sie Muth und Herz gehabt, dieselben zu zähmen, wenn sie

ihrer

ihrer Gnade misbrauchen wollen. Die Historie ist übrigens auch in einem Schauspiel, unter der Aufschrift, der Graf von Essex, vorgestellt worden.

Dieses geschahe gegen das Ende der Regierung der Königinn Elisabeth, und wie sie bereits ein hohes Alter erreicht hatte. Man bemerkt auch aus dieser Begebenheit, daß die vorige Munterkeit und die Kräfte des Gemüths bey ihr auch in den letztern Jahren nicht abgenommen. Die kurze Zeit, die sie noch auf der Welt zubrachte, wandte sie darauf an, den irrländischen Aufruhr zu dämpfen, welches sie auch kurz vor ihrem Tode zu Stande brachte, da der Anführer der Rebellen, der Graf von Tyro, sich unterwarf, und ihr zu Fusse fiel. Sie siegte also über alle ihre Feinde, und setzte ihre Reiche in den allerglückseligsten Zustand, worinn dieselben jemals gewesen sind. Die Gerechtigkeit ward ohne Partheylichkeit ausgeübt. Handel und Wandel blüheten. Die Ehre der Nation ward auf den höchsten Gipfel gebracht, und der Grund zu dem Reichthum und Ansehen, des englischen Volks gelegt, wozu dasselbe nachher gelangt ist. Zwischen dem Hofe und den Parlamentern war stets die liebreichste und genaueste Verbindung, und da die Reden an beyden Seiten sowohl vorher als auch nachmals nichts anders als blosse Complimenten gewesen: so waren sie unter der Regierung der Königinn Elisabeth ernstlich

Glückseligkeit Englands unter dieser Königinn.

und aufrichtig. Man kann daher leicht abnehmen, was für eine innige Betrübniß der Tod dieser grossen Königinn in dem ganzen Lande nach sich gezogen.

Die Königinn wird kränklich.

Am Ende des Jenners 1603 fieng sie an, die Schwachheit zu empfinden, wodurch sie auch ins Grab gelegt ward. Man sahe es als eine böse Vorbedeutung an, daß sie gezwungen ward, den Ring von ihrem Finger abfeilen zu lassen, von welchem sie zu sagen pflegte, daß sie dadurch mit ihrem Volke vermählt worden. Sie hatte bereits ein hohes Alter erreicht, und daher war es nicht zu vermuthen, daß sie sich wieder erhohlen würde. Desfalls ward sie von einem Hofschmeichler nach dem andern verlassen, welche alle eilten die aufgehende Sonne, nämlich den König Jacob von Schottland anzubeten, welchen man als ihren Nachfolger ansahe. Einige drungen auch darauf, daß man ihn noch vor dem Tode der Königinn nach England sollte kommen lassen, welches alles die Königinn nicht ohne schmerzhafte Empfindung anhörte. Die Krankheit nahm mehr und mehr überhand, und der Rath ersuchte daher die Königinn, einen Nachfolger zu ernennen. Sie antwortete ihnen, sie hätte allemal zu erkennen gegeben, daß ihr Thron der Thron eines Königs sey, und daß niemand sonst ihr Nachfolger seyn könne, als der König von Schottland.

Sie ernennt einen Nachfolger.

Nach

Nach solcher Erklärung starb diese grosse Königinn den 24 März 1603 in dem siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie vier und vierzig Jahre regiert hatte. Ihr Tod.

Wenn man den Character der Königinn Elisabeth entwerfen will: so muß man die Stachelschriften und Lobeserhebungen bey Seite setzen, wodurch einige alles an der Königinn getadelt, andre hergegen alles gelobt haben, und allein auf ihr Leben und Verhalten sehen. Man kann ihr einen grossen Verstand und eine sehr reife Einsicht keinesweges streitig machen. Sie hat solches am allerdeutlichsten dadurch bewiesen, daß sie alles, was ihre Feinde zu ihrem Fall und Schaden ersonnen, zu zernichten und zu vereiteln wuste. Die Mittel, deren sie sich zu dem Ende bediente, sind bereits von mir in ihrer Geschichte angeführt worden. Sie hatte die Kunst, sich zu verstellen, vollkommen gefaßt, und dieses gieng so weit, daß ihre Feinde diese Aufführung als eine grosse Heucheley abmalten, andre aber mit einem gelindern Namen belegten, und ein komisches Wesen nannten. Dem sey aber, wie ihm wolle, so kann man nicht läugnen, daß sie durch dieses verstellte Wesen grosse Dinge zu Stande gebracht, und sich aus manchen Widerwärtigkeiten glücklich gerettet. Der römische Hof war der einzige, gegen welchen sie sich nicht verstellte, vielleicht, weil sie dafür gehalten, so erlaubt es sey, sich in Staatssachen zu verstellen, so unzuläßig sey solches in Religionssachen. Einige Ihr Lob.

haben auch die grosse Liebe, welche sie stets gegen die Unterthanen zu hegen vorgab, mit dem Namen der Heucheley belegt. Es mag aber auch diese Liebe verstellt gewesen seyn oder nicht, so war solches weder ihr noch den Unterthanen nachtheilig. Und da ihre Werke stets mit ihren Worten übereinstimmten: so kann man es dem englischen Volke nicht verargen, wenn diese alles im Ernste angenommen.

Man will dieser Fürstinn auch das Laster des Geitzes beymessen, welches daher rührte, daß sie nichts unnütz verschwendete und daß sie ihre Minister mehr zu ernähren, als zu bereichern suchte. Man findet, daß sie nach dem Tode ihres grossen Lieblings, des Grafen von Leiceſter, dessen hinterlassene Güter öffentlich verkaufen ließ, damit sie ihre vorgeschossenen Gelder wieder erhalten möchte. Ich habe bereits vorher angeführt, was für eine vortrefliche Wirkung diese kluge Oekonomie der Königinn in dem Staate gehabt, daß sie dadurch ihren Thron befestiget, und die Liebe des Volks gewonnen. Man kann sie also eben wegen desjenigen, welches man an ihr tadelt, vielmehr allen Regenten als ein Muster zur Nachfolge anpreisen.

Was man an ihr aussetzt.

Was man ihr mit einigem Rechte zur Last legen kann, ist die Hinrichtung der Königinn von Schottland, wiewohl dennoch einige behaupten, daß Elisabeth gezwungen gewesen, dazu zu schreiten, weil die Umstände so beschaffen waren, daß

sie

sie beyde zugleich nicht konnten erhalten werden, da der Tod der Maria Elisabeths Leben und Glück war. Ich lasse dieses inzwischen andern zu beurtheilen über, und will nur noch anführen, daß Sixtus der Fünfte, ob er gleich römischer Pabst war, dennoch diese Handlung nicht zu verdammen schien. Denn man sagt, daß er sich verlauten lassen, er mißgönne der Elisabeth das Glück und die Ehre, daß sie ein gekröntes Haupt hinrichten lassen.

Es bleibt aber dennoch aller Fehltritte ungeachtet, welche man dieser Königinn zur Last legen wollen, eine ausgemachte Sache, daß sie eine der größten Regenten gewesen, welche jemals auf dem Thron gesessen. Ihre ganze Regierung ist eine Kette von lauter grossen und herrlichen Unternehmungen. Sie vertheidigte sich gegen alle ihre Feinde, sie schwächte die spanische Monarchie, welche dem ganzen Europa ein Schrecken war, sie legte den Grund zu der holländischen Republik, sie brachte die Schiffahrt der Engländer in ein grosses Aufnehmen, und trieb auf der einen Seite bis nach Archangel, an der andern aber bis nach Ost- und Westindien Handlung; sie dämpfte alle aufrührische Zusammenverschwerungen, und hatte die Herzen der Unterthanen in ihren Händen, welche sie, wohin sie wollte, lenken konnte. Ja auch ihre bittersten Feinde redeten nichts anders als mit Verwunderung von ihr.

Kurzer Begriff ihrer rühmlichen Thaten.

Der Pabst Sixtus der Fünfte sahe sie und den König von Navarra als die einzigen Regenten an, welche die Regierungskunst verstünden. Man sagt auch, daß er sich auf diese seltsame Art herausgelassen: Er wünschte, die Königinn Elisabeth nur eine einzige Nacht in seinen Armen zu haben, weil er glaubte, daß durch eine solche Vereinigung ein andrer Alexander der Grosse könnte zuwege gebracht werden.

Was sonst die Regierung dieser Königinn am meisten berühmt machte, war die Stiftung der Religion, welche auch noch in England blühet. Dieses grosse Werk trieb sie mit so vieler Mäßigung und Achtsamkeit, daß es sich sogar anließ, daß alle Secten sich vereinigen würden. Denn sie ließ es allein dabey bewenden, daß sie die vornehmsten Dinge reformirte. Der äusserliche Gottesdienst blieb nebst den Gebräuchen unverändert, und dieses hatte die Wirkung, daß die Römischkatholischen und Protestanten eine Zeitlang einerley Kirchen besuchten. Diejenigen, welche die Absicht ihrer klugen Aufführung nicht faßten, hielten dafür, daß sie eine geheime Neigung zu der römischen Religion hätte, weil sie die Kreutze und Bilder in den Kirchen beybehielt, und sich zu verschiednenmalen merken ließ, daß sie keinen Gefallen an der Verheyrathung geistlicher Personen habe. Da man aber mit der Zeit immer deutlicher merkte, daß die römischkatholischen Unterthanen mit bösen Anschlä-

Ihre kluge Aufführung in Religionssachen.

schlägen schwanger giengen: so schieden sich diese beyden Hauptparteyen von einander. Auch unter den Reformirten selbst entstand bey folgender Gelegenheit ein heftiger Streit. Diejenigen, welche zur Zeit der grossen Verfolgung unter der Königinn Maria aus England geflüchtet waren, hatten die Reformation in Deutschland, in der Schweitz und zu Genev, auf die Art angenommen, als dieselbe dort eingeführt war. Wie dieselben unter der Regierung der Königinn Elisabeth zurück kamen, und funden, daß die Hierarchie oder das bischöfliche Regiment annoch vorhanden war, daß die Bilder und Kreutze noch an heiligen Stätten stunden, daß die Geistlichen eben so wie im Pabstthum gekleidet giengen, und daß die alten Ceremonien noch beybehalten wurden: so sahen sie die Reformation in England als ein unvollkommenes Werk an, und drungen darauf, daß alle solche Dinge sollten abgeschaft werden. Sie verlangten zugleich, daß die Einrichtung des äusserlichen Gottesdienstes nach der geneviſchen Art sollte veranstaltet werden. Sie konnten aber mit ihrem Gesuch nicht durchdringen, da die Königinn nach dem Beyspiel derer vernünftigsten Kirchenverbesserer für gut befunden, den Schatten übrig zu lassen, und dadurch die streitigen Secten desto leichter zu vereinigen. Die neulichst angekommenen Flüchtlinge sonderten sich deswegen von der englischen Kirche ab. Dieses ist der Ursprung der sogenannten Puritaner, welche daher den Namen erhalten, weil sie Ursprung der engli-

schen Puritaner. darauf drungen, daß die Kirche müste ganz purificirt, und von dem römischen Sauerteige gereiniget werden.

Mangel in der Historie des Rapins. Alles dieses wird in des Rapins grossen englischen Historie entweder mit Stillschweigen übergangen, oder doch nur sehr kurz berührt; woraus man sieht, daß dieses Werk kein so grosses Meisterstück ist, als man insgemein vorgiebt. Denn die Religionssachen machen den Kern in der Historie der Königinn Elisabeth aus. Diese vergnügen den Leser am meisten, sie machen eine Abbildung von dieser grossen Königinn, und zeigen den Grund und den Ursprung der folgenden Unruhen und der grossen wider einander streitenden Parteyen, womit das Land bis auf diese Stunde geplagt ist. Ich habe bereits vorher angezeigt, daß unter den kleinen Schwachheiten der Königinn auch diese gewesen, daß sie gerne gerühmt und bewundert seyn möchte. Der bekannte Maurier führt hiervon zwey Exempel an. Die Staaten der vereinigten Provinzen fertigten einmal eine Gesandtschaft an dieselbe ab, worunter viele ansehnliche junge Holländer befindlich waren. Wie dieselben zur Audienz gelassen wurden: so sagte einer von ihnen zu einem englischen Herrn, er könne nicht begreifen, warum man nicht vortheilhafter von der Gestalt, der Königinn geurtheilet. Er fünde sie wenigstens nach seinem Urtheil so gebildet, daß er sich

Einige kleine Fehler der Königinn Elisabeth.

leicht

leicht in ihre Person verlieben könnte. Dieses erfuhr die Königinn, und da die Gesandten zum Abschiede mit goldnen Ketten beschenkt wurden, so erhielt diese junge Person eine Kette, welche doppelt so schwer war. Wie sie aber zu einer andern Zeit gehört hatte, daß der französische Resident Buzanval über die Ausrede in der französischen Sprache sich aufgehalten, und daran ausgesetzt, daß sie ihr paar Dieu und ihr paar maa fois gar zu sehr schlepte und ausdehnte: so faßte sie einen solchen Abscheu gegen dessen Person, daß sie ihm durchaus nicht verstatten wollte, sich an ihrem Hofe aufzuhalten. Wie nach dem Bericht eines andern Skribenten einmal ein schottländischer Herr von ihr befragt worden, ob sie oder die Königinn Maria schönere Haare hätte? so habe dieser geantwortet, sie sey die schönste Königinn in England, und Maria die schönste Königinn in Schottland. Weil sie aber mit dieser Antwort nicht zufrieden gewesen: so hätte derselbe gesagt, die Königinn Elisabeth sey weisser als Maria, aber die Königinn Maria sey auch schön. Weil sie endlich auch wissen wollte, ob sie oder die Königinn Maria grösser wäre, und derselbe versetzt, daß Maria grösser wäre, so habe sie ihm geantwortet: **Eure Königinn muß also gar zu groß seyn. Denn ich bin weder zu groß noch zu klein.** Man sieht daraus, daß diese Königinn etwas komisches an sich gehabt. Ich weiß nicht, ob man dahin auch rechnen kann, was von ihrem Ende erzählt wird; daß sie in den allerletzten Augenbli-

blicken in ihrem Gemache musiciren lassen, damit die Seele gleichsam nach dem Tacte ausfahren möchte. Sie wollte nach dem Berichte eines italiänischen Schriftstellers lustig sterben, da sie lustig gelebt hatte. (come era vissuta allegremente) Hiermit aber stimmen andre Skribenten nicht überein, welche vielmehr bezeugen, daß sie mit grosser Andacht gestorben sey, wiewohl man sagen kann, daß, wenn die Historie auch wahr seyn sollte, dennoch hierinn nichts sträfliches enthalten, wenn es nach einer vorhergegangenen christlichen Bereitung geschehen. Eben derselbe Skribent führt ferner das Verbot dieser Königinn an, daß ihr blosser Leib nach ihrem Tode nicht sollte gesehen werden, woraus man geschlossen, daß sie einen gewissen Fehler gehabt, und dadurch in ihrem Vorsatz bestärkt worden, sich niemals zu vermählen. Ich will die Historie dieser grossen Königinn mit einer Inschrift endigen, welche in der Kirche St. Mary le Bows gefunden wird, und woraus man abnehmen kann, wie hoch sie von den Engländern gehalten worden. Sie lautet folgendergestalt.

Spains Rod, Rome's Ruin, Netherlang's Relief,
Earth's Joy, England's Gem, Worlds Wonder, Naturs Chief.
She was and is, what can There more be said?
On earth the Chief, in heaven the second Maid.

Das

Das ist: Spaniens Geissel, Roms Verderben, der Niederlande Errettung, Englands Kleinod, ein Wunder der Welt, und ein Meisterstück der Natur. Sie war und ist es auch noch, was kann man grössers sagen? Die erste Jungfrau auf der Welt, und die andre im Himmel.

Vergleichung.

Man sieht aus den kurzgefaßten Geschichten dieser beyden Königinnen, daß dieselben eine so preißwürdige und kluge Regierung geführt, daß man sie mit dem grösten Rechte allen Regenten zum Muster und zur Nachfolge vorstellen kann. Der Flor beyder Reiche, die Liebe der Unterthanen und der angrenzenden Länder, ja die Bewunderung des ganzen Europa legen von ihrer Tugend und Fähigkeit ein unwiedersprechliches Zeugniß ab. Dännemark, welches man vorher unter die schwachen Reiche rechnete, ward unter der Regierung der Königinn Margareta eine mächtige und grosse Monarchie, welche ganz Europa aufmerksam machte, und in Verwunderung setzte. In England ward zu der Zeit, da Elisabeth herrschte, der Grund zu dem grossen Ansehen gelegt, worinn dieses Reich bis zu unsern Zeiten vor andern europäischen Reichen gewesen ist. Daß solches nicht bloß zufälligen Ursachen, sondern dem Verstande, der Fähigkeit und Staats-

klug-

klugheit dieser Königinnen zuzuschreiben sey, erhellet aus dem Zustande der damaligen Zeiten, welche ihnen beyden mehr zuwider als günstig zu seyn schienen. Wie Margareta die Regierung antrat, so war alles unruhig: und ein mächtiger Potentat, welcher durch deutsche Fürsten und Stände unterstützt ward, machte nicht nur auf einen Theil ihrer Länder, sondern vielmehr auf ihr ganzes Reich Anspruch. Elisabeth ward bey dem Antritt ihrer Herrschaft nicht allein durch die mächtigsten Potentaten, sondern auch durch ihre eigne römischkatholische Unterthanen beunruhiget, welche alle mit Macht an ihrem Fall arbeiteten. Beyde aber retteten sich aus diesen Widerwärtigkeiten, beyde siegten über ihre Feinde und wurden denen ein Schrecken, von welchen sie vorher verspottet worden. Die allgemeine Veränderung, welche nach dem Tode dieser beyden Königinnen erfolgte, setzt ihre grossen Eigenschaften in ein noch helleres Licht. Denn Dännemark war unter dem König Erich von Pommern eben so unansehnlich, als England unter der Regierung Königs Jacobs des Ersten.

Wenn man übrigens diese beyden Königinnen mit einander vergleichen, und untersuchen will, welche von ihnen den Vorzug verdiene: So ist diese Frage nicht leicht zu beantworten. Die Vergleichung ist sehr schwer, und wenn man die Unternehmungen beyder Königinnen, und ihre persönlichen Eigenschaften auf die Waagschale legen wollte: so dürften sie einander wohl die Waage

hal-

halten. Eine andre Schwierigkeit bey dieser Vergleichung äussert sich in Absicht auf die verschiedenen Zeiten, worinn sie gelebet haben; woher man genöthiget ist, gleiche Eigenschaften mit einem ungleichen Werthe zu belegen. Margareta hat, wenn man dieselbe gegen Elisabeth hält, nur eine mäßige und geringe Erziehung gehabt; und lebte überdem in einem barbarischen Jahrhundert. Die letzte aber regierte als die Zeiten bereits sehr aufgeklärt waren, und die Prinzeßinnen eben sowohl, als die Prinzen, in der Staatskunst, Weltweisheit, Sprachen, und Sittenlehre unterrichtet wurden, wie man aus dem Beyspiel der Johanna Gray, und andrer gelehrten Standespersonen, weiblichen Geschlechts, abnehmen kann, die zu den Zeiten der Königinn Elisabeth lebten. Es ist daher glaublich, daß die Fähigkeit und Regierungskunst der erstern viel heller würde herfürgeleuchtet haben, wenn sie zu den Zeiten der letztern gelebt hätte.

In dieser Absicht ist es sehr schwer, den Ausspruch zu thun, welche von diesen beyden Königinnen die gröste sey; und vielleicht wäre es am besten, nach dem Exempel des Plutarchs, in seinem Alexander und Cäsar diese Sache gar nicht zu entscheiden. Es dürften aber meine Leser nicht damit zufrieden seyn, und daher will ich es wagen, gewisse Unternehmungen und Eigenschaften, welche man bey diesem grossen Paare antrifft, mit einander zu vergleichen. Wenn ich meine Gedanken auf die siegreichen Waffen dieser beyden gros-

sen

sen Fürstinnen richte; so finde ich, daß Elisabeth öfterer gesiegt. Jedoch alle von ihr erhaltene Siege können nicht mit dem einzigen Siege verglichen werden, welchen Margareta bey Falköping erfochten. Elisabeth unterstützte durch ihre Waffen die Hugenotten in Frankreich, welche ohne ihre Hülfe nicht hätten gegen die römische Partey stand halten können. Sie bewerkstelligte eben dieses durch ihre Völker in den Niederlanden, und legte dadurch den Grund zu der Republik der vereinigten Provinzen, welche auch noch blühet. Sie richtete ferner die unüberwindliche spanische Flotte zu Grunde, und versetzte dadurch der spanischen Monarchie einen solchen Stoß, welchen dieses Königreich nachher nicht wieder verwinden können. Margareta aber erhielte nur einen Sieg, der aber so wichtig war, daß man kaum in den Geschichten noch einen solchen Sieg antrifft, der mit demselben könnte verglichen werden, denn derselbe brachte ihr drey Reiche zuwege, und ein mächtiger König fiel nebst seinem Sohne lebendig in ihre Hände. Ein solches Treffen giebt der Sache den Ausschlag, und kann nicht nur alle Streitigkeiten aufheben, sondern auch einen dauerhaften Frieden befördern.

Sie waren beyde große Gesetzgeber und Stifter. Elisabeth gründete die Kirche, zu welcher sich England noch bekennet. Margareta stiftete durch die Vereinigung dreyer Reiche eine grosse Monarchie, und wuste mit nicht geringerer Klugheit, dieses grosse Gebäude, so lange sie lebte, zu erhalten.

Bey-

Beyde konnten durch Freundlichkeit und Leutseligkeit die Herzen der Unterthanen so sehr einnehmen, daß sie nicht anders, als leibliche Mütter geliebt wurden. In diesem Stücke scheint aber doch die englische Königinn den Vorzug zu haben. Ihre Liebkosungen gegen das Volk giengen so weit, daß man solche für übertrieben, und die Königinn für die gröste Meisterinn in der Kunst sich zu verstellen hielte. Ob ihre innerliche Ueberzeugung mit ihrer äusserlichen Aufführung übereingestimmt, kann man nicht sagen, weil GOtt allein das Herz kennt. Dieses aber ist unleugbar, daß ihr Verhalten eine vortreflichei Wirkung herfürgebracht, indem sie durch einen blossen Wink über das Leben und die Güter der Unterthanen zu gebieten hatte. Sie ließ es indessen nicht bey den schmeichelnden Worten, und bey der äusserlichen Freundlichkeit lediglich bewenden, und erwarb sich dadurch nicht allein eine so allgemeine Liebe des Volks. Sie bewies es auch wirklich mit der That. Die Wohlfahrt eines jeden Bürgers ließ sie sich äusserst angelegen seyn, und niemals legte sie auch nur die geringsten Schatzungen auf, wo es nicht die gröste Noth erforderte. Mit dem Gelde der Unterthanen gieng sie eben so sparsam, wie mit ihrem eigenen, um. Niemals hat ein Potentat die Einkünfte mit grösserer Sorgfalt verwaltet, als Elisabeth. Wie weit Margareta derselben in diesem Stücke gleich gekommen, kann man nicht wissen, weil die dänische Historie nicht so ausführlich, als die englische abgefaßt, und vielleicht von den Ge-

schichtschreibern viele Dinge übergangen worden, welche der Königinn Margareta zum grösten Lobe gereichen. Man findet zwar, daß die Schweden zu ihrer Zeit über Schatzungen geklaget, man kann aber nicht entscheiden, ob diese Klagen Grund gehabt oder nicht. Man sollte fast daran zweifeln, weil diese Nation mit der aufgerichteten Vereinigung der Reiche niemals recht zufrieden gewesen. Es sind noch andre Verdienste übrig, wodurch Elisabeth sich nicht nur selbst einen unsterblichen Namen erworben, sondern auch der Margareta und allen andern Regenten, die vor ihrer Zeit gelebt haben, den Vorzug streitig machen kann. Solche bestehen darinn, daß sie die Schiffahrt und den Handel befördert, und Manufacturen im Lande aufgerichtet. Dadurch allein ist das englische Volk zu einer solchen Grösse und Macht gestiegen. Weder das Land, nach die Menge der Einwohner machen diese Nation so ansehnlich, ihr Reichthum allein hat sie in den Stand gesetzt, ganz Europa in einem Gleichgewicht zu erhalten. Ehe diese Königinn den Thron bestieg, liessen die Engländer ihre Landesproducten roh durch fremde Schiffe nach der Ostsee und den Niederlanden bringen, wo sie verarbeitet, und ihnen wieder verkauft wurden. Diesen Vortheil aber benahm Elisabeth den Ausländern, und wandte denselben ihren eignen Unterthanen dadurch zu, daß sie Manufacturen im Reiche stiftete. Hierzu kamen noch in die neuen Pflanzstädte, welche sie in West- und Ostindien anlegte. Ihrer weisen Regie-

gierung hat es also dieses Reich einzig und allein zu danken, daß es auch durch die härtesten, langwierigsten, und kostbarsten Kriege nicht an Gelde kann erschöpft werden. Solche vortrefliche Anstalten sind von der Königinn Margareta nicht verfügt worden. Man muß aber solches nicht sowohl der Person, als vielmehr den Zeiten und dem Mangel der Gelegenheit zuschreiben. Denn diese Fürstinn gab sonst, in der Regierungskunst, Elisabeth gewiß sehr wenig nach. Es leuchtet aus allen ihren Handlungen eine ungemeine Klugheit herfür. Man sieht, mit wie vieler Weisheit sie das grosse Werk, die Vereinigung der drey Reiche angegriffen, und wie fürsichtig sie sowohl hierbey, als bey allen ihren übrigen Unternehmungen gewesen, damit sie durch Uebereilung nichts verderben möchte. Daher rührte es, daß alle ihre Anschläge einen glücklichen Ausgang gewonnen.

Aus dem, was ich angeführt habe, kann man nun einigermassen den Schluß machen, wie weit diese beyden grossen Königinnen einander ähnlich sind, und in welchen Stücken die eine vor der andern den Vorzug verdiene. Wenn man die Thaten, welche von ihnen beyden angeführt worden, zusammen vergleicht: so dürften sie mehrentheils einander gleich seyn. So ähnlich aber auch diese beyden Königinnen einander an Tugenden und grossen Unternehmungen seyn mögen: so bemerkt man doch, in Absicht auf die Fehler, einen Unterscheid. In dem Leben Elisabeths finden sich einige Flecken, welche dasselbe verunstalten. Mar-

gareta hingegen ist fast gar keinem Tadel unterworfen.

Die öffentliche Hinrichtung der schottländischen Königinn, befleckt das Leben der Elisabeth so sehr, daß man diese That auf keine Art entschuldigen kann. Ihr Thron wankte zwar, so lange diese Königinn lebte: Aber die Arzney war zu stark, und diese That gereichte zu einem bösen Exempel. Es haben sich einige bemühet, die harte Verfahren der Königinn Elisabeth dadurch zu mildern, daß die Hinrichtung der Königinn Maria, wider ihr Wissen, und ohne ihre Einwilligung, geschehen, wesfalls sie auch die bittersten Klagen ausgeschüttet, und andre Kennzeichen ihres herben Schmerzes, den sie darüber empfunden, von sich blicken lassen. Aber, anstatt daß solche Umstände diese Handlung entschuldigen sollten, so machen sie dieselbe, nach meiner Einsicht, noch ärger, und können nicht anders, als ein Schauspiel, angesehen werden. Was man ferner an dieser Königinn tadeln kann, war eine gar zu grosse Herrschsucht. Sie wollte sich, bloß dieser Ursache wegen, nicht vermählen, damit niemand, neben ihr, an der Regierung Theil nehmen möchte. Daher wollte sie auch, so lange sie lebte, keinen Nachfolger ernennen. Sie hatte bereits siebzig Jahre erreicht, und dennoch erklärte sie sich nicht eher, als in der allerletzten Stunde ihres Lebens, für den König in Schottland. Die Königinn Margareta hingegen hatte mehr die Wohlfahrt ihrer Staaten, als ihre eigne Hoheit vor Augen, und versahe

die

die Reiche gleich mit einem Könige, dem sie ohne Verzug, da Alter und Schwachheit sie daran erinnerten, alle Macht und Gewalt übertrug. England aber hat durch die Herrschsucht der Elisabeth nichts verloren, und Dännemark, durch die Mäßigung der Margareta, nichts gewonnen. Es wäre den nordischen Reichen weit ersprießlicher gewesen, wenn Margareta ihr Ansehen eben so sehr behauptet hätte, als Elisabeth. Der Wohlstand beyder Reiche nahm mit diesen beyden Königinnen ein Ende, und hörte gleich auf, da die erstere die Regierung niederlegte, und die andre mit Tode abgieng. Daher hätte man wünschen mögen, daß Margareta sich niemals des Regiments begeben hätte, und Elisabeth niemals gestorben wäre. Beyde Königinnen hatten die Kunst, sich zu verstellen, im höchsten Grad gefaßt. Nur darinn bemerkte man einen Unterscheid, daß Elisabeth sich unaufhörlich verstellte, Margareta aber sich dieses Mittels niemals anders bediente, als wenn eine wichtige Absicht dadurch konnte erreicht werden. Deswegen hatte auch das verstellte Wesen der letztern eine gewißere Wirkung, als der erstern. Die gröste Probe, welche beyde Königinnen in der Kunst, sich zu verstellen, ablegten, äusserte sich, da Elisabeth die reformirte Religion in England einführen, und Margareta das grosse Werk, der Vereinigung der nordischen Reiche, zu stande bringen wollte. Elisabeth führte sich, im Anfange ihrer Regierung, so gleichgültig auf, daß niemand wissen konnte, ob sie der Reformation oder

der römischen Kirche mehr geneigt und beygethan wäre; und Margareta stellte sich, in Absicht auf das grosse Werk, wegen der Vereinigung der nordischen Kronen, ganz kaltsinnig an. Da sie doch eben eine so grosse Begierde zu der schwedischen Krone hatte, als Elisabeth eifrig war, den Flor der reformirten Religion zu befördern. Die Verstellung der Königinn Elisabeth könnte man vielleicht noch mit mehrerm Rechte tadeln, weil man es für unbillig und unzuläßig hält, sich in Religionssachen zu verstellen. Jedoch, man kann zu ihrer Entschuldigung sagen, daß, wenn sie sich gleich im Anfange, und ehe sie recht fest auf dem Thron gesessen, für die reformirte Religion erklärt, sie das ganze Werk dürfte unmöglich gemacht haben. Aber die Verstellung der Margareta war so beschaffen, daß auch der strengste Sittenlehrer dieselbe nicht tadeln kann. Wie ihr die schwedische Krone angeboten ward, so stellte sie sich überaus kaltsinnig. Sie sahe den ersten Antrag als eine Uebereilung, und als eine von den Schweden nicht sattsam überlegte Sache an, und wollte sich nicht eher darüber erklären, bis die Sache reif, und sie von der wahren Gesinnung der schwedischen Nation hinlänglich überzeugt worden. Sie ließ die Schweden immer anhalten, und gab ihnen eine abschlägige Antwort nach der andern, worinn sie gewissen geliebten Personen nachahmte, die durch eine verstellte Kaltsinnigkeit ihre Liebhaber in Feuer und Flamme setzen, und ihre flüchtige Zuneigung in eine ernstliche Liebe verwandeln.

Es

Es ist glaublich, daß Margareta, wenn sie gleich ihre Einwilligung gegeben, ihre Absicht nimmer würde erreicht haben.

Wenn man also der Königinn Elisabeth mehrere Vorzüge beylegen kann: so hat dieselbe auch mehrere Fehler gehabt. Ich habe bereits gezeiget, daß das Leben der Königinn Margareta nicht so vielen widrigen Urtheilen unterworfen gewesen. Ich sage mit Bedacht, nicht so vielen, denn ihre Geschichte zeigt, daß sie nicht gänzlich davon befreyet geblieben. Ich übergehe den Vorwurf, den man ihr wegen ihrer Liebeshändel gemacht, weil derselbe eben so ungegründet seyn kann, als was man von Elisabeth und andern regierenden Fürstinnen vorgiebt, deren vertraulicher Umgang mit ihren Ministern, solche Urtheile kann verursachet haben. Was man mit gröfserm Rechte an der Königinn Margareta tadeln kann, ist ihre gar zu grosse Freygebigkeit gegen die Pfaffen und Mönche, in welcher Absicht sie auch von dem Könige Albert Munkedeye genannt ward. Diese Beschuldigung, ob man sie gleich durch die Beschaffenheit der damaligen Zeiten einigermassen mildern kann, ist vielleicht nicht ganz ungegründet, und wenigstens weit wahrscheinlicher, als der Vorwurf, den man der Königinn Elisabeth wegen ihres Geitzes macht, welcher nichts anders, als eine preiswürdige Oekonomie war, die allen, ausser den Schmeichlern und Hofleuten, Nutzen schaffte. Man muß also gestehen, daß diese beyden Königinnen, ungeachtet

der kleinen Fehler, welche man an ihnen wahrnimmt, als grosse Lichter unter allen Regenten, auf Erden herfür glänzen.

Agrippina die Jüngere
und
Catharina von Medicis.

Einleitung.

Unter die Irrthümer, welche man bey sehr vielen in Absicht auf die Beschreibung der Tugenden und Laster, antrifft, kann man auch die falschen Begriffe rechnen, die man sich gröstentheils von den Politicis zu machen pflegt. Der gemeine Mann legt diesen Namen solchen Personen bey, welche sich durch geheimnißvolle Geberden, durch ein künstlich angenommenes Stillschweigen, durch eine sonderbare Behutsamkeit und durch ein stetes Mistrauen von andern unterscheiden. Jedoch, so sehr man sich irren würde, wenn man nach dem Mantel und einem langen Barte einen Philosophen, und nach einem rothen Kleide und einem

Irrthum des gemeinen Mannes in Absicht auf das Wort Politicus.

einem Knebelbart einen guten Soldaten beurtheilen wollte; eben so ungewiß sind auch die oben angeführten Kennzeichen von einem Politico. Ein beständiges Stillschweigen, eine ungemäßigte Behutsamkeit und ein unaufhörliches Mistrauen, machen vielmehr den Character eines einfältigen und unwissenden Mannes aus. Denn man findet, daß die einfältigsten Leute, wenn sie mit Aemtern bekleidet werden, insgemein darauf verfallen. Weil sie gehört haben, daß die Offenherzigkeit und ein leichtgläubiges Wesen hauptsächlich an solchen Männern, die in Aemtern stehen, getadelt worden, und sie selbst, aus Mangel der Einsicht, wichtige Dinge und Kleinigkeiten von einander zu unterscheiden nicht vermögend sind: so hat ihre Verschwiegenheit und ihr mißtrauisches Wesen keine Grenzen. Sie sind, in Absicht auf ihr ewiges Stillschweigen, dem Schreiber in der Historie des Peter Paarsens ähnlich, welcher sich nicht getrauete, jemanden zu entdecken, daß der Bürgermeister auf dem Rathhause Dinte auf sein Halstuch gespritzt, weil er gehört hatte, daß solche Sachen, die in der Rathsstube vorgiengen, müsten verschwiegen werden. Man kann sie, ihrer Behutsamkeit und unzeitigen Furcht, wie auch ihres Mistrauens halber, mit jenem Manne vergleichen, der Hungers starb, weil er befürchtete, durch Gifft vergeben zu werden. Don Quixot war beständig im Harnisch, weil er glaubte, daß die Ritter der ganzen Welt sich gegen ihn verschworen hätten. Man sieht daraus, daß diejenige

Aufführung, welche einem bey dem gemeinen Manne den Namen eines grossen Politici erwirbt, gar oft nichts anders, als ein Beweis der Unerfahrenheit, der äussersten Unwissenheit und einer thörichten Furcht sey.

Von diesem Irrthum des gemeinen Mannes will ich nicht weitläuftiger handeln; sondern vielmehr von dem falschen Begriffe noch etwas hinzufügen, welchen Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte mit dem Worte Politicus zu verknüpfen pflegen. Insgemein wird ein Politicus als ein gefährlicher Mann beschrieben, der unabläßig darauf bedacht sey, andern Netze zu stellen, für welchen man sich wohl hüten müsse. Jedoch diese Abbildung kommt mehr einem unächten als einem wahren Politico zu, und zeigt, daß ein Mensch, der auf solche Art verfährt, vielmehr ein Affe eines Politici sey, als daß er die wahren Eigenschaften eines solchen Mannes besitzen sollte. Ein wahrer Politicus, ist keinesweges, wie ich bereits gesagt habe, ein solcher Mann, für welchen ein jeder sich hüten muß. Denn so bald er sich den Namen eines Politici erworben, so ist er kein Politicus mehr. Es ist mit demselben, wie mit einem Menschen beschaffen, der von Lügen ein beständiges Handwerk macht. Dem ist es unmöglich, jemanden weiter zu betrügen. Sobald sich das Gerücht von ihm ausgebreitet, daß kein wahres Wort aus seinem Munde gehe, so glaubt man ihm nicht das geringste mehr, und wenn er auch die Wahrheit

redet.

redet. Eben so verhält es sich mit den Lobeserhebungen und Schmeicheleyen eines groben Heuchlers. Vernünftige Leute sehen solche nicht anders als Satyren an. So urtheilte man mit Recht von den Heuchlern an dem Hofe des Dionysius. Der König hatte einen Fehler an den Augen, und deswegen stellten sich die Fuchsschwänzer, als wenn sie stock blind wären, und stiessen sich einander über den Haufen. Sie richteten aber dadurch nichts anders aus, als daß sie sich den Namen der Heuchler erwurben, auf deren Worte und Handlungen man nicht das geringste bauen könnte. Und dieses gilt auch von einem Politico. Derselbe ist nicht vermögend durch seine Klugheit weiter das geringste auszurichten, sobald man ihm den Namen eines Politici beylegt. Die Kunst besteht allein darinn, daß man derjenige wirklich sey, für welchen man von niemanden gehalten wird. Daher verdienen diejenigen, welche in den Geschichten als die grösten Politici abgemalt werden, blos deswegen diesen Namen nicht, weil sie von allen dafür gehalten worden. Ludwig den Elften und Ferdinandum Catholicum, die zu einer Zeit lebten, sahe ein jeder für die grösten Politicos an. Weil sie aber ihre Staatsklugheit auf eine so merkliche Art ausübten, daß sie allen und jeden in die Augen fiel: so wurden ihre Anschläge ihnen oft selbst zu einem Netze. Daher gab der erste seinen Gesandten diesen Befehl: **Wenn ihr an solche Oerter kommt,**

Beschreibung eines unächten Politici.

kommt, wo man stark lügt, so befleißigt euch auch auf die Lügen. (S' ils mentent bien, mentez vous bien aussi.) Wenn ein Staatsmann sich nicht in den Ruf der Aufrichtigkeit, Einfalt, und Redlichkeit setzen kann, so richtet er durch seine Künste nichts anders aus, als daß er andre warnet, sich wohl für ihn zu hüten. Es heißt alsdann von ihm, foenum in cornu gerit, wie man von schädlichen Thieren sagt, die auf eine gewisse Art gezeichnet worden, damit sich ein jeder für dieselben in acht nehmen könne. Wenn einer stets betriegt, sich verstellt, und andern eine Grube gräbt, so hängt er sich selbst gleichsam ein Schild an, und zeichnet sich selbst andern zur Warnung. Ja er bittet gleichsam diejenigen, mit denen er umgeht, daß sie seinen Worten und Zusagen keinen Glauben beymessen, sondern vielmehr gerade das Gegentheil von dem thun mögen, was er ihnen saget. Sein Betragen ist eine Nachahmung eines alten Weihnachtspiels, worinn die Hauptperson den Anwesenden diese Regel gab: **Wenn ich sage, haltet, so müßt ihr loslassen, und wenn ich sage, laßt los, so müßt ihr fest halten.** Man bemerkt auch, daß gewisse Leute sich dieser Regel bedienen, wenn sie mit solchen Personen zu thun haben, die ihrem eignen Geständnisse nach, Politici seyn wollen. Sie sind bey ihren Geberden gleich auf Gegengeberden bedacht, und bemühen sich, sie in ihrem eignen Netze zu fangen. Sie nehmen ihre Worte stets in einer andern Bedeutung, und thun gerade das Gegentheil von dem, was

was sie ihnen anrathen. In den Geschichten wird öfters sehr prächtig von gewissen Politicis geredet. Es zeigt aber solches nichts anders an, als daß die Geschichtschreiber dem Urtheil des gemeinen Mannes gefolgt, welches sich mehr auf den Schein, als auf das Wesen selbst gründet. Carl Emanuel, Herzog von Savoyen, wird als der erste Politicus seiner Zeiten abgemalet, und man sagte von ihm, wenn er zergliedert worden wäre, so würde man sein Herz mit Haaren bewachsen gefunden haben. Weil er aber nicht die rechte Staatsklugheit besaß, und seine Rolle nicht unter dem Schein der Ehrlichkeit zu spielen wuste: so that er sich selbst den grösten Schaden. Wenn er zu einer Zeit durch seine Staatsklugheit siegen, und auf seine Schaupfennige prägen lassen konnte, Opportune, so konnten ihm seine Feinde zu einer andern Zeit mit eben derselben Münze bezahlen, und die Aufschrift erwählen, Opportunius. Hieher gehöret auch, was ein englischer Skribent von dem Könige Jacob dem Ersten berichtet. Er sagt, dieser König hielt sich selbst für einen grossen Politicum. Sein Sprichwort war: Qui nescit simulare, nescit regnare. Es scheinet aber, daß ihm eine andre Staatsregel unbekannt gewesen, ohne welche die erste von keinem Nutzen ist. Diese besteht darinn, daß einer, wenn er sich verstellt, seine Kunst mit Fleiß verbergen, und nicht anders als unter dem Schein der Ehrlichkeit

Bedenken über des Königes Jacob des Ersten Staatsklugheit.

und

und Aufrichtigkeit betriegen müsse. Dieser König aber machte sich stets mit seiner Kunst sowohl in Gegenwart der fremden als seiner eignen Unterthanen groß. Daher fiel es, andern viel leichter, diesen, seiner Einbildung nach, weisen Salomon, zu betriegen, als daß er dieselben hätte in sein Netz ziehen können; und dieses konnte um so viel eher geschehen, weil die Welt bey Königen und Fürsten weit aufmerksamer, als bey andern ist. Die Grossen der Erden sind gleichsam die Himmelszeichen, auf welche die Sternkundigen unaufhörlich acht geben; ein jeder Blick, den sie thun, ein jedes Wort, und auch die kleinste Handlung wird aufs genaueste beobachtet. So wenig die Sonne ihre Flecken verbergen kann: so wenig können grosse Herren ihre Fehler verhehlen. Sie sind an einen erhabnen Ort und zwar gleichsam zu dem Ende gesetzt, daß sie von einem jeden sollen gesehen werden. Ich halte Junium Brutum, Sixtum den Fünften und andre, welche ihnen ähnlich gewesen, für ächte Staatsmänner. Der erste wuste sich viele Jahre so sehr zu verbergen, daß man ihn für einen einfältigen, und unwissenden Mann hielte. Wie ihn aber die Umstände der Zeit erinnerten, die Maske abzunehmen: so sahe man ihn als ein Wunder an, und glaubte, daß er auf eine übernatürliche Art und Weise aus einem Thiere in einen Menschen verwandelt worden Sixtus der Fünfte verdienet diesen Namen gleichfalls, weil er

Junius Brutus, und Sixtus der Fünfte waren ächte Politici.

er seine Rolle mit einer eben so grossen Geschicklichkeit spielte. Niemand glaubte, daß er zur päbstlichen Würde geschickt sey, ehe man ihn auf den Thron gesetzt hatte, und niemand wollte zugeben, daß er sich verstellen könnte, bis man auf einmal durch die deutlichsten Proben davon überzeugt ward. Wenn sie beyde gestorben wären, ehe ihnen die Zeit erlaubt hätte, die Maske abzunehmen, so würde der erste mit dem Kayser Claudius in eine Classe gesetzt worden seyn, und den letztern würde man für einen Mann gehalten haben, welcher die weltliche Hoheit aufs äusserste verabscheuet.

Man sieht daraus, daß mancher als ein einfältiger Mann begraben worden, der doch vielleicht in seinem Leben ein durchtriebener Politicus gewesen, und daß diejenigen, welche seine Einfalt am meisten bedauret, und zum Theil auch darüber gespottet, sich vielleicht schon in seinem Netze befunden haben. Die Geschichte stellen uns zween Staatsmänner dar, welche bey einem Congreß zusammen kamen, und von denen der eine den andern zu betriegen suchte. Die Personen waren von Seiten Frankreichs der Cardinal Mazarin, und von Seiten Spaniens Don Lovis de Haro. Der erste war als ein vollkommener Politicus bekannt, welcher niemals gedachte, was er sagte, der andre aber hatte den Ruhm, daß er ein aufrichtiger und die Wahrheit liebender Herr sey. Deswegen glaubten alle, daß der erste dem letztern gewiß zu schlau seyn, und demselben alles was er

nur

nur wollte, einbilden würde. Jedoch St. Evremont, welcher mit grosser Ueberlegung sein Bedenken über diesen pyrenäischen Congreß gegeben, zeigt sehr deutlich, daß Don Lovis de Haro dem Mazarin dennoch in verschiedenen Stücken den Preis abgewonnen. Denn eben die Gedanken, welche Mazarin von der Einfalt und Aufrichtigkeit des Haro gefaßt hatte, verursachten bey ihm Sicherheit und Vertrauen; und eben die Vorstellung, welche sich Haro von den Ränken und der Verschlagenheit des Mazarins gemacht hatte, erweckte bey ihm Mistrauen und Behutsamkeit. Also ward Mazarin gefangen, weil er glaubte, daß er mit einem Schafe zu thun habe, und Haro trug den Sieg davon, weil er wuste, daß er mit einem Fuchse in Unterhandlung getreten. Andre mögen hiervon nach ihrer Einsicht urtheilen. Ich meines Theils halte dafür, daß derjenige, welcher für den einfältigsten Bürger in der Stadt gehalten wird, der allergeschickteste und vollkommenste Politicus seyn könne. Der Cardinal von Fleury, welcher wegen seines redlichen, aufrichtigen und ungeschminkten Wesens berühmt war, kann vielleicht alle diese Eigenschaften besessen haben. Es kan aber auch wohl seyn, daß er an List und Verschlagenheit Richelieu und Mazarin übertroffen, und also auch geschickter als diese beyden gewesen, der Welt ein Blendwerk vorzumachen; und zwar um so viel mehr, weil man es nicht von ihm vermuthete. Wer seine List, Stärke und Fähigkeit selbst verräth, der entwafnet sich selbst, und muß sich

wie

wie Simson mit gebundnen Händen und Füssen der Gewalt seiner Feinde überlassen, weil er sich solbst bloß gegeben und kund gemacht, worinn seine Stärke bestehe. Ein französischer Skribent sagt: Mazarin begieng den Fehler in seiner Politik, daß er allezeit ein Fuchs und niemals aufrichtig war. (Mazarin avoit un grand defaut en politique, c'est qu'il etoit toujours fourbe.) Man erzählt, daß er einmal dem Marschall von Faber zugemuthet, einen gewissen listigen Streich gegen den Herzog von Savoyen auszuführen. Weil aber die Sache von keiner Erheblichkeit war, so antwortete der Marschall: **Man lasse mich in Kleinigkeiten ehrlich seyn, damit ich mit desto besserm Erfolg in solchen Sachen meine List anwenden könne, welche dem Reiche Nutzen schaffen.** Diese Antwort zeigt, daß Faber ein viel grösserer Politicus gewesen, als der Cardinal, dem niemand trauete, weil er niemals die Wahrheit redete, und auf dessen Versprechen sich niemand verließ, weil er allezeit betrog. Ein rechter und vollkommener Politicus folgt daher nicht den Fußstapfen des Mazarins, er sucht es vielmehr dahin zu bringen, daß man ihn für einen einfältigen und ehrlichen Mann halte, welcher sich viel lieber betriegen läßt, als daß er andre zu fangen suchen sollte. Wo ihn aber das Gerücht einmal in die Zahl der Politicorum versetzt: so stellt er sich, als wenn er seine vorige Auffüh-

Mazarin war ein unächter Politicus.

Von diesem Satz wer-

den zwo Fabeln angeführt.

rung bedaure, und seine ehemalige Anschläge verabscheue. Einige haben sich dieses Kunstgriffs bedienet, und sind dadurch aufs neue vermögend gewesen, der Welt eine Nase zu drehen. Man hat dieses in zwo Fabeln eingekleidet. Wie die Katze merkte, daß alle Ränke, deren sie sich bisher gegen die Mäuse bedienet, nicht weiter helfen wollten: so ließ sie sich schwarz anstreichen, und gab für, daß sie den Mönchsorden angenommen, sich der Welt entzogen, und den festen Entschluß gefaßt habe, weiter kein Fleisch zu essen. Sie spielte auch ihre Rolle eine Zeitlang so künstlich, daß die Mäuse sowohl durch ihre Ordenstracht, als auch durch ihre Aufführung betrogen wurden, und die Katze für recht bekehrt und geändert hielten. Sie liessen daher alles Mistrauen fahren, und richteten mit dem Feinde, den sie vorher aufs äusserste gescheuet hatten, eine vertraute Freundschaft auf. Wodurch die Katze Gelegenheit erhielt, auf einmal einen grossen und merklichen Fang zu thun. Wie der Fuchs, nach dem Inhalte der andern Fabel merkte, daß seine Mitbrüder durch ihre beständigen Ränke das ganze Geschlecht der Füchse in einen so üblen Ruf gebracht, daß sich auch die einfältigste Gans nicht mehr wollbetriegen lassen: so stellte er sich tod, und legte sich auf den ordentlichen Landweg mit ausgestreckten Füssen hin, wo er getreten und geschlagen ward, bis ihn ein Bauer, als ein Aas hinter auf den Wagen warf, der mit Gänsen und Lämmern an-

angefüllet war. Durch diese Fabeln hat man anzeigen wollen, daß niemand seine Politik mit einem guten Erfolg ausüben könne, wo er nicht, die Welt überredet, daß es ihm entweder an Willen oder am Geschicke fehle, jemanden zu berücken. Mazarin und andre Politici haben also ihr Handwerk nicht so gut, als der Fuchs und die Katze verstanden, welche nicht glaubten, daß sie durch ihre Ränke nichts weiter auszurichten vermögend wären, ehe sie andern Thieren eingebildet, daß sie ihre vorigen Sprache nicht ferner ausüben wollten, oder könnten. Daher sagt ein Italiäner, welcher die Abbildung des Pabstes Julius des Andern macht, Niuno piu facilmente inganna gli altri, che chi ha fama ch mai non ingannare. Nach dem Ausspruche des Cardinals von Ossat kann ein Gesandter, welcher für einen Politicum gehalten wird, an einem andern Hofe nichts ausrichten. Juan die Vega sagte zu dem Mendoza, welcher sein Nachfolger in einer gewissen Gesandtschaft war, daß er an dem Hofe, wohin er reisete, niemals die Wahrheit hören würde: worauf Mendoza versetzte: So hat derselbe Hof an mir seinen Mann gefunden, denn für eine Unwahrheit kann ich hundert andre wieder geben; Und ich, antwortete Vega, habe einen andern Weg erwählt. Ich habe die Lügen der Minister mit eben so vielen Wahrheiten beantwortet, und dieses ist mir um so viel eher gelungen, weil man wir niemals glaubte.

Nichts kann zu einem grössern Beweise des oben

angeführten Satzes dienen, als die Geschichte der beyden Fürstinnen, welche ich mir mit einander zuvergleichen vorgenommen habe. Beyder Leben stellt uns eine Kette von listigen Ränken und politischen Staatsstreichen dar, wesfalls diese beyden auch in der Historie als die grösten Meisterinnen in dieser Kunst abgebildet werden. Der Ausgang aber hat gezeigt, daß sie den Namen nicht verdient, den man ihnen beylegt. Agrippina, welche einzig und allein darauf bedacht war, wie sie sich verstellen, und andre in Worten und Reden fangen möchte, übte dieses so deutlich, daß ihr eigner Sohn ihr gleich die Kunst ablernte, und gegen seine Mutter die Regel beobachtete, cum vulpibus vulpinandum, Füchse muß man mit Füchsen fangen. Catharina von Medicis wuste ihre Staatskunst auch nicht sattsam zu verbergen; daher verließ sich niemand weiter auf ihr Wort und Versprechen, und sie erweckte dadurch zuletzt bey ihren eignen Söhnen ein Mistrauen. Jedoch ich will von dieser Materie nicht weitläuftiger handeln, sondern mich vielmehr zur Geschichte selbst wenden.

Agrippina die Jüngere,
die Mutter des Nero.

Diese Fürstinn, welche theils wegen ihres Hochmuths, theils auch wegen ihres unglücklichen Endes so sehr berühmt geworden, war eine Tochter des Germanicus und der Agrippina. Der Vater hatte sich einen grossen Namen durch seine Tugend und Tapferkeit erworben, und die Mutter war nicht weniger wegen ihrer Keuschheit und Standhaftigkeit bekannt. Niemals aber ist wohl leicht ein Kind so sehr aus der Art geschlagen, als Agrippina, wie aus der folgenden Geschichte erhellen wird. Sie ward im Jahr Christi acht und zwanzig mit dem Domitius Aenobarbus vermählt, mit welchem sie auch einen Sohn zeugte, der den Namen L. Domitius Aenobarbus erhielte, und nachher unter dem Namen Nero regierte. Im vierzigsten Jahr nach Christi Geburt büßte sie ihren Gemahl ein, und ward von ihrem Bruder Cajus Caligula ins Elend vertrieben. Sie ward aber von dem Kayser Claudius wieder zurück gerufen, und ließ gleich darauf ihren andern Gemahl den Crispus Paßienus umbringen, damit sie sich seiner Güter bemächtigen könnte. Sie war von Natur grausam hochmü-

Erste Ehe der Agrippina.

thig und geitzig; Ihre vornehmste Leidenschaft aber war der Ehrgeitz. Wie ein Nativitätsteller ihr einmal sagte, daß ihr Sohn Domitius Nero röm. scher Kayser werden, aber auch zugleich seine Mutter tödten würde, so antwortete sie: **Daran ist nichts gelegen, er mag mich gerne tödten, wenn er nur zur Regierung gelangt.**

Ob sie gleich bereits zweymal vermählt gewesen war, so hatte sie doch nichts von ihrer natürlichen Schönheit verlohren, und sie nahm dadurch sowohl als auch durch ihre Ränke den Kayser Claudius so sehr ein, daß er sich mit ihr nach dem Tode der Kayserinn Meßalina vermählte. Dieses geschahe auf folgende Art. Meßalina hatte eine Zeitlang ihre Unkeuschheit aufs höchste, und zwar ungestraft getrieben, weil Claudius wegen seiner grossen Einfalt solches nicht merkte, und niemand aus Furcht für Meßalina, die des Kaysers Herz in Händen hatte, sich getrauete, solches zu offenbaren. Endlich kam es so weit, daß sie öffentlich in des Claudius Gegenwart mit einem jungen römischen Herrn Beylager hielt, wodurch endlich dem Kayser die Augen geöfnet wurden, daß er sie hinrichten ließ.

Nach dem Tode des Meßalina war man gleich darauf bedacht, dem Claudius eine neue Gemahlinn auszusuchen, weil es demselben fast unmöglich war, anders als unter dem Joche eines Weibes zu leben; und er erhielt gewiß durch diese Ehe, was er suchte. Denn unter den drey vornehmen

Rö-

Römerinnen, die man ihm vorschlug, ward Agrippina erwählt, welche in der Geschwindigkeit den einfältigen Herr so sehr einnahm, daß er in seiner ganzen Regierungszeit nichts fürnahm, als was sie für gut ansahe. Um ihr Haus zu befestigen, hielt sie gleich für nöthig, ihren Sohn, den Domitius, mit der kayserlichen Prinzeßinn Octavia zu vermählen. Dieses konnte auf keine rechtmäßige und löbliche Art geschehen, weil Octavia bereits mit einem vornehmen Römer, dem L. Silanus, versprochen war. Aber Agrippina, der es niemals an Ränken fehlte, fand gleich ein Mittel, diese Verlobung rückgängig zu machen, indem sie den Silanus mit allerhand falschen Beschuldigungen belegte. Er muste also seine Braut dem Sohne der Agrippina überlassen, welches ihn so sehr kränkte, daß er sich selbst das Leben nahm.

Dieses brachte sie schon zu Stande, ehe noch ihre Vermählung mit dem Kayser wirklich vollzogen war, woraus man abnehmen konnte, was sie künftig ausrichten würde, wenn sie wirklich Kayserinn geworden. Es war bey weiten keine so grosse List und Verschlagenheit nöthig, als Agrippina besaß, einen solchen Regenten, als dieser Kayser war, zu beherrschen. Seine grosse Einfalt hatte ihm einzig und allein bey dem vorigen Kayser Caligula das Leben gerettet. Von dieser Einfalt legte er sehr deutliche Proben ab, wie er die Regierung selbst antrat. Denn er that fast nicht anders, als daß er die Befehle seiner Gemahlinn und Lieb-

Beyspiel von des Claudius Einfalt.

linge ins Werk setzte. Wenn er aber aus eignem Antriebe etwas anordnete, welches jedoch sehr selten geschahe, so war es thöricht und ungereimt. Ich finde, daß er einmal, da er Censor war, aus eigner Bewegung eine Policeyverordnung ergehen lassen Diese bestand darinn, wenn jemand von einer Schlange gebissen worden, so sollte er ein gewisses dagegen Mittel gebrauchen, welches er zugleich anzeigte. Man muste ihn daher gleich erinnern, daß er einen Fehler begangen, indem diese Anordnung mit der Policey gar keine Verwandtschaft habe, sondern ein mediciniſch Recept sey. Auf solche Art darf man sich nicht wundern, daß eine Person, welche solche Eigenschaften, als Agrippina besaß, alle Gewalt an sich ziehen können.

Obgleich der Kayser seine Vermählung mit der Agrippina bereits fest beschlossen hatte, so war dennoch eine grosse Hinderniß übrig, welche deren Vollziehung gänzlich rückgängig machen konnte. Denn weil Agrippina des Kayſers Bruder Tochter war, so stritte diese Verbindung nicht nur mit den römiſchen Gesetzen, sondern die Römer sahen auch eine solche Ehe als eine Blutschande an. Jedoch ihr Liebling, der Vitellius wirkte es bey dem Rathe aus, welcher damals der schändlichsten Heucheley ergeben war, daß eine solche Ehe nicht nur gebilliget, sondern auch gepriesen, und zur Wohlfahrt der Republik für nöthig gehalten ward, Man wartete hierauf nicht lange mit der Vollziehung derselben. Denn die Vermählung geschahe unmittelbar an dem Tage darauf, als der Rath

diesen

diesen Entschluß kund gemacht hatte. Wenn man aber den Geschichten trauen darf, so war es nicht das erstemal, daß Claudius und Agrippina mit einander zu Bette gegangen. Rom gerieth also unter die Herrschaft einer hochmüthigen Fürstinn, welche nachher eben so viele Grausamkeit ausübte, als sie vorher Unkeuschheit betrieben hatte, wiewohl sie diesem Laster dennoch nicht völlig entsagte. Denn man beschuldigt dieselbe, daß sie mit dem kayserlichen freygelassenen Bedienten, Pallas, und andern, einen unzulässigen Umgang gepflogen, und der Meßalina wenig nachgegeben, von welcher sie nur blos darinn unterschieden gewesen, daß sie dieses Laster besser zu verbergen gewust

Ihre Gewalt zu den Zeiten des Claudius.

Was die Gewalt betrifft, welche sie an sich gezogen hatte, so kann man sagen, daß sie, so lange Claudius annoch gelebt, der Regierung allein vorgestanden. Sie fand sich selbst in dem Rathe ein, sie setzte sich bey öffentlichen Festen auf den Thron an des Kaysers Seite, und die fremden Gesandten hatten sowohl bey ihr, als bey dem Kayser Gehör. Ja sie fertigte sogar die Gesandten ab, und war allemal zugegen, wenn der Kayser Gericht hielt. Es fehlte also nichts mehr, als daß sie denselben völlig von allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossen hätte. Diese Aufführung muste nothwendig zu allerhand Urtheilen Gelegenheit geben. Deswegen suchte sie sich durch verschiedene Dinge hervorzuthun, von

denen sie glaubte, daß solche dem römischen Volke angenehm wären. Hieher kann man rechnen, daß sie den L. Annäus Seneca aus dem Elend zurück rufen ließ. Dieser Mann hatte sich durch seine Philosophie und Gelehrsamkeit vor allen andern Römern zu den damaligen Zeiten berühmt gemacht, und die Kayserinn vertraute ihm so gar die Erziehung ihres Sohnes an

Wie dieses geschehen war: so ließ sie die bereits beschlossene Vermählung ihres Sohnes mit der kayserlichen Prinzeßinn Octavia vollziehen, wodurch der junge Domitius eben ein so grosses Ansehen erhielt, als der eigne Sohn des Claudius, Britannicus. Viele konnten auch damals bereits das Schicksaal des letztern vorher sehen, daß er durch die List seiner Stiefmutter von der Erbfolge würde ausgeschlossen werden, wie auch wirklich geschahe. Sie nahm sich weiter für, alle diejenigen aus dem Wege zu räumen, welche ihr verdächtig waren, und Unruhe erwecken konnten. Und weil Lollia Paulina, die hinterlassene Wittwe des Cajus, Hoffnung gehabt hatte, eine Gemahlinn des Claudius zu werden: so ließ sie dieselbe des Lasters der Zauberey beschuldigen, und beredete den Kayser, sie ins Elend zu treiben. Nachher ließ sie dieselbe gar hinrichten, und befohl, daß man ihr das Haupt dieser Lollia Paulina bringen sollte. Sie ließ auch eben dieser Ursache halber noch verschiedenen andern vornehmen Römerinnen das Leben nehmen.

Sie bahnt ihrem Sohn Domitius den Weg zum Thron.

Was

Was aber Agrippina mit ihrem Sohne im Sinne hatte, solches äusserte sich hauptsächlich im Jahr funfzig nach Christi Geburt. da sie den Kayser beredete, ihn an Kindesstatt aufzunehmen, und für seinen Sohn zu erklären. Von der Zeit an ward derselbe Nero Claudius Cäsar Drusus Germanicus genannt. Man bildete dem einfältigen Kayser ein, daß die Aufnahme dieses Kindesstatt zur Unterstützung seines Hauses gereiche, und in diesem Stücke leistete ihr Pallas grosse Dienste. Britannicus aber, welcher doch der rechtmäßige Erbe war, gerieth immer mehr in Verachtung, und es kam in eben demselben Jahre eine Inschrift zum Vorschein, welche man dem Claudius und dem Sohne der Agrippina allein zu Ehren gemacht hatte, und worinn Britannicus völlig ausgeschlossen worden.

Derselbe wird zum Erben des Kaysers erklärt, und erhält den Namen Nero.

Domitius an

Agrippina ließ den Britannicus hierauf wie eine Privatperson erziehen, und nahm ihm auch seine Bedienten, welche er bisher gehabt hatte. Sie ließ so gar einige derselben, worunter auch sein Lehrmeister befindlich war, unter allerley Vorwand hinrichten, und gab ihm an deren Statt solche Personen zu, die ihr ergeben waren: so daß der junge Herr gleichsam gefangen war, und nicht die Freyheit hatte, auszugehen, oder mit seinem Vater zu sprechen. Sie ließ auch ausspreugen, daß es ihm am Verstand feh-

Der rechte Sohn des Claudius Britanni-

le,

cus wird verachtet.

le, und daß er die fallende Sucht habe, da doch alle Skribenten bezeugen, daß es ihm weder an Kräften des Leibes noch des Verstandes gefehlet. Und ob derselbe gleich nur das neunte oder zehnte Jahr seines Alters zurück gelegt hatte, so merkte er doch, daß seine Stiefmutter übel gegen ihn gesinnt sey. Er gab dieses auch bisweilen durch einige Ausdrücke zu verstehen, insonderheit da er einmal den Nero Aenobarbus nannte, wodurch sowohl Nero als Agrippina sehr gegen ihn aufgebracht wurden.

Die Aufnahme des Nero an Kindesstatt, welche Claudius vorgenommen hatte, ward von dem Rathe gebilliget. Agrippina erhielt auch zu eben derselben Zeit den Namen Augusta oder Kayserinn. Und damit sie ihre Macht und Gewalt nicht nur in Rom und Italien, sondern auch an weit entfernten Orten möchte sehen lassen: so schickte sie eine Colonie von alten Soldaten nach Ubiopolis oder der Stadt der Ubier an dem Rheinstrom in Deutschland, welche daher den Namen erhalten Colonia Agrippinae, den diese Stadt noch führet; wiewohl man heutiges Tages diesen Ort der Kürze halber nur insgemein Colonia oder Cölln zu nennen pflegt.

Wie Nero sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, so legte man ihm die togam virilem, oder das Kleid der Männer an, um dadurch anzuzeigen, daß er nicht mehr unter die Kinder gehöre. Dieses geschahe mit grosser Pracht, und Agrippina freuete

sich

sich sehr, daß sich ihr Sohn zugleich mit dem Kayser in fürstlicher Kleidung konnte sehen lassen, da man den Britannicus nur noch in Kinderkleidern zeigte. Sie ließ auch den Nero zum Principe Juventutis, oder Erben des Reichs, erklären, und zum Consul bestellen, wenn er sein zwanzigstes Jahr würde erreicht haben. Sie richtete dieses alles auf eine so listige Art ein, daß der Rath selbst bey dem Kayser darum Ansuchung thun muste, welcher dann mit Freuden in ihr Begehren willigte. Sie ließ auch bald durch das Volk, bald durch die Freygelassenen des Kayserś verschiedene Ansuchungen thun; damit es nicht das Ansehen haben möchte, als wenn es auf ihr Anstiften geschähe, sondern daß die ganze Stadt solches wünschte. Sie vergaß insonderheit nicht, diejenigen aus dem Wege zu räumen, von welchen sie glaubte, daß sie Freunde des Britannicus wären. In dieser Absicht entfernte sie den Lusius Geta, und den Rufus Crispinus von der kayserlichen Leibwache, und setzte an deren Stelle den berühmten Burrhus, einen Mann von grosser Tugend und Klugheit. Um dieser Veränderung eine Farbe zu geben, stellte sie dem Kayser vor, es sey besser und sicherer, daß die kayserliche Leibwache nur unter einem Anführer stünde. Man merkt aber, daß Agrippina hierbey eine doppelte Absicht gehabt. Hauptsächlich suchte sie alle diejenigen von wichtigen Aemtern zu entfernen, von denen sie wu-

List der Agrippina.

Ihre Sorge für die Erziehung des Nero.

sie wuste, daß dieselben dem Britannicus gewogen waren. Hiernächst aber geschahe es auch zu dem Ende, daß sie ihren Sohn gerne der Unterweisung rechtschaffener Männer anvertrauen wollte, welche ihn theils von den Lastern, denen er von Natur ergeben war, zurück halten, theils aber auch eine Ehrerbietigkeit gegen seine Mutter einprägen sollten, wenn er selbst zur Regierung gelangte. Die nachfolgenden Zeiten beweisen auch, daß sie hierinn sehr klug verfahren. Denn Nero liebte die Tugend, oder unterdrückte wenigstens seine bösen Begierden, so lange er den Rath des Seneca und Burrhus folgte. Sobald er aber diese beyden vortreflichen Männer durch seine eigne Grausamkeit verlohr, so gab er seinen lasterhaften Neigungen den Zügel, und beraubte seine Mutter nicht nur ihrer Gewalt, sondern auch sogar ihres Lebens.

Die Gedanken der Agrippina waren nunmehr einzig und allein dahin gerichtet, ihrem Sohne die Regierung nach dem Tode des Claudius zu versichern, und daher versäumte sie keine Gelegenheit, ihm die Herzen des Volks zu gewinnen. Zonaras bezeugt unter andern, daß sie selbst bey einer Theurung, da an Brod Mangel war, das Volk zum Aufruhr angehetzt, damit ihr Sohn durch Versprechungen anstatt des Kayfers, der damals eben krank war, dasselbe zufrieden stellen, und sich dadurch eine allgemeine Liebe erwerben könnte. Auf ihr Anstiften muste auch Nero durch verschiedene Schauspiele und andre Lustbarkeiten

dem

dem Volke ein Vergnügen machen, und daher ward er von allen als ein unstreitiger Nachfolger des Claudius angesehen. Britannicus aber ward so eingeschlossen gehalten, daß viele zweifelten, ob er noch in der Welt sey.

Sie geräth bey dem Claudius in Verdacht.

Wie einfältig aber auch Claudius war, so merkte er doch endlich, daß Agrippina sehr unkeusch lebte, und auch gegen den Britannicus zum Vortheil des Nero allerley böse Anschläge führte. Er beklagte auch einmal, daß er in seiner Ehe so unglücklich sey, und gab bisweilen seinen Verdruß darüber zu erkennen, daß er sich mit der Mutter vermählt, und den Sohn an Kindesstatt aufgenommen. Er bezeugte zugleich, daß er die Regierung dem Britannicus, als seinem leiblichen Sohne übergeben wollte. Ja es kam so weit, daß er sich einmal, wie er Wein getrunken hatte, vernehmen ließ, er sey genöthiget, die Agrippina wegen ihres unordentlichen Lebens mit dem Pallas zu bestrafen. Agrippina, welche durch Spionen gleich davon Nachricht erhielt, ward darüber sehr bestürzt, und beschloß, diesem Unglücke bey Zeiten vorzubeugen, und den Kayser durch Gift aus dem Wege zu räumen, welches auch geschahe. Man sagt, daß sie einige Champignons vergiftet, welche der Kayser am liebsten speisete, und daß Nero nachher darüber gescherzt habe. Das Gift ward durch ein römisches Weib, Namens Locusta, zugerichtet, welches sich bereits lange zu einem solchen Handwerke

hatte

Claudius wird durch Gift getödtet.

hatte gebrauchen lassen. Das Gift that auch seine Wirkung. Denn Claudius starb daran im vier und sechzigsten Jahr seines Alters. Agrippina verbarg seinen Tod eine Zeitlang, um alles zum Vortheil des Nero einzurichten. Wie endlich dieser Sterbfall kund ward: so stellte sie sich gleichsam des Britannicus halber sehr betrübt, und umfaßte ihn mit Thränen. Sie that es aber nur zu dem Ende, damit er nicht eher von dem Volke und dem Kriegsheer möchte gesehen werden, bis alles nach ihren Absichten zu Stande gebracht worden. Wie dieses geschehen war, so ließ sie alle Pforten des Schlosses eröfnen, und erklärte öffentlich, daß Claudius gestorben sey. Gleich darauf ward Nero von dem Haupt der kayserlichen Leibwache den Trouppen vorgestellt, denen man zugleich kund machte, daß derselbe nun ihr Kayser wäre. Einige Skribenten berichten, daß verschiedene Soldaten gefragt, wo denn Britannicus sey? Weil er sich aber nicht sehen ließ, so ward Nero einhellig von allen zum Kayser angenommen.

Der erste, an dem sich Agrippina nach dem Tode des Claudius zu rächen suchte, war der freygelassene, Narcissus. Weil er ihr in verschiedenen Stücken entgegen gewesen war: so lies sie ihn gleich ins Gefängniß setzen und zwingen, daß er sich selbst tödten muste, obgleich Nero seine Erhaltung gerne gewünscht hätte. Dieser Narcissus war zu den Zeiten des Claudius in einem solchen

chen Ansehen, und hatte sich einen so grossen Reichthum gesammlet, daß einer von den Dichtern der damaligen Zeiten, der Juvenal, seinen Reichthum mit dem Schatze des Crösus, oder der persischen Könige vergleicht. Wie Claudius einmal über Geldmangel klagte: so gab man ihm den Rath, daß er mit Narcissus und Pallas in eine Gemeinschaft treten sollte. Könige, Fürsten und Städte heuchelten ihm, denn Claudius war ihm so sehr gewogen, daß Agrippina selbst ihn nicht fällen konnte. Er war auch aller Fehler, die man ihm zur Last legt, ungeachtet, des Kayfers Gnade würdig. Er schonte sein Leben nicht zur Erhaltung seines Herrn, und es ist glaublich, daß Agrippina sich nicht würde erkühnet haben, den Claudius mit Gift hinzurichten, wenn Narcissus gegenwärtig gewesen wäre. Sie hatte ihn aber kurz vorher überredet, seiner Gesundheit halber eine Reise ins Bad nach Campanien zu thun, und damals erhielt sie erstlich freye Hände, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen.

Wie Nero, von dem Kriegsheer zum Kayser war erklärt worden: so hielt er eine Rede, die Seneca an seiner Statt entworfen hatte, und versprach den Soldaten eben so viel Geld reichen zu lassen, als sie von dem Kayser Claudius erhalten hatten. Von dem Lager ward er nach dem Rath geführt, woselbst er gleichfalls eine Rede hielt, die auch von seinem Lehrmeister, dem Seneca war abgefaßt worden, und darauf erhielt er alle Ehrentitel, welche dieses heuchlerische Col-

legium guten und bösen Kayſern ohne Unterſcheid beyzulegen pflegte.

Auf ſolche Art gelangte Nero durch die Liſt und Miſſethaten ſeiner Mutter zu der höchſten Gewalt. Sie glaubte dadurch ein Meiſterſtück bewieſen, und den Grund zu ihrer eignen Herrſchaft gelegt zu haben, weil ſie gewiß hoffte, daß ſie unter einem Sohne, der ihr unendlich verbunden war, mit einer unumſchränkten Gewalt regieren würde. Jedoch der Ausgang zeigte, daß ſie ſich vielmehr dadurch ſelbſt ihr Grab bereitet, und einem raſenden Thiere den Weg zum Throne gebahnet, wodurch ſie nicht nur allein, ſondern zugleich auch der Kern des römiſchen Raths hingerichtet worden.

Abbildung des Nero.

Ehe ich hierzu ſchreite: ſo will ich vorher anführen, was für eine Abbildung die Skribenten der damaligen Zeiten von dieſem Herrn machen, und was für Gemüthseigenſchaften ſie demſelben beylegen. Er war von Natur großmüthig und ſo freygebig, daß ſeine Milde ſich auch öfters in eine Verſchwendung verwandelte. Es fehlte ihm weder an Muth noch Geſchicklichkeit, aber er liebte den Müßiggang und die Wolluſt mehr als die Arbeit. Man bemerkte in ſeiner Jugend an ihm eine Luſt, allerhand Abbildungen in Erz und Stein zu graben, zu zeichnen, zu ſpielen und ſingen, und einen Wagen zu regieren. In Künſten und Wiſſenſchaften hatte er nicht ſonderlich zugenommen, und desfalls muſte ihm Seneca immer die Reden aufſetzen,

setzen, die er in dem Rathe halten sollte. Dieses war bisher, wie Tacitus anmerkt, von keinem einzigen Kayser, und so gar auch von dem Caligula nicht, geschehen, denn derselbe pflegte seine Reden jederzeit selbst auszuarbeiten. Es gefielen dem Nero zwar alle Arten der Wissenschaften, er lernte sie aber kaum dem äussersten Umfange nach kennen. Man meynt, daß seine Mutter ihn von der Philosophie, als einer den Prinzen unanständigen Wissenschaft, zurückgehalten habe. Seneca brachte ihm auch einen Widerwillen gegen die alten Redner bey, um seine neue und geschminkte Beredsamkeit empor zu bringen. Nero bemengte sich gleichfalls mit der Dichtkunst, und fieng an Verse zu machen, die von einigen gelobt, von andern aber getadelt worden. Man findet, daß Persius sich über das gezwungene und hochtrabende Wesen aufgehalten, welches in seinen Gedichten befindlich war. Svetonius sagt, daß er ein schwaches Gesicht gehabt, und nicht wohl in die Ferne gesehen habe. Aus dieser Beschreibung könnte man den Schluß machen, daß er weder unter die guten noch unter die schlechten Regenten zu zählen sey, weil man bey ihm eine Vermischung von guten und schlechten Eigenschaften wahrnimmt. Weil er aber mit der Zeit lasterhaften Schmeichlern in die Hände fiel, welche ihn in seiner Wollust stärkten, wozu er ohnedem geneigt war: so ward das Gute, welches sich noch bey ihm fand, völlig erstickt, und die Laster nahmen so sehr überhand, daß er von allen als ein rasendes Thier,

und als ein Feind des menschlichen Geschlechts angesehen ward.

Der Anfang seines Regiments ist sehr löblich.

Wie Nero zum Kayser war erklärt worden: so versprach er den Römern, ein gnädiges und gerechtes Regiment zu führen, und hielt auch eine Zeitlang sein Versprechen. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung werden von den Skribenten ungemein gerühmt, und man sagt, daß Trajanus diese ersten fünf Jahre allen Regenten zu einem Muster und Beyspiel vorgestellet habe. Jedoch ich will so wenig von diesen Zeiten, als von seiner kurz darauf gefolgten Tyranney weitläuftiger handeln, sondern allein die Dinge erzählen, welche zu der Geschichte der Agrippina gehören.

Weil der Kayser damals noch ein Jüngling von siebzehn Jahren war, und allein durch Hülfe seiner Mutter den Thron bestiegen hatte, so regierte dieselbe eine Zeitlang mit einer unumschränkten Gewalt.

Agrippina maßt sich einer unumschränkten Gewalt an.

Sie gab nebst dem Kayser den fremden Gesandten Gehör, sie unterschrieb seine Briefe, und fuhr mit ihm in einem Wagen, ja er folgte selbst bisweilen ihrem Wagen zu Fusse nach. Er gab auch zu, daß der Rath ihr alle Ehrennamen beylegte, und verordnete, daß derselbe sich in dem kayserlichen Pallaste versammlen muste, damit sie hinter einem Teppich alles hören konnte, was daselbst vorgenommen ward, ohne von jemanden gesehen zu werden.

den. Man merkte aber gleich, daß diese grosse Gewalt der Kayserinn dem Nero beschwerlich fiel. Dennoch erkühnte er sich nicht, darüber einigen Verdruß blicken zu lassen, so lange sie mit dem Burrhus und Seneca in einer genauen Vereinigung stand. Diese beyden Männer waren so beschaffen, daß er derselben nicht entbehren konnte; weil der erste in Kriegshändeln, und der andre in Regierungssachen eine grosse Einsicht und Erfahrung hatte. Sie waren beyde auch vertraute Freunde, obgleich ihre Neigungen nicht mit einander übereinstimmten, da Burrhus strenger als Seneca, dieser aber gelinder als Burrhus war. Sie waren aber beyde in diesem Stücke einig, das Beste, des Staats zu befördern. Eine Zeitlang erwiesen sie der Agrippina allen Gehorsam, sie merkten aber endlich, daß ihr Hochmuth alle Schranken überstieg; und daher suchten sie demselben, wiewohl auf eine verdeckte und feine Art Grenzen zu setzen. Wie im Jahr Christi 54 oder in dem ersten Jahre der Regierung des Nero einige armenische Gesandten bey dem Kayser Gehör haben sollten, und Agrippina ankam, sich an die Seite des Kaysers zu setzen, so rieth Seneca dem Kayser, daß er vom Thron herabsteigen sollte, gleichsam in der Absicht, seine Mutter zu empfangen. Er suchte darauf mit dem Burrhus einen Vorwand, diese Audienz bis zu einer andern Zeit auszusetzen, und beyde bemüheten sich, dadurch zu verhindern, daß die fremden Gesanden keine Zeu-

Burrhus und Seneca.

gen von der Schmach seyn sollten, welche damals die Republik erdulden muste.

Ihre Aufführung.

Nachdem Seneca auf solche Art der Herrschsucht der Agrippina einigermaßen Schranken gesetzt hatte, so überlegte er ferner mit dem Burrhus, wie man ihre grosse Gewalt in Regierungssachen am besten völlig einschränken könnte. Aber das Mittel, dessen sie sich in dieser Absicht bedienten, hatte eine betrübte Wirkung. Denn sie vergönnten dem Kayser nicht nur, sondern unterstützten ihn auch, daß er seine Liebe, die er auf eine noch vor kurzer Zeit gewesene Sklavinn, die Acte, geworfen hatte, fortsetzen konnte, welches seiner rechten Gemahlinn, der Octavia, einer Fürstinn von grosser Tugend und Keuschheit zum grösten Nachtheil gereichte. Diese Liebe nahm so sehr überhand, daß Nero endlich auf die Gedanken fiel, sich mit dieser Acte zu vermählen. Solches aber war der Agrippina unerträglich, und sie suchte daher theils durch hartes Zureden, theils durch schmeichelnde Worte eine so unanständige That zu hintertreiben. Aber Nero legte ihren süssen Reden keinen Glauben bey, und konnte ihre Verweise nicht ertragen. Agrippina richtete also dadurch nichts anders aus, als daß sie den Kayser immer kaltsinniger gegen sich machte, und denselben bewog, sein meistes Vertrauen auf den Seneca zu setzen. Man sagt auch, daß Nero durch die Verweise der Agrippina so sehr aufgebracht

Misverstand zwischen der Agrippina und dem Nero.

bracht worden, daß er gedrohet, wenn die Kayserinn damit forfahren würde, die Regierung unverzüglich niederzulegen, und sich nach der Insel Rhodus zu begeben. Weil um dieses überall bekannt ward, so schloß man daraus, daß die Herrschaft der Agrippina bald ein Ende haben würde.

Zu dieser Zeit suchte Nero unter allem Geräthe, was auf dem Schlosse befindlich war, das prächtigste und kostbarste aus, und sandte es seiner Mutter. Diese aber konnte dabey ihren Verdruß nicht bergen, sondern sagte, daß sie sich nicht mit einem kleinen Theil von dem genügen lassen könnte, was ihr doch alles zugehöre, und welches alles ein Geschenk von ihr sey. Nero nahm diese Antwort so ungnädig auf, daß er sogleich ihren Liebling, den Pallas, von der Verwaltung der Einkünfte absetzte, welches Amt der Kayser Claudius demselben noch anvertrauet hatte. Weil man ihn aber nicht zur Rechenschaft forderte, so behielt er die unglaublich grossen Geldsummen, welche er gesammlet hatte. Durch diese Ungnade, welche ihrem Liebling wiederfuhr, ward Agrippina so sehr erhitzt, daß sie harte Worte fallen ließ, und drohete, den Britannicus zum Kayser erklären zu lassen. Ein solches Verfahren muste den Nero nothwendig sehr bestürzt machen. Britannicus gieng damals schon in das funfzehnte Jahr seines Alters, und war bey dem Volke sehr beliebt. Er hatte auch als der rechte und einzige Sohn des vorigen

Kayſers ein weit gröſſeres Recht als Nero, ſeinem Vater in der Regierung nachzufolgen.

Von dieſer Zeit an war Britannicus dem Kayſer ein Dorn in den Augen, und Nero glaubte nicht ſicher auf dem Throne zu ſeyn, ſo lange Britannicus lebte. Er faßte daher den Entſchluß, ihn aus dem Wege zu räumen, welches auch geſchahe. Man brachte ihn in einer Speiſe Gift bey, worauf er währender Mahlzeit an der Tafel, zu jedermanns, und inſonderheit zu Agrippinens Erſtaunen, tod niederſtürzte. Denn dieſelbe büßte mit ihm die einzige Perſon ein, wodurch ſie den Kayſer noch einigermaſſen im Zaum halten konnte. Sie muſte auch nicht unbillig beſorgen, daß ſie endlich einem gleichen Schickſaal dürfte unterworfen ſeyn. Dieſe ſchändliche That verrichtete das bereits oben angeführte Weib Locuſta, deren Giftmiſcherey Agrippina ſich vorher ſelbſt bedient hatte, den Kayſer Claudius hinzurichten.

Britannicus wird hingerichtet.

Weil demnach Agrippina mit dem Britannicus ein bequemes Mittel verlohren hatte, deſſen ſie ſich im Falle der Noth zu ihrer Errettung bedienen konnte, ſo ſuchte ſie ſich auf eine andre Art gegen das Unglück zu ſchützen, wodurch ſie bedrohet ward. Dieſes aber konnte dennoch nicht ſo verborgen geſchehen, daß Nero ihre Abſichten nicht ſollte gemerkt haben, und daher fand er für rathſam, ihr die Leibwache zu nehmen, welche ſie bisher ſowohl zu ſeiner Zeit, als auch zu den Zeiten

des

des Claudius zu ihrer Beschützung gehabt hatte. Er ließ sie von dem Schlosse in ein andres Haus bringen, wo er sie nicht anders, als unter einer starken Bedeckung besuchte, und nach einer kurzen Begrüssung wieder verließ. Hierauf fieng der Hof Agrippinens an, merklich abzunehmen, und ihre Aufwärter verschwunden nach und nach. Die meisten scheueten ihre Gegenwart, und verliessen sie gleich. Sie ward also in diesen elenden Umständen allein von einigen römischen Weibern besucht, welche doch mehr aus der Ursache, etwas auszukundschaften, als aus Freundschaft zu ihr kamen. Agrippina selbst konnte sie nicht anders ansehen. Denn sie ward von der Julia Silana beschuldiget, daß sie die Absicht hätte, sich mit dem Rubellius Plautus zu vermählen, und denselben auf den Thron zu setzen, weil er ein ansehnlicher Herr sey, und von dem August eben sowohl wie Nero abstammte. Nero glaubte daher, eine rechtmäßige Ursache zu haben, seine Mutter aus dem Wege zu räumen, und beschloß, sie sowohl als den Plautus, ohne weiteres Verhör hinzurichten. Aber Burrhus stellte ihm für, daß man niemanden, geschweige denn seine eigne Mutter ungehört verdammen müste, und versprach, selbst des Kayfers Willen ins Werk zu setzen, wenn Agrippina sollte schuldig befunden werden. Nero erlaubte also, daß Seneca und Burrhus sich zu ihr begeben möchten, um sich entweder ihrer Un-

Agrippina wird verfolgt.

schuld zu versichern, oder dieselbe, wenn sie strafbar sollte befunden werden, hinzurichten.

Agrippina vertheidigte sich aber mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit und Frechheit, und erhielt die Erlaubniß, ihren Sohn zu sehen. Wie sie mit demselben sprach, so erwähnte sie der Beschuldigungen im geringsten nicht, womit man sie belegt hatte, weil sie es gleichsam nicht für nöthig hielt, sich einer ungegründeten Sache zu verantworten. Sie verlangte vielmehr allein, daß ihre Ankläger sollten gestraft werden, welches sie auch erhielt. Denn Silana ward erstlich ins Elend gejagt, und nachher hingerichtet. Der Comödiant Paris aber, welcher der Silana bey dieser Beschuldigung Hülfe leistete, ward verschonet, weil der Kayser sich desselben zu seinem Vergnügen bediente.

Poppäa Sabina.

Nach dieser Begebenheit schien das Ansehen Agrippinens wieder einigermaßen zu steigen. Jedoch dieses währte nur so lange, bis Nero sich in ein römisches Frauenzimmer, die Poppäa Sabina verliebte. Diese Poppäa war von einer ungemeinen Schönheit, und stellte sich sehr still und schamhaft, ob sie gleich weder Tugend noch Schamhaftigkeit besaß. Sie war mit einem vornehmen Römer vermählt, welcher Otto hieß, und nachher Kayser ward. Dieser handelte so unbedachtsam, daß er dem Kayser die Schönheit seiner Gemahlinn rühmte, und dadurch bey demselben ein Verlangen erweckte, sie zu sehen. Kaum hatte Nero

ro dieselbe erblickt, so war er schon aufs heftigste gegen sie entzündet, und damit ihr Gemahl ihm keine Hinderniß in der Fortsetzung seiner Liebe machen möchte, so schickte er ihn als Statthalter nach Lusitanien, doch muste er die Poppäa zurücke lassen.

Wie diese ehrgeitzige Dame des Kayfers Liebe merkte, so erkühnte sie sich auf die Vermählung mit demselben zu dringen. Sie getrauete sich aber doch nicht, damit durchzukommen, so lange Agrippina noch einiges Ansehen hatte. Daher ließ sie keine Gelegenheit vorbeygehen, den Kayser gegen seine Mutter aufzubringen. Bisweilen warf sie ihm schimpflich vor, daß er gleichsam unter der Vormundschaft seiner Mutter lebte. Bisweilen suchte sie auch die Agrippina verdächtig zu machen, als wenn solche gefährliche Absichten gegen den Kayser hätte. Sie fand in diesem Vorhaben sehr viele Gehülfen, weil alle diejenigen, welche täglich um des Königes Person waren, sehr gerne sahen, daß Agrippinens Macht, so viel als möglich, möchte gedämpft werden.

Dieses beförderte endlich den Fall der Agrippinen, und trieb den Nero an, die schrecklichste und abscheulichste That zu begehen, welche jemals ausgeübt worden, indem er beschloß, seine Mutter aus dem Wege zu räumen. Auf diesen blutigen Anschlag hatte er schon längst gedacht, und nichts als die Furcht hatte ihn bisher davon zurückgehalten, daß das Volk wegen einer so unnatürlichen That einen Aufruhr erregen möchte. Poppäa aber

säum-

säumte nicht, ihn durch ihre Anschläge dazu anzufrischen, und Agrippina arbeitete selbst an ihrem Unglücke, indem sie beständig harte Worte und Drohungen fallen ließ. Einige Skribenten behaupten, daß Agrippina, wie sie gemerkt, daß sie durch Frechheit nichts ausrichten könnte, durch Leichtfertigkeit und Unkeuschheit den Kayser zu gewinnen gesucht, und ihm ihre eigne Person zur Unzucht angeboten. Aber auch dieser Kunstgriff war vergebens, und sie vermehrte nur den Abscheu, welchen Nero bereits gegen sie gefaßt hatte. Denn er wollte von derselben Zeit an, nicht weiter mit ihr allein reden. Es war ihm auch nichts angenehmers, als wenn sie die Städt verließ, und nach ihren Lustschlössern reisete. So oft sie von einer solchen Reise zu reden anfieng, so rühmte er jederzeit ihr Vorhaben. Uebrigens ließ er keine Gelegenheit vorbeygehen, seiner Mutter Verdruß zu machen, bald brachte er einige auf, welche dieselbe in allerhand Streitsachen verwickeln musten, bald aber bestach er andre, sie zu verspotten.

Der Kayser faßt den Entschluß, seine Mutter hinzurichten.

Endlich entschloß er sich völlig, ihr das Leben zu nehmen, und war nur auf die Art und Weise bedacht, wie solches am füglichsten geschehen könnte. Es schien ihm gefährlich zu seyn, an seiner Mutter offenbar einen Mord zu begehen; durch Gift aber war nichts bey ihr auszurichten. Denn Agrippina, welche solches vermuthete, hatte sich mit einer Arzney dagegen versehen, und deswegen war dieser

dieser Anschlag bereits zu verschiedenenmalen fruchtlos abgegangen.

Weil also Nero nicht wuste, auf welche Art er seine Mutter am füglichsten hinrichten sollte: so wandte er sich an seinen Freygelassenen, den Anicetus, der ihm in seiner Jugend aufgewartet hatte. Dieser war damals über die Galeeren gesetzt, die in dem Hafen von Misena lagen. Und weil derselbe ein ruchloser und frecher Mann, und der Agrippina heimlich feind war: so konnte man kein bequemeres Werkzeug finden, diese Missethat zu begehen. Anicetus hatte kaum des Kayfers Absicht erfahren, so versprach er schon, ein solches Schiff zuzurichten, welches sich von selbst öfnen sollte, damit Agrippina ins Wasser fiele und umkäme, keiner aber anders denken könnte, als daß es aus einem blossen unglücklichen Zufall geschehen sey. Nero nahm diesen Anschlag an, und weil er sich nicht getrauete, denselben in Rom auszuführen: so beschloß er, solches in Campanien zu thun, wo er ohnedem einem fünftägigen Fest beywohnen muste. Inzwischen stellte er sich, als wenn er sich wieder mit seiner Mutter aussöhnen wollte; er sagte öffentlich, daß die Kinder etwas von ihren Eltern dulden müsten, und suchte durch diese Vorstellung es dahin zu bringen, daß Agrippina seinen Worten desto eher Glauben beylegen, und dem ihr gestellten Netze um so viel weniger entgehen möchte.

Er überredete sie auch, daß sie mit ihm aus Rom auf einem Schiffe reisete, welches Anicetus

zu-

zubereitet hatte. Er ließ sie auf dem Wage nach Antium zurück, und begab sich allein nach Campanien. Gleich darauf ließ er ein freundliches Schreiben an sie abgehen, worinn er sie zu dem Feste einlud, welches damals sollte gefeyert werden. Sie reisete auch dahin, und fand den Kayser am Ufer, sie zu empfangen. Er umarmte sie sehr zärtlich, und führte sie nach einem Schlosse, um daselbst ein wenig auszuruhen. Inzwischen erhielt sie Nachricht, daß man allerhand gefährliche Anschläge gegen sie gefaßt habe, und weil sie nicht wuste, was sie davon glauben sollte: so wollte sie nicht wieder zu Schiffe gehen, sondern ließ sich in einem Wagen fahren. Wie sie auf solche Art an den Ort kam, wo die Zusammenkunft seyn sollte: so ward sie von dem Kayser prächtig bewirthet, welcher ihr auch, dem äusserlichen Schein nach, verschiedene Zeichen seiner Liebe und Zuneigung gab. Er ersuchte sie zugleich, ihm doch zu eröfnen, was sie wünschte und verlangte, weil er ihr nichts abschlagen könnte; und spielte endlich seine Rolle so künstlich, daß Agrippina zuletzt alles Mistrauen fahren ließ, und fest glaubte, daß sie künftig nichts, als Freundschaft und Liebe von ihm zu erwarten hätte.

Der erste Anschlag mislingt.

Nach der letzten Abendmahlzeit, welche an eben demselben Orte gehalten worden, ließ Nero sie wieder ans Ufer bringen. Das Schiff, auf welches sie hingefahren war, hatte man, auf heimlichen Befehl des Kaysers, zerbrochen, und daher

daher ersuchte man sie, in ein andres zu treten, das Anicetus zubereitet hatte, und welches dieser auch selbst zu führen übernahm. Wie der Kayser von ihr Abschied nahm: so umfaßte er sie noch zuletzt mit großer Zärtlichkeit, und gieng darauf von ihr. Den übrigen Theil der Nacht brachte er ohne Schlaf zu, weil er mit grossem Verlangen auf den Ausfall seines Anschlags wartete. Nebst der Kayserinn war noch Creperius Gallus, und ein römisches Frauenzimmer, die Aceronia Polla, auf dem Schiffe, welche die Agrippina durch allerhand Gespräche aufhielten. Wie sie aber eben von der Veränderung redeten, welche man bey dem Kayser wahrgenommen, und die Liebe rühmten, welche derselbe gegen seine Mutter blicken lassen: so fiel das Dach der Cajüte ein, und weil dieselbe mit Bley bedeckt war, so ward Creperius gleich dadurch erdrückt; die Stelle aber, wo Agrippina saß, hielt sich noch eine Zeitlang. Die Maschine, wodurch der Boden des Schiffs sich öffnen sollte, schlug auch wegen der Verwirrung fehl, worinn die Bootsleute geriethen, indem viele von diesem Vorhaben nichts wusten, und desfalls die andern hinderten, denen man diß Geheimniß anvertrauet hatte. Endlich wälzte man das Schiff um, welches aber doch auch nicht mit der gehörigen Achtsamkeit geschehen konnte, und daher fiel Agrippina nebst der Aceronia ganz sanft ins Wasser. Aceronia schrie um Hülfe; und damit sie die Bootsleute desto eher bewegen möchte, so rief sie: Ich bin die Kayserinn. Aber dieses beförderte ihren

ren Untergang; denn sie war gleich darauf mit Stangen und Rudern todtgeschlagen. Agrippina aber, welche ganz stille schwieg, kam mit einem Schlag über die Schulter davon, und rettete sich mit Schwimmen, welches doch nicht lange währte, denn sie ward gleich von einigen zu Hülfe eilenden Böten gerettet, und ans Ufer gebracht.

Wie Nero erfuhr, daß seine Mutter wider Vermuthen gerettet worden, so ward er sehr bestürzt, und glaubte, daß sich das ganze Land gegen ihn auflehnen würde. Er zog deswegen ohne Verzug den Burrhus und Seneca zu Rathe, welche an diesem gottlosen Anschlag keinen Antheil scheinen gehabt zu haben. Diese beyden schwiegen hierauf ganz stille, weil sie nicht wusten, was sie bey diesen Umständen für einen Rath geben sollten. Auf der einen Seite stand ihnen die scheusliche That vor Augen, für welche sie einen Abscheu hatten, und auf der andern Seite hielten sie dafür, daß die Person des Kayfers in Gefahr sey, wenn er seiner Mutter nicht zuvor käme. Endlich sahe Seneca, welcher insgemein zuerst zu reden pflegte, den Burrhus starr an, um denselben gleichsam dadurch zu fragen, ob es nicht rathsam sey, die Agrippina hinzurichten, um den Kayser zu retten. Burrhus aber antwortete darauf mit grosser Freymüthigkeit, daß die kayserliche Leibwache, deren Haupt er sey, eine viel zu grosse Ehrerbietigkeit gegen das regierende Haus, und gegen den Namen des Germanicus hege, als daß einer von ihnen sollte können bewo-

gen

gen werden, die Hand an die Tochter des Germanicus zu legen; es müsse vielmehr Anicetus, welcher dieses Werk angefangen, dasselbe auch vollführen. Anicetus nahm solches auch ohne das geringste Bedenken auf sich, welches bey dem Kayser eine solche Freude erweckte, daß er ausrief: Anicetus giebt mir heute das Leben wieder. Er gab demselben zugleich Befehl, dieses Vorhaben, sobald es nur möglich seyn würde, völlig zu Stande zu bringen Dem Kayser ward hierauf Nachricht gegeben, daß Agerinus von der Kayserinn Agrippina angekommen sey, und mit dem Kayser zu reden begehre. Nero ließ ihn für sich kommen, und, da er sein Gewerbe vortrug, einen Dolch zwischen die Füsse werfen, und gleich darauf ins Gefängniß bringen. Denn er wollte allenthalben ausgebreitet haben, daß Agrippina den Agerinus abgeschickt, ihn zu ermorden, und daß die Kayserinn, wie sie gehört, daß ihr Anschlag mislungen sey sich selbst umgebracht habe. Inzwischen verstärkte sich Anicetus mit einigen Bootsleuten, und langte des Morgens sehr frühe an dem Orte an, wo sich Agrippina aufhielt. Er fand daselbst viele Menschen, welche aus den umliegenden Orten zusammen gekommen waren, die sich aber, sobald sie nur diese bewafneten Männer erblickten, aus dem Staube machten. Anicetus bemächtigte sich gleich des Eingangs, schlug die Pforten ein, und nahm alle diejenigen gefangen, die ihm entgegen kamen. Hierauf gieng er mit zween Soldaten gerade ins Zimmer, wo er die

Agrippina auf dem Bette liegend fand, welche allein ein Weib bey sich hatte, das aber auch gleich die Flucht nahm.

Agrippina war voller unruhigen Gedanken, weil sie keine Nachricht von dem Kayser erhalten, und Agerinus auch noch nicht mit einer Antwort zurückgekommen war. Wie sie aber den Anicetus sahe, so konnte sie die Ursache seiner Ankunft leicht errathen. Sie redete ihn aber dennoch freymüthig an, und sagte, sie könne nicht glauben, daß der Kayser sich mit dem Blute seiner eignen Mutter besudeln würde. Wie sie aber noch redete, so schlug einer von den Soldaten ihr mit dem Stock auf den Kopf. Sie zeigte demselben hierauf ihren Leib, und bat ihn, daß er darauf schlagen möchte, weil derselbe eine so gottlose und unnatürliche Frucht zur Welt gebracht hätte. Man gab ihr hierauf viele tödtliche Stiche, wovon sie starb. Einige sagen, daß Nero, ihren erblaßten Leib zu sehen, verlangt, und damit sein Gespötte getrieben habe, es sind aber alle Skribenten in diesem Stücke nicht einig. Ihr Körper ward gleich nach der damaligen Gewohnheit, jedoch ohne das geringste Gepränge verbrannt, und nur ein einziger von ihren Freygelassenen erstach sich, um seine Treue gegen die Kayserinn zu beweisen. Ihre Gebeine wurden in die Erde gelegt, und erstlich nach dem Tode des Nero richtete man denselben ein Grabmaal auf.

Agrippina wird hingerichtet.

Ein solches Ende nahm Agrippina, die wegen ihres

ihres Glücks und Unglücks, wegen ihrer grossen Eigenschaften, und wegen ihrer nicht geringeren Laster, eine von den berühmtesten Fürstinnen in der Historie ist. Am bekanntesten aber ist sie dadurch geworden, daß sie eine Mutter des Nero gewesen, und einen von dem grimmigsten Tyrannen, die man in den Geschichten antrift, gebohren, und auf den Thron gesetzt hat. Ich sage mit Bedacht, einen von den grimmigsten, weil ich in diesem Stücke mit andern Skribenten nicht übereinstimme, die ihn für den allergrösten Wüterich halten. Denn Caligula, ein Bruder der Agrippina, welcher einige Jahre vorher regierte, war noch ärger, weil er sich als ein rasendes Thier, und als einen abgesagten Feind des menschlichen Geschlechts aufführte. Nero aber suchte insgemein, seinen Missethaten eine Farbe anzustreichen, welches man hauptsächlich bey seinem Verhalten gegen die Agrippina wahrnimmt, wo Caligula so viele Umschweife nicht würde gebraucht haben. Agrippina kann übrigens auch unter die grossen Geister gerechnet werden, welche die Natur hervorgebracht. Aber sie wandte ihren Verstand nicht recht an, und da ihre Staatsgriffe auf eine gar zu deutliche List abzielten, so ward sie durch ihre eigne Klugheit bestricket, und von ihrem Sohne in eben demselben Netze gefangen, welches sie andern gestellt hatte. Das einzige, worinn sie mit ihrer Mutter der ältern Agrippina eine Aehnlichkeit hatte, war ein grosser und hoher Geist, welcher sich aber nachher in eine gränzlose Ehrbegierde ver-

wandelte. Sie hat einige Schriften hinterlassen, worinn sie sowohl ihr eignes Leben, als auch die Geschichte von einigen ihrer Anverwandten beschrieben hat. Diesen werden oft von den alten Schriftstellern angeführt; sie sind aber alle verlohren gegangen.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Catharina von Medicis.

Catharina von Medicis, die einzige Tochter und Erbinn des Laurentius von Medicis, Fürsten von Urbino, ward zu Florenz 1519 geboren. Man findet nichts von ihr aufgezeichnet bis 1533, da man wegen ihrer Vermählung mit einem französischen Prinzen handelte, der ein Sohn des Franciscus des Ersten war, und damals den Titel eines Herzogs von Orleans führte, nachher aber Dauphin ward, und den französischen Thron unter dem Namen Henrich des Andern bestieg. Diese Vermählung gab wegen ihrer Ungleichheit zu verschiedenen Urtheilen Anlaß. Denn obgleich das mediceische Haus in Italien in grossem Ansehen stand, und Catharina den Titel einer Fürstinn von Urbino führte, so waren doch die Vorfahren des mediceischen Geschlechts nur gewisse und reiche Kaufleute gewesen, und hatten erstlich vor kurzer Zeit diese

Vermählung der Catharina mit dem Dauphin.

Würde

Würde erlangt. Franciscus muste daher wegen einer so ungleichen Verbindung verschiedene Urtheile über sich ergehen lassen, er hatte aber seine besondern Absichten dabey, welche hier anzuführen überflüßig seyn würde. Die Vermählung hatte ihren Fortgang, und Catharina ward nach dem Tode Franciscus des Ersten regierende Königinn von Frankreich.

Sie wird Königinn von Frankreich.

So lange ihr Gemahl, Henrich der Andre, regierte, lebte sie sehr stille, und ihre Aufführung giebt in diesen Zeiten keinen Stof zur Geschichte. Man bemerkte bloß an ihr eine grosse Gelassenheit, und daß sie die Kunst sich zu verstellen vollkommen gelernet hatte, worinn sie keinem italienischen Frauenzimmer etwas nachgab. Am allermeisten muste man sich über die Gefälligkeit wundern, welche sie gegen die Herzoginn von Valentinois blicken ließ, die damals des Königs Maitresse war, und dessen Herz so sehr eingenommen hatte, daß die Königinn sich fast gar keines Antheils an demselben rühmen konnte. Man hielt sie daher zu den Zeiten Henrichs des Andern allenthalben für eine Prinzeßinn, die keinen besondern Ehrgeitz besässe, weil sie denselben mit so vieler Behutsamkeit zu verbergen wuste. Kaum aber war der König Henrich mit Tode abgegangen, und ihr Sohn Franciscus der Andre auf den Thron erhoben worden, so brach das bisher in der Asche verborgen gelegene Feuer aus, und man bemerkte unverzüglich an dieser Königinn eine grosse Herrschsucht,

wodurch Frankreich unter der Regierung dreyer Könige, so lange sie nämlich mit einer unumschränkt-Gewalt regierte, in Glut und Flamme gesetzt ward.

Sie konnte sich zwar zu der Zeit, wie ihr erster Sohn, Franciscus der Andre den Thron bestieg, die Regierung nicht zueignen, weil derselbe bereits nach den Gesetzen in Frankreich seine mündigen Jahre erreicht hatte. Weil aber dieser Herr dennoch sehr jung, und dabey sehr kränklich, auch von schwacher Einsicht war, so muste man auf ein aus gewissen Gliedern bestehendes geheimes Conseil bedacht seyn, welches die Regierung im Namen des Königs verwalten könnte. Das Reich war damals in drey grosse Factionen getheilt. Die erste hatte die Herzoginn von Guise zu ihren Anführern. Das Haupt der andern war der grosse Connetable von Montmorency; und die dritte Partey machten die Prinzen vom Geblüte aus, welche das gröste Recht zu haben glaubten, an der Regierung des Reichs Theil zu nehmen.

Sie wird Regentinn.

Die kluge Königinn merkte alsobald, daß sie zu schwach sey, allen diesen grossen Herren zugleich die Waage zu halten, insonderheit da sie fremd war, und sehr wenige Freunde im Reiche hatte. Sie hielt es daher für nöthig, sich zu einer Partey zu schlagen, und nachdem sie diese Sache eine Zeitlang aufs genaueste erwogen, so trat sie zu dem Hause der Herzoge von Guise, und brachte dadurch die Prinzen vom Geblüte gegen sich in den Harnisch. Diese hatten den König von Navarra

zu

zu ihrem Haupt und Anführer, sie verließen sich aber am meisten auf den Prinz von Conde, welcher die gröste Fähigkeit, und das unerschrockenste Herz besaß. Sie suchten zwar gleich im Anfange, die Königinn auf ihre Seite zu bringen, jedoch diese listige Fürstinn, welcher die andre Partey vortheilhafter schien, hielt sie mit guten Worten auf, und beredete denen König von Navarra, daß er die französische Prinzeßinn Elisabeth nach Spanien begleitete, damit sie sich inzwischen in dem Posten, den sie eingenommen hatte, recht fest setzen könnte. Aber ihre Hoffnung schlug fehl. Denn der Prinz von Conde nahm daher Gelegenheit, sich immer mehr und mehr gegen die guisische Partey in gute Verfassung zu setzen. Er überlegte es mit dem grossen Admiral Coligni, wie man der Königinn und ihren Anhängern am besten die Stange halten könnte. Und da das Reich mit solchen Personen überall angefüllt war, welche die Reformation angenommen hatten, und mit der Regierung wegen der gegen sie ausgeübten Verfolgung misvergnügt waren, so funden sie für gut, alle diese Reformirten, welche gemeiniglich Hugenetten genannt wurden, auf ihre Seite zu bringen. Dieß geschahe auch jedoch der Erfolg stimmte nicht mit ihrer Hoffnung überein. Denn die Zusammenverschwerung, welche bey Amboise geschahe, ward offenbaret, und die Truppen, welche sie gesammlet hatten, wurden geschlagen und zerstreuet.

Sie bringt die Prinzen vom Geblüt gegen sich auf.

Sie läßt den Prinzen von Conde in Verhaft nehmen, und stellt ihn wieder auf freyen Fuß.

Den Prinzen von Conde nahm man auf dem Schlosse von Amboise in Verhaft, wo man demselben einen ordentlichen Proceß machen wollte, dem sich der Prinz auch, weil er sich auf seine Geburt, und auf den grossen Anhang, den er im Reiche hatte, verließ, mit grosser Freymüthigkeit unterwarf. Die Königinn konnte sich nicht entschliessen, was sie thun sollte. Sie sahe auf der einen Seite, daß die Sache einen Prinzen von königlichen Geblüte betraf, mit welchem sie nicht auf eben dieselbe Art, wie mit einem Missethäter umgehen konnte. Auf der andern besorgte sie, daß der Prinz, wenn er wieder in Freyheit gesetzt würde, sich an die Spitze der Hugenotten stellen möchte. Endlich fand sie doch nach einer genauen Ueberlegung für gut, ihn wieder auf freyen Fuß zu setzen, und sich zu stellen, als ob man zweifelte, daß er an dem Aufruhr der Hugenotten einigen Antheil gehabt.

Die Königinn, deren Absicht bey allen diesen Bewegungen einzig und allein dahin gerichtet war, daß sie das Ruder in Händen behalten möchte, schmeichelte bald der einen und bald der andern Parten. Bald gab sie den Hugenotten nach, und bald bewafnete sie sich gegen dieselben, wie die Zeiten ihr zu ihren Absichten mehr oder weniger bequem schienen. Es ist auch sehr glaublich, daß sie kein Bedenken würde getragen haben, sich zur Reformation zu bekennen, wenn sie ihren Vortheil

theil dabey gefunden hätte. Denn die Regierung war der einzige Bewegungsgrund, wornach sie alles einrichtete, und wodurch die Unbeständigkeit in ihrer Regierung verursachet ward, daß man sie bald an der einen Seite wegen ihres gar zu grossen Eifers, bald an der andern Seite wegen ihrer gar zu grossen Kaltsinnigkeit gegen die römische Religion tadelte.

Der Prinz von Conde erklärte sich kurz nach seiner Befreyung öffentlich für die reformirte Religion. Daher sahe man ihn hernach stets, als das Haupt der Hugenotten an. Auf ihn folgte unmittelbar der Admiral von Coligni, der längstens schon ein eifriger Hugenotte war. Zu dem Könige von Navarra hatte man wegen seiner Furchtsamkeit und Wankelmüthigkeit kein Vertrauen, und deßfalls bediente man sich allein seines Namens, weil er der erste Prinz vom Geblüte war.

Bey diesen Umständen fand die Regierung für gut, eine Versammlung zu Fontainebleau anzustellen, wo man den Entschluß faßte, alle Stände des Reichs bey dem gegenwärtigen gefährlichen Zustande zusammen zu rufen, und ein allgemeines Concilium der Religion wegen anzusetzen. Inzwischen brachte der Prinz von Conde alles wieder in Bewegung, und suchte sich durch Hülfe seiner Freunde der Stadt Lyon zu bemächtigen. Dieser Anschlag aber wollte ihm nicht glücken, sondern er gerieth vielmehr dadurch in einen neuen Verdruß. Denn da man ihn beschuldigte, daß er diese Unternehmung zuerst angestiftet, er aber

solches läugnete, so ward er nebst dem Könige von Navarra nach Hofe eingeladen, sich desfalls zu verantworten. Diese beyden Herren wusten eine lange Zeit nicht, wozu sie sich entschliessen sollten, endlich aber bequemten sie sich doch dazu. Wie sie aber ankamen, so ward der Prinz aufs neue in Verhaft genommen, und man sprach ihm nach vorhergegangenen ordentlichen Proceß das Leben ab.

Der Prinz von Conde wird zum Tode verurtheil.

Hier ließ die Königinn eine Probe von ihrer Fähigkeit sehen. Denn ob sie gleich den Prinzen als ihren gefährlichsten Feind ansahe, so richtete sie doch die ganze Sache also ein, daß alle Schuld auf das guisische Haus fiel. Sie stellte sich selbst ganz zweifelhaft an. Wenn sie mit den Herzogen von Guise redete, so sagte sie, es sey diese Unbeständigkeit ein Fehler ihres Geschlechts; wenn sie aber mit den Freunden des Prinzen von Conde sprach, so legte sie diese Wankelmüthigkeit als eine Sorgfalt aus, diesen Herrn zu retten, und bat dieselben, daß sie doch selbst auf Mittel und Wege bedacht seyn möchten, ihn in Freyheit zu setzen. In diesem Schauspiel war doch etwas wesentliches. Denn weil ihre Hauptabsicht dahin gerichtet war, daß sie das Regiment währender Minderjährigkeit ihrer Söhne behalten möchte, so konnte sie nicht zugeben, daß das guisische Haus die Oberhand behielte, welches aber gewiß geschehen wäre, wenn man die Partey des Prinzen ganz un-

Verstellung der Catharina.

ter-

terdruckt hätte. Daher rühren ihre vielen, und mit einander streitenden Unternehmungen, welche man in der Historie aufgezeichnet findet, und die als Proben ihrer natürlichen Unbeständigkeit und Wankelmüthigkeit pflegen angeführt zu werden. Am deutlichsten zeigte sich dieses bey der gegenwärtigen Gelegenheit. Denn da die Guisen auf die Vollziehung des Urtheils drungen, so bemühete sie sich mit aller Macht, dasselbe aufzuschieben und endlich gar aufzuheben.

So war der Zustand des Reichs beschaffen, wie der junge König Franciscus der Andre mit Tode abgieng. Ihm folgte sein Bruder, der damals den Titel eines Herzogs von Orleans führte, und bey dem Antritt seiner Regierung den Namen Carl der Neunte erhielt. Weil er aber erstlich vor kurzer Zeit zehn Jahre zurück gelegt hatte, wie sein Bruder starb, so konnte man in dieser Minderjährigkeit, eben so wenig als unter der vorigen einen ruhigen Zustand des Reichs erwarten. Die beyden Hofparteyen suchten sich gegen einander zu bestärken, und die verwittwete Königinn schmeichelte nach ihrer einmal angenommenen Regel, allen beyden, um das Ruder in Händen zu behalten. Das erste, was sie vornahm, bestand darinn, daß sie den gefangenen Prinzen wieder auf freyen Fuß setzte, und alle Reichsstände versammlete, welche Zusammenkunft den 13 December 1560 ihren Anfang nahm. Man erklärte die Königinn bey dieser Gelegenheit öffentlich

Sie setzt den Prinzen wieder auf freyen Fuß.

zur

zur Regentinn, und dadurch erlangte sie endlich den Zweck, wornach sie bereits so lange gestrebt hatte. Aber es währte nicht lange, so ward das Reich aufs neue in Unruhe gestürzt. Der Prinz von Conde, konnte nicht vergessen, daß man über ihn das Todesurtheil gefället, und suchte sich daher an den Guisen zu rächen, welche sich so feindselig gegen ihn erwiesen hatten. Es konnte ihm niemals an Gelegenheit fehlen, dieses Vorhaben ins Werk zu setzen, so lange man fortfuhr, die Hugenotten zu verfolgen, und ihnen die Religionsfreyheit zu versagen. Man that gleich darum bey der Königinn Ansuchung, welche es auch nicht gänzlich abschlug. Es erhellet aus ihrem ganzen Betragen, daß sie gleichsam nicht gewust, welcher Religion sie den Vorzug einräumen sollte, ob es gleich glaublich ist, daß sie in diesem Stücke ganz gleichgültig gewesen, und daß ihre Hauptreligion in Hochmuth und Herrschsucht bestanden, wornach ihre Religion sich richten mußte. Ich habe bereits vorher angezeigt, daß sie vor allen Dingen darauf gesehen, daß keine von beyden Hofparteyen die Oberhand behalten möchte. In dieser Absicht schmeichelte sie den Hugenotten, und stellte sich, als wenn sie ihnen gerne gewisse Freyheiten verschaffen wollte, welches man aus den Vorschlägen abnehmen kann, die sie zu eben derselben Zeit dem Pabste that. Eben dieser Ursache halber veranlaßte sie auch die berühmte Unterre-

Sie sucht beyde Religionen im Gleichgewicht zu erhalten.

Unterredung der Religion

terre-

terredung wegen der Religion zu Poißi 1561, welche ein grosses Aufsehen erweckte, und wohin ganz Europa die Augen wandte, von beyden Religionen zusammen kamen. Der Cardinal von Lothringen führte das Wort im Namen der römischkatholischen, und der bekannte Theodorus Beza vertheidigte die Lehrsätze der Reformirten. Aber diese Unterredung lief eben so fruchtlos ab, wie alle andre, die man jemals der Religion wegen angesetzt. Denn beyde Parteyen verliessen diesen Ort wieder mit eben denselben Meynungen, welche sie mit dahin gebracht hatten. halber zu Poißi.

Die streitigen Parteyen waren also aufs neue bemühet, sich zu verstärken. Der Herzog von Guise, der grosse Connetable von Montmorency, und der Marschall von St. Andre, vereinigten sich zusammen, und diese Verbindung erhielt den Namen eines Triumvirats. Die andre Partey, deren Häupter der König von Navarra, der Prinz von Conde und der Admiral Coligni waren, suchten im Gegentheil dieses Triumvirat Stand zu halten. Aber der König von Navarra war ein sehr wankelmüthiger Herr, und ließ sich bereden, seine alte Partey zu verlassen. Und durch seinen Beytritt ward das erste Triumvirat nicht allein den Hugenotten, sondern auch der verwittweten Königinn selbst zu mächtig. Sie suchte daher ohne Verzug nach ihrer alten Gewohnheit die schwächste Partey zu unterstützen, und ließ das im Julio gegebene Edict widerrufen, worinn die freye

Re-

Religionsübung den Hugenotten verboten worden. Sie gab vielmehr eine andre Verordnung heraus, worinn man ihnen erlaubte, daß sie ihren Gottesdienst frey und öffentlich halten möchten. Diesen neuen Befehl nannte man das Edict vom Jenner, weil es in diesem Monate 1562 herkam. So angenehm solches den Reformirten war, so sehr beschwerten sich die Römischkatholischen darüber, und die Königinn erhielte es nicht ohne die gröste Mühe, daß man diese Verordnung in dem Parlamente bestätigte. Die Wirkung dieses Edicts war, daß die Hugenotten darauf ihren öffentlichen Gottesdienst selbst in Paris hielten, welches ein solches Aufsehen gab, und eine solche Verbitterung bey der stärkern Partey erweckte, daß es die Königinn anfieng zu gereuen, daß sie so weit gegangen war.

Das Edict vom Jenner 1562.

Weil nicht lange darnach einige Hugenotten, welche ihren Gottesdienst nahe bey Vaßi hielten, eine Niederlage litten, so gab solches zu den bürgerlichen Kriegen Anlaß, welche unter der Regierung dreyer Könige dauerten, und Frankreich beynahe den Untergang zugezogen hätten. Es ist meine Absicht nicht, und es würde auch viel zu weitläuftig fallen, diese Kriege hier ausführlich zu beschreiben. Ich will deswegen bloß einige Hauptumstände berühren, woran die Königinn den meisten Antheil gehabt. Beyde Theile suchten gleich, sich des

Innerliche Kriege.

des jungen Königs Person zu bemächtigen. Der Herzog von Guise kam hierinn der andern Partey zuvor, und brachte den jungen König von Fontainebleau nach Paris. Dieses verursachte einen solchen Schrecken bey der Königinn, daß sie heimlich bey dem Prinzen von Conde um Hülfe anhielt. Weil nun derselbe gleichsam dadurch berechtiget ward, zu den Waffen zu greifen, so ließ er alle Reformirte einladen, ihm in seinen gerechten Unternehmungen beyzustehen. Beyde Parteyen stellten in kurzer Zeit ihre Kriegsheere ins Feld. In diesem Kriege nahm der König von Navarra die Partey des Hofes gegen den Prinzen von Conde, welchen man zum Haupt der Hugenotten erklärte. Wie aber der König kurz darauf Rouen belagerte, so ward er von der Stadt durch eine Musketkugel erschossen. Man setzte sodann den Krieg mit verschiedenem Glücke fort. Das wichtigste Treffen, welches in diesem Jahre gehalten ward, geschahe bey Blainville, wobey der Connetable von Montmorency von den Soldaten des Prinzen gefangen genommen ward, der Prinz aber hingegen der andern Partey in die Hände fiel. Jedoch bey den darauf erfolgten Unterhandlungen wurden sie beyde wieder auf freyen Fuß gesetzt.

Schlacht bey Blainville.

Der König ward zwar in dem folgenden Jahre für mündig erklärt, aber die Königinn führte die Regierung dennoch mit eben demselben Ansehen, wie vorher. Der innerliche Krieg ward mit dem gröſten Eifer fortgesetzt. Bald hatte die eine,

und

und bald die andre Partey die Oberhand. Den gröſten Stoß, welchen die Hugenotten litten, empfunden sie im Jahr 1569 da der Prinz von Conde in der Schlacht bey Jarnack ums Leben kam. Und weil durch diesen Fall die Hugenotten ohne Haupt waren, so muste Coligni das Commando antreten. Dieser nahm sich der verfallenen Sachen der Hugenotten mit einem solchen Eifer an, daß dieselben durch den Tod dieses tapfern Prinzen nichts eingebüßt zu haben schienen.

Schlacht bey Jarnack.

Weil man also zweifelte, daß man die Hugenotten mit Macht würde unterdrücken können, so wendete man allen Fleiß an, sie durch List zu bezwingen. Und damals schritte man zu dem erschrecklichsten Blutbad, welches je in den Geschichten erhört, und wodurch das Leben der Königinn Catharina auf eine höchstschändliche Art befleckt worden. Es geschahe 1572, von welchem Jahre Thuanus sagt, daß es verdiene mit schwarzen Buchstaben angezeichnet zu werden. Die Tragödie selbst ward auf folgende Art gespielet.

Der König von Navarra hatte einen jungen Sohn hinterlassen, welcher bisher den Namen eines Prinzen von Bearn geführt, nach dem Tode seines Vaters aber den Titel eines Königs von Navarra annahm, und eben derselbe ist, welcher hernach den französischen Thron unter dem Namen Henrich der Vierte bestiegen. Diesen jungen Herrn, welcher der nächste Prinz vom Geblüte war, und von seiner Mutter mit grossem Fleiß in

der

der reformirten Religion erzogen worden, sahen die Hugenotten als ihren vornehmsten Beschützer an. Der Hof bemühete sich denselben mit der französischen Prinzeßinn Margareta zu vermählen, und bey dieser Gelegenheit wurden alle Hugenotten eingeladen, dem Beylager beyzuwohnen. Man sparte keine Liebkosungen sie ins Netz zu bringen, und gab unter andern für, man sey Willens, Spanien den Krieg anzukündigen, und zu dem Ende sich des Admirals Coligni zu bedienen. Der Admiral ward von einigen guten Freunden gewarnet, allein vergebens. Er verließ sich vielmehr auf die gegebenen Versicherungen, und stellte sich nebst den vornehmsten Hugenotten ein.

Nachdem die Ehepacten unter den verlobten Personen geschlossen, und dieser Tag sowohl als der folgende mit allerhand Lustbarkeiten, spielen und tanzen zugebracht worden, so ward der Admiral auf der Gasse durch zwo Musketkugeln getroffen, von denen die erste ihm einen Finger wegnahm, die andre aber seinen linken Arm verwundete. Dieses erweckte ein grosses Aufsehen, und niemand schien darüber mehr bestürzt zu seyn, als der König selbst, welcher sich gleich stellte, als wenn er den Herzog von Guise, als den Urheber dieser That wollte in Verhaft nehmen lassen, wodurch man den Admiral wieder besänftigte. Hierauf begab sich die verwittwete Königinn zum König, und munterte ihn auf, den wider die Hugenotten gefaßten Entschluß, ins Werk zu setzen, und da-

mit in der folgenden Nacht, als der Nacht zum Bartholomäi Fest, den Anfang zu machen. Der König ließ seinen Rath zusammen kommen, welcher solches nicht nur billigte, sondern auch den Herzog von Guise zum Anführer bestellte, diesen blutigen Anschlag auszuführen.

Das pariſiſche Blutbad.

Wie man demnach alle nöthige Anstalten vorgekehrt hatte, so nahm das bekannte Blutbad seinen Anfang, welches man in der Historie Laniena St. Bartholomaei, zu nennen pflegt, weil es an dem Bartholomäi Fest geschahe. Es wurden auf einmal alle Hugenotten ermordet, welche sich bey diesem Feste eingefunden hatten. Unter denen war der grosse Admiral, zwanzig hohe Standespersonen, zwölfhundert Edelleute, und drey bis vier tausend Soldaten und Bürger. Und weil hierauf auch nach den Provinzen der Befehl ergieng, dorten gleichfalls die Hugenotten hinzurichten, so glaubt man, daß überhaupt damals beynahe hunterttausend Menschen ums Leben gebracht worden. Eine abscheuliche That! welche nach dem Geständniß des Perefixe weder jemals ihres gleichen gehabt, noch auch, wenn GOtt will, niemals wieder ihres gleichen haben wird. Diese That ist hinlänglich genug, das Andenken dieser Königinn bey den Nachkommen abscheulich zu machen, insonderheit da man weiß, daß derselben nichts weniger als die Religion zu Herzen gieng, und es doch heissen muste, daß alles aus heiligem Eifer geschähe. Ihre

Bedenken darüber.

re vorige Aufführung bezeugt zur Gnüge, wie wenig sie sich aus der Religion gemacht habe. Man findet vielmehr, daß sie allen Arten der Wollust und Ausschweifung ergeben, und der französische Hof niemals so unordentlich, als unter ihrer Regentschaft gewesen. Ja es gieng die Ruchlosigkeit so weit, daß man auch mit heiligen Dingen sein Gespötte trieb, und nach den Psalmen Davids tanzte. Man erzählt, daß der König nach keinem Psalme mit grösserm Vergnügen getanzt, als nach dem hundert und neun und zwanzigsten Psalm.

Man wuste bey diesem Blutbade im Anfange nicht, ob man auch den Prinzen von Conde, und den neuen Bräutigam den König von Navarra mit ermorden sollte. Man fand aber für gut, sie beym Leben zu erhalten. Der König Carl ließ aber doch diese beyden Herren gleich zu sich bringen, und da er ihnen einen Haufen todter Körper zeigte, so fügte er diese Drohworte hinzu: **Wählt entweder den Tod, oder die Messe.** Sie erwählten hierauf das letzte, und schwuren die reformirte Religion ab. Weil man aber wuste, daß solches nicht mit überzeugtem Herzen, und freyem Willen geschahe, so ließ man sie so genau bewachen, daß sie in der Zeit, da Carl der Neunte noch regierte, und noch lange nachher nicht von Hofe kommen konnten. Der junge König von Navarra führte sich inzwischen mit grosser Behutsamkeit auf, und bemühete sich aufs äusserste, denen ihm von der Königinn Catharina gestellten

Schlingen zu entgehen, ob es ihm gleich bey allen nicht möglich war. Denn er ließ sich von gewissen Hofdamen einnehmen, deren sich die Königinn bediente, die Anschläge grosser Herren auszukundschaften. Dieses war auch das einzige, wodurch man den jungen König von Navarra verleiten konnte, und welches ihm verschiedene Verdrießlichkeiten zuzog.

Dessen Wirkung.

Nun glaubte man, daß es Zeit sey, alle Hugenotten zu vertilgen, und deswegen rückte des Königs Bruder, der Herzog von Anjou mit einer grossen Kriegsmacht für Rochelle, welches damals die Hauptfestung der Hugenotten ward. Wie aber die Belagerung am hitzigsten fortgesetzt ward, so funden sich einige pohlnische Gesandten ein, dem Herzog kund zu thun, daß er von den pohlnischen Ständen zu ihrem Könige erklärt worden. Der Herzog hob hierauf gleich die Belagerung auf, um von seinem neuen Reiche Besitz zu nehmen. Die Hugenotten aber wurden dadurch von einer grossen Gefahr befreyet.

Nicht lange darauf fiel der König Carl in eine gefährliche Krankheit, da das Blut aus seinem ganzen Leibe drang, welches als eine Strafe GOttes wegen des von ihm vergossenen unschuldigen Blutes angesehen ward. Währender Krankheit des Königs, machte der Herzog von Alencon, der dritte Bruder des Königs, mit verschiedenen andern Herren gegen die verwittwete Königinn ein Bündniß, um dieselbe von der Regierung zu entfernen.

nen. Sie beredeten auch den König von Navarra, in dieses Bündniß zu treten. Jedoch die Königinn Catharina erhielt davon durch ihre Hofdamen, welche ihre Kundschafterinnen waren, gar bald Nachricht, und ließ diese Herren, gleich in Verhaft nehmen. Der Prinz von Conde rettete sich mit der Flucht nach Deutschland. Den König von Navarra aber verwahrte man genauer, und er ward gleich nachher auf Befehl der Königinn durch den Canzler über gewisse Puncte befragt. Jedoch derselbe verließ sich auf seine Hoheit, und wollte auf keine Frage antworten.

Die Schwachheit des Königs Carls fieng nun an, so sehr überhand zu nehmen, daß er selbst merkte, daß er nicht lange mehr leben würde. Und weil er sowohl gegen die verwittwete Königinn, als auch gegen seinen Bruder, den Herzog von Alencon, sehr kaltsinnig geworden war, so ließ er den König von Navarra zu sich rufen, bey welchem er noch allein Tugend und Ehrlichkeit angetroffen hatte. Weil Catharina dieses erfuhr, so besorgte sie, es möchte in der Absicht geschehen, ihr die Regierung zu nehmen, und die Verwaltung des Reichs dem Könige von Navarra zu übertragen. Sie suchte daher bey demselben eine Furcht zu erwecken, und gab Befehl, daß man ihn zum Könige unter einem dunklen Gewölbe durch bewafnete Garden führen sollte, die sich zugleich stellen musten, als wenn sie ihn gleich umbringen wollten. Dieses verursachte auch bey dem Könige eine solche Furcht, daß er einige Schritte zurück wiche.

Nachdem ihm aber der Capitain von der Garde die Versicherung gegeben, daß ihm nichts Widriges begegnen würde, so setzte er seinen Weg fort.

Carl der Neunte stirbt.

Kurz darauf, nämlich im Jahr 1574 starb König Carl der Neunte, und Catharina suchte theils durch List, theils durch Macht sich der Regierung zu bemächtigen, bis ihr Sohn, der Herzog von Anjou, welcher König in Pohlen war, wieder zurück kommen könnte. Sobald derselbe in Frankreich angelangt war, so stellte sie ihm die beyden gefangenen Herren vor, um mit ihnen nach seinem Gefallen zu verfahren. Er setzte sie aber beyde unverzüglich wieder auf freyen Fuß. Dieser neue König ist unter dem Namen Henrich der Dritte bekannt. Man machte sich von demselben, ehe er zur Regierung gelangte, die Hoffnung, daß er durch seinen Verstand und durch seine Fähigkeit den verfallenen Umständen Frankreichs wieder aufhelfen würde; aber der Erfolg stimmte nicht mit der Hoffnung überein, und es war gleichsam ein Verhängniß, daß Catharina von Medicis auch unter diesem Könige die Regierung führen sollte. Denn Henrich der Dritte,

Untüchtigkeit des Königs Henrichs des Dritten zur Regierung.

ergab sich, währender Zeit, da das Reich in die gefährlichsten Unruhen verwickelt war, allen Arten der Wollust und des Müßiggangs, und vertrieb die Zeit allein damit, daß er tanzte, Hunde abrichtete, welche er

in

in grosser Menge unterhielt, und Papagoyen sprechen lehrte.

Es schien zwar im Anfange, als wenn er selbst regieren wollte. Dieses aber war den Absichten der verwittweten Königinn nicht gemäß, weil sie besorgte, daß ihr Ansehen dadurch leiden möchte. Sie suchte daher alles dergestalt zu verwirren, damit ihr lieber Sohn, weil er sich nicht daraus zu retten wuste, ihrer Hülfe nicht entrathen könnte. Sie unterhielt zu dem Ende die streitenden Factionen, und die innerlichen Kriege, und hetzte eine Partey gegen die andre auf, bis das Reich endlich dadurch in die äusserste Verwirrung gerieth, welches auch noch nach ihrem Tode währte. Man kann daher sagen, daß sie nicht nur allein für sich, sondern auch für ihre Nachkommen gesorget.

Catharina erhält sich bey ihrem Ansehen.

Der elende Zustand, worinn das Reich durch die Nachläßigkeit des Königes, und durch die List der verwittweten Königinn gerathen war, gab zu einem Bündnisse Anlaß, welches verschiedene hohe Personen unter sich aufrichteten, die katholische Religion zu beschützen. Das eigentliche Haupt dieses Bündnisses, das in den Geschichten unter dem Namen Liga Sancta bekannt ist, war der Herzog von Guise. Man trug aber die Oberstelle dennoch zum Schein dem Könige an, und weil derselbe solche nicht wohl von sich ablehnen konnte: so muste er nicht nur seinen Namen dazu hergeben,

Liga Sancta.

sondern sich auch anheischig machen, den Krieg wider die Hugenotten zu erneuren. Er stellte zu dem Ende drey Kriegsheere ins Feld, um sie an verschiedenen Orten zugleich anzugreifen, und es scheint, daß man mit einer solchen Macht der Unruhe auf einmal hätte ein Ende machen können. Jedoch die Königinn Catharina, fand den alten Zustand des Reichs ihren Absichten und Vortheilen gemäß, und wollte durchaus nicht, daß die Hugenotten gänzlich sollten unterdrückt werden, damit allemal zwo Parteyen seyn möchten, welche einander die Stange halten könnten. Sie stellte deßfalls dem Könige so viele Gründe für, und überredete ihn endlich, daß er mit den Hugenotten einen Frieden schloß. Nach getroffenen Frieden reisete Catharina nach Guienne, und stellte sich, als wenn sie diese Reise bloß zu dem Ende anträte, um die Friedenstractaten aufs genaueste in Erfüllung zu bringen, und zugleich ihre Tochter Margareta, ihrem Gemahl dem König von Navarra zuzuführen. Eigentlich aber suchte sie unter den Hugenotten Uneinigkeit zu stiften, damit sie über eine Partey sowohl als über die andre den Meister spielen möchte. Der König von Navarra empfieng seine Gemahlinn sehr kaltsinnig, und sahe sie mehr wie eine Schwester des Königs, als wie seine eigne Gemahlinn an, weil ihre Vermählung wider beyder Neigung gestiftet worden. Er machte sich aber dennoch ihre damalige Gegenwart zu Nutze. Die verwittwete Königinn hatte verschiedene Hofdamen bey sich, um durch deren

Hülfe

Hülfe sowohl den König von Navarra, als andre hugenottische Herren ins Netz zu ziehen. Margareta aber suchte auf der andern Seite verschiedene Hofbedienten, welche Catharina mitgebracht hatte, auf eben dieselbe Art zu fangen, und verrückte dadurch die Anschläge der alten listigen Königinn dermassen, daß diese sich gezwungen sahe, den Hugenotten mehr einzuräumen, als sie im Anfange Willens gewesen. Die Tochter bewies also hierdurch, daß sie ihrer Mutter vollkommen nachahme, und eben so listig, wie diese sey.

Kaum waren zehn Monate nach diesem Frieden verstrichen, so arbeitete die Königinn schon wieder an einem neuen Krieg, weil sie besorgte, daß der König sonst kaltsinnig gegen sie werden möchte. Sie suchte ihn demnach in einer beständigen Unruhe zu erhalten, damit er ihrer Hülfe und Unterhandlung stets benöthiget seyn möchte. Wenn man die Absichten dieser Königinn nicht genau überlegt, so muß man sie nothwendig einer Wankelmüthigkeit beschuldigen, weil ihre ganze Aufführung darinn bestand, daß sie Kriege und Feindseligkeiten anstiftete, und solche auch gleich wieder beylegte. Aber eine beständige Herrschsucht war die Quelle dieser Unbeständigkeit. Dadurch wurden alle ihre Anschläge veranlasset, und darauf gründeten sich Krieg, Friede, Stillstand, Bündnisse, und die Aufhebung derselben. Zu diesem neuen Kriege hetzte sie die Hugenotten heimlich selbst auf, und hielt bey ihrer Tochter der Königinn Margareta so lange an, bis ihr dieselbe versprach,

ihren Gemahl, den König von Navarra, in den Harnisch zu bringen. Dieses geschahe auch, Margareta bediente sich zu dem Ende einiger artigen und liebenswürdigen Hofdamen, und wuste bereits vorher, daß der König denselben nicht widerstehen konnte. Der Krieg ward also beschlossen, und führt daher den Namen, Krieg der Verliebten, Guerre des amoreux. Er war aber von keiner langen Dauer. Denn in dem folgenden Jahre ward wieder ein neuer Friede geschlossen.

Guerre des amoreux.

Inzwischen nahm die so genannte heilige Ligue, deren Haupt der Herzog von Guise war, immer mehr und mehr Ueberhand. Und da dieses Bündniß durch Spanien unterstützt ward, so konnte der König demselben nicht länger widerstehen. Er war daher gezwungen, mit dem Könige von Navarra und den Hugenotten eine geheime Freundschaft zu unterhalten, um gegen diese anwachsende mächtige Partey einen Rückhalt zu haben. Die Königinn übernahm abermals bey diesen Umständen das Amt einer Unterhändlerinn, und beredete den König, zur Beruhigung der guisischen Partey, die bekannte Verordnung, oder das insgemein also genannte Edict vom Julius, auszufertigen, wodurch den Hugenotten befohlen ward, innerhalb sechs Monaten das Reich zu räumen.

Edict vom Julius.

Hierauf ward der König von Navarra nebst dem Prinzen von Conde zugleich, von dem Pabst Sixtus dem Fünften, in den Bann gethan.

Aber

Aber diese liessen deswegen den Muth nicht sinken, sondern setzten den Krieg mit grossem Eifer fort. Der König Henrich war bey allen diesen Umständen ganz gleichgültig, und man konnte nicht sagen, welche Partey ihm am meisten zuwider war. Daher fiel es der Königinn nicht schwer, wie sie es ihrem Vortheil gemäß zu seyn erachtete, einen neuen Tractat zwischen beyden Königen zu veranlassen, der auch 1585 zu Stande kam. Niemals hat ein Regent so viele Friedenstractaten geschlossen. Man könnte der Königinn dieses zum Ruhme nachsagen, wenn sie nicht allemal selbst die Kriege angestiftet hätte. Wie man aber demjenigen keinen besondern Dank schuldig ist, der uns wieder aus dem Wasser zieht, wenn er uns selbst vorher hineingestossen; so hatte Frankreich eben so wenig Ursache, dieser Königinn für ihre Friedensunterhandlungen zu danken. Denn sie legte niemals eine Zwistigkeit bey, ohne eine neue wieder zu erregen. Sie dämpfte niemals ein Feuer, ohne ein neues wieder anzuzünden. Ihr Regiment war also, daß ich mich dieses Gleichnisses bediene, einem Kegelspiel ähnlich, wo man die Kegel niederwirft, um sie wieder aufzusetzen, und aufsetzt, um sie wieder umzuwerfen.

Unendliche Liſt der Königinn Catharina.

Nachdem der Friede also aufs neue geschlossen war, so suchte sie beyden Königen durch prächtige Gastmahle und durch tanzen ein Ver-

Wollust des französischen Hofes.

gnügen

gnügen zu machen, welches nebst der Herrschsucht ihre vornehmste Leidenschaft war. Daher ist auch das tanzen niemals so allgemein in Frankreich, als zu ihrer Zeit gewesen, und man tanzte damals am Hofe sogar nach den Psalmen Davids. Die Königinn sagte zwar, es geschehe bloß zu dem Ende, um ihre Kinder und andre hohe Standespersonen am Hofe zu belustigen, weil das Gemüth durch nichts so sehr, als durch Musik und tanzen erfrischt und aufgemuntert würde. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß sie dem Könige, der ohnedem zu dergleichen wollüstigen Leben von Natur geneigt war, durch solche Lustbarkeiten einen Widerwillen und Abscheu für ernsthafte Dinge beybringen wollen, damit derselbe ihr die Regierung allein überlassen möchte. In was für einer Absicht aber auch dieses von ihr geschehen seyn mag, so ist es gewiß, daß in keinem Reiche zu einer Zeit so viel getanzt, und so viele Friedenstractaten geschlossen worden, als unter ihrer Regierung. Die Provinzen richteten sich nach dem Beyspiel des Hofes, und man hörte und sahe in dem ganzen Reiche nichts anders, als tanzen, spielen und Maskeraden. Die Geistlichen eiferten zwar dagegen, sie verwarfen aber doch eigentlich das tanzen an sich selbst nicht, sondern straften nur, daß die Rechtgläubigen oder Orthodoxen mit den Hugenotten tanzten, sie richteten aber dadurch nichts aus. Denn die meisten hielten dafür, wenn es keine Sünde sey zu tanzen, so sey es auch der Orthodoxie nicht entgegen, mit den Ketzern zu tanzen.

Wie

Wie der Hof der Wollust einzig und allein nachhieng, und der König dadurch mehr in Verachtung gerieth, so nahm der Herzog von Guise an Ansehen zu, und die Römischkatholischen sahen ihn als den einzigen an, welcher die Religion und den Staat beschützen könnte. Ja dieses gieng endlich so weit, daß Paris und die vornehmsten Städte in Frankreich sich seinem Schutz unterwarfen, und der König gar nach Chartres fliehen muste. Da nun auf solche Art das guisische Haus, und die heilige Ligue allenthalben den Meister spielte, und die Königinn endlich sich selbst und den König in Gefahr sahe, so wandte sie alle ihre Gedanken darauf, diese mächtige Partey zu unterdrücken. Dieses konnte nicht durch Macht geschehen, deswegen bediente sie sich der List, und lud den Herzog von Guise mit ungemein freundlichen und schmeichelnden Worten zu einer Unterredung mit dem Könige ein. Der Herzog, welcher sich auf ihre Zusage verließ, kam nach Chartres, wo ihn der König mit vielen Ehrenbezeugungen empfieng, und zum Großmeister der französischen Gendarmerie erklärte. Kurz darauf aber ward er ermordet, worüber jedermann erstaunte, weil er einer der vornehmsten Herrn der damaligen Zeiten war. Dieser Mord geschahe 1588. Die vernünftigsten muthmaßten gleich, daß eine grosse Unruhe daraus entstehen dürfte, und der König selbst schien dieses zu befürchten. Er begab sich deswegen zu der verwittweten Königinn,

Der Herzog von Guise wird ermordet.

um

um ihr von diesem Mord Nachricht zu geben, und sagte, **Madame, nun bin ich erstlich König.** Man sagt, daß die Königinn gefragt, ob er auch die gehörigen Anstalten vorgekehrt, um dem Unglücke, welches daraus entstehen könnte, vorzubeugen, und wie der König solches bejahet, so habe die Königinn geantwortet, **Ich will wünschen, daß es zu eurem Vortheil ausfallen möge.** Hieraus sollte man fast schliessen, daß dieser Mord ohn ihr Vorwissen geschehen sey. Jedoch andre, unter denen auch Miron, der Leibarzt des Königes ist, redet hiervon in dem Berichte, den er von dem Tode des Herzogs abgestattet, als von einer Sache, die vorher mit der Königinn Catharina überlegt worden.

Tod der Catharina.

In dem folgenden Jahr starb diese berühmte Königinn aus Gram, doch nicht so sehr über ihre begangenen Sünden, als vielmehr über die Kaltsinnigkeit ihres Sohnes, welcher sie zuletzt nicht mehr bey seinen Unternehmungen zu Rathe zog. Dieß allein war hinlänglich, dieser ehrgeitzigen Fürstinn das Leben zu rauben. Denn ob sie gleich bereits ein hohes Alter von siebzig Jahren erreicht hatte, so war dennoch die Lust zu regieren, bey ihr noch nicht erstorben. Man meynt auch, daß folgende Begebenheit sehr viel zu ihrem Tode beygetragen habe. Sie besuchte den Cardinal von Bourbon in seiner Krankheit, von dem sie aller mit diesen Worten angeredet ward; **Ist es wahr, Ma-**

Madame, daß ihr uns alle auf die Schlachtbank liefern wollet? worüber sie sich heftig geärgert.

Streitige Urtheile über dieser Königinn.

Die Nachrichten, welche man von dieser Königinn aufgezeichnet findet, streiten so sehr mit einander, daß es auch nach dem Ausspruch des P. Daniel noch nicht ausgemacht ist, ob sie unter den tugendhaften oder tadelnswürdigen Prinzeßinnen einen Platz verdiene. Ein jeder gesteht, daß sie eine grosse Fähigkeit in Regierungssachen besessen. Man kann auch nicht läugnen, daß sie von der Natur mit einer grossen Einsicht und mit einer reifen Urtheilskraft begabt gewesen, und eben so wenig kann man ihr beredtes, freygebiges, prächtiges und majestätisches Wesen, wodurch sie sich im geheimen Rathe ein gewisses Ansehen, und im Umgange eine grosse Ehrfucht zu erwerben wuste, im Zweifel ziehen. Diese Eigenschaften werden ihr von allen einhellig beygelegt. Andre aber beschuldigen diese Königinn, daß sie gar keine Religion gehabt, daß sie der Zauberey ergeben gewesen, und eine Herrschsucht ohne Grenzen besessen, welche zu vergnügen, sie unter der Regierung dreyer Könige sowohl die Religion als auch die Wohlfahrt des Staats aufgeopfert. Dieses wird jedoch von einigen geläugnet, welche vielmehr behaupten, daß sie fest bey der römischkatholischen Religion beharret, und daß die Gunst, welche sie zu verschiedenenmalen den Hugenotten er-

erwiesen, eine Wirkung ihrer Staatsklugheit gewesen, da sie bisweilen etwas fahren lassen, um nicht das ganze zu verlieren. Die andern Laster, welche man ihr Schuld giebt, halten ihre Freunde für blosse hugenottische Verläumdungen, wodurch dieselben den Hof verhaßt zu machen suchten, wovon die damals so häufig herausgegebenen Schandschriften ein Zeugniß ablegten. Sie gestehen, daß diese Königinn eine große Begierde zu herrschen gehabt, sie sagen aber auch zugleich, daß Catharina dieses als ein ihr zustehendes Recht zu den Zeiten der beyden ersten Könige billig fordern können. Der dritte König aber, sey ihr so hoch verbunden gewesen, daß er sie ohne ungerecht zu seyn, nicht von der Regierung ausschliessen können.

Bedenken des P. Daniels.

Der grosse französische Geschichtschreiber, P. Daniel eröfnet hierüber sein Bedenken auf folgende Art: Die Königinn war stets geneigt, Frieden zu schliessen, und ließ sich zu dem Ende auch bisweilen harte Bedingungen gefallen. Sie konnte währender Minderjährigkeit der beyden ersten Könige nichts vernünftigers thun, als die beyden streitigen Parteyen in einem Gleichgewicht zu erhalten, und zu verhindern, daß keine von beyden der Regierung gefährlich werden möchte. Deswegen unterhielt sie mit den Häuptern beyder Parteyen ein Verständiß, um sich bald der einen, und bald der andern zu bedienen. Der Brief, den sie zum Vortheil der Hugenotten an den Pabst abgehen lassen, ist kein Beweis von ihrer Kaltsinnigkeit

nigkeit in der Religion, sondern zeigt vielmehr ihre hierbey gehegte Absicht an, die Hugenotten durch eine solche Mäßigung wieder mit der römischen Kirche zu vereinigen. Was die Zauberey betrifft, deren man sie beschuldiget, so kann man nicht läugnen, daß sie der Astrologie ergeben gewesen, welche man in ihrem Vaterlande hochschätzte. Wenn man aber daraus ein Bündniß mit dem Teufel herleiten will, so handelt man ungereimt und thöricht.

Solches wird untersucht.

So redet dieser schlaue Jesuit von der Catharina von Medicis. Man kann aber darüber verschiedene Anmerkungen machen. Die vielen Friedenstractaten, welche sie geschlossen, können nicht als Merkmaale ihrer Friedfertigkeit angeführet werden. Denn da ihre Geschichte zeigt, daß sie eben so oft Krieg angestiftet, als Frieden geschlossen, so erhellt daraus, daß ihre eigne Hoheit und die Erhaltung ihres Ansehens der einzige und wahre Grund sowohl des einen, als des andern gewesen. Eben dieselbe Anmerkung kann man auch über ihre Aufführung machen, da sie die streitigen Parteyen in einem Gleichgewicht zu erhalten bemühet gewesen. Denn sie suchte durch die Regel, Diuide et Impera, oder da sie den Samen der Uneinigkeit ausstreuete, ihr Regiment zu befestigen, welches sie, wenn das Reich entweder eines durchgängigen Friedens genossen, oder auch in einen allgemeinen Krieg wäre verwickelt worden, unfehlbar eingebüßet hätte. Unser Geschicht-

schreiber mag auch ihre Aufführung gegen die Hugenotten so künstlich entschuldigen, als er immer will, so kann doch niemand, der ihre Geschichte mit einem unparteyischen Gemüthe lieset, hierinn dem P. Daniel beyfallen, und glauben, daß dieses die eigentliche Absicht der Königinn gewesen. Man kann vielmehr das Gegentheil behaupten, daß sie sich mit Freunden für die Religion würde erklärt haben, welche ihrem Vortheil am gemässesten gewesen. Wegen des Lasters der Zauberey, welches man ihr vorwirft, bin ich mit dem P. Daniel vollkommen einig, und man geht unstreitig zu weit, wenn man sie eines mit dem Teufel aufgerichteten Bündnisses beschuldiget. Inzwischen macht sich doch derjenige sehr verdächtig, der täglich mit Nativitätstellern, und solchen Leuten umgeht, die zukünftige Dinge vorher sagen wollen, und solche Künste ausüben, die durch göttliche und menschliche Gesetze verboten worden. So war der Hof zu den Zeiten der Königinn Catharina beschaffen. Alles war mit Sterndeutern und Wahrsagern angefüllet. In andern Dingen sahe es eben so schlecht aus. Spielen, tanzen, Maskeraden, und andre Arten der Wollust und Ausschweifungen, hatten so sehr überhand genommen, daß der französische Hof weder vorher noch nach diesen Zeiten jemals so unordentlich gewesen. Es war dieses um so vielweniger zu entschuldigen, weil die damaligen Umstände mit weit grösserm Rechte Fast- und Bettage als wollüstige Feste erforderten. Es fällt derowegen

gen sehr schwer, die Königinn sowohl hierinn, als in andern Stücken, die man ihr zur Last legt, zu entschuldigen. Zusagen und eydliche Versicherungen wurden nicht im geringsten geachtet, ja ihre Falschheit und Verstellung war so groß, daß sich niemand mehr im geringsten auf ihr Versprechen verließ. Und wenn man dieser Königinn auch sonst nicht das geringst vorzuwerfen wüste, so befleckt doch das parisische Blutbad ihre Ehre auf eine ganz unauslöschliche Art, und zwar um so viel mehr, weil die Königinn sich um nichts weniger, als um die Religion bekümmerte. Man sagt, daß die Schriften des Machiavells ihr Hauptbuch gewesen, und daß sie solche ihren Söhnen vorlesen lassen. Insonderheit gefiel ihr die schädliche Schrift von den Regenten, welche man das Evangelium der Königinn nannte, und die ihr Canzler Morvilliers beständig in Händen hatte. Man meynt, daß Catharina durch Lesung derselben zu mancher bösen That verleitet worden.

Ungeachtet aller dieser Fehler hatte Catharina dennoch auch grosse Eigenschaften. Sie war freygebig, beredt, munter und hurtig in ihren Anschlägen, und kann unter die grossen Geister der damaligen Zeiten gerechnet werden. Was man insonderheit an ihr rühmen und als etwas edelmüthiges ansehen muß, war die Geduld, womit sie die bittersten Beschimpfungen anhörte, die man gegen sie ausschüttete, sie suchte sich auch nicht an denen zu rächen, welche allerhand Schandschriften auf

Beyspiele von ihrer Kaltsinnigkeit.

ihre Person und Regierung verfertigten. Brantome erzählt davon verschiedene Beyspiele. Er sagt, daß sie die bittersten Satyren, welche man auf sie verfertiget, gelesen, mit Verachtung angesehen, darüber gelacht, und die Verfasser derselben Plaudermäuler (bavards et donneurs de billevelees) genannt habe. Dieser Worte pflegte sie sich insgemein zu bedienen. Wie sie einmal hörte, daß die Hugenotten eine Canone mit sich führten, welche sie die verwittwete Königinn nannten, so wollte sie die Ursache dieser Benennung wissen. Wie sie endlich sehr lange bey einem vornehmen Herrn darum angehalten hatte, so antwortete derselbe: **Man nennt diese Canone deswegen also, weil sie gröſſer und weiter ist, als die andern.** Es scheint, daß man dadurch ihre Unkeuschheit anzeigen wollen. Man findet aber nicht, daß sie in der Historie derselben beschuldiget worden. Es war ihr diese Antwort auch nicht empfindlich, sondern lachte vielmehr darüber. Costar erwähnt in seinen Briefen ihrer Aufführung, welche sie gegen einige Soldaten blicken ließ, die harte Worte gegen sie ausstiessen. Obgleich Catharina von Medicis, wie er sagt, in einem Lande geboren worden, wo man sagt, daß GOtt sich die Rache vorbehalten, weil man daran das gröste Vergnügen findet, (parce que c' est le morceau friand) so war sie doch stets geneigter zu verziehen, als zu strafen. Wie sie hörte, daß einige Soldaten nahe bey ihrer Carosse allerhand garstige Schimpfwörter gegen sie ausstiessen, ohne

sich

sich im geringsten für ihre Gegenwart zu scheuen, oder die Stimme zu mäßigen, so ließ sie es allein dabey bewenden, daß sie aus dem Wagen sahe, und zu den Soldaten sagte, „Höret Cameraden, wo ihr „nicht ein wenig an die Seite gehet, wenn ihr übel „von mir reden wollt, so will ich es in die Wege „richten, daß ihr nicht nach eurer Bequemlichkeit „wie vorher, speisen sollet.“

Man findet bey dieser Königinn eine Vermischung von Tugenden und Lastern.

Kurz, diese Königinn hatte viele Tugenden, aber weit mehrere Fehler, ja man findet so viele Fehler bey ihr, daß wenn man ihre Tugenden und Laster mit einander vergleicht, so überwiegen die letzten die ersten sehr weit, und zeigen, daß ihr Leben nicht, wie der französische Geschichtsschreiber behauptet, als ein Problema könne angesehen werden. Das parisische Blutbad befleckt ihr Leben auf eine so abscheuliche Art, daß man ihre Ehre in diesem Stücke auf keine Art retten kann, und es ist eine That, welche weder von den Gottesgelehrten, noch von den Politicis kann entschuldiget werden. Von den erstern erkühnt sich niemand, diese That zu beschönigen. Die andern aber dürften vielleicht suchen, dieser Handlung sowohl als andern Verfolgungen eine gewisse Farbe zu geben. Sie sagen, das grosse und mächtige Frankreich war ein matter und kraftloser Körper, und konnte den schwächern Nachbarn keinen Widerstand thun, so lange in dem Kern des Landes so viele Misver-

gnügte vorhanden waren, welche mit fremden Völkern in Bündniß stunden, und bey unruhigen und gefährlichen Zeiten den Harnisch anlegten. Niemand kann mit Grund läugnen, daß der Thron niemals recht fest gestanden, und daß Frankreich seiner Größe, seines Reichthums, und der Menge der Einwohner ungeachtet, stets schwach und ohnmächtig gewesen, so lange es in zwo Parteyen getheilet war. Man kann daher die Unterdrückung der Hugenotten, als ein Meisterstück des Richelieu ansehen. Denn von der Zeit an hat Frankreich sich erst in seiner Stärke gezeigt, und in Europa ein so grosses Ansehen erhalten. Diese Ursache scheinen einigen Grund zu haben, ob sie gleich bey einer genauern Untersuchung dennoch nicht für hinlänglich können angesehen werden; denn der Streit, das Misvergnügen, und die Uneinigkeit, welche im Reiche herrschten, entstunden nicht aus dem Unterscheid in der Religion, sondern von den Verfolgungen. Wenn derowegen Richelieu und nach ihm Ludwig der Vierzehnte, anstatt die Reformirten zu unterdrücken und auszurotten, ihnen eine beständige und unumstößliche Religionsfreyheit eingeräumt, und sie auf eben dieselbe Art wie die andern Unterthanen gehalten hätte, so würden alle diese Unordnungen von selbst aufgehört, und Frankreich die vielen arbeitsamen und tüchtigen Einwohner behalten haben, deren es sich auf einmal beraubte. Sollte jemand zweifeln, daß solches mit Nutzen und Vortheil geschehen könne, der darf

nur

nur auf Holland und andre Staaten ein Auge werfen, wo alle Einwohner, zu welcher Religion sie sich auch sonst bekennen, einen gleichen Eifer für die Regierung, und eine gleiche Liebe für das Vaterland blicken lassen.

Vergleichung.

Es erhellet aus den Geschichten dieser beyden Fürstinnen, daß sie einander in den meisten Stücken ähnlich gewesen. Der erste war eine regierende Kayserinn, und hat zur Zeit ihres Sohnes dem Regiment mit einer unumschränkten Gewalt vorgestanden. Die andre war eine regierende Königinn, und saß stets am Ruder, da ihre drey Söhne nach einander den Titel eines Königes führten. Sie waren beyde in einem hohen Grad ehrgeitzig und listig. Der Ehrgeitz aber äusserte sich doch stärker bey der erstern als bey der letztern, denn dieselbe opferte alles auf, Ehre, Keuschheit, Religion, ihren guten Namen und Ruhm, und was sonst nur möglich war, um sich den Weg zur Hoheit zu bahnen, und sich im Ansehen zu erhalten. Und wenn gewaltsame Mittel nicht helfen wollten: so muste Frau Lokusta, oder andre in der Chymie und Botanik wohlerfahrne Weiber, hierinn Hülfe leisten. Man findet nicht, daß Catharina von Medicis sich solcher Mittel bedienet

habe, sondern dieselbe suchte vielmehr durch List und künstliche Staatsgriffe ihre Regierung zu befestigen. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß Frau Lokusta, wenn sie zu den neuern Zeiten gelebt hätte, auch einigen Verdienst an dem französischen Hofe dürfte gehabt haben, weil Catharina von Medicis in diesem Stücke eben so wenig gewissenhaft scheint gewesen zu seyn, als Agrippina. Die vielen Nativitätsteller, Wahrsager und andre Leute von dieser Art, welche sie unterhielt, geben einigermassen zu erkennen, daß dergleichen Dinge können gebräuchlich gewesen, und nur auf eine mehr verborgene Art ausgeübt worden seyn, indem das neue Italien, woselbst sie gleichsam, als in einer Schule erzogen worden, die Missethaten verdeckter, als das alte, auszuüben weiß.

Sie waren beyde listig, und konnten sich ungemein verstellen, wenn sie einen Vortheil dadurch zu erhalten wusten. Jedoch, da Agrippina von Natur frech, hitzig und stolz war: so konnte sie diese Kunst nicht mit so gutem Erfolg ausüben, als Catharina, welche die Scheltworte und Vorwürfe kaltsinnig anhörte, und also gefährlicher als Agrippina war. Man kann aber doch von der Staatsklugheit dieser beyden Fürstinnen sagen, daß solche nicht ächt gewesen, weil sie nicht mit gehöriger Behutsamkeit ausgeübt ward, und daher auch nur, wie aus ihren Geschichten erhellet, auf eine Zeitlang Nutzen leistete.

Ob man gleich über die Liebeshändel der Catharina allerhand Satyren gemacht: so findet

man

man doch, bey zuverläßigen Geschichtschreibern, nichts von ihrer Unkeuschheit aufgezeichnet, und am allerwenigsten kann man sagen, daß sie in diesem Stücke der Agrippina ähnlich gewesen. Diese letztere war im Gegentheil von verschiedenen Lastern frey, welche die erste ohne Scheu ausübte. Man kann inzwischen dennoch nicht genau und zuverläßig von der Gemüthsbeschaffenheit dieser beyden Fürstinnen urtheilen. Denn es ist glaublich, daß Agrippina, wenn sie in der christlichen Religion wäre erzogen worden, und einen mächtigen Pabst an der Seite, und eine eifrige Clerisey auf dem Halse gehabt hätte, sich nicht dürfte erkühnet haben, so viele Missethaten zu begehen. Es ist gleichfalls glaublich, daß Catharina von Medicis, wenn sie zu den heidnischen Zeiten gelebt hätte, wo die hohe Obrigkeit niemanden wegen ihrer Handlungen Rechenschaft geben durfte, vielleicht noch mehrer Unthaten betrieben hätte. Wenn sie also weniger gesündiget, als Agrippina: so muß man solches mehr der Religion, worinn sie erzogen worden, als ihrem eigenen Naturell zuschreiben. Dieses muß man allemal sorgfältig beobachten, so oft man eine Vergleichung zwischen heidnischen und christlichen Regenten anstellet. Es ist unläugbar, daß die christliche Religion diesen Nutzen mit sich gebracht, daß die Menschen dadurch, wo nicht tugendhafter, dennoch zum mindesten weniger lasterhaft und böse gemacht worden. Wenn man demnach allein die natürliche Gemüthsbeschaffenheit dieser

beyden Personen in Erwägung zieht: so läßt sich freylich von beyden Seiten darüber streiten, welche von ihnen die meisten bösen Neigungen gehabt. Wenn man aber nach ihren Handlungen und bösen Thaten urtheilen will: so übertrifft Agrippina die Catharina sehr weit, und es scheint daher unbillig zu seyn, die französische Königinn mit der römischen Kayserinn in eine Classe zu setzen. Das einzige Ruhmwürdige, was Agrippina vor der Königinn in Frankreich voraus hat, besteht darinn, daß sie suchte ihrem Sohn die herrlichste Erziehung zu geben, deswegen sie demselben auch zweene tugendhafte und vernünftige Römer, den Seneca und Burrhus zu Lehrmeistern setzte. Catharina aber sahe es gerne, daß ihre Söhne in Wollust und Unwissenheit aufwuchsen; wiewohl man doch auch zugleich gestehen muß, daß Agrippina dadurch nicht eben gesucht, ihren Sohn zu einem löblichen Regenten zu machen, sondern ihm nur eine Ehrerbietigkeit gegen seine Mutter einzuprägen. Wenn ihre Absicht gewesen wäre, aus ihrem Sohn einen tugendhaften Regenten zu bilden: so würde sie ihm in ihrem Leben nicht so viele böse Beyspiele gegeben haben. Man sieht daher auch, daß Nero eine vollkommene Kopey dieses Originals geworden, und daß er mehr dem Leben seiner Mutter nachgeahmt, als den Vermahnungen seiner Lehrmeister Gehör gegeben. Jedoch, mit so vielen Lastern auch Agrippina mag befleckt gewesen seyn: so hat sie doch keine Missethat begangen, welche mit dem parisischen Blut-

bad

bad könnte in Vergleichung gestellet werden. Denn obgleich Catharina solches nicht einzig und allein anstiftete: so hatte sie doch Theil daran, und gab ihre Einwilligung dazu; und in dieser Absicht wird man nicht entschuldigen, daß ich diese beyde Fürstinnen mit einander zusammen gesetzt, und unter ihnen eine Vergleichung angestellt habe. Diese einzige abscheuliche That der Catharina, hält allen Missethaten der römischen Agrippina das Gewichte, wo man nicht sagen will, daß ein blinder Religionseifer daran Schuld gewesen, welches aber auch nicht wohl seyn kann. Denn man sieht, aus der ganzen Geschichte der Catharina, daß sie sich um nichts weniger, als um die Religion bekümmert, und daß sie sich derselben nur bloß zu dem Ende bedient, ihr Ansehen zu befestigen, und ihren bösen Thaten eine Farbe zu geben.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Cleopatra und Anna Bullen.

Einleitung.

Die Jäger bedienen sich verschiedener Mittel, wilde Thiere zu fangen. Die Vogelsteller brauchen allerhand Netze, die Vögel zu bestricken,

cken, und im Kriege werden mancherley Maschinen erfordert, eine Festung zu bestürmen und einzunehmen. Die ersten geben sich Mühe, die Eigenschaften der Thiere und Vögel zu erforschen, und müssen sich darnach richten, wenn sie einen glücklichen Fang thun wollen. Im letztern Fall giebt man auf die Lage der Städte und auf die Beschaffenheit der Festungen Achtung, und nach diesen Umständen werden sowohl die Maschinen angebracht, als auch die andern Zurüstungen zur Belagerung der Festung eingerichtet. Denn die Mittel, welche bey gewissen Fällen die beste und nützlichsten sind, leisten bey einer andern Gelegenheit einen sehr geringen oder gar keinen Nutzen. Bald erheischen die Umstände, daß man gerade zu gehen muß, bald muß man einen Umschweif nehmen, bald muß man Sturm laufen, und bald die Festungswerke untergraben. Ein Arzt verordnet einem Schweitzer und einem Italiener nicht einerley Arzneyen, und ein Ackersmann bauet das eine Feld nicht auf eben dieselbe Art wie das andre. Der eine erforscht die Natur des Kranken und der andre die Beschaffenheit des Erdreichs. Es werden verschiedene, und bisweilen mit einander streitige Mittel erfordert, um einerley Sachen zu erlangen, und eben dasselbe Ziel zu treffen.

Verschiedene streitige Mittel um eine Sache zu erhalten.

Auch diejenigen müssen diese Regeln beobachten, welche sich bemühen, die Liebe und Zuneigung einer

Wie auch, um sich die Liebe und

Per-

Person zu gewinnen. Es werden verschiedene, ja auch bisweilen einander entgegen gesetzte Maschinen erfordert, die Herzen zu bestürmen und einzunehmen. Einige werden durch Freundlichkeit und schmeicheln, andre durch eine verstellte Kaltsinnigkeit gewonnen. Ein geübtes Frauenzimmer weiß dieses aus der Erfahrung, und übt dasselbe auch täglich mit gutem Erfolg aus. Man erforscht das Temperament der Personen, worauf man zielt, darnach werden die Maschinen eingerichtet, und man nimmt verschiedene Gestalten an, nachdem es die Umstände erfordern. Merkt eine erfahrne und geübte Jungfrau oder Wittwe, daß die Mannsperson, nach welcher sie trachtet, durch ein freundliches und freyes Wesen zu gewinnen sey: so ist sie einer Sirene ähnlich, und sucht ihn durch süsse Worte und reizende Ausdrücke an sich zu locken. Merkt sie aber, daß dieses nicht helfen will, und daß sie nur dadurch bey ihrem Liebhaber einen Ekel verursacht: so bedient sie sich eines verdrießlichen Tons, und ernsthafter Worte. Denn das Herz manches jungen Freyers wird nicht anders als durch das Eiß der der Geliebten in Glut gesetzt, und nur durch das Feuer derselben wieder abgekühlet. Wenn man das Gesicht zu ihm wendet, so kehrt er den Rücken wendet man ihn aber den Rücken, so wendet er das Gesicht wieder her. Und weil die Sache so beschaffen ist: so wird der Sieg erfochten, wenn man bald gerade zu geht, bald aber wie-

Zuneigung einer Person zu erwerben.

wieder fliehet, oder auf tartarische Art ficht. Deswegen versieht sich ein wohlerfahrnes Frauenzimmer mit einem Zeughaus, worinn verschiedene Arten des Gewehrs befindlich sind, um sich, nach Beschaffenheit der Umstände, bald des einen und bald des andern zu bedienen. So wie ein Krämer sich mit allerhand Waaren versiehet, und den einen Käufer durch Zucker, den andern durch Eßig, den dritten durch Salz, den vierten durch Pfeffer zu seiner Bude lockt, und also der täglichen Nahrung versichert seyn kann. Weil man so viele Sinne als Köpfe antrifft, so muß man verschiedene Mittel brauchen, die Herzen der Menschen zu gewinnen, und deswegen als ein Proteus allerhand Gestalten annehmen, und als ein Cameleon sich bald in einer grauen, bald in einer schwarzen, und bald in einer blauen Kleidung sehen lassen. Man erzählt von dem Alcibiades, daß er auf seinen Reisen bald wollüstig, bald eingezogen, bald freundlich, bald ehrbar, bald schlecht, bald prächtig gekleidet gewesen, weil er sich alle Leute, mit denen er umgehen muste, dadurch zu verbinden suchte. Auf solche Art muß auch ein Mensch, welcher sich die Gunst andrer Leute erwerben will, die Natur aller Thiere annehmen. Bald muß er stumm seyn, wie ein Fisch, bald plauderhaft, wie eine Alster, bald sauer, wie eine Katze, bald freundlich, wie ein Mops, bald ehrbar, wie ein Bär, bald spashaft, wie ein Affe, bald muß er Sturm laufen, und bald wieder

Ein Freyer muß allerhand Gestalten ansich nehmen.

wieder fliehen; bald muß er gerade zugehen, und bald allerhand Umschweife machen, bald muß er gleich sein Angesicht bloß geben, bald der Unsichtbaren in der Comödie gleich seyn, und dasselbe verdeckt halten. Wie man einen Franzosen durch Harmonien, einen Italiäner durch Dissonanzen, einen Spanier durch Adagio, und einen Polacken durch Presto locken kann, so muß ein Musikant, welcher alle und jede durch seine Musik reitzen und einnehmen will, sich auf alle Töne und Tacte gefaßt machen. Denn was dem einen Appetit erweckt, das verursacht dem andern einen Ekel. Worüber dieser lacht, darüber weint jener, und was den einen munter macht, dabey gähnt der andre. Es ist ein schlechter Reuter, welcher nur auf einem Pferde zu reiten weiß, und der Künstler ist in seiner Kunst nicht vollkommen, der nur auf einer Linie tanzen kann.

Beyspiel dieses Satzes aus den folgenden Geschichten.

Die tägliche Erfahrung zeigt, daß dieses sich wirklich also verhält; und die Geschichte der beyden Königinnen, welche gleich folgen werden, erläutern diese Sache ungemein. Man kann daraus sehen, daß zwo Personen durch zwey einander entgegen gesetzte Mittel ins Netz gebracht worden. Wenn Cleopatra sich so kaltsinnig wie Anna Bullen stellen wollen: so hätte sie vielleicht den Antonius für den Kopf gestossen, und ihre Absicht nicht erreicht; und wenn Anna Bullen gleich gekommen wäre, da sie gerufen ward: so dürfte sie vielleicht niemals Königinn

in

in England geworden seyn. Cleopatra hatte sich das Temperament des Antonius bekannt gemacht, und richtete sich nach demselben. Sie machte deswegen nicht viele Umstände, sondern übergab ihm die Festung gleich nach der ersten Aufforderung. Und durch eben dasselbe Mittel wodurch sie den Antonius zuerst bestrickte, suchte sie ihn auch in ihrem Netze zu behalten. Anna Bullen aber, welche entweder selbst das Gemüth Henrich des Achten erforscht, oder durch ihre Mutter die Nachricht erhalten, daß dieser Herr durch Kaltsinnigkeit könnte entzündet werden, stellte sich, als wenn ihre Jungfrauschaft ihr lieber als das Leben sey. Sie machte ihm einen jeden Schritt streitig, sie ließ ihn fünf Jahre die Person eines Buhlers vorstellen, sie verwarf alles Anbieten, und wollte durchaus keine Capitulation eingehen, wo solche nicht in diesen Worten bestünde, Aut Caesar aut nihil, entweder Königinn oder nichts. Durch diese verstellte Keuschheit erreichte sie ihren Endzweck, und ward regierende Königinn in England. Denn die Hitze des Königes, welche bey einem andern durch eine solche Aufführung dürfte abgenommen haben, gerieth dadurch in volle Gluth, so daß er alles eingehen muste, was sie verlangte.

Anna Bullen ist es indessen nicht allein, die dadurch zur Hoheit gelangt ist, daß sie ihre wahre Meynung verhehlet, und durch eine verstellte Kaltsinnigkeit die Herzen in Brand gesetzt. Die Kunst ist weit älter, und man findet davon sehr viele

viele Beyspiele in den Geschichten. Diese Wissenschaft ist auch noch in vollem Flor, und Herr Richardson hat sich gewiß geirrt, wenn er durch seine Pamela das Frauenzimmer unsrer Zeiten in einer ihnen vorher unbekannten Wissenschaft unterrichten wollen. Eine jede Frauensperson, von welchem Stande dieselbe auch seyn mag, kann eine Pamela vorstellen, wenn es die Noth erfordert. Man bedarf keine neue geschriebene Unterweisung mehr zu dem Ende, und es ist glaublich, daß diese Wissenschaft ohne Regeln beständig wird fortgepflanzt werden. Der Fehler, den Anna Bullen begieng, bestand darinn, daß sie die Regel nicht stets beobachtete, bey welcher sie sich bisher sowohl befunden. Sie nahm die Maske zu geschwinde ab, und verursachte durch eine gar zu grosse Freundlichkeit, welche fast einer Leichtfertigkeit ähnlich war, daß die Hitze wieder in dem Herzen erlosch, welches sie durch Kaltsinnigkeit ehedem in Brand gesetzt hatte. Es ist wahrscheinlich, so weit man aus der Gemüthsbeschaffenheit Henrichs des Achten urtheilen kann, daß, wenn sie in dem Ehestande eben eine so kaltsinnige Aufführung, als vor ihrer Verlobung hätte blicken lassen, sodann die Liebe des Königs bey anwachsenden Jahren, eher würde gestiegen seyn, als abgenommen haben. Dieses mag zur Einleitung genug seyn. Nun will ich die Geschichte dieser Königinnen selbst beschreiben.

Cleopatra.

Der ägyptische König Ptolomäus Auletes, welcher im Jahr 3953 nach Erschaffung der Welt, und im ein und funfzigsten Jahr vor Christi Geburt mit Tode abgieng, hinterließ zween Söhne und zwo Töchter. In seinem Testamente verordnete er seinen ältesten Sohn und seine älteste Tochter zu seinen Nachfolgern, und befohl zugleich, daß sie sich, nach der in dem königlichen ägyptischen Hause hergebrachten Gewohnheit, mit einander vermählen, und zugleich regieren, auch, weil sie beyde noch jung waren, währender Minderjährigkeit unter der Vormundschaft des römischen Senats stehen sollten. Der Sohn führte eben denselben Namen Ptolomäus, wie seine Vorfahren, die Tochter aber, welche bekannter geworden, und deren Geschichte hier kürzlich soll angeführt werden, hieß Cleopatra.

Cleopatra und Ptolomäus regieren zugleich.

Kaum aber war der Vater mit Tode abgegangen: so ward Cleopatra durch die beyden Minister des jungen Ptolomäus, den Photinus, welcher ihn erzogen hatte, und den Achilles, welcher dem Kriegsheere vor-

Cleopatra wird von der Regierung ausgeschlossen.

vorgesetzt war, von der Regierung ausgeschlossen. Hierdurch ward Cleopatra gezwungen, sich nach Syrien und Palästina zu begeben, um daselbst Truppen zu sammlen, und dadurch ihr Recht zu der Regierung zu behaupten. Weil Ptolomäus damals nur dreyzehn Jahr alt war; so regierten die beyden bereits angeführten Minister, unter seinem Namen, mit einer unumschränkten Gewalt. Kaum war dieser Krieg angegangen, welchen die Schwester mit dem Bruder führte: so nahm der grosse Pompejus, nach der mit dem Cäsar gehaltenen unglücklichen Schlacht, seine Zuflucht nach Aegypten, wo er aber von diesen beyden bösen Männern, die sich dadurch bey dem Cäsar beliebt zu machen suchten, umgebracht ward. Hierdurch glaubten sie sowohl ihr eignes Ansehen, als auch die Macht des jungen Ptolomäus befestiget zu haben. Jedoch, die Sache fiel ganz anders aus, als sie sich jemals vorstellen können.

Cäsar verfolgte den flüchtigen Pompejus, und wie er erfuhr, daß er die Flucht nach Alexandrien genommen: so gab er sich mit einer geringen Macht auch dahin. Bey seiner Ankunft erhielt er von dem Tode des Pompejus, und von der Verwirrung Nachricht, worinn das ägyptische Reich durch den unter den Königlichen Kindern entstandenen Streit gerathen war. Er faßte gleich den Entschluß diese Unruhe zu dämpfen, und nach der Ursache zu forschen, wie auch zu untersuchen, welche Partey von beyden unrecht hätte. Die-

ses Vorhaben aber bewafnete die beyden königlichen Minister gegen ihn. Denn diese wandten für, es sey dem Reiche schimpflich, sich dem Ausspruch und der Herrschaft eines fremden zu unterwerfen. Cäsar aber glaubte, daß ihm dieses im Namen des römischen Senats, dessen Vormundschaft die königlichen Kinder anvertrauet worden, mit allem Recht zustünde. Cleopatra, welche sich auf ihre Schönheit verließ, gab dem Cäsar Nachricht, daß sie sich seinem Ausspruche unterwerfen, auch in eigner Person erscheinen wollte, ihre Sache zu vertheidigen. Sie fuhr deswegen in einem kleinen Schiffgen nach Alexandria, und langte daselbst um Mitternacht an. Weil sie sich aber von niemanden wollte sehen lassen, ehe sie den Cäsar gesprochen, und zugleich merkte, daß es nicht möglich sey, in die Stadt zu kommen, ohne erkannt zu werden, so ließ sie sich in einige Kleider wickeln, und von dem Apollodorus als ein Packet gerade aufs Schloß in das Zimmer des Cäsars tragen. Cäsar urtheilte aus dieser Erfindung, daß sie einen grossen Verstand besitzen müste, und weil sie überdem von einer seltnen und ungemeinen Schönheit war, so hatte beydes eine solche Wirkung, daß sie alles erhielt, was sie verlangte.

Und nimmt ihre Zuflucht zu dem Cäsar.

An dem folgenden Tage ließ Cäsar den Ptolomäus zu sich rufen, und drung darauf, daß er dem letzten Willen seines Vaters eine Genüge lei-

Welcher sie wieder auf den Thron setzt.

leisten, und seine Schwester von der Regierung nicht ausschliessen sollte. Weil aber Ptolomäus merkte, daß Cäsar bereits von seiner Schwester eingenommen war, und dieselbe sich auf dem Schlosse aufhielte, so gieng er ganz erbittert von ihm, riß die Krone mitten auf der Gasse vom Kopf, schlug sie in Stücken, und schrie, daß er verrathen sey. Dieses war der Ursprung des folgenden Krieges, worinn Cäsar zwar im Anfange in grosse Gefahr gerieth, endlich aber doch bekannter massen die Oberhand behielt, daß Ptolomäus Leben und Regierung darüber einbüßte.

Wie Cäsar ganz Aegypten zum Gehorsam gebracht hatte, so gab er der Cleopatra und ihrem andern Bruder, der auch Ptolomäus hieß, die Krone, und befohl, daß sie beyde gemeinschaftlich regieren sollten. Weil aber Ptolomäus damals nur elf Jahre zurück gelegt hatte: so war es eben so gut, als wenn Cleopatra allein zur regierenden Königinn wäre erklärt worden. Sie wird schwanger von den Cäsar.

Die Liebe, welche Cäsar zu ihr gefaßt hatte, gieng so weit, daß sie vor der Abreise desselben schwanger, und hierauf mit einem Sohn entbunden ward, der nach dem Cäsar den Namen Cäsarion erhielte. Sie brachten ganze Nächte mit allerhand Festen und Lustbarkeiten zu. Cäsar hatte beschlossen, sie mit nach Rom zu nehmen, und sich mit ihr zu vermählen. Aus welcher Ursache er auch bey einer Versammlung des Volks ein Ge-

setz vorzutragen willens war, vermöge dessen einem jeden römischen Bürger freystehen sollte, sich mit was für einer Person er wollte, zu verheyrathen, und so viele Weiber zu nehmen, als er Lust hätte. Marius Cinna, ein Fürsprecher des Volks, bezeugte nach dem Tode des Cäsars, daß derselbe bereits eine Rede ganz ausgearbeitet, welche zu dem Ende hätte sollen gehalten werden. Man sieht daraus, wie sehr Cleopatra diesen grossen Held eingenommen, welcher, ob er gleich das Frauenzimmer liebte, dennoch kein Sklave desselben war.

Cäsar verließ Aegypten sehr ungerne, weil er die Cleopatra zurücke lassen muste. Indessen übertrug er ihr die Regierung, und gab ihr zum Schein ihren Bruder zum Mitregenten, welcher damals aber, wie ich bereits gesagt habe, noch sehr jung war. Sie führte daher das Regiment allein währender Minderjährigkeit dieses Herrn, bis derselbe funfzehn Jahr erreichte. Wie aber die Zeit vorhanden war, daß er an der Regierung Theil nehmen sollte, so räumte sie ihn mit Gift aus dem Wege, und regierte auf solche Art allein in Aegypten. Wie dieses geschahe, so ward Cäsar in Rom auf dem Rathhause ermordet. Nach seinem Tode wurden die bürgerlichen Kriege erneuert, worinn Octavius und Antonius die Oberhand behielten, die sich zugleich vorgenommen hatten, den Tod des Cäsars zu rächen. Die römischen Länder wurden also unter

Sie räumt ihren Bruder aus dem Wege und regirt allein.

unter diesen beyden Herren getheilt, und Antonius erhielt die gegen Morgen liegenden Staaten, worunter auch Aegypten begriffen war. Wie derselbe nach Asien kam, und allerhand neue Einrichtungen in seinen Ländern zu machen, und erfuhr, daß einige Statthalter der Cleopatra in dem vorigen Kriege seinen Feinden Hülfstruppen zugesandt hätten: so ließ er die Cleopatra nach Cilicien fordern, um sich deßfalls zu verantworten. Cleopatra verließ sich auf ihre Schönheit, wodurch sie den Cäsar eingenommen hatte, und zweifelte gar nicht, auch den Antonius in ihr Netz zu bringen. Sie hoffte dieses um so viel gewisser, weil sie von dem ersten geliebt worden, da sie noch sehr jung gewesen. Nun aber hatte sie bereits fünf und zwanzig Jahre erreicht, und zugleich eine grössere Geschicklichkeit und Erfahrung in diesem Stücke erworben. Sie ließ deswegen allerhand reiche und kostbare Geschenke zubereiten, und sammlete eine grosse Summe Geldes, hauptsächlich aber war sie auf prächtige Kleider bedacht. Am meisten verließ sie sich auf den Schmuck, welcher in ihrer eignen Schönheit und Artigkeit bestand, und wovon sie muthmaßte, daß sie dadurch weit mehr, als durch ihre Pracht und Geschenke ausrichten würde.

Ihre Anstalten den Antonius in ihr Netz zu ziehen.

Wie sie auf dem Wege begriffen war, so erhielt sie verschiedene Briefe von dem Antonius, ihre Reise zu beschleunigen; sie lachte aber nur darüber, und übereilte sich nicht. Wie sie endlich durch

Pamphilien gekommen war: so begab sie sich auf den Fluß Cydnus, worauf sie bis Tarsus in Cilicien fuhr. Das Hintertheil ihres Schiffs glänzte von Gold, die Segel waren von Purpur, und die Ruder mit Silber beschlagen. Mitten auf der Decke des Schiffs stand ein von Gold gewirktes Zelt, worinn sie als die Venus in den prächtigsten Kleidern saß, und mit ihren schönsten Hofdamen umgeben war, von denen einige Meernymphen, andre die Gratien vorstellten. Anstatt der Trompeten hörte man nur eine sanfte Musik von Flöten, Lauten, und andern angenehm klingenden Instrumenten, welche verliebte Stücke spielten; und da die Ruderknechte so abgerichtet waren, daß sie den Tact halten musten: so ward diese Musik dadurch noch so viel liebreicher und angenehmer. Auf dem Schiff zündete man stets wohlriechendes Räuchwerk an, welches sich über den Fluß bis ans Ufer ausbreitete, wo sehr viele Zuschauer an beyden Seiten des Flusses versammlet waren, ihre Ankunft anzusehen.

Sobald man in Tarsus erfuhr, daß sie ankam, so giengen alle Einwohner derselben entgegen. Antonius hielt eben zu der Zeit Gericht, er ward aber in kurzer Zeit von allen verlassen. Man sagte damals auch durchgehends, daß eine verkleidete Venus zu Nutzen Asiens angekommen sey, um sich mit dem Bacchus zu vermählen. Sobald sie ans Land gestiegen war, ließ ihr Antonius wegen ihrer Ankunft Glück wünschen, und sie zu

Ihre erste Zusammenkunft.

ei-

einem Gastmahl einladen. Sie ließ aber antworten, daß sie sich die Ehre ausbäte, ihn zuerst zu bewirthen, und daß sie ihn am Ufer unter ihren Zelten erwarten würde. Antonius nahm diese Einladung an, und fand alles aufs prächtigste und kostbarste zugerichtet. Er lud die Cleopatra an dem folgenden Tage zu sich ein, und sparete nichts, alles aufs köstlichste anzuordnen. Er muste aber dennoch der grossen Unkosten ungeachtet, die er anwandte, gestehen, daß alles nur sehr schlecht sey, wenn man es mit dem, was man bey der Cleopatra gefunden, vergleiche. Sie rückte ihm dieses selbst scherzweise, jedoch mit einer solchen Artigkeit vor, daß er nicht empfindlich darüber werden konnte. Denn ihr Umgang war so reitzend, daß sie alle Menschen zu gewinnen, ja gleichsam zu bezaubern vermögend war. Und dadurch wuste sie eben sowohl, wie durch ihre Schönheit, die Herzen in volle Gluth zu setzen. Man sagt, daß Antonius durch nichts so sehr, als durch ihre Sprache eingenommen worden, welche unbeschreiblich süß und angenehm gewesen.

Diese so vergnügte Zusammenkunft verursachte, daß die Klagen und Beschwerungen gar nicht erörtert wurden, welche man gegen die Cleopatra vorgebracht hatte. Denn sie nahm den Antonius gleich so sehr ein, daß er ihr nichts versagen konnte. Und damals war es, da er auf ihr Verlangen ihre Schwester, die Arsinoä hinrichten ließ, damit ihr dieselbe nicht weiter im Wege seyn möchte. Man sahe alle Tage nichts als Feste und

prächtige Gastmahle. Antonius ward bey einem solchen Gastmahle über die Kostbarkeit, die man allenthalben entdeckte, und über die Menge der goldnen Gefässe, die aufs künstlichste ausgearbeitet, und mit Edelsteinen geziert waren, ganz ausser sich gesetzt. Sie aber sagte, daß dieses nur etwas geringes sey, und daß sie ihm alles mit einander schenke. An dem folgenden Tage stellte sie ein Gastmahl an, welches noch prächtiger war. Antonius hatte nach seiner Gewohnheit sehr viele Gäste, welche alle vornehme Standespersonen waren, mitgebracht. Denen schenkte sie alle goldne und silberne Gefässe, mit denen die Tafel besetzt war. Man meynt, daß sie bey diesem Gastmahl die unschätzbare Perle geschmolzen, davon in den Geschichten geredet wird. Man erzählt diese Historie folgendergestalt. Cleopatra hatte öfters über die Gastmahle des Antonius gescherzt, und gesagt, daß solche weder kostbar, noch wohl angerichtet wären. Wie sie nun einmal von dem Antonius gefragt ward, was daran fehlte, so sagte sie, sie wolle ein Gastmahl anrichten, welches einige Tonnen Goldes kosten sollte. (Sexcenties Sestertium) Antonius aber lachte darüber, und hielt dieses für unmöglich. Man gieng darauf eine Wette ein, und das Gastmahl ward an dem folgenden Tage angeordnet. Solches war der eingeführten Gewohnheit nach zwar sehr prächtig, es war

Anfang der Liebe zwischen Antonius und der Cleopatra.

Prächtiges Gastmahl der Cleopatra.

war aber doch nichts vorhanden, woraus man eine so grosse Kostbarkeit hätte schliessen können. Wie dieses Antonius merkte, so rechnete er kurz nach, was dieses Gastmahl etwa könnte gekostet haben, und sagte, daß es noch lange nicht zwo Tonnen Goldes ausmachte. Cleopatra bat ihn, nur eine kleine Geduld zu haben, weil er nur den Anfang gesehen hätte. Man brachte darauf einen andern Tisch ins Zimmer, worauf nichts als ein Gefäß mit Weineßig befindlich war. Antonius ward darüber bestürzt, und konnte nicht begreifen, was dieses bedeuten sollte, bis Cleopatra von ihrem eine Ohre eine Perle von unschätzbaren Werth nahm, und solche in den Weineßig warf. Wie solche darinn geschmolzen war, so trank sie den Eßig auf die Gesundheit des Antonius aus. Sie war im Begriff, dieses auch mit der andern Perle zu thun, welche von einem eben so unschätzbaren Preise war. Aber Planchus hielt sie zurücke, und sagte, daß sie die Wette gewonnen, und Antonius verlohren habe.

Auf solche Art bezauberte diese listige Königinn den Antonius dergestalt, daß er sich selbst ganz darüber vergaß, und alle Gelegenheit versäumte, sich gegen seine Feinde in gute Verfassung zu setzen. Denn anstatt seine gewöhnliche Hurtigkeit blicken zu lassen, blieb er zu Alexandrien bey der Cleopatra, wo er sich täglich in allen Arten der Wollust herum welzte, wovon man unter andern folgendes Beyspiel erzählt. Ein Fremder kam einmal in die Küche des Anto- Beyspiel der

nius,

äusserster Wollust.

nius, wo er wahrnahm, daß ein ganzes wildes Schwein auf einmal gebraten, und eine grosse Menge andrer Speisen zubereitet ward. Er erkundigte sich bey dem Koche, ob man so viele Gäste erwartete. Der Koch antwortete, es würden nur zwölf Personen kommen. Weil man aber nicht wüste, wenn und zu welcher Zeit, auch was Antonius speisen wollte: so müste man immer viele Mahlzeiten in Bereitschaft halten.

Cleopatra bemühete sich insonderheit, zu verhindern, daß Antonius ihr nicht aus den Augen kommen sollte, und bediente sich deswegen aller nur erdenklichen Mittel, ihn in ihren Fesseln zu behalten. Sie war stets in seiner Gesellschaft, sowohl bey allen Festen, als auch auf der Jagd, und verließ ihn sogar auch nicht, wenn er sein Kriegsheer musterte. Wie er sich einmal mit Fischen erlustigte, aber keinen Fang thun konnte: so ward er sehr verdrießlich darüber, insonderheit da es in Gegenwart der Königinn geschahe. Er gab deswegen einigen Fischern Befehl, daß sie heimlich unter dem Wasser einige grosse Fische an dem Angel befestigen sollten, welches auch geschahe, und Antonius zog darauf zwey bis dreymal einen grossen Fisch aus dem Wasser. Die kluge Königinn merkte diesen Possen alsobald, und ließ zu einer andern Zeit, da man sich abermals mit der Fischerey erlustigen wollte, heimlich an des Antonius Angel einen gesalzenen todten Fisch fest zu machen, welcher Fang zu einem grossen Gelächter und zu vielem

Scherz

Scherz Anlaß gab. Damit aber Antonius darüber keinen Unwillen schöpfen möchte, so sagte sie zu ihm: „Laßt die kleinen Könige sich mit solchen „Fischereyen beschäfftigen. Euch ist weit anständiger, Städte, Länder und Königreiche zu „fischen."

Cleopatra liebt die Künste und Wissenschaften.

Cleopatra aber ließ sich doch, der Wollust ungeachtet, welcher sie ergeben war, die Ausbreitung der Künste und Wissenschaften sehr angelegen seyn. Anstatt der unschätzbaren alexandrinischen Bibliothek, welche vor einigen Jahren durch eine unglückliche Feuersbrunst in die Asche gelegt worden, stiftete sie eine neue, zu deren Vermehrung Antonius sehr viel beytrug, indem er derselben alle Bibliotheken einverleibte, die er in Pergamus angetroffen, worinn über 200000 Stück Bücher befindlich waren. Dieses geschahe indessen von der Cleopatra, nicht so sehr aus Hochmuth, als vielmehr ihres eignen Nutzens halber. Denn sie liebte, und las gute Bücher mit grossem Eifer und mit einem ungemeinen Vergnügen. Sie war auch in verschiedenen Wissenschaften, insonderheit in Sprachen sehr geübt, und hatte es in dem letztern Stücke so weit gebracht, daß sie mit den Aethiopiern, Ebräern, Troglodyten, Arabern, Syrern, Medern und Parthern, und zwar mit einem jeden in seiner Landessprache reden konnte. Hierinn übertraf sie alle ihre Vorfahren in Aegypten.

Es

Vermählung des Antonius mit der Octavia.

Es schien, als wenn die zwischen ihr und dem Antonius gestiftete Vertraulichkeit durch die Ehe desselben mit der Octavia, einer Schwester des Cäsars, die damals zu Stande kam, würde aufgehoben werden. Denn Antonius ward dadurch gemüßiget, sie auf eine Zeitlang zu verlassen. Damit er aber dennoch die Cleopatra einigermassen zufrieden stellen möchte: so schenkte er ihr Phönicien, Syrien, die Insel Cyprus, und einen Theil von Cicilien, wozu er nachher noch einen Theil von Judäa und Arabien fügte. Die Römer aber wurden darüber schwürig, und sahen dieses Verfahren als eine der Republik erwiesene Schmach an. Antonius nahm hierauf noch verschiedene Feldzüge gegen die Pather für. Man merkte aber aus allen Umständen, daß Cleopatra ihn gar zu stark gefesselt hatte. Denn bloß um ihres Umgangs und ihrer Gesellschaft zu geniessen, gieng er mitten im Winter zu der unbequemsten Zeit, mit dem grösten Schaden und Verlust des Kriegsheeres wieder zurücke.

Eifersucht der Cleopatra über diese Vermählung.

Seine neue Gemahlinn, Octavia, brach zu eben derselben Zeit von Rom auf, um ihm entgegen zu gehen, und war bereits zu Athen angekommen. Diese Dame besaß große Eigenschaften, und deswegen befürchtete Cleopatra, daß dieselbe den Antonius ganz einnehmen, und also von ihr abwendig machen möchte. Um solches zu verhindern, stellte

sie

sie sich ganz verzweifelnd an, und gab für, daß sie sich tod hungern wollte. So oft sie von dem Antonius besucht ward, so stellte sie sich furchtsam und erschrocken, und wenn er von ihr gieng, so schien sie verzagt und niedergeschlagen zu seyn. Bisweilen waren ihre Augen voller Thränen, gleich darauf aber trocknete sie solche wieder ab, damit Antonius gleichsam ihre Schwachheit nicht merken sollte. Weil aber derselbe die Ursache ihrer Betrübniß leicht entdeckte, und für ihr Leben sehr besorgt war, so schrieb er an die Octavia, daß sie so lange zu Athen bleiben möchte, bis er selbst dahin kommen würde, weil er im Begriffe sey, einen neuen Feldzug anzutreten. Er rüstete sich damals auch wirklich, den Krieg gegen die Parther zu erneuren.

Octavia merkte sowohl aus diesem Briefe als aus der übrigen Aufführung des Antonius, daß derselbe ganz kaltsinnig gegen sie geworden, und reisete deswegen nach Rom zurück, wo sie doch in dem Hause des Antonius einkehrte, ob sich gleich ihr Bruder Octavius dagegen setzte, welcher wegen dieses Verfahrens weit mehr als sie, auf den Antonius erbittert worden. Octavia war eine von den tugendhaftesten römischen Damen zu den damaligen Zeiten, und ihr untadelhaftes Leben, ihre Geduld und Standhaftigkeit, hätten in dem Gemüthe des Antonius billig eben so viele Liebe und Hochachtung, als die Aufführung der Cleopatra, Verachtung und Kaltsinnigkeit, erwecken sollen.

Wie Cleopatra diesesmal die Ankunft der Octa-

via gehindert hatte, so sparte sie keine Mühe und Kunst, den Antonius in ihren Fesseln zu behalten. Bald vergoß sie Thränen, bald war sie freundlich, bald drohete sie, und vergaß auch nicht, sich diejenigen durch Geschenke geneigt und ganz eigen zu machen, welche Antonius seiner Vertraulichkeit und Freundschaft würdigte. Diese unterliessen also nicht dem Wunsch der Cleopatra gemäß zu handeln, und dem Antonius vorzustellen, daß er ohne grausam und unbillig zu seyn, die ägyptische Königinn in einem solchen Zustande nicht verlassen könnte, indem er dadurch derjenigen unfehlbar das Leben rauben würde, welche ihn doch höher als ihr eignes Leben schätzte. Durch solche Vorstellungen, welche täglich wiederholt, und mit neuen vermehrt wurden, ließ sich Antonius leicht bereden, in Alexandrien zu bleiben, und seinen Zug bis auf das Frühjahr auszusetzen. Er konnte sich auch nicht anders als mit grosser Mühe, entschliessen, Aegypten zu verlassen, und sich von seiner geliebten Cleopatra zu scheiden, welche ihm auf diesem Wege bis an den Euphrat das Geleite gab.

Die Liebe des Antonius zu der Cleopatra wird vermehrt.

Wie er sich des Königreichs Armenien bemächtiget hatte, so kehrte er nach Alexandrien zurücke, und hielt daselbst einen triumphirenden Einzug. Er hatte den gefangenen armenischen König bey sich, welchen er der Cleopatra darstellte. Hierauf setzten sie die alte Lebensart wieder fort. Ehe Antonius einen neuen

Zug

Zug vornahm, ließ er die Cleopatra mit grosser Pracht krönen, und erklärte dieselbe nebst dem Sohne, den sie mit dem Julius Cäsar erzeugt hatte, zur Königinn von Aegypten, Cyprus, Lybien und Cölosyrien. Den beyden Prinzen aber, welche er selbst mit ihr gezeugt hatte, legte er den Titel, Könige der Könige bey. Dem ältesten ward zugleich Armenien, Medien und Parthien zugetheilt, wenn er sich des letztern Reichs würde bemächtiget haben. Der jüngste aber erhielt Syrien, Phönicien, und Cilicien. Wie dieses geschehen war, so rüstete er sich zu dem beschlossenen Kriege gegen die Parther. Von diesem Kriege, dessen unglücklicher Ausgang sattsam bekannt ist, will ich nicht weitläuftig reden. Ich übergehe hier gleichfalls die Ursache der letztern grossen Uneinigkeit, welche zwischen ihm und dem Octavius ausbrach, und zugleich verursachte, daß Antonius sich von der Schwester des Octavius schiede, wodurch Cleopatra von einer gefährlichen Mitwerberinn befreyet ward. Ich will vielmehr, ohne mich in diese Begebenheiten einzulassen, nur von den grossen bürgerlichen Kriegen reden, wodurch Antonius und Cleopatra sowohl des Regiments, als auch des Lebens beraubt wurden.

Krieg des Antonius mit dem Octavius.

Nachdem man von beyden Seiten grosse Zurüstungen vorgekehrt, und eine starke Macht zu Wasser und zu Lande zusammengebracht hatte, so ward endlich das wichtige actische Seetreffen gehalten, welches dieser Streitigkeit

auf einmal ein Ende machte. Man fochte anfangs mit grosser Tapferkeit auf beyden Seiten, bis endlich Cleopatra, die dem Seetreffen in eigner Person beywohnte, und durch das entsetzliche Geräusch, welches der Streit verursachte, in Furcht gesetzt ward, mit ihren sechzig ägyptischen Schiffen die Flucht nahm, und sich nach Peloponesus wandte. Wie Antonius dieses merkte, so vergaß er sich selbst, und folgte ihr eilends nach, wodurch also Octavius einen vollkommenen Sieg erhielt, der ihm sonst noch hätte können streitig gemacht werden. Antonius ließ sich in der Flucht auf ein grosses Schiff bringen, worauf Cleopatra befindlich war, und setzte sich daselbst auf das Vordertheil des Schiffs. Er stützte den Kopf mit beyden Händen, und seine Ellbogen auf die Knie. Zorn, Scham und Verzweifelung hatten sein Gemüth dergestalt eingenommen, daß er lange Zeit ganz unbeweglich, wie eine Säule, war, und in solchem Zustande drey Tage lang sitzen blieb. Endlich stieg er ans Land, jedoch ohne die Cleopatra zu sehen oder zu sprechen. Aber sie sahen sich doch nachher wieder, und setzten ihr ehemaliges Leben wieder fort.

Anfang des Unglücks, welches Antonius und Cleopatra wiederfuhr.

Cleopatra gieng hierauf gerades Weges nach Alexandrien. Antonius aber begab sich nach Lybien, wo er ein grosses Kriegsheer hinterlassen hatte, die Gränzen zu beschützen. Hier vernahm er, daß der Anführer desselben sich für die Partey

des

des Octavius erklärt, und ward dadurch so sehr bestürzt, daß er sich in der Verzweifelung selbst das Leben würde genommen haben, wenn ihm seine Freunde nicht mit genauer Noth davon zurücke gehalten hätten. Es war also nichts weiter für ihn übrig, als daß er der Cleopatra folgte, welche bereits zu Alexandrien angekommen war.

Cleopatra besorgte, daß sich die Einwohner in Alexandrien, wegern möchten, sie in den Hafen einzulassen, wenn sie ihre Niederlage und Flucht erfahren sollten. Deswegen ließ sie ihre Schiffe mit Kronen auszieren, damit die Einwohner glauben möchten, daß sie als eine Ueberwinderinn zurück käme. Sobald sie in der Stadt angelangt war, so ließ sie alle vornehme Herren umbringen, welche ihr verdächtig schienen, damit sie keinen Aufstand erregen möchten. Antonius langte eben an, wie sie mit dem blutigen Vorhaben beschäfftiget war. Weil es ihr niemals an allerhand Erfindungen fehlte, so gerieth sie auf einen sonderbaren Einfall, um zu verhindern, daß sie nicht in die Hände des Octavius fallen möchte. Sie nahm sich deswegen für, alle ihre Schiffe aus dem mittelländischen Meere durch die schmale Landenge oder den Isthmum nach dem rothen Meere zu versetzen, und zugleich dadurch ihre Schätze nach den andern Schiffen in Sicherheit zu bringen, welche sie auf jener Seite liegen hatte. Dazu aber ward nothwendig erfordert, daß sie einen Canal durch die schmale Landenge, die ungefähr zwanzig Meilen lang ist, muste graben lassen. Dieses

sahe sie doch nicht als eine Unmöglichkeit an. Weil aber die Araber alle Schiffe verbrannten, die an jener Seite lagen, so muste sie von ihrem Vorhaben abstehen.

Aufführung des Antonius und der Cleopatra in ihrem Unglück.

Weil ihr also diese Hoffnung fehl schlug, so war sie nach dem Zeugniß des Plutarchs und andrer Geschichtschreiber einzig und allein darauf bedacht, die Gunst des Octavius zu gewinnen, und denselben dem Antonius aufzuopfern, den sie nun nicht weiter nöthig hatte, woraus man die Falschheit dieser Königinn abnehmen, und zugleich erkennen kann, daß sie bey allen Umständen ihren Vortheil und Nutzen einzig und allein vor Augen gehabt. Dieses Vorhaben verhehlte sie aber aufs äusserste, und gab vielmehr dem Antonius den Rath, an den Octavius Gesandten zu schicken, um mit demselben wegen eines Friedens zu handeln. Sie fertigte zugleich auch in ihrem eignen Namen Gesandten ab, welche geheimen Befehl hatten, auf ihren Vortheil insonderheit bedacht zu seyn. Jedoch Octavius wollte die Gesandten des Antonius gar nicht anhören, diejenigen aber, welche Cleopatra an ihn abgeordnet, ließ er mit einer freundlichen Antwort wieder von sich, weil er die Absicht hatte, sich sowohl der Person der Cleopatra, als auch ihres Reichthums zu bemächtigen. Ihrer Person suchte er deswegen habhaft zu werden, um dadurch seinen bevorstehenden Triumph desto prächtiger zu machen. Ihr Reichthum aber sollte ihn in den

Stand

Stand setzen, die grossen Schulden abzutragen, worinn er durch diesen Krieg gerathen war. Aus diesen Ursachen stellte er sich freundlich gegen die Cleopatra, und suchte dieselbe zu überreden, daß sie ihm den Antonius überliefern möchte.

Antonius hatte sich nach seiner Zurückkunft von Lybien in ein nicht weit von dem Nilstrom gelegenes Landhaus, nebst zween von seinen allervertrautesten Freunden begeben. Jedoch es währte nicht lange, so nahm die Liebe abermals überhand, und er reisete daher wieder nach Alexandrien, wo er seine vorige unordentliche Lebensart fortsetzte, und aufs neue Gesandten an den Octavius abfertigte, welche denselben bitten musten, daß er der Cleopatra und ihren Kindern Aegypten lassen, dem Antonius das Leben schenken und erlauben möchte, seine übrige Zeit als eine Privatperson in Athen zuzubringen. Aber diese letzte Gesandtschaft war von eben einer so schlechten Wirkung als die erste. Deßfalls ließ Antonius alle Hoffnung fahren, und gerieth völlig in Verzweifelung. Damit er aber dennoch das Gemüth wieder einigermassen aufmuntern möchte, so ergab er sich allen Arten der Wollust, und man sahe täglich nichts anders, als Fressen und Saufen. Ja er und Cleopatra stritten recht mit einander, wer von ihnen beyden die prächtigsten Gastmahle anrichten könnte.

Verzweifelnder Anschlag der Cleopatra.

Die Königinn aber sahe inzwischen sehr wohl ein, was diese Sache mit der Zeit für ein Ende nehmen würde. Deswegen sammlete sie allerhand Ar-

Arten von Gift, um zu erfahren, welche Art des Gifts den leichtesten Tod nach sich ziehe. Sie ließ damit allerhand Versuche an solchen Gefangnen machen, die ohnedem bereits zum Tode verdammt waren. Sie merkte also, daß das Gift, wodurch die Menschen am schnellsten sturben, auch die grösten Schmerzen erwecke, daß aber im Gegentheil ein nicht so starkes Gift, einen zwar gelinden aber auch zugleich langsamen Tod verursachte. Hierauf machte sie einen Versuch mit giftigen Thieren, und ließ verschiedene Arten von Schlangen solchen zum Tode verurtheilten Menschen ansetzen. Man stellte alle Tage in ihrer Gegenwart dergleichen Versuche an. Endlich bemerkte sie, daß die Schlange Aspis die einzige sey, welche keine Pein oder Verzuckungen verursache, indem man durch den Stich derselben allein betäubt ward, und endlich sanft einschlief. Wenn man diejenigen anrührte, die von dieser Schlange gestochen waren, und zum Aufstehen ermahnte, so wurden sie ungehalten, als wenn man jemanden aus einem süssen Schlummer aufweckt. Dieses Gift war es also, welches sie aus allen andern erwählte.

Nichts destoweniger sagt man doch, daß sie bey dem Entschluß beharret, den Antonius aufzuopfern, wenn sie sich selbst dabey einigen Vortheil erwerben könnte. Damit derselbe aber nicht den geringsten Verdacht wegen ihrer Untreue schöpfen möchte, so ließ sie eine grössere Liebe gegen denselben blicken, als sie ihm sonst jemals bewiesen hatte. Sie feyerte deswegen ihren eignen Geburtstag

nur

nur in der Stille, und mit sehr wenigem Gepränge, den Geburtstag des Antonius aber begieng sie mit einer solchen ausserordentlichen Pracht, daß viele eingeladene Personen, welche arm hingekommen waren, reich wieder zurück giengen.

Octavius hielt es für rathsam, seinen Sieg zu verfolgen, ehe Antonius und Cleopatra neue Kräfte sammlen möchten. Er ließ sich deswegen im Frühjahr bey Pelusium sehen, welches der Schlüssel von Aegypten war. Diese Festung ward ihm ohne Schwerdschlag, und wie man meynt, auf geheimen Befehl der Cleopatra übergeben. Wie sich das Gerüchte davon in Alexandrien ausbreitete, so übergab sie dem Antonius, um demselben allen Argwohn zu benehmen, die Frau und Kinder des Commendanten der Festung, um damit nach seinem Willen zu verfahren. Cleopatra hatte nahe an dem Tempel Isis überaus prächtige Begräbnisse angelegt. Dahin ließ sie ihren köstlichen Hausrath, ihr Gold, Silber, und Elfenbein, ihre Edelsteine, und eine grosse Menge wohlriechender Kräuter bringen, gleichsam als wenn sie sich daselbst mit ihrem ganzen Schatze verbrennen wollte. Wie Octavius davon Nachricht erhielte, und besorgte, daß sie in der Verzweifelung hierzu schreiten möchte, so ließ er ihr alle Tage bald durch diesen, bald durch jenen zu erkennen geben, daß sie sich nicht fürchten sollte, weil er gesonnen sey, ihr alle Gnade zu erzeigen.

Antonius und Cleopatra werden belagert.

Inzwischen aber näherte er sich der Stadt immer mehr und mehr.

Wie er endlich daselbst anlangte: so schlug er sein Lager bey Hippodromus auf, und machte sich Hoffnung, wegen des heimlichen Verständnisses mit der Cleopatra, worauf er sich mehr, als auf sein Kriegsheer, verließ, ohne Verzug Meister von der Stadt zu werden. Diese List der Cleopatra war dem Antonius unbekannt. Er legte auch den Nachrichten, die man ihm davon ertheilte, keinen Glauben bey, und machte alles vielmehr zu einem tapfern Wiederstand fertig. Er that einen starken Ausfall aus der Stadt, und nachdem er sehr viele von den Belägerern erschlagen: so trieb er sie mit Verlust wieder nach ihrem Lager, und kam also, als ein Sieger, zurücke. Jedoch, dieses war auch die letzte tapfere That, welche er verrichtete. Denn anstatt, daß er sich diesen Vortheil hätte zu Nutze machen, und auf das Betragen der Cleopatra Acht geben sollen: so verfügte er sich bewafnet zu ihr, warf sich zu ihren Füssen, und küßete ihre Hände. Das ganze Schloß ward darauf mit einem Freudengeschrey angefüllet, recht als wenn die Belagerung bereits aufgehoben worden. Cleopatra, welche ihn nur sicher zu machen suchte, richtete gleich ein kostbares Gastmahl an, womit sie den übrigen Theil des Tages und einen Theil der Nacht zubrachten. An dem folgenden Tage setzte sich Antonius für, den Octavius zu Wasser und Lande

Letzte mannhafte That des Antonius.

de anzugreifen. Er stellte sein Kriegsheer auf einige Höhen der Stadt, und begab sich selbst an einen andern Ort, um die Flotte zu sehen, welche eben auslief, die Schiffe des Octavius anzugreifen. Er muste aber mit Entsetzen sehen, daß sich der Admiral der Cleopatra, so bald er sich dem Feinde näherte, demselben, nebst der ganzen Flotte, ergab. Hierdurch wurden ihm die Augen geöfnet, daß er die Untreue der Cleopatra merkte.

Seine Seemacht wird dem Octavius übergeben.

Er eilte daher auch in der grösten Wuth nach dem Schlosse, um sich an ihr zu rächen. Sie aber hatte sich bereits wegbegeben, denn weil sie dieses vorher sahe, und den Zorn des Antonius befürchtete: so hielte sie sich in den Begräbnißen der ägyptischen Könige auf, welche mit Mauren befestiget waren. Sie ließ hierauf dem Antonius wissen, daß sie sich selbst umgebracht hätte. Und da derselbe leichtgläubig war, und sich nicht die Zeit ließ, zu untersuchen, ob diese Zeitung richtig sey oder nicht: so gieng er in sein Zimmer, und erstach sich mit seinem eignen Schwerdte. Kurz vorher, ehe er den Geist aufgab, kam einer von seiner Leibwache zu ihm, und brachte ihm die Nachricht, daß Cleopatra annoch lebe. Er vergönnte daher, daß man seine Wunden verbinden durfte, und ließ sich an den Orr bringen, wo Cleopatra sich eingeschlossen hatte. Cleopatra wollte, aus Furcht überfallen zu werden, nicht

Antonius entleibt sich selbst.

zugeben, daß man die Pforten öfnen sollte, um ihn durch dieselben hineinzubringen, sondern warf aus den Fenstern Ketten und Seile herab, wodurch sie ihn, durch Hülfe ihrer Hofdamen, die sie bey sich hatte, hinauf zog. Kein Anblick hat wohl leicht kläglicher seyn könne. nAntonius ward hinauf gezogen, welcher ganz mit Blut bedeckt, und auf dessen Gesicht der Tod bereits abgemalet war, der aber dennoch seine Augen auf Cleopatra wandte, und derselben noch die Hand zum Abschied reichte. An der andern Seite aber stand Cleopatra, und zog ihn mit eignen Händen zu sich.

Kläglicher Zustand des Antonius und der Cleopatra.

Sobald sie ihn hinaufgewunden hatte: so zerriß sie ihre Kleider, schlug sich für die Brust, trocknete das Blut von seinem Gesicht und von seinen Kleidern, und nannte ihn ihren Herrn und Gemahl. Antonius, welcher durch diese Liebkosungen ermuntert ward, und die Königinn in diesen betrübten Umständen sahe, sagte, um sie zu trösten, daß er vergnügt stürbe, da er in ihren Armen den Geist aufgeben könnte. Uebrigens schäme er, als ein Römer, sich nicht, von einem andern Römer überwunden zu seyn. Er ermahnte sie hierauf, ihr eignes Leben und ihr Reich zu retten, wenn solches ohne Verlust ihrer Ehre geschehen könnte, zugleich warnte er sie für die Verräther, die an ihrem eignen Hofe und in der Folge des Cäsars wären. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so starb er.

Zu eben derselben Zeit langte der von dem Octavius abgeschickte Proculejus an. Octavius konnte sich der Thränen nicht enthalten, wie man ihm von diesen Begebenheiten Nachricht gab, und das blutige Schwerdt des Antonius darreichte. Proculejus hatte vor allen Dingen gemessenen Befehl, sich der Person der Cleopatra zu bemächtigen, und sie, wo es nur immer möglich wäre, lebendig in seine Gewalt zu bringen. Sie aber wollte sich durchaus nicht in seine Hände liefern, und ließ ihm allein zu, daß er mit ihr ausserhalb des Begräbnißes sprechen durfte, und hörte also seinen Vortrag durch eine Spalte in der Thüre an. Sie redeten lange mit einander. Sie begehrte stets das Reich für ihre Kinder. Er aber ermahnte sie, daß sie sich nur nicht betrüben, sondern zu dem Octavius ein Vertrauen fassen möchte.

Nachdem er sich diesen Ort, so gut als möglich bekannt gemacht hatte, so gieng er von ihr, um dem Octavius von seiner Verrichtung Nachricht zu geben. Dieser fertigte hierauf den Gallus in eben demselben Geschäfte ab, welcher ebenfalls mit ihr durch die Spalte sprach, und mit Fleiß die Unterredung lange fortsetzte. Inzwischen brachte Proculejus eine Leiter an die Mauer an, und kam durch eben dasselbe Fenster hinein, durch welches Antonius war hineingebracht worden. Er stieg hierauf bey der Pforte herunter, wo die Cleopatra mit dem Gallus redete. Wie ihm eine von den eingeschlossenen Damen zuerst erblickte, rief

sie

Cleopatra fällt in die Hände des Octavius.

sie aus: „O unglückselige Cleopatra, „nun bist du in die Hände deiner „Feinde gerathen!“ Cleopatra wandre sich bey diesem Geschrey um, und da sie den Proculejus sahe, wollte sie sich mit einem Dolche umbringen, welchen sie stets an ihrem Kleide hängen hatte. Aber Proculejus lief hinzu, nahm sie in die Arme, und sagte zu ihr, daß sie übel gegen sich selbst und gegen den Cäsar handelte, indem sie ihm dadurch die Gelegenheit benehmen würde, seine Gnade und Güte gegen sie an den Tag zu legen. Hierauf riß er ihr den Dolch aus der Hand, und durchsuchte ihre Kleider, ob sie auch Gift in denselben verborgen hätte.

Cäsar schickte hierauf seinen Freygelassenen, den Epaphroditus ab, mit dem Befehl, sie genau zu bewachen. Er ließ sie auch durch den Proculejus befragen, was sie von ihm verlangte. Hierauf rückte er gegen Alexandrien, wo er die Pforten offen, und die Einwohner in der äussersten Verwirrung fand, weil dieselben nicht wusten, was sie für ein Schicksaal zu erwarten hätten. Er ließ sie aber bey seiner Ankunft seiner Gnade versichern, worüber die Furcht aufhörte. Inzwischen hatte Proculejus das Verlangen der Königinn ausgeforschet, und erfahren, daß sie nichts anders als die Freyheit begehrte, den Leib des Antonius zu begraben, welches ihr auch vergönnet ward. Sie ließ also ein prächtiges Leichenbegängniß veranstalten, und setzte seinen Leib, nachdem derselbe vorher war balsamiret worden, in das

Be-

Begräbniß der ägyptischen Könige nieder. Alles dieses scheint die Untreue zu widerlegen, deren man sie, in Absicht auf den Antonius, beschuldiget. Es kann auch wohl seyn, daß alles aus einem blossen Mißtrauen hergekommen, wo man nicht glauben will, daß das betrübte Ende des Antonius die bereits erkaltete Liebe wieder angefeuert.

Ihre Unterredung mit dem Octavius.

So bald die ersten Trauertage vorbey waren: so besuchte Cäsar die Cleopatra in ihrem Zimmer. Sie lag auf einem Bette ohne allen Zierrath. Ihre Haare waren in Unordnung, ihre Augen voller Thränen, ihre Stimme war zitternd, und ihre Brust von den Wunden blutig, welche sie sich selbst gegeben hatte. Nichts destoweniger schienen doch Strahlen einer ungemeinen Schönheit herfür, und ob sie gleich halb todt war: so hoffte sie doch, diesen Herrn eben so sehr zu bezaubern, wie sie den Julius Cäsar und den Antonius eingenommen hatte. Sobald sie den Octavius sahe, so warf sie sich aus dem Bette zu seinen Füssen; und weil das Zimmer allenthalben mit den Bildnissen des Julius Cäsars angefüllet war: so zeigte sie ihm dieselben, und sagte zugleich, daß dieses die Abbildungen des Mannes wären, dessen Erbe und Nachfolger er in der römischen Herrschaft sey, und von dem ihr das ägyptische Reich geschenkt worden. Hierauf zog sie einige Liebesbriefe hervor, welche Julius Cäsar an sie abgelassen hatte, und las ihm dieselben vor. Sie konnte aber durch

al-

alle diese Umstände dennoch den Octavius nicht in ihr Netz ziehen, denn er ließ es allein dabey bewenden, daß er sie tröstete, und sie seiner Gnade versicherte. Cleopatra merkte diese Kaltsinnigkeit gleich, und hielt solche für ein übles Zeichen; sie verbarg aber doch ihren Gram, und dankte ihm für seine geneigte Versicherungen. Sie sagte darauf, daß sie ihm zur Erkenntlichkeit alle Schätze in Aegypten überliefern wollte. Sie zeigte und übergab ihm auch wirklich alle Oerter, wo die Schätze verwahrt lagen. Jedoch einer von ihren Schatzmeistern, Namens Seleucus, welcher eben zugegen war, rückte ihr vor, daß sie nicht alles angezeigt, sondern einen Theil des kostbarsten verschwiegen hätte. Cleopatra aber ward durch die unverschämte Aufführung dieses Menschen gegen seine Fürstinn, so sehr erbittert, daß sie ihm verschiedene Schläge ins Gesicht gab. Hierauf wandte sie sich zu dem Octavius, und sagte: „Ist „es nicht eine Schande, da ihr selbst mich mit eurer „Gegenwart beehret, und in meinen betrübten „Umständen tröstet, daß meine eigne Bedienden „mich anklagen dürfen, weil ich einigen Weiber„schmuck zurücke gehalten, nicht zu dem Ende, „mich desselben zu bedienen, sondern eure Schwe„ster Octavia und eure Gemahlinn, Livia damit zu „beschenken, auf daß ich durch deren Fürsprache „Gnade und eine desto gelindere Begegnung erhal„ten möge.

Ausfall derselben.

Cäsar freuete sich über diese Rede, weil er daraus schloß, daß sie noch nicht

nicht willens sey, zu sterben. Ersagte deswegen, daß sie nach eignem Gefallen mit den Edelgesteinen verfahren möchte, welche sie zurück behalten hätte, und nachdem er sie nochmals seiner Huld und Güte versichert, so gieng er von ihr.

Cleopatra zweifelte aber nun nicht weiter daran, daß Cäsar sie im Triumph zu Rom aufführen würde, und daher entschloß sie sich viel lieber gleich zu sterben, als sich einer solchen Schmach zu unterwerfen. Sie wuste wohl, daß sie von denen, welche man ihr zur Aufwartung gegeben hatte, sehr genau bewacht ward, sie merkte aber auch, daß die Zeit nur kurz, und die Reise des Cäsars nicht weit mehr hinausgesetzt sey. Deswegen eilte sie, ihr Vorhaben auszuführen. Wie sie Erlaubniß erhalten hatte, ihr Schicksaal bey dem Grabe des Antonius zu beweinen, und solches auch von ihr mit grosser Wehmuth geschehen war, so badete sie sich, und gieng hierauf zur Tafel, nachdem sie bereits vorher Befehl gegeben, ihr eine prächtige Mahlzeit anzurichten. Wie sie gespeiset hatte, so schrieb sie einen Brief an den Cäsar, und wies hierauf alle Leute von sich, ausgenommen zwo Hofdamen, welche sie bey sich behielte. Alsdenn schloß sie die Thüren zu, und legte sich aufs Bette, und begehrte einen Korb, worinn einige Feigen waren, die ihr von einem Bauren gebracht worden. Sie setzte den Korb bey dem Bette, im Augenblick darauf aber sahe man sie gleichsam schlummern, welches die Wir-

Sie faßt den Entschluß sich umzubringen.

kung

kung von dem Stiche der Schlange Aspis war. Ihr Tod. Dieselbe lag unter der Frucht versteckt, und hatte sie im Arm gestochen, den sie zu dem Ende ausstreckte. Das Gift war gleich zum Herzen gedrungen, und also gab sie ohne Schmerzen, und ohne, daß es fast jemand merkte, ihren Geist auf. Ihre Aufwärter hatten zwar Befehl, keinen Menschen, oder auch sonst das geringste hinein zu lassen, wo nicht alles vorher aufs genaueste untersucht worden. Aber ein verkleideter Bauer, welcher ein treuer Bedienter der Cleopatra war, spielte seine Rolle so gut, daß man ihn, ohne Bedenken zu der Königinn hinein gehen ließ.

Octavius konnte aus dem Briefe der Cleopatra zur Gnüge abnehmen, daß sie etwas gefährliches im Sinne haben müste, weil sie darinn unter andern begehrte, daß ihr Leib in das Grab des Antonius möchte eingesenkt werden. Deswegen fertigte er sogleich zweene Bedienten ab, diesen Vorsatz zu hindern. Sie hatte aber bereits den Geist aufgegeben, wie diese ankamen. So starb diese berühmte Königinn in dem 39 Jahr ihres Alters, und in dem 22 ihrer Regierung. Sie wird in den Geschichten recht scheuslich abgemalt, und man hält insgemein dafür, daß alle Laster, als Unkeuschheit, Falschheit, Ungerechtigkeit, Wollust, Blutgierigkeit und ein unersättlicher Ehrgeitz in ihrer Person vereiniget gewesen. Sie war aber hingegen von der Natur mit einer vortreflichen Leibesgestalt und mit einer grossen Scharfsinnig-

Ihre Abbildung.

nigkeit begabt, und man wuste nicht, ob man mehr ihre Schönheit oder ihren natürlichen Verstand bewundern sollte, woran sie alle ihre Vorfahren übertraf. Was am meisten zu ihrem Ruhme gereicht, war die Liebe zu den freyen Künsten, worinn sie es vielleicht weiter, als irgends ein andres Frauenzimmer zu ihren Zeiten gebracht hatte. Es ist glaublich, daß sie, wenn sie nicht zu solchen gar zu sehr verderbten Zeiten gelebt hätte, auch einen bessern Namen dürfte hinterlassen haben. Aber der ägyptische Hof war so unordentlich, und die vorigen Regenten hatten so böse Beyspiele hinterlassen, daß man nichts anders als etwas höchstlasterhaftes von ihren Nachfolgern erwarten konnte. Die Falschheit, welche sie gegen den Antonius in seinem Unglück bewies, befleckt ihr Leben und ihren Ruhm am meisten, ob es gleich nach meiner Einsicht, noch ungewiß ist, ob sie an den Verrätherenen ihrer Bedienten und Befehlshaber Theil gehabt. Ihr liebreicher Abschied, den sie mit dem Antonius genommen, und ihr gewaltsamer Tod, scheinen diesen Verdacht auszutilgen. Es ist eben so wahrscheinlich, daß Cäsar Octavius den Vorsatz gehabt, sie im Triumph aufzuführen, wenn sie es vorher mit ihm überlegt, den Antonius zu verrathen, und ihm das ganze Reich ohne Schwerdtschlag zu übergeben. Es scheint, daß der sonst scharfsinnige Plutarch nicht allemal die Eigenschaften der Personen genau genug erforscht, und daß er also nebst andern in diesem Stücke gefehlt habe.

Anna Bullen.

Die Fürstinn ist nach der Rechnung des Camdens 1507 aus einem vornehmen Hause geboren worden. Ihr Vater, der Ritter Thomas Bullen, hatte eine Tochter des Herzogs von Norfolk zur Gemahlinn, mit welcher er Anna Bullen zeugte. Dieser Ritter ward zweymal als Ambassadeur nach Frankreich geschickt, und zwar zuerst 1515, und hiernächst zum andernmal 1527. Im Anfange ward er Vicomte von Rochefort, und ferner Graf von Ormond. Er nahm seine Tochter Anna, da sie nur sieben Jahr alt war, mit nach Frankreich, und in dem folgenden Jahr trat sie bey der Königinn in Frankreich, der Gemahlinn Franciscus des Ersten, in Dienste, ob man gleich nicht eigentlich weiß, worinn ihre Aufwartung bestanden. Es ist leicht zu schliessen, daß man bey einem solchem Alter keine sonderlichen Dienste von ihr wird haben erwarten können, und daher ist es glaublich, daß die Königinn von Frankreich dieselbe allein wegen ihrer Schönheit und Artigkeit an ihrem Hofe behalten.

Herkunft der Annen Bullen.

Wegen ihrer Aufführung an dem französischen Hofe stimmen die Nachrichten

Streitige Nachrichten

richten

richten nicht mit einander überein. Der berühmte englische Skribent Sanderus, dem viele nachher hierinn gefolget sind, redet von ihrer Herkunft und Aufführung folgendergestalt. Er sagt: Der König Henrich der Achte hatte sich in ihre Mutter verliebt, welche eine Tochter des Herzogs von Norfolk war, und schickte ihren Gemahl, den Ritter, bloß deswegen als einen Gesandten nach Frankreich, damit er desto freyer mit ihr umgehen könnte. Wie derselbe nach zwey Jahren wieder zurück kam, und seine Frau schwanger fand: so wollte er sich von ihr unverzüglich scheiden lassen, welches aber nicht geschahe, weil der König ihm wissen ließ, daß er der Vater des Kindes sey, und daß er solches verschweigen möchte. Das Kind, welches durch diesen erlaubten Umgang erzeuget ward, war diese Anna Bullen, welche der Ritter Thomas, ob sie gleich eine Tochter des Königs Henrich des Achten war, dennoch als sein eigen Kind erziehen ließ. Eben dieser Sanderus sagt ferner: Anna Bullen trieb bereits in dem funfzehnten Jahre ihres Alters mit den Bedienten ihres Vaters Unzucht, bis sie von demselben endlich nach Frankreich geschickt ward. Hier hielt sie sich eine Zeitlang in vornehmen Häusern auf, bis sie zuletzt nach Hofe kam. Ihre Aufführung aber war so unordentlich und ausschweifend, daß man sie la Haqueneé d' Angleterre nannte: Und da sie auch mit dem Könige Franciscus in genauere Bekanntschaft gerieth: so gab

wegen ihrer Aufführung in der Jugend.

man ihr den Namen la Mule du Roy. Bey ihrer Zurückkunft nach England, ward sie von der Königinn in ihre Dienste aufgenommen, wo sie die Kaltsinnigkeit des Königs gegen die Königinn Catharina merkte, und sich dieselbe so wohl zu Nutze zu machen wuste, daß sie auch den König dadurch in ihr Netz zog. Weil sie aber des Königs Gemüth kannte, und merkte, daß seine Liebe durch ihre Kaltsinnigkeit würde vermehrt werden: so stellte sie sich keusch und kaltsinnig, welches auch die Wirkung hatte, daß der König den Entschluß faßte, sich mit ihr zu vermählen, so bald er nur von der Königinn würde seyn geschieden worden.

Auf solche Art erzählt Sanderus diese Sache. Jedoch andre vernünftige Skribenten haben bey dieser Erzählung sehr viele Anmerkungen gemacht: Theils kann dasjenige, was er beybringt, nicht erwiesen werden. Denn das Buch des Rastalls, welches Sanderus unter dem Titel, Leben des Thomas Morus, angeführt, hat sonst niemand, als er allein, jemals gesehen. Theils streiten auch verschiedene Umstände, die er erzählt, sowohl mit der Zeit, als mit dem Alter der Anna Bullen. Das einzige, welches in dieser Erzählung Grund haben kann, ist dieses, daß sie sich kaltsinnig gegen den König gestellt, und denselben dadurch angetrieben, sich mit ihr zu vermählen. Denn es ist wahrscheinlich, daß er im Anfange nicht willens gewesen, die Sache so weit zu treiben. Uebrigens verdienet alles, was Sanderus von ihrer unordentlichen

lichen Lebensart in Frankreich und England beybringt, nicht den geringsten Glauben. Man hat vielmehr die gröste Ursache zu muthmassen, daß sie sich wohl aufgeführt, weil sie sonst bey zwoen so tugendhaften Prinzeßinnen unmöglich so wohl hätte können gelitten seyn.

Burnet berichtet, daß die Königinn in Frankreich die Anna Bullen einige Jahre bey sich behalten, und daß sie nach dem Tode dieser Königinn, die übrige Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich, bey der Herzoginn von Alencon, eine Schwester Franciscus des Ersten, zugebracht habe. Daß gleich nach ihrer Zurückkunft kein Liebesverständniß zwischen ihr und dem Könige Henrich gewesen, sondern daß der Grund dazu lange nachher geleget worden, als der König bereits den Entschluß gefaßt hatte, sich von der Königinn Catharina zu scheiden, erhellet auch daraus, weil Anna Bullen damals mit dem Mylord Percey, einem Sohne des Grafen von Northumberland, verlobt war.

Anfang der Liebe des Königs Henrichs gegen Anna Bullen.

In dem Jahre 1528 merkte man die ersten Spuren von der Liebe des Königs. Denn in diesem Jahre hat man zweene Briefe von ihr, die sie an den Cardinal Wolsey geschrieben, woraus man sieht, daß der König nicht allein den Entschluß gefaßt, sich mit ihr zu vermählen, sondern daß der Cardinal auch Nachricht davon gehabt habe. In dem ersten Briefe findet man diese Worte: „Ich weiß, My„lord, was ihr euch meinethalben für Mühe gege-

„ben. Daher erfordert auch die Dankbarkeit, „daß ich euch mehr, als sonst eine Person in der „Welt liebe.“ In dem andern Briefe wiederholt sie eben dieselben Worte, und meldet zugleich, daß sie der Ankunft des päbstlichen Legaten mit Schmerzen entgegen sähe. Denn diesen erwartete man damals, um von demselben die verlangte Ehescheidung des Königs und der Königinn zu erhalten.

Wie man diese Trennung am eifrigsten trieb, und der päbstliche Legat nebst dem Cardinal Wolsey darüber ein Urtheil fällen sollte, so hatte der König die Anna Bullen entfernen lassen, damit man sich nicht an ihrer Gegenwart ärgern möchte. Aber im Jahre 1529 ward sie wieder zurück gerufen, wie man merkte, daß die Unterhandlung wegen der Ehescheidung nicht nach Wunsch ausfallen würde. Einige Skribenten wollen behaupten, daß Anna Bullen über diese Entfernung so misvergnügt geworden, daß sie sich auch nicht weiter am Hofe habe wollen sehen lassen; ja sie wäre kaum durch die Drohungen ihres Vaters dahin zu bereden gewesen, daß sie wieder zum Könige gegangen sey. Burnet aber sagt, daß er davon nichts aufgezeichnet gefunden. Man bemerkt allein, daß die Gewohnheit, welche sie vorher gegen den Cardinal Wolsey getragen, in einen bittern Haß verwandelt worden, welches den darauf erfolgten Fall dieses Cardinals nicht wenig beförderte.

Wo ja ein Misverständniß zwischen dem Könige und ihr entstanden, so wurden sie doch nun wenig-

nigstens wieder vollkommen mit einander ausgesöhnt. Und es traf auch hier ein, was bey dergleichen Zufällen insgemein zu geschehen pflegt. Ihre Entfernung und verstellte Kaltsinnigkeit erhitzte den König desto mehr, und es scheint, daß Anna Bullen diese Kunst vollkommen verstanden. Daß noch einige Jahre verstrichen, ehe der König zu der wirklichen Vermählung schritte, rührte bloß daher, weil er noch immer hoffte, durch einen ordentlichen Ausspruch von der Königinn Catharina geschieden zu werden. Inzwischen bahnte er der Anna Bullen den Weg stuffenweise zum Thron. Im Jahr 1532 ließ er sie zu einer Marquise von Pembrock erklären, und kurz darauf vermählte er sich mit ihr. Und weil sie erst einige Zeit nach der Vermählung schwanger ward, so schloß man daraus, daß sie in der vorhergegangenen langen Zeit dem Könige niemals die äusserste Gunst zugestanden habe.

Der König vermählt sich mit ihr.

Im Jahr 1533 brachte sie eine Prinzeßinn zur Welt, die den Namen Elisabeth erhielt, und eben diejenige Fürstinn ist, die nachher mit so grossem Ruhme in England regiert hat. Sie ward gleich nach ihrer Geburt zu einer Prinzeßinn von Wallis erklärt, ob man gleich dem Könige vorstellte, daß dieses zu früh sey, weil annoch ein Prinz nachfolgen könnte, dem dieser Titel zukäme. Weil aber seiner andern Tochter der Prinzeßinn Maria, welche er mit der Königinn Catharina erzeugt hat-

Geburt der Prinzeßinn Elisabeth.

te, ehe dem eben dieser Titel beygelegt worden, so verlangte er, daß Elisabeth denselben auch führen sollte.

Anfang des Unglücks der Königinn Anna Büllen.

Henrich der Achte lebte also eine Zeitlang in einer vergnügten Ehe mit seiner neuen Gemahlinn, der Königinn Anna bis 1536, da die grosse Veränderung vorgieng, welche in den Geschichten so sehr bekannt ist. Man führt insgemein zwo Ursachen an, welche darzu Gelegenheit gegeben haben. Da nämlich der König theils eine neue Liebe zu einer Hofdame der Königinn, der Jane Seymour gefaßt, theils auch auf die Königinn wegen ihrer Untreue eifersüchtig geworden. Es ist wahrscheinlich, daß das letztere eine Folge des erstern gewesen, und daß man die Königinn nicht der Untreue würde beschuldiget haben, wenn eine neue Liebe nicht darzu Anlaß gegeben hätte. Denn sobald die Feinde der Königinn merkten, daß sie nicht mehr so heftig als vorher von dem Könige geliebt ward, so trugen sie kein Bedenken, dieselbe auf alle Art bey dem Könige verdächtig zu machen; Und sie fuhren hierinn um so viel ungescheuter fort, da sie wahrnahmen, daß der König diese Beschuldigungen gerne hörte. So viel ist gewiß, daß der König die Königinn lange nicht mehr so heftig als zu den vorigen Zeiten liebte. Vielleicht rührte solches daher, weil er bereits seine Begierde durch den langen Besitz desjenigen Gutes gestillt hatte, nach welchem er ehedem mit so vieler Sehnsucht strebte. Vielleicht aber mochte ihm auch die gar

zu

zu freye Aufführung der Königinn Anlaß zum Mistrauen gegeben haben, wodurch zugleich bey ihm eine Eifersucht erweckt worden, die er entweder nicht überwinden wollen, oder auch aus dem Sinne zu schlagen nicht vermögend gewesen.

Ursach ihres Falles.

Die Königinn liebte ihren Bruder, den Mylord Rochefort ungemein. Sie haßte aber seine Gemahlinn, weil dieselbe sich mit ihrem Manne nicht vertragen konnte, und überdem verschiedene böse Neigungen hatte. Diese Dame suchte sich deßfalls zu rächen, und war die erste, welche dem Könige widrige Gedanken gegen die Königinn beybrachte, und vorgab, daß dieselbe mit ihrem Bruder, dem Lord Rochefort, auf eine unerlaubte Art umgienge. Der König, dessen Herz bereits durch Jane Seymour eingenommen war, hörte diese Beschuldigung mit Vergnügen an, weil er dadurch ein bequemes Mittel erhielt, seinen Endzweck zu erreichen. Sobald dieses die andern Feinde der Königinn merkten, so unterliessen sie nicht, Oel ins Feuer zu giessen; und erzählten allerhand Historien von der Königinn und ihren Bedienten. Die Feinde der Reformation waren auch die vornehmsten und bittersten Feinde der Königinn, weil sie glaubten, daß der König bloß auf ihr Anstiften mit dem Pabst zerfallen sey. Zum wenigsten hielten sie dafür, daß die Königinn dazu Anlaß gegeben. Sie merkten überdem, daß, so lange Anna Bullen lebte, an keinem Vergleich mit dem

römischen Stuhl zu denken sey, und hofften daher daß nach ihrem Tode viel eher ein Mittel könnte ausfündig gemacht werden, den König mit dem Pabst wieder zu versöhnen. Der Herzog von Norfolk trug ein grosses Verlangen, die römische Religion wieder auf den vorigen Fuß gesetzt zu sehen. Er durfte sich solches aber bey dem Könige nicht merken lassen. Sein Eifer, den er in diesem Stücke bewies, sein Ansehen und sein ungemeiner Ruhm, worinn er bey Hofe stand, verursachten, daß man ihn als das Haupt der römischen Partey ansahe. Und man meynt auch, daß er zu dem Fall der Königinn am meisten beygetragen habe.

Es mag indessen durch ihn oder durch andre geschehen seyn: so merkt man, daß der König, durch die Nachrichten, welche er von der Aufführung der Königinn erhielt, zu einer heftigen Eifersucht angereitzet worden, und man darf sich um so viel weniger darüber wundern, weil er von Natur hitzig und ungeduldig war. Man beschuldigte die Königinn, daß sie mit dem Norris, Smeton, Weston und Berreton, ihren Hofjunkern und Bedienten auf eine unzuläßige und vertraute Art umgienge. Man muß gestehen, daß sie einige freye Geberden an sich hatte, worauf der König nicht so genau Acht gab, so lange er noch kein Mißtrauen gegen sie gefaßt hatte. Wie er aber erstlich anfieng, eifersüchtig zu werden: so ward er dadurch noch mehr in seiner Meynung bestärket. Man darf

Beschuldigungen, welche man der Königinn zur Last gelegt.

darf auch nicht zweifeln, daß ihre Feinde, so bald sie wahrgenommen, daß der König willig war, alles anzuhören, was sie ihm vorbrachten, ihre Worte und Geberden aufs gehäßigste werden ausgelegt haben. Die Eifersucht des Königes äusserte sich aber am deutlichsten bey einem zu Greenwich gehaltenen Carouzel, von welchem er mit einem brennenden Zorn weggieng, ohne daß jemand die Ursache dieses Eifers errathen konnte. Man meynt, daß er daselbst einige Umstände wahrgenommen, welche ihn in seinem Mißtrauen bestärkt, und die von niemand, als von ihm allein, beobachtet worden. Sanderus sagt, daß die Königinn ein Schnupftuch fallen lassen, welches einer von denen aufgehoben, die man eines unzuläßigen Umgangs beschuldigte, und damit sein Angesicht abgetrocknet habe. Dieser Skribent verdient in diesem Stücke keinen Glauben, weil kein einziger sonst dieses Umstandes gedenkt. Es mag indessen die Sache beschaffen gewesen seyn wie sie will: so ließ der König, so bald er nur von dem Carouzel zurückgekommen war, den Mylord Rochefort, Norris, Smeton, Weston und Berreton in Verhaft nehmen. Zu eben derselben Zeit ward auch die Königinn in ihrem Zimmer eingeschlossen, und an dem folgenden Tage nach dem Towr in London gebracht. Ihre Feinde wusten es auch dahin zu bringen, daß der Erzbischoff von Canterbury Befehl erhielt, sich in seinem Pallast inne zu halten, damit derselbe keine

Die Königinn wird in Verhaft genommen.

Ge-

Gelegenheit haben möchte, zu ihrem Vortheil, mit dem Könige zu reden.

Man darf sich nicht wundern, daß die Königinn durch diese Begebenheit ganz verwirrt worden, und daß sie, weil ihr niemand einen guten Rath ertheilte, den Fallstricken nicht entgehen können, die man ihr gelegt hatte. Wie man sie zum Verhör brachte: so läugnete sie, jemals eine Untreue gegen den König begangen zu haben. Wie man ihr aber einbildete, daß sie von Norris, Smeton, Weston und Berreton selbst beschuldiget worden: so erkühnte sie sich nicht, gewisse Dinge zu läugnen, die unter ihnen vorgegangen waren.

Ihr Bekänntniß.

Was den Norris betraf: so bekannte sie, daß sie ihm einmal stark zugeredet habe, seine eheliche Verbindung mit seiner verlobten Braut zu vollziehen; und da er geantwortet, daß er eben nicht damit eile; so habe sie darauf versetzt: sie merke wohl, daß er hoffte, noch mit ihr selbst, nach dem Tode des Königs, Hochzeit zu halten. Hieraus scheint zu erhellen, daß eine grosse Vertraulichkeit unter ihnen müsse gewesen seyn. Denn sonst kann man nicht begreifen, wie eine Königinn auf eine solche Art mit ihrem Bedienten sollte haben reden können.

Wegen des Musikanten Smetons bekannte sie, daß er niemals öfterer, als zweymal in ihrem Zimmer gewesen. Wie sie ihn zum letztenmal daselbst gesehen: so habe sie ihn gefragt: warum er so betrübt sey? worauf er die Kühnheit gehabt zu antworten: Meine Betrübniß kann niemals so groß

seyn,

seyn, daß solche nicht durch einen Blick von Ew. Majestät könnte vertrieben werden. Endlich gestand sie auch, daß Weston sich die Freyheit genommen, ihr zu eröfnen, daß er sie liebe.

Dieses Bekänntniß scheint von grossem Gewichte zu seyn. Man kann aber nicht wissen, ob das Protocoll, woraus man dasselbe genommen, in allen Stücken richtig gewesen. Dieses kann man mit Gewißheit behaupten, daß sie mit einem Könige in Streit verwickelt war, dem die Eifersucht die Waffen in die Hände gegeben, u. welcher bereits zu einer andern Person eine feurige Liebe gefaßt hatte. Es kann daher gar leicht geschehen seyn, daß, wenn gleich das Protocoll nicht verfälscht worden, dennoch diejenigen, welche zu diesem Verhör bestellt gewesen, den Worten eine solche Meynung beygelegt, die dem Vorhaben des Königes gemäß war, und daß sie also mehr auf die Deutung, welche sie mit den Worten verknüpften, als auf die Worte selbst gesehen haben. Bedenken darüber.

Gegen den Lord Rochefort ward keine andre Beschuldigung vorgebracht, als daß man einmal wahrgenommen, daß er sich über das Bette der Königinn gelegt hätte. Wie alle diese Männer nach einander zum Verhör gebracht wurden: so antwortete Norris, daß er glaube, die Königinn sey unschuldig, und bey dieser Aussage verharrete er auch bis an seinen Tod. Smeton gestand endlich, daß er dreymal bey der Königinn geschlafen habe, aber sie wurden nicht beyde gegen einander verhört.

Er

Er ward auch noch vorher verurtheilt, ehe man über die Königinn ein Urtheil fällete, damit er nicht zu einem Zeugen könnte gebraucht werden. Dieses scheint die Schuld der Königinn sehr zu vermindern. Denn es ist nicht glaublich, daß man aus freyen Stücken ein solches Zeugniß sollte verworfen haben, wenn man dasselbe von einigem Gewichte befunden hätte. Es scheint aber vielmehr, daß man besorgt, Smeton möchte seine Worte wieder zurück ziehen, oder die Königinn möchte ihn zum Lügner machen, wenn man sie beyde gegen einander verhörte. Die andern beriefen sich alle auf ihre Unschuld. Aber dieses war vergebens. Denn sie wurden alle zum Tode verdammet und hingerichtet.

Nachricht, welche Rapin von ihrem Proceß und dem über sie gefällten Urtheil giebt.

Drey Tage nachher stellte man die Königinn und ihren Bruder, den Mylord Rochefort, für das Gericht. Man beschuldigte die Königinn, daß sie mit ihrem Bruder und noch vier andern Personen einen unerlaubten und strafbaren Umgang gehabt, und daß sie den König umbringen wollen. Sie bezeugten zwar beyde, daß sie unschuldig wären, sie wurden aber dennoch zum Tode verdammt, ob man gleich der letzten Beschuldigung nicht weiter erwähnte, weil sie an sich selbst ungereimt war. Das Urtheil war folgendergestalt eingerichtet: Mylord Rochefort sollte enthauptet, und sein Leib in vier Theile getheilet werden; die Königinn aber sollte nach dem Gutbefinden des Königs entweder leben-

lebendig verbrannt, oder auch enthauptet werden. Hiermit endigt Rapin seine Erzählung von dieser unglückseligen Königinn. Weil aber dieser Skribent in der Hauptsache trocken und mager ist, und verschiedene Dinge ausgelassen hat, welche eine wahrhafte Abbildung von dieser Königinn machen: so will ich diesen Mangel aus dem Burnet und andern Skribenten ersetzen.

Burnets ausführliche Nachricht von dieser Sache.

Die unglückselige Königinn befand sich nachher, da man sie in Verhaft genommen hatte, in einem bedaurenswürdigen Zustande, weil sie sich auf die Zuneigung des Königes weiter keine Rechnung machen konnte, und Gefahr lief, Ehre und Leben einzubüssen. Sie schien im Anfange über diese Veränderung nicht sonderlich bekümmert zu seyn, und sagte daher mit lachen, sie glaubte, daß der König ihr nur eine Furcht einjagen wollte. So bald sie aber merkte, daß es Ernst war, so begehrte sie in ihrem Zimmer das Nachtmahl zu nehmen, und ließ dabey eine grosse Andacht, und eine völlige Ergebung in den göttlichen Willen blicken. Nichts destoweniger versetzte diese schleunige Veränderung die Königinn in einen solchen Zustand, welchen die Anwesenden vielle cht nicht merkten. Aber die Briefe, welche sie an den König und an die Minister abließ, geben sehr deutlich zu erkennen, daß ihr Gehirn zu gewissen Zeiten verrückt, und die Königinn des Gebrauchs ihrer Vernunft nicht allemal mächtig gewesen. Man bemerkte überdem an ihr, daß sie

sich

sich bisweilen sehr andächtig bezeigte, und ganze Ströme von Thränen vergoß, unmittelbar darauf aber ihre Traurigkeit in Scherz und Lachen verwandelte.

Sobald er erfuhr, daß diejenigen, welche nebst ihr beschuldiget waren, nach dem Towr gebracht worden: so urtheilte sie gleich, daß sie weiter nichts hoffen könnte, und daß man sie ebenfalls auch dahin bringen würde, welches auch an dem andern Tage ihres Arrestes, geschahe. Wie sie nahe an dem Revier war, worüber sie so sollte geführt werden, so traf sie einige vornehme Herren an, welche ihr die Ursache ihres Falles zu erkennen gaben. Sie berief sich auf ihre Unschuld, und verlangte mit dem Könige zu reden. Dieses aber war es eben, welches man ihr durchaus nicht verstatten wollte. Wie sie in den Towr gekommen war, so fiel sie auf die Knie, und rief GOtt zum Zeugen ihrer Unschuld an. Man verordnete, daß ihre Anverwandtinn, die Frau Bollen, sich bey ihr in ihrem Schlafgemach aufhalten muste, welche der Königinn heimlich feind war. Diese Dame munterte die Königinn auf, von allerhand Dingen zu reden, um dadurch wegen dieser oder jener Sache ein Bekenntniß von ihr heraus zu locken; und säumte sodann nicht, dem Könige von allem, was geredet worden, unverzüglich Nachricht zu geben. Es scheint, daß die Königinn damals verschiedenes gesprochen, welches zu einem Verdacht Anlaß geben konnte. Weil sie aber in dieser

Ihre Verwirrung des Verstandes.

Ver-

Verwirrung selbst nicht wuste, was sie that, so konnte man auch auf ihre Worte nicht bauen.

Wie man ihr sagte, daß sie von dem Norris und dem Musikanten Smeton der Untreue gegen den König beschuldiget worden: so fiel sie auf die Knie, und rief mit Thränen aus: HErr JEsu, erbarme dich über mich! gleich darauf aber brach sie in ein lautes Gelächter aus. Sobald dieser Anstoß überstanden war: so begehrte sie, daß man das Sacrament bey ihr lassen möchte, damit sie ihre Andacht dadurch unterhalten könnte. Sie sagte ferner zu dem Gouverneur des Casteels, daß sie jederzeit eine treue Gemahlinn des Königes gewesen, und daß sie von allen Beschuldigungen frey sey, die man ihr vorgeworfen habe. Hierauf fieng sie an, laut zu schreyen: O Norris! hast du mich beschuldiget? Nun bist du auch gefangen, wie ich. Wir müssen beyde sterben. Und Smeton ebenfalls. Wie sie dieses gesagt hatte: so besorgte sie, daß man sie in ein schlimmes Gefängniß bringen möchte. Sie beklagte daher das Unglück, welches ihr und ihrer Mutter begegnete, und erkundigte sich, ob sie ohne Recht und Urtheil sterben sollte. Man ertheilte ihr darauf die Antwort: Weil dem geringsten Unterthan niemals die Gerechtigkeit versagt würde: so hätte sie um so viel weniger Ursache daran zu zweifeln. Der Fall dieser unglückseligen Königinn verursachte, daß der ganze Hof ihr alsobald den Rücken wandte, und die Jane Seymour anbetete, welche der König wieder auf den Thron erhe-

ben wollte. Der einzige Erzbischoff Cramer, wollte oder konnte die Beschuldigungen nicht glauben, womit man die Königinn belegte, weil er ihr verbunden war, und überdem von ihrer Tugend und Unschuld sehr vortheilhafte Begriffe hegte. Er wagte es daher, einen Brief an den König abzulassen, worinn er dieselbe zu entschuldigen suchte, ob er gleich hierinn ungemein behutsam verfuhr, um den hitzigen König nicht zu erzürnen. Aber der Brief hatte keine Wirkung. Denn die Eifersucht, und die neue Liebe hatten den König dergestalt eingenommen, daß alle Vorstellungen vergebens waren. Die Sache hatte also ihren Fortgang, und die vier Personen, welche ich bereits angeführt habe, wurden zum Tode verurtheilet.

Das Verhör, welches endlich über die Königinn und ihren Bruder, den Mylord Rochefort gehalten ward, wird mit folgenden Umständen erzählt. Nachdem sie beyde für Gericht geführt, und die Puncten, deren man sie beschuldigte, verlesen worden, so hob die Königinn ihre Hände gen Himmel, und läugnete alles, was man ihr vorwarf. Ihr Bruder that eben dasselbe, und hierauf antwortete sie mit grosser Gemüthsfassung, auf die vorgelesenen Beschuldigungen. Der Musikant Smeton war der einzige, welcher wirklich etwas bekannt hatte. Ich habe aber bereits gezeigt, daß man sich seines Zeugnisses nicht bedienen, und ihn mit der Königinn zugleich für Gericht stellen wollte. Das einzige also, was man anführen konnte, um die Königinn für schuldig zu

er

erklären, war die Aussage einer bereits verstorbenen Frauen, welche diese Beschuldigung und den unerlaubten Umgang der Königinn mit ihrem Bruder mit einem Eyde bestätiget hatte. Auf diesen Eyd gründete man dennoch das Urtheil, daß Mylord Rochefort enthauptet, und die Königinn gleichfalls ihren Kopf verlieren, oder auch verbrannt werden sollte.

So hart auch dieses Urtheil war, so konnte dennoch der König dadurch nicht zufrieden gestellet werden. Er wollte auch durch einen richterlichen Ausspruch seine Vermählung mit der Königinn vernichtet, und die junge Prinzeßinn Elisabeth für ein unrechtmäßiges Kind erklärt wissen. Um dieses ins Werk zu setzen, führte man ihre alte Verbindung mit dem Mylord Percey an. Weil man aber hiermit nicht durchkommen, und keinen Beweis von einer wirklich vollzogenen Verbindung aufbringen konnte, so suchte man die Königinn theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen, daß sie beym Leben sollte erhalten werden, zu bewegen, solche Verbindung zu gestehen, welches diese unglückselige Prinzeßinn auch in ihrer Verwirrung that; und öffentlich gestand, daß die mit dem Könige eingegangene Vermählung in dieser Absicht unrechtmäßig und ungültig sey. Auf dieses Geständniß gründete man nachgehends das Urtheil wodurch die Ehe des Königs mit der Königinn völlig aufgehoben ward.

Diese beyden Urtheile stritten offenbar mit einander; und eines von beyden muste nothwendig

falsch seyn. War die Ehe des Königs und der Königinn ungültig, so kann man die Königinn nicht beschuldigen, daß sie die Ehe gebrochen habe, weil sie keine Gemahlinn des Königs Henrich des Achten war. War aber die Vermählung gültig, so war die Ehescheidung unrechtmäßig. Man sieht also daraus, daß der König sich durchaus von ihr scheiden wollen, auf welche Art es auch immer geschehen mochte.

Einige Umstände, vor der Hinrichtung der Königinn.

Zwey Tage nachher, als dieses geschehen war, machte man zur Hinrichtung der Königinn Anstalt. Sie überlegte den Abend vorher alles sehr genau, was sie in ihrem ganzen Leben begangen hatte, und da sie sich erinnerte, daß sie sich gar zu hart gegen die Prinzeßinn Maria, welche aus der erstern Ehe des Königes erzeugt war, bewiesen hatte, so ließ sie die Gemahlinn des Commendanten zu sich rufen, und bat dieselbe, daß sie sich auf einen Stuhl niederlassen möchte. Sodann fiel sie für dieselbe auf die Knie, und begehrte von ihr mit thränenden Augen, daß sie sich zu der Prinzeßinn Maria begeben, für dieselbe eben so, wie sie itzt thue, niederknien, und in ihrem Namen bitten sollte, daß dieselbe ihr um GOttes willen das harte Verfahren vergeben möge, welches sie bisher gegen die Prinzeßinn bewiesen. Und wie dieses geschehen war, so gab sie sich einigermassen zufrieden, und sagte, daß sie einen Stein vom Herzen abgewälzet hätte. Maria aber ließ sich doch durch diese Reue eben nicht sonderlich

lich bewegen, denn die Folge der Geschichte zeigt, daß sie das Unrecht niemals vergessen können, welches ihr ehedem ihrer Meynung nach, erwiesen worden.

Burnet sagt, daß man aus dieser Zärtlichkeit des Gewissens, welche die Königinn in diesem Stücke blicken ließ, das von keiner so grossen Wichtigkeit als die andern war, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schliessen könne, daß wenn sie sich grösserer Laster bewust gewesen wäre, so würde sie solche nicht in den letzten Augenblicken ihres Lebens geläugnet, und ihre Unschuld nicht mit solchem Eifer vertheidiget haben. Man kann aber dagegen einwenden, daß der Fehler, welchen sie in Absicht auf die Prinzeßinn Maria begangen, nichts schimpfliches bey sich habe, dahingegen die andern Dinge, deren man sie beschuldigte, ihre Ehre betrafen. Zu geschweigen, daß ihr viel daran gelegen war, die Prinzeßinn Maria zu besänftigen, damit dieselbe sich nicht an ihrer Tochter der Elisabeth rächen möchte, wie dennoch nachher geschahe. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um dadurch die milden Gedanken zu schwächen, welche man etwa von dieser Königinn haben möchte, sondern ich will nur bloß dadurch zeigen, daß man aus diesem Umstande ihre Unschuld nicht beweisen könne. In dem letzten Briefe, welchen sie an den König abgehen ließ, dankte sie demselben für die vielen Wohlthaten, welche er ihr erwiesen. Sie bedient sich unter andern auch dieser Ausdrücke, daß der König sie aus einem geringen Stande auf den

Thron erhoben, und da er ihr auf der Welt keine höhere Ehrenstelle einräumen können, so habe er ihr nun eine Stelle unter den Heiligen im Himmel geben wollen. Sie endigte diesen Brief dadurch, daß sie nochmals ihre Unschuld bezeugte, und seiner Sorgfalt die mit ihm erzeugte Tochter Elisabeth aufs nachdrücklichste übergab.

Ihre letzte und seltsame Unterredung mit dem Commendanten des Casteels.

Die letzte Unterredung, welche sie mit dem Commendanten des Casteels hielte, ist sehr seltsam. Sie ließ denselben zu sich rufen, um ihm zu eröfnen, daß sie sehr betrübt darüber sey, daß ihre Hinrichtung nicht eher als des Nachmittags geschehen sollte, weil sie nichts so sehr, als eine baldige Erlösung wünschte. Sie sagte zugleich, sie habe gehört; daß der Scharfrichter ein geschickter Mann sey, der sein Handwerk verstehe. Sie hätte auch nur einen kleinen Hals, welcher leicht könnte abgehauen werden. Wie sie dieses sagte, so fühlte sie ihren Hals an, und brach in ein lautes Gelächter aus. Diese seltsame Unterredung findet man in einem Briefe, welchen der Commendant des Casteels damals an einen gewissen Herrn abgelassen hat. Der Brief wird mit diesen Worten beschlossen. „Ich habe sehr viele „Personen, sowohl männlichen als weiblichen „Geschlechts hinrichten gesehen, aber niemals ha„be ich gesehen, daß sich jemand ein solches Ver-

„Vergnügen daraus gemacht, zu sterben, als die„se Königinn.

Den 19 May 1536 ward sie kurz vor Mittag nach dem Richtplatze geführt. Ihre Hinrichtung. Es waren sehr viele vornehme Herren zugegen, um die Vollziehung des Urtheils mit anzusehen. Die Königinn redete nur sehr wenig, und wollte niemanden beschuldigen, daher berührte sie die Ursache ihrer Verurtheilung gar nicht. Sie sagte allein, daß sie stürbe, weil sie durch die Landesgesetze zum Tode verurtheilet worden. Sie bat GOtt, daß er den König segnen wolle, der ein gnädiger und gelindrr Herr sey, und ihr sehr viel gutes erzeigt habe. Hierauf nahm sie von der Versammlung Abschied, und begehrte von den Zuschauern, daß dieselben für sie beten möchten. Endlich empfohl sie GOtt ihre Seele, und legte den Kopf auf dem Block, welcher gleich durch einen geschickten Scharfrichter abgehauen ward, den man deswegen von Calais kommen lassen. Ihr entseelter Körper ward in einer nahe bey dem Casteel oder dem Towr in London belegenen Kapelle begraben.

Mylord Rochefort und die andern angeklagten Personen wurden hierauf auch hingerichtet, und alle enthauptet. Smeton allein ward gehangen. Man sagte allenthalben, daß er verführt worden, die Königinn zu beschuldigen, und daß man ihm zu einer Vergeltung Gnade versprochen. Man habe aber nachher nicht rathsam befunden, ihn leben zu lassen, weil er mit der Zeit alles hätte offenba-

ren können. Dem Norris bot man allerhand Vortheile an, wenn er gestehen wollte, daß die Sache, deren man ihn beschuldigte, sich also verhielte. Aber er war unbeweglich. Er sagte vielmehr öffentlich, daß er lieber tausendmal sterben, als nur ein einzigmal jemanden durch eine falsche Beschuldigung beleidigen wollte.

Burnets Bedenken über diese Königinn.

So starb Anna Bullen, welche verschiedene streitige Urtheile über sich hat müssen gehen lassen. Burnet redet folgendergestalt von ihr: Anna Bullen war gar zu frey, und es ist daher wahrscheinlich, daß die verurtheilten und hingerichteten Personen durch dieses gar zu freye und muntre Wesen verführt worden, unbedachtsame Unterredungen mit ihr zu halten. Denn man kann sonst nicht begreifen, wie dieselben sich hätten unterstehen dürfen, einer regierenden Königinn eine Liebeserklärung zu thun, wenn sie nicht durch ihre freyen Reden, und durch ihre Aufführung selbst dazu Gelegenheit gegeben hätte. Einige haben geglaubt, daß eine solche unanständige und freye Aufführung bloß als eine Wirkung ihres aufgeräumten Gemüths anzusehen sey, ohne daß solche von weiteren Folgen gewesen, daß sie also sich selbst ihr Unglück zugezogen, ohne es jedoch verschuldet zu haben. Einige haben den König einer Grausamkeit und Tyranney beschuldiget, weil er eine Königinn auf eine so schmälige Art hinrichten lassen, von deren Keuschheit er in den fünf Jahren, die vor ihrer Vermählung vorher-

vorhergegangen, so viele Proben gehabt. Andre aber haben den König in diesem Stücke entschuldigen wollen.

Gedanken des Verfassers von dieser Sache.

So urtheilet dieser berühmte Geschichtschreiber von dieser Sache. Mich dünkt, daß man ohne parteyisch zu seyn behaupten kann, daß der König nach solchen Merkmaalen und Beweisen Ursache haben können, einer Königinn, die er aus dem Staube erhoben, mit Verachtung und Kaltsinnigkeit zu begegnen. Ja daß er auch vielleicht wirklich Grund haben können, sie wegen einer ihm bewiesenen Untreue in Verdacht zu ziehen. Wenn er derselben also seinen weitern Umgang entzogen, und ihr den Hof verbieten lassen, so hätte dieses Verfahren ganz wohl können entschuldiget werden. Daß sie in den fünf Jahren, welche vor ihrer Vermählung vorhergegangen, so grosse Proben einer strengen Keuschheit gegeben, solches ist nicht hinlänglich, das nachher gegen sie gefaßte Mistrauen auszulöschen. Der König konnte vielmehr daraus abnehmen, daß sie die Kunst gewust, sich zu verstellen, um ihn desto eher ins Netz zu ziehen, und sich den Weg zum Thron desto gewisser zu bahnen. Aber die Königinn des Landes, auf einen blossen, obgleich wohlgegründeten Argwohn öffentlich durch die Hand des Scharfrichters hinrichten zu lassen, das ist eine That, welche niemals und auf keine Art kann entschuldiget werden. Was man dem Könige am meisten bey dieser Sache vorrücken kann, ist die Unord-

nung des Processes, die neue Liebe, welche er zu der Jane Seymour gefaßt, und die Eilfertigkeit, welche er in der Vollziehung seiner Vermählung mit derselben blicken ließ, die gleich an dem Tage nach der Hinrichtung der beschuldigten Königinn erfolgte. Denn diese Aufführung hat die Sache Henrichs des Achten sehr verschlimmert, und den Vertheidigern der Anna Bullen Gelegenheit gegeben, ihre Unschuld durch wichtige Gründe zu vertheidigen.

Vergleichung.

Nachdem ich also das merkwürdigste aus den Geschichten dieser beyden Königinnen beygebracht: so ist annoch übrig, daß ich zeige, in welchen Stücken sie einander ähnlich gewesen, und in welchen Umständen sie nicht mit einander übereingestimmt haben. Was die Geburt betrifft: so kann Anna Bullen mit der Cleopatra nicht verglichen werden, weil die letzte aus einem alten und mächtigen königlichen Hause herstammte, die erste aber sich nur einer blossen adelichen Herkunft rühmen konnte. In Absicht auf die Gemüthsgaben war der Unterscheid gleichfalls sehr merklich. Die Cleopatra kann man unter die grossen Geister der damaligen Zeiten rechnen. Ihr natürlicher Verstand war durch die Wissenschaften, und eine herr-

herrliche Erziehung geschärft. Sie war nicht nur in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit wohl geübt, sondern redete auch verschiedene Sprachen. Anna Bullen scheint im Gegentheil gar nicht aufgeklärt, sondern vielmehr, wie man im Sprüchwort zu sagen pflegt, eine einfältige Gans gewesen zu seyn. Und man muß also die List, welche sie blicken ließ, den König Henrich ins Netz zu ziehen, vielmehr der Unterweisung ihrer Mutter, als ihrer eignen Klugheit zuschreiben. In der Leibesgestalt hat Cleopatra gleichfalls den Vorzug. Denn ob sie gleich beyde schön waren: so ward doch die ägyptische Königinn als ein Meisterstück der Natur angesehen, da hingegen noch sehr viele andre der Anna Bullen an Schönheit ähnlich waren.

So sehr aber die erste die andre an Tugenden und andern Vorzügen übertrifft: so sehr übergeht sie dieselbe auch in Absicht auf die Laster. Beyde werden der Unkeuschheit beschuldiget. Cleopatra kann unter die unkeuschesten Weiber gerechnet werden, die in den Geschichten zu finden sind. Die Aufführung der Anna Bullen aber ist zweydeutig. Die Urtheile, welche man über ihr Verhalten an dem französischen Hofe gefället, sind von verschiedenen unparteyischen Skribenten unrichtig befunden worden. Und es ist noch nicht ausgemacht, ob die Beschuldigung, daß sie die ihrem Gemahl geschworne Treue in ihrem Ehestande gebrochen, gegründet gewesen. Man bemerkt aber dennoch, dieser Ungleichheit ungeachtet, verschiedene Din-

ge,

ge, worinn sie einander ähnlich gewesen. Beyde wurden wegen ihrer vortreflichen Leibesgestalt und Schönheit zu dem grösten Glücke, und zur höchsten Stufe erhoben, deren man hier auf der Welt fähig ist. Cleopatra wäre nicht eine regierende Königinn über Aegypten und so viele andre Länder geworden, wenn sie nicht durch ihre ungemeine Schönheit den Antonius bezaubert, und Anna Bullen wäre ohne eben dieses Mittel nimmermehr die Gemahlinn eines grossen Königes geworden. Die Schönheit war ihr Netz, wodurch der Fang geschahe, ob gleich dasselbe nicht auf einerley Art gestellt ward. Die erste lockte ihren Liebhaber, indem sie ihr Angesicht bloß gab, und sich in allen Reitzungen zeigte; die andre verdoppelte die Liebe des Königs, da sie ihr Angesicht verbarg, und ihm stets den Rücken wandte. Die streitige Aufführung beyder Königinnen hatte doch eine gleiche Wirkung, weil sie gegen Liebhaber von verschiedene Gesinnungen muste eingerichtet werden, da ein jeder auf eine besondre Art wollte gewonnen seyn. Beyde erlangten also durch verschiedenen Wege einen Endzweck. Man kann daher nicht sagen, welche von beyden in diesem Stücke die gröste Fähigkeit blicken lassen, und nach welcher sich das Frauenzimmer, welches sich auf eben dieser Fahrt befindet, als nach einem Compaß, am sichersten richten könne. Es ist wahrscheinlich, daß Cleopatra, wenn ihr Liebhaber wie Henrich der Achte gesinnet gewesen, sich eben so wild wie Anna Bullen würde bezeigt haben,

ben, und daß die letzte, wenn sie den Antonius gewinnen wollen, eben so frey, wie Cleopatra, würde gewesen seyn. Wenn man aber glaubt, daß sie beyde eine gleiche Fähigkeit blicken lassen, sich den Sieg zu erwerben: so muß man dennoch gestehen, daß Cleopatra sich den erlangten Vortheil besser zu Nutze zu machen gewust habe. Denn sie bediente sich eben desselben Mittels, den Antonius in ihrem Netze zu behalten, welches sie ehedem angewandt, ihn zu bestricken. Anna Bullen aber vergaß die Anweisung ihrer Mutter gar zu bald. Daher brachen die Glieder, aus denen die Kette mit so vieler Kunst zusammengesetzt war, das Thier kam wieder auf freyen Fuß, und rächete seine Gefangenschaft durch den Untergang derjenigen, die ihn ins Netz gezogen hatte. Man kann daher auch von ihr sagen, was die Carthaginenser von dem Hannibal urtheilten, daß er zwar zu siegen wisse, aber nicht gelernt habe, die Früchte des Sieges einzuerndten.

Es ist noch ein Umstand übrig, worinn diese beyde Königinnen einander ähnlich sind, und wesfalls sie mit einigem Rechte haben können hier zusammen gefügt werden. Solcher betrifft das betrübte Ende, welches beyde genommen haben. Denn die erste tödtete sich selbst aus Verzweifelung, und die andre ward durch die Hand des Scharfrichters hingerichtet, und insonderheit der Anna Bullen nicht ohne Bewegung lesen; dieselbe verdiente ihrer Frömmigkeit und angenehmen Umgangs halber mehr Liebe als Haß,

und

und konnte daher auch keine andre Feinde haben, als welche ihr Glück beneideten. Da sich im Gegentheil Cleopatra wegen ihres Hochmuths, wegen ihrer Grausamkeit und Falschheit bey vielen verhaßt gemacht hatte.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Sigbritt und Chioßa.

Einleitung.

Die Alten haben unstreitig recht, wenn sie behaupten, daß die Geburt uns zu Menschen, die Unterweisung aber und eine kluge Erziehung zu vernünftigen Menschen mache; so wie man durch den Unterricht aber ein nützlicher Bürger wird. Natura nos homines, sed doctrina reddit humanos, vt LexCiues, sed schola ciuiles. Der Mensch ist einem rohen und noch nicht ausgearbeiteten Marmor ähnlich, den man schleiffen und zubereiten, und zu den Gestalten, die man ihm geben will, bequem machen muß. Die gesunde Vernunft zeigt die Nothwendigkeit, einer guten Erziehung, und überführt zugleich diejenigen ihres Irrthums, welche glauben, daß die Studien und Wissenschaften einen sehr geringen, oder gar keinen Nutzen

Nothwendigkeit der Unterweisung in allerhand Künsten und Wissenschaften.

tzen schaffen. Die Erfahrung giebt gleichfalls zu erkennen, daß wenn man gute Köpfe durch die Unterweisung schärft und aufmuntert, dadurch nicht nur nützliche Glieder, sondern auch solche Männer können hervorgebracht werden, die einer Societät zu einer wahren Zierde gereichen.

Es ist aber dennoch hierbey folgendes zu merken. Obgleich, wenn eine so edle Frucht soll zu Stande gebracht werden, beydes erfordert wird, und die Natur sowohl als die Kunst dazu mitwirken muß, so hat dennoch die Natur den grösten Antheil daran, ja man kann sagen, daß dieses fast allein ein Werk der Natur sey, und daß die Kunst hierbey nur die Stelle eines Handlangers vertrete, und der Natur bloß Hülfe leiste. So wenig aus einer untüchtigen Materie, so viel dieselbe auch geschliffen wird, und was man derselben auch für eine Gestalt giebt, etwas vollkommenes kann verfertiget werden, so wenig in der Arzneykunst alle vorgeschiebene Mittel helfen, wenn die Natur nicht wirket, so wenig in der Musik die Kunst etwas auszurichten vermögend ist, wenn die natürliche Stimme fehlet, so leisten auch Schulen und Unterweisungen einen sehr geringen oder gar keinen Nutzen, wenn die Gaben der Natur mangeln. Alsdenn heißt mit es mit Recht, Ex nihilo nihil fit. Aus nichts wird nichts. Hierauf gründet sich der widrig- und seltsam scheinende Satz des Socrates, welcher in dem ersten Gespräche

Die Natur übertrifft die Kunst.

spräche des Aeschines abgehandelt wird, daß man die Tugend und Geschicklichkeit nicht lehren könne?

Da also die Sache von einer solchen Beschaffenheit ist, so müssen Regenten und andre, welche einer Societät vorgesetzt sind, zwar nicht versäumen, von der Erziehung und Gelehrsamkeit derjenigen Nachricht einzuziehen, welche sie zu dieser oder jener Verrichtung gebrauchen wollen; sie müssen aber htaupsächlich die Gaben erforschen, welche ihnen von der Natur verliehen worden. Vielleicht wendet man ein, daß es sehr schwer fallen dürfte, davon zuverläßige Nachricht zu erhalten. Ich habe aber bereits an verschiedenen Orten in meinen Schriften gezeigt, wenn man gewisse Pflanzschulen und Seminaria bloß zu dem Ende aufrichtete, um die Eigenschaften der Jugend zu erforschen, und zu untersuchen, worinn die Stärke eines jeden insonderheit bestehe, so würde ein einziges Seminarium, das auf solche Art eingerichtet wäre, wenn gleich die Wissenschaften daselbst nicht getrieben würden, dennoch dem Staat weit nützlicher seyn, als hundert andere Schulen. Denn man könnte daraus die herrlichsten Materialien zu Staatsgebäuden entlehnen, und es würde niemals an geschickten Männern fehlen, die Aemter zu besetzen. Mancher Handwerksbursch, welcher auf der Werkstatt sitzt, und arbeitet, kann alle Eigenschaften besitzen, die zu einem grossen General erfordert werden. Weil er aber seine eigne

Nothwendigkeit, die Naturgaben zu erforschen.

Stär-

Stärke nicht kennt, und seine Naturgaben auch von andern nicht untersucht worden, so ist und bleibt er ein schlechter Handwerksbursch, oder ein solcher Mensch, von dem man glaubt, daß er weiter nichts nützliches an sich habe, als die Hände und Finger, da doch in ihm ein Eugen, ein Marlborough, ein Turenne, ein Conde verborgen, und gleichsam begraben seyn kann. Mancher, dessen tägliche Verrichtung bloß darinn bestehet, daß er in der Kirche Amen sagt, und den Gesang anfängt, und endiget, könnte, wenn man ihn auf einen andern Schauplatz versetzte, der gröste Staatsminister werden, und mancher, der allein dazu gebraucht wird, daß er die Jugend im Schreiben unterrichtet, und selbst glaubt, daß er zu keiner wichtigern Verrichtung tüchtig sey, könnte, wenn man ihn nur eine kurze Zeit übte, ein Orakel in einer Rathsstube werden, und mit grossem Ruhm in einem Gerichte die Oberstelle behaupten. Wer sollte wohl nach dem Ausspruche eines sinnreichen Schriftstellers jemals gedacht haben, daß zu der Zeit, da ganz Europa sich für die Macht des österreichischen Hauses fürchtete, in der Sorbonne ein junger Schüler verborgen sey, der den Grund dieser grossen Herrschaft untergraben, und solche zum Wanken bringen würde. Man sieht aber doch, daß dieses in der Person des Cardinals Richelieu geschehen sey, und wer weiß, wo irgends noch zu diesen Zeiten unter dem Schulstaub ein junger

Es liegt mancher großer Geist verborgen.

Schulknabe verborgen liegt, der bestimmt ist eine Ruthe für Frankreich zu werden, noch ehe zwanzig Jahre vergehen.

Regeln welche die Erforschung der Naturgaben betreffen.

Bey der Untersuchung solcher Naturgaben kann man folgende Regeln in acht nehmen. Wenn man bey einer Person, die weder Erziehung noch Unterweisung genossen, einen starken Begriff, eine grosse Achtsamkeit und Behutsamkeit, ein bey allen plötzlichen und gefährlichen Zufällen gleich gesetztes und unverändertes Wesen, wie auch eine mit Kaltsinnigkeit vermischte Tapferkeit wahrnimmt: so kann man sicher glauben, daß in einem solchen Menschen ein Metall verborgen sey, woraus ein General kann gebildet werden; ja daß er nach der Uebung von einigen Monaten mit weit grösserem Ruhme ein Kriegsheer würde anführen können, als ein andrer, der alle Stufen durchgegangen. Denn ob ihm gleich einige Dinge fehlen, die aus der Erfahrung allein müssen erlernet werden: so besitzt er doch die wichtigsten Stücke welche andre, die von einer Ehrenstelle zur andern erhaben worden, sich niemals erwerben können.

Naturgaben die zu einem General erfordert werden.

Man kann sowohl in der Wissenschaft als in der Ausübung derselben erfahren seyn, und dennoch nicht dahin gelangen, daß man sich vor andern hervorthue, wo nicht die Natur den Samen so herrlicher Früchte ausgestreuet. Man kann auch von einem General behaupten,

haupten, was man von den Dichtern zu sagen pflegt, daß dieselben gebohren, nicht aber durch die Kunst gebildet werden, nascuntur, non fiunt. Es kann ein Kriegsmann alle Wissenschaften besitzen, die man von ihm erfordert. Wenn es ihm aber an Munterkeit und Muth fehlt, solche in Uebung zu bringen, so ist er nur ein schlechter General. Hannibal hörte einmal einen grossen Weltweisen öffentlich von dem Amte und der Pflicht eines Feldherrn reden. Deswegen aber hielte er dennoch diesen Mann nicht für geschickt, ein Kriegsheer anzuführen und würde also das Commando lieber einem unerfahrnen Bürger oder Bauer anvertrauet haben, bey dem er nicht so viele Wissenschaft aber eine grössere natürliche Geschicklichkeit wahrgenommen. Einem andern fehlt es oft so wenig an Wissenschaft als an Naturgaben, aber er weiß diese Vorzüge nicht zu allen Zeiten noch bey allen Gelegenheiten recht anzuwenden. Er kann das Amt und die Pflicht eines Generals bis auf den geringsten Umstand kennen, er kann tapfer, und an Erfindungen fruchtbar seyn, er kann einen schnellen Begriff und einen grossen Verstand haben, ja er kann alle Eigenschaften besitzen, die von einem solchen Manne erfordert werden; wenn aber seine Tapferkeit nicht mit Kaltsinnigkeit vermengt ist, wenn er nicht bey einem hitzigen Treffen, und bey einer plötzlich einbrechenden Gefahr bey seiner vorigen Gemüthsfassung beharret, und sich dadurch in seinen gemachten Anordnungen nicht irre machen läßt, so

ist er nicht zu dieser Stelle aufgelegt. Ein gewisser Kayser machte davon folgende Probe. Es verlangte ein fremder Gesandter Audienz, welcher sich stets mit seiner Klugheit und Tapferkeit sehr groß machte, und andre mit Verachtung ansahe. Der Kayser war damals in der Belagerung einer Stadt begriffen, und ertheilte dem Gesandten in seinem Zelte eben zu der Zeit Gehör, da die Stadt aufs heftigste sollte angegriffen werden. Der ruhmräthige und großsprecherische Gesandte, aber ward ganz verwirrt, in seiner Rede, da die Kugeln anfiengen, ihm um die Ohren zu sausen, und man konnte daraus abnehmen, daß er aller seiner grossen Vorzüge ungeachtet, welche er zu besitzen glaubte, nichts weniger als einen General vorstellen konte Denn wenn er gleich auch alle Eigenschaften eines Generals wirklich besessen hätte, so konnte er sich doch derselben nicht zu der Zeit bedienen, da solche am nöthigsten erfordert wurden. Wenn eine Maschine oder eine Uhr nicht eben so richtig bey bösen als bey gutem Wetter geht, so kann man sie nicht als ein Meisterstück ansehen, wenn sie gleich sonst noch so künstlich und sauber ausgearbeitet worden. Und eben so wenig kann man jemanden den Namen eines Generals beylegen, wenn er entweder die dazu erforderlichen Stücke nicht zu allen Zeiten und an allen Orten auszuüben, und anzuwenden vermögend ist, oder wenn ihm auch nur ein einziges von allen fehlet. Denn auf diese Art ist ein solcher Mann jenem Commendanten ähnlich, der zwar in dem Kriegswesen eine grosse Erfahrung

rung besaß, aber den Fehler hatte, daß er den Geruch des Pulvers nicht ertragen konnte. Ein vollkommener Feldherr, welcher alle vorher angeführte Eigenschaften besitzt, und solche zu allen Zeiten und bey allen Zufällen in seiner Gewalt hat, ist ein Meisterstück, welches ein ganzes Jahrhundert kaum zuwege zu bringen im Stande ist. Und weil die Natur allein ein solches Meisterstück bildet und hervorbringet, so kann ein Dorf eben so gut als eine Kriegsschule oder Ritterakademie das Land mit einem grossen Feldherrn versehen. Denn die Uebung und Wissenschaften haben hier nur einen geringen Einfluß gegen die natürlichen Eigenschaften, welche in einem starken Begriff, in einer schnellen Entschliessung, in einem gesetzten Muth bey einbrechender Gefahr, und in einer ungemeinen Achtsamkeit bestehen; daß man seine Gedanken auch bey der grösten Hitze einzig und allein darauf zu richten fähig ist, was bey einem Gefechte vorgenommen, unterlassen, verändert und verhütet werden muß, ja daß man seine Gedanken so sehr sammlen und zusammen fassen kann, wie von dem Herzog von Alba bey der grösten Hitze des Gefechtes gerühmt wird. Denn da dieser grosse Held von jemanden gefragt ward, ob er das Wunderwerk nicht bemerkt, welches wie man erzählt, in der Schlacht bey Mühlberg an der Sonne vorgegangen, da solche still gestanden, so antwortete er: „Ich habe nicht darauf acht gegeben, was „am Himmel vorgegangen, weil ich in der Schlacht „alle meine Gedanken auf Erden nöthig hatte.“

Weil also diese Dinge nicht können gelehrt noch gelernet werden, sondern lediglich Gaben der Natur sind, so handeln die Regenten nicht so gar unrecht, welche bisweilen das Commando eines Kriegsheers solchen Männern anvertrauen, die zwar in den Wissenschaften nicht eben sehr geübt sind, aber dennoch vor andern eine Geschicklichkeit und Neigung zu dem Kriegswesen von sich blicken lassen. Man sieht zugleich hieraus, daß diejenigen irren, welche glauben, daß niemand ein Capitain seyn könne, der nicht vorher Lieutenant gewesen, und daß niemand ein Kriegsheer anführen könne, der nicht vorher einige Jahre einem Regimente vorgestanden. Denn die Kriegsdisciplin faßt man leicht, aber die andern Eigenschaften, welche weit nöthiger sind, können nicht gelernet werden.

Naturgaben die zu einem Richter erfordert werden.

Eben dasselbe, was ich von einem Kriegsanführer beygebracht habe, kann auch von Richtern und Staatsministern gesagt werden. Wenn man merkt, daß jemand die Eigenschaft hat, daß er gleich begreifen kann, was beyde Theile zur Vertheidigung ihrer Sache beybringen, wenn jemand gleich den Grund einer Sache einzusehen, und bündige Beweise von der geschminkten Beredsamkeit eines Sachwalters zu unterscheiden vermögend ist: So kann man denselben ohne Bedenken von dem Pfluge nehmen, und gleich zu einem Beysitzer in einem Gerichte erklären. Es kann zwar niemand nach einem Gesetze urtheilen, als wer dasselbe gelesen

hat. Jedoch, ein solcher Mensch, der die eben angeführten Naturgaben besitzt, ist allemal im Stande, wenn man ihm den Artikel im Gesetze zeigt, nach welchem soll gesprochen werden, ein besseres und mehr gegründetes Urtheil zu fällen, als der älteste Richter, der die Beschaffenheit der Sache nicht einsieht, und den Grund derselben nicht fassen kann. Man erzählt, das ein gewisser Richter, weil es ihm an Wissenschaft und Beredsamkeit fehlte, nicht im Stande gewesen, selbst seine Stimme zu ertheilen, sondern daß er es jederzeit dabey bewenden lassen, daß er sich bald auf dieses und bald auf jenes Beysitzers Stimme und Bedenken bezogen. Die Fähigkeit dieses Mannes war also eine Zeitlang zweydeutig. Wie man aber endlich merkte, daß er stets demjenigen beyfiel, der seine Meynung am gründlichsten eröfnet: so ward er für einen vernünftigen und klugen Richter gehalten, und sein bloßer Wink zog mehrere Stimmen nach sich, als die gelehrten und geschmückten Vota der übrigen Beysitzer.

Naturgaben die zu einem Staatsmanne erfordert werden.

Wenn man ferner wahrnimmt, daß jemand verschwiegen, bescheiden, verschlagen, bedachtsam und in der Kunst ein Meister ist, die Fehler an andern zu bemerken und seine eigne zu verbergen: so kann man denselben als einen solchen Mann ansehen, der von Natur zu einem Staatsmanne gebildet worden. Wenn ein solcher Mann gleich nichts gelernt: so kann derselbe doch durch eine kurze Unterweisung, zur Regie-

rung eines Staats, viel geschickter gemacht werden, als ein andrer, der alle Aemter stuffenweise durchgegangen. Hier gilt eben das Urtheil, was Democritus von dem Protagoras fällete. Wie derselbe noch ein junger Knabe war: so trug er einmal eine grosse Last mit grosser Hurtigkeit über die Gasse. Democritus sahe dieses mit Verwunderung an, und rief den Knaben zu sich. Wie er merkte, mit welcher Kunst das Holz, welches Protagoras trug, zusammen gelegt war, so erkundigte er sich bey ihm, von wem diese Erfindung herrühre. Der Knabe antwortete, daß er es selbst gethan habe. Democritus bat denselben hierauf, die Stücke von einander zu lösen, und wieder zusammen zu setzen, welches er auch mit grosser Hurtigkeit that. Hieraus nahm Democritus ab, daß etwas grosses in diesem Knaben verborgen sey, und daß er mit der Zeit ein grosser Mathematicus werden könnte. Er irrte auch in diesem Urtheil nicht, denn Protagoras ward einer von den grösten Weltweisen der damaligen Zeiten.

Verschiedene Beyspiele, welche diesen Satz bestätigen.

Obgleich dieser Satz seltsam und widrig scheinet, so kann er doch durch unzählige Beyspiele aus den Geschichten bestätiget werden. Themistocles, welcher niemals in einer Navigationsschule unterrichtet worden, auch niemals die geringste Uebung in der Schiffahrt gehabt, ward nach Verlauf einiger Tage der gröste Admiral, den Griechenland jemals aufweisen können. Obgleich Cäsar nicht mit

dem Marius und andern von der untersten Stufe an gedienet, so ward er doch, in der Geschwindigkeit der gröste Feldherr, der in den Geschichten zu finden ist. Den Kayser Julianus nahm man von der hohen Schule zu Athen, und setzte ihn an die Spitze eines Kriegsheeres, und er übertraf in seinen Probejahren alle alte Generals, die zu seinen Zeiten lebten. Man findet auf der andern Seite, daß Kriegsleute von dem Lager genommen, und gleich in die Staatscabinetter versetzt worden, welche diesen Platz mit grossem Ruhme bekleidet. Es ist noch nicht ausgemacht, ob der Herzog von Marlborough ein grösserer General oder Statist gewesen, und ob er sich mehr an der Spitze seines Kriegsheers, oder bey den Congressen und Staatsversammlungen herfür gethan. Man hielt ihn im Anfange bloß für einen Kriegsmann, weil der Krieg sein Hauptwerk war. Wie man ihn aber einmal brauchte, eine Unterhandlung, welche wichtige Staatssachen betraf, zu Stande zu bringen, so merkte man, daß er in einem so Stücke unentbehrlich war, wie in dem andern. Man hat in diesem, und in dem vorigen Jahrhundert gesehen, daß sehr viele Cardinäle und Gottesgelehrte zu den grösten und vornehmsten Staatsministern erhoben worden. Richelieu, welcher Bischoff zu Lucon war, ward von dem Altar genommen, und in ein Staatscabinet gesetzt. Es ist bekannt, mit welchem Ansehen er diese Stelle bekleidet, wie er eine lange Zeit gleichsam die Seele der Regierung gewesen, ja daß Frankreich fast zu klein für ihn geschie-

schienen. Ein ähnliches Beyspiel hat man an einem andern Geistlichen, dem Alberoni, wahrgenommen, welcher durch seine Fähigkeit in Regierungssachen nicht nur Spanien, sondern einen grossen Theil von Europa in Bewegung setzte. Und hat man endlich nicht auch noch zu unsern Zeiten solche Exempel, daß verschiedene, welche niemals das geringste von den Institutionen oder Pandecten, von dem Cujacius oder Mevius, von dem Grotius oder Pufendorf gehöret haben, gleich bey ihrem erstern Antritt, und wenn sie zum erstenmal zu hohen Gerichten zugelassen worden, durch ihre gründlichen Stimmen ganze Reihen der übrigen Mitglieder nach sich gezogen haben.

Es darf aber hierbey niemand denken, als wenn ich die Absicht hegte, durch diese Abhandlung die Unterweisung und die Studien zu verwerfen. Ich räume vielmehr den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben ein. Ich habe aber bloß hierdurch zeigen wollen, was die Natur an der Vollkommenheit eines Menschen für einen Antheil habe, und was die Unterweisung und die Erziehung dazu beytragen. Ich habe durch die Beyspiele verschiedener vortreflichen Männer bewiesen, daß die grossen Vollkommenheiten, welche man bey ihnen angetroffen, allein ihren natürlichen und angebohrnen Eigenschaften können zugeschrieben werden. Ich gestehe aber auch zugleich, daß dieselben, wenn sie einer Unterweisung genossen, und sich in den Wissenschaften geübt hätten, noch einen

Absicht dieser Abhandlung.

nen grössern Grad der Vollkommenheit würden erreicht haben. Meine Absicht ist blos dahin gerichtet, zu zeigen, daß Generale, Staatsmänner und Richter, wie die Dichter und verschiedene Künstler mehr geboren, als durch Kunst zubereitet werden, und daß die Regenten nicht so gar unrecht handeln, wenn sie bisweilen gelehrte und wohlgeübte Personen übergehen, und sich an deren statt solcher Männer bedienen, die ungeübt, und in den Wissenschaften nicht erfahren sind, aber dennoch sonderbare und ausnehmende Naturgaben von sich blicken lassen. Ich habe diesen Satz, den ich behauptet, nicht nur durch Gründe, sondern auch durch Beyspiele aus den Geschichten, und durch die tägliche Erfahrung bestätiget. Und daher glaube ich, daß man nach vorhergegangener Untersuchung der Naturgaben sich auch in wichtigen Staassachen mit Nutzen alter Weiber bedienen könne, obgleich solche unter allen zweybeinigten Creaturen für die unnützesten auf der Welt, ja für so unnütz gehalten werden, daß man sie als die einzige Waare ansieht, worauf man keinen Preis setzen kann. Auf diese allgemeine Meynung gründet sich die Historie von dem Kaufmann, welcher mit dem Satan einen Vergleich aufgerichtet, daß er nach einem glücklichen Handel von etlichen Jahren sich seiner Gewalt übergeben wollte, wo er anders nicht einmal solche Waaren bringen lassen könnte, wofür niemand das geringste geben wollte. Wie der Kaufmann durch

Beyspiele von der Fähigkeit alter Matronen

den

den großen Vortheil den er in etlichen Jahren erhalten hatte, reich geworden war, so ließ er durch seine Schiffe verschiedene unnütze Waaren bringen. Wie schlecht aber dieselben auch aussahen, so funden sich dennoch immer einige, welche, wie wohl um einen geringen Preis verkauft wurden. Deßfalls fiel er endlich darauf, eine Ladung mit alten Weibern zu verschreiben. Diese Ladung war die einzige, worauf niemand das geringste bieten wollte, und dadurch ward er von dem aufgerichteten Bündnisse wieder frey. Es erhellt aus dieser bekannten Fabel, daß man alte Weiber insgemein für die unnützesten Geschöpfe auf der Welt ansiehet. Man hat aber dennoch, dieser fast allgemeinen schlechten Meynung ungeachtet, verschiedene alte Matronen gefunden, welche nicht nur ihren Häusern mit Vernunft vorgestanden, sondern auch mit grossem Ruhme ganze Königreiche und Kayserthümer regiert haben. Wir haben zu unsern Zeiten davon ein wichtiges Beyspiel an der Madame de Maintenon, ohne deren Rath und Gutachten einer der größten Könige, in der Historie nichts wichtiges vornahm, und nichts beschloß, wo er nicht vorher gesagt: Qu'en ditez vous Madame? Die Geschichte der beyden Frauen, welche gleich folgen werden, und zu dieser Einleitung Gelegenheit gegeben haben, bestätigen meinen Satz gleichfalls. Sigbritt war ehedem eine gemeine und alte Hökerfrau, und saß nachher unter einem muntern und klugen Könige mit dem größten Ansehen am Ruder. Chioßa

war

war ehedem eine elende Sklavinn gewesen, und brachte es so weit, daß ein grosses Kayserthum währender Zeit, daß vier Kayser nach einander regierten, bloß nach ihren Wink u. Willen beherrscht ward, und daß man sie wegen ihrer grossen Fähigkeit noch in dem achtzigsten Jahre ihres Alters zur Regentinn erklärte. Nun will ich mich, ohne von dieser Sache weitläuftiger zu handeln, zu den Geschichten dieser beyden Frauen selbst wenden.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Sigbritt.

Von dieser bewundernswürdigen Dame könnte sehr viel gesagt werden, wenn sie sich auf einem andern Schauplatze, als hier in Norden gezeigt hätte, wo grosse und merkwürdige Dinge wegen der Nachläßigkeit der Skribenten in Vergessenheit gerathen. Ihr Leben müste sonst nothwendig einen reichen Stoff zur Historie ertheilen. Sie war ein gemeines und fremdes Weib, und wuste dennoch nicht nur die gröste Gewalt und Macht in dem ganzen Reiche an sich zu ziehen, sondern erhielt sich auch, alles Hasses und Neides ungeachtet, in diesem hohen Ansehen, so lange Christian der Andre in Dännemark herrschte; daß man auch ihren Fall nicht anders, als durch die Ent-

Ursache woher das Leben dieser Sigbritt nicht vollständig kann beschrieben werden.

Entsetzung des Königs von der Regierung bewerkstelligen konnte.

Man weiß nicht das geringste von ihrer Herkunft und Erziehung, wie auch von ihren andern Begebenheiten zu sagen, bis sie vermittelst ihrer Tochter dem Könige Christian bekannt ward, da derselbe noch Prinz und Statthalter in Norwegen war. Eben so wenig hat man von ihren Schicksalen erfahren, die sie nachher erlebt, da sie mit dem Könige Christian die Reiche verlassen. Man kann sie daher mit einem Cometen vergleichen, von dem man noch nicht eigentlich weiß, woher er kommt, und wohin er gehet.

Zum erstenmal wird in der Historie im Jahr 1507 von ihr geredet, da sie zu Bergen in Norwegen in die Bekanntschaft des Prinzen, und zwar bey folgender Gelegenheit gerieth. Der Prinz erfuhr, daß sich in der Stadt Bergen ein sehr schönes und wohlgebildetes Frauenzimmer, Namens Dywecke, aufhielte. Dieselbe war nur arm, und von sehr geringer Herkunft. Denn ihre Mutter war ehedem eine Hökerfrau in Amsterdam gewesen, und hatte daselbst Aepfel und Nüsse verkauft. Damals aber ernährte sie sich dadurch, daß sie in Bergen Wirthschaft trieb. Svanning berichtet, daß Erich Walkendorph, welcher sie nebst der Mutter in Bergen gesehen, dem Prinzen bey seiner Ankunft zu Opslo die ausführlichste Nachricht von ihr gegeben, und die Schönheit derselben so vortheilhaft beschrieben, daß er

Anleitung zu ihrem Glücke.

den

den Prinzen zu einer heftigen Liebe gereitzt. Wenn diese Sache sich also verhält, so gereicht sie gewiß diesem Erzbischoff nicht zur Ehre.

Christian der Andre verliebte sich in ihre Tochter Dywecke.

Sobald der Prinz in Bergen anlangte, so war er begierig, dieses Frauenzimmer zu sehen, und damit solches desto füglicher geschehen möchte, so gab er einen Ball auf dem Rathhause, wozu er die Vornehmsten der Stadt einlud, und insgeheim auch die Sigbritt nebst ihrer Tochter bitten ließ, dieser Lustbarkeit beyzuwohnen. Der Prinz sahe also die Dywecke zum erstenmal, und da er befand, daß das Urbild völlig mit der ihm gemachten Beschreibung übereinstimmte, so ward er von ihrer Schönheit gleich eingenommen. Im Anfange aber verstellte er sich, und forderte zuerst eine andre Jungfer zum Tanze auf, damit niemand etwas davon merken sollte. Endlich kam die Reihe auch an die Dywecke, um welcher willen alle diese Anstalten gemacht worden.

Diese Einladung, wie auch die Gnade, mit dem Prinzen nebst dem andern Frauenzimmer der Stadt zu tanzen, ohne daß solches ein Aufsehen erweckt, zeuget sehr deutlich, daß Sigbritt sich nicht in solchen armseligen und elenden Umständen müsse befunden haben, als unsre Skribenten vorgeben; sondern daß sie eine angesehene Bürgersfrau in Bergen müsse gewesen seyn. Daher ist es wahrscheinlich, daß man in ihrer Geschichte vieles vergrössert und erdichtet, weil der dänische

Adel

Adel wegen ihrer grossen Gewalt einen bittern Haß auf sie geworfen hatte. Es ist auch glaublich, daß das Wirthshaus, welches sie in Bergen gehalten, nicht dem Pöbel, sondern allein vornehmen Personen offen gestanden, und aus der genauen Beschreibung, welche der Erzbischoff Walkendorph von der Dywecke zu machen wuste, kann man nicht unbillig schliessen, daß er in diesem Hause nicht unbekannt gewesen. Jedoch ich muß die Geschichte der Sigbritt weiter fortsetzen.

Dywecke wird des Prinzens Beyschläferinn.

Wie der Ball geendiget, und es schon spät gegen die Nacht war, so nahm einer nach dem andern Abschied. Dywecke aber blieb nebst ihrer Mutter bis zuletzt. Der Prinz lud sie aufs neue zu einem Ball aufs Schloß ein, und wie sie sich daselbst einstellten, so kam es zu einem nähern Vergleich, dessen vornehmster Artikel war, daß die Jungfer selbige Nacht mit dem Prinzen zu Bette gehen sollte. Wie sich die listige Sigbritt bey diesen Umständen aufgeführt, ob sie ihre Tochter gleich auf den ersten Anfall übergeben, oder ob sie dieselbe unterrichtet, eine Pamela vorzustellen, um die Begierden ihres Buhlers desto stärker anzufeuren, davon meldet die Historie nichts. Hvitfeld sagt allein, daß sie beyde dieselbe Nacht mit einander zu Bette gegangen, und daß dieser Tanz den König Christian endlich dahin gebracht, aus dreyen Reichen zu tanzen. Denn da die Mutter der Dywecke ein verschmitztes Weib war, und einen grossen natürlichen Verstand

stand besaß, so ward sie das Rad, welches alles trieb, da Christian der Andre die Regierung antrat.

Nachdem der Prinz sich eine Zeitlang in Bergen aufgehalten, und sich daselbst mit seiner neuen Helena erlustiget hatte, so reisete er nach Opslo zurück, und befohl der Dywecke, daß sie sich mit ihrer Mutter bis auf weitere Ordre in Bergen aufhalten sollte. Bey seiner Ankunft in Opslo ließ er ein Haus von Steinen aufrichten, von dem Svanning, der zur Zeit Christians des Dritten in Norwegen war, die Ueberbleibsel gesehen zu haben, bezeuget. Nachdem der Prinz dieses veranstaltet, ließ er sie dahin bringen, und räumte ihnen dieses Haus zur Wohnung ein. Dieser Umgang währte auch so lange, als er Statthalter in Norwegen war.

Sie wird mit ihrer Mutter nach Opslo gebracht.

Im Jahr 1510 ward der Prinz von seinem Vater, dem König Johannes nach Dännemark berufen. Derselbe gehorchte auch diesem Befehl unverzüglich, und verfügte sich gleich nach Dännemark. Weil er aber der Dywecke nicht entrathen konnte, so ertheilte er sowohl der Mutter als der Tochter Befehl, ihm mit dem ehesten zu folgen. Ob solches wirklich geschehen sey, kann ich nicht gewiß behaupten, weil die Historie von dieser Reise nichts meldet. Es ist wahrscheinlich, daß der Prinz bey Lebzeiten seines Vaters in diesem Stücke sehr behutsam verfahren, theils weil er sich für den König fürchtete, theils auch, damit die gros-

se Partey, woran man damals arbeitete, dadurch nicht leiden möchte. Wenn also Sigbritt mit ihrer Tochter noch zu den Zeiten Königes Johannes in Kopenhagen angekommen, so müssen sie sich daselbst verborgen aufgehalten haben. Eben diese Behutsamkeit muß Christian der Andre auch noch einige Jahre nach dem Antritte seiner Regierung beobachtet haben, und zwar aus Hochachtung gegen seine Gemahlinn, welche eine Schwester Kayfers Carl des Fünften war. Denn man findet in dieser Zeit nicht das geringste von der Sigbritt oder der Dywecke aufgezeichnet bis 1517; da die Historie wieder von ihnen zu reden anfängt. Wenn man dem Svanning Glauben beymessen kann, so haben sie einige Jahre nach dem Beylager des Königs mit der spanischen Prinzeßinn zu Kopenhagen in Armuth und Verachtung gelebet, bis der König ihnen 1517 ein steinernes Haus auf dem amacker Markte bauen lassen, welches hernach der Pallast der Sigbritt ward, und woselbst die wichtigsten Reichssachen beschlossen wurden.

Und ferner nach Copenhagen.

Man hatte bisher die ausnehmende königliche Gnade, gegen die Sigbritt allein als eine Wirkung der Liebe angesehen, welche der König auf ihre Tochter geworfen. Man kann auch sagen, daß durch diese Liebe der erste Grund dazu gelegt worden. Es scheint aber auch, daß Sigbritt sich mit der Zeit durch ihren natürlichen Verstand, und durch ihre grosse Fähigkeit selbst beliebt gemacht, indem

Dywecke stirbt.

dem die Gnade des Königs nach dem Todesfall der Dywecke, der 1517 erfolgte, nicht nur fortdauerte, sondern auch noch mehr zunahm. Denn von der Zeit an merkt man erstlich, daß ihr Ansehen in dem Reiche sehr groß gewesen, und daß sie sowohl von Hohen als Niedrigen, welche etwas zu suchen hatten, ungemein verehrt worden.

Dywecke fiel in dem bereits angezeigten Jahr plötzlich in eine Krankheit, woran sie auch starb. Weil ihr Tod sich ganz unvermuthet ereignete, so entstand ein allgemeines Gerüchte, daß sie mit Gift vergeben worden. Einige meynten, daß solches auf Anstiften des Reichsraths geschehen sey, um die Königinn von dieser Nebenbuhlerinn zu befreyen. Andre aber hielten dieses für ungegründet, weil die listige und mächtige Mutter dem Rathe weit gefährlicher als die Tochter war, und hatten daher einzig und allein die Anverwandten des vornehmen Edelmanns, Torben Oxe in Verdacht. Denn da dieselben gemerkt, daß Torben Oxe die Dywecke lieb gewonnen, und also besorgen müssen, daß er sie gar heyrathen möchte, so glaubte man, daß sie einem solchen Schimpfe, den ihr Geschlecht dadurch leiden würde, zuvor kommen wollen. Ich übergehe hier sowohl das Mistrauen, welches der König selbst gegen diesen Herrn faßte, als auch das Unglück, welches demselben desfalls begegnete, weil solches nicht eigentlich zu der Historie der Sigbritt gehöret. Diesen Umstand will ich nur allein anführen. Wie

Torben Oxe zum Tode verdammt war, so legte nicht nur die Königinn nebst dem ganzen Rathe, sondern auch der päbstliche Legat eine Fürbitte für ihn ein. Der König aber ließ das Urtheil dennoch vollziehen, und die Historie berichtet, daß er in dieser Unerbittlichkeit durch die Sigbritt gestärkt worden, woraus man erkennen kann, daß sie damals schon ein grosses Ansehen gehabt, und nicht sonderlich mitleidig gewesen. Man kann aber sagen, daß sie in diesem Falle mehr eine Staatsklugheit, als eine Grausamkeit bewiesen. Denn weil man sie beschuldigte, daß sie an einer Vermählung zwischen diesem Herrn und ihrer Tochter gearbeitet, so konnte sie nicht für ihn bitten, wo sie nicht diese Beschuldigung selbst wahrscheinlich machen wollte.

Sigbritt erlangt ein grosses Ansehen.

Von dieser Zeit an nahm das Ansehen der Sigbritt immer mehr und mehr zu, und Hohe und Niedrige machten ihr die Aufwartung. Ihr Pallast, welcher bey dem Hause des heiligen Geistes in Kopenhagen lag, war wie ein Hof, wohin alles zusammen kam, theils um Gnadenbezeugungen zu erhalten, welche sie austheilte, theils auch, um nicht misvergnügt zu scheinen, und dadurch sich ihre Ungnade zuzuziehen, welche kein geringes Unglück war, indem es ihr weder an Macht noch Willen fehlte, die Grossen zu unterdrücken. Ihre vornehmsten Rathgeber waren Hans Mickelsön, Bürgermeister in Malmöe, Claus Holst, Dietrich Slagheck, Meister Godschalk und andre, wel-

welche ihre Befehle mit einem blinden Gehorsam vollzogen, und daher auch bey dem Könige in grossen Gnaden waren. Svanning bezeugt, daß er in seiner Jugend, wie er in die Schule gegangen, die vornehmsten Männer im Winter im schlimmsten Wetter und in der heftigsten Kälte vor der zugeschlossenen Thüre der Sigbritt stehen sehen, und bemerkt, daß dieselben in die Hände geschlagen, und mit Füssen gestampft hätten, um sich gegen die Kälte zu schützen. Dieses erweckte bey den Grossen einen allgemeinen Haß gegen die Sigbritt, sie musten aber denselben unterdrücken, um nicht in ihre, und folglich auch in des Königs Ungnade zu fallen. Sie konnten also nichts weiter thun, als daß sie die Sigbritt heimlich verkleinerten, und damit sie dieselbe bey dem Pöbel recht verhaßt machen möchten, so schrieben sie ihr alle Grausamkeiten zu, die der König ausübte. Es ist aber noch nicht ausgemacht, ob der König nicht darinn mehr seiner eignen Neigung, als dem Rathe der Sigbritt, gefolget; und ob er nicht auf eben dieselbe Art würde regiert haben, wenn gleich Sigbritt niemals da gewesen wäre. Dem sey aber wie ihm wolle, so ward ihr doch die Schuld des harten Regiments, welches der König nachher führte, allein beygemessen.

Sie macht sich allenthalben verhaßt.

Ich lasse mich meines Theils nicht durch den Strom anderer Skribenten hin-

Urtheil des Verfassers

von der Sig- britt.

hinreissen, welche diese Dame mit den heßlichsten Farben abmalen. Ich sehe allein mit einem unpartheyischen Auge ihre Unternehmungen an, und finde, daß bey ihr gute und böse Eigenschaften mit einander vermengt gewesen. Man kann ihr eine grosse Fähigkeit und eine gründliche Einsicht in verschiedene Dinge nicht streitig machen. Denn obgleich viele von ihr getroffene Anstalten, und zwar nicht unbillig getadelt werden, so leuchtet doch Vernunft und Witz aus denselben herfür. Man kann keinen grössern Beweis von ihrer Fähigkeit geben, als daß ein König, der an Einsicht und Begriff der Regierung selbst ganz gewachsen war, ihrem Rathe vor allen andern folgte. Man findet, daß der König sie zu verschiedenen wichtigen Verrichtungen gebraucht, daß sie kurz nach dem Tode der Dywecke die Oberaufsicht über den Zoll im Sunde erhalten, und daß dieser Zoll auf ihr Angeben nach Kopenhagen verlegt worden. Diese Aenderung machte die Stadt Helsignör gegen den König kaltsinnig. Die Hanseestädte beschwerten sich auch darüber, indem sie vorgaben, daß ihnen die kopenhagner Zollstädte gar zu unbequem sey, und die fremden Kaufleute klagten gleichfalls über die Frau Sigbritt, und beschuldigten sie, daß sie von ihr aufgehalten würden; ja um sie desto mehr anzuschwärzen, so gaben sie für, daß sie Zauberey gegen sie brauchte, um ihre Reise aufzuhalten und rückgängig zu machen, und daß ein Stiftsherr in Ripen, Meister Paul, welcher diese Kunst verstünde, ihr

hier-

hierinn Hülfe leistete. Man sieht daraus, daß dieser Dame aus Haß vieles angedichtet worden. Es scheint übrigens, daß Sigbritt bey dieser Veränderung eine doppelte Absicht gehabt, und dadurch theils die Aufnahme und den Wohlstand von Kopenhagen befördern, theils aber auch die Einwohner von Helsignör züchtigen wollen, weil dieselben sich wegerten, einigen holländischen Colonien, die man in dieser Stadt zu stiften Willens war, Wohnungen und Plätze einzuräumen. Es ist wahrscheinlich, daß die Königinn in diesem Stücke, und um diese Sache zu befördern mit ihr einig gewesen. Denn sie waren beyde aus den Niederlanden, und bemüheten sich daher auch beyde, holländische Colonien in dem Reiche zu stiften, welches auch zum Theil ins Werk gesetzt ward, da man das kleine Land Amack an einige Holländer überließ, von denen es auch noch bewohnt wird.

Der Haß, den man einmal auf die Sigbritt geworfen hatte, nahm immer mehr und mehr im Reiche zu. Weil sie aber ungemein dreist und von einem unerschrockenen Wesen war, so ließ sie sich dieses gar nicht anfechten; und man kann daher sagen, daß Sigbritt wenn man sie gleich hassen muste, dennoch auch verdiente, bewundert zu werden. Folgendes Beyspiel zeigt sehr deutlich, wie wenig sie sich gefürchtet. Da der päbstliche Legat Arcemboldus durch seine Ablaßkrämerey die Reiche an allen Orten

Ihre Kühnheit.

ten in Contribution gesetzt hatte, und die Regierung aus Furcht vor dem Pabste hierzu stille schwieg, so ließ Sigbritt harte Drohworte gegen den Legaten fallen, und sagte öffenlich, wenn sie König wäre, so wollte sie den Legaten nebst allen seinen Leuten ersäufen lassen, daß kein einziger mit dem Leben davon kommen sollte. Darüber beschwerte sich auch Arcemboldus folgendergestalt: „Unter andern Dingen, die ich hier nicht erzähl„len will, ich dieses nicht das geringste, daß Mut„ter Sigbritt (wollte Gott, daß sie mit Wahrheit „eine rechte Mutter dieser Reiche heissen möchte) sich „öffentlich hat verlauten lassen, der Legat möchte „froh seyn, daß ihm nichts ärgers, als die Ge„fangennehmung wiederfahren wäre. Sie hat „auch in sicherer Leute Gegenwart gesagt, wenn sie „König wäre, so wollte sie den Legaten mit seinem „ganzen Gefolge ersäufen lassen, daß keiner leben„dig davon kommen sollte.“ Die Gefangennehmung, von welcher der Legat hier redet, hatte seinen Bruder den Antonellus Arcemboldus betroffen, womit aber Sigbritt nicht zufrieden war, sondern vielmehr verlangte, daß man zu einem härtern Verfahren gegen den Legaten selbst schreiten sollte. Es leuchtet aus dieser Aufführung eine ungemeine Kühnheit herfür, und es ist daher abzunehmen, daß sie einen Gefallen an der Reformation gehabt, ob man gleich nicht sagen kann, wie weit sie darinn gegangen. Eben so wenig kann man wissen, ob sie sich jemals öffentlich dazu bekannt habe, weil die Historie nichts davon erwähnt,

wähnt, und die Königinn, bey welcher sie so wohl gelitten war, stets bey der römischen Religion beharret.

Sigbritt erhält sich in der Gnade bey der Königinn.

Man muß sich wundern, daß diese Frau welche mit einer solchen Gewalt regirte, sich dennoch in der Gnade der Königinn erhalten können. Solches aber rührte theils daher, weil sie beyde aus den Niederlanden gebürtig waren, theils auch, weil die Frechheit der Sigbritt von einer gewissen natürlichen Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit begleitet ward, die nicht unangenehm war, auch wenn sie harte Worte fallen ließ. Zum Beweis dienet folgendes Exempel. Wie die Königinn sehr fruchtbar war, und jährlich Kinder zur Welt brachte, so murrete Frau Sigbritt über diese ungewöhnliche Fruchtbarkeit, und sagte, das Land wäre nicht hinlänglich, so viele Heerkens oder klein-Herrchen zu ernähren. Es scheint, daß die Königinn Elisabeth derselben diese und andre dergleichen Complimenten zu gute gehalten, weil solche insgemein mit einem natürlichen und holländischen freyē Wesen verbunden waren, und eine gewisse Annehmlichkeit bey sich hatten. Zum wenigsten kann man sicher glauben, daß dem Könige ihre Aufführung nicht zuwider gewesen, weil die Gunst, die er einmal gegen sie gefaßt hatte, immer mehr und mehr zunahm.

Jedoch so sehr die Gnade des Königes gegen die Sigbritt stieg: so sehr vermehrte sich zugleich der Haß des dänischen Adels gegen dieselbe; und

man legte ihr daher allein die Schuld bey, daß der König so hart und strenge regierte, und insonderheit in dem Jahre 1519, wie er den schwedischen Feldzug vornehmen wollte, eine Schatzverordnung herausgab, wie man solches aus den heftigen Klagen Hvitfelds, die er darüber führet, abnehmen kann. Indessen muß dieser Geschichtschreiber dennoch gestehen, daß Sigbritt verschiedene nützliche und gute Anstalten und Verordnungen angegeben, wohin auch unter andern diejenige zu rechnen ist, die der König in diesem Jahr ausgehen ließ, und welche die Schüler in Kopenhagen betraf. Der König verordnete nämlich, daß niemand in die Schulen sollte aufgenommen werden, der sich seinen Unterhalt nicht selbst verschaffen könnte, damit die Stadt nicht mit griechischen und lateinischen Bettlern möchte angefüllt werden. Diese Schüler hatten vorher eine sonderbare Kleidertracht, nämlich einen Mantel, welcher auf der einen Seite offen stand, und es ist glaublich, daß dergleichen Mäntel für die Bürger in Kopenhagen eben kein angenehmer Anblick auf den Gassen gewesen. Denn so viele Mäntel, so viele Bettler. Svanning ist in diesem Stücke mit dem Hvitfeld nicht einig, und meynt nicht, daß die Abschaffung dieser Gewohnheit nützlich gewesen, sondern ziehet desfalls vielmehr heftig auf die Sigbritt los. Er sagt: „Es ist vom ersten Anfange „des Christenthums an in Dännemark gebräuchlich „gewesen, daß armen Schulkindern zugelassen „wor-

Ihre nützliche Anstalten und Anordnungen.

„worden, ihr Brod vor den Thüren zu suchen.“ Solche Schulknaben wurden, ehe man sie in die Schulen aufnahm, zuerst von den Schulmeistern geprüft, ob sie auch Geschicklichkeit zur Erlernung der Wissenschaften besässen, und wenn sie solche nicht hatten, so wurden sie zu Handwerkern hingewiesen. Diejenigen, welche angenommen wurden, musten alle Mäntel tragen, welche den ganzen Leib bedeckten, ausgenommen den rechten Arm, welcher frey war. Auf dem Kopfe hatten sie eine Mütze mit einem Schwanze, welcher den Nacken herab hieng, und Svanning bezeugt, daß diese Tracht noch zu der Zeit, da er in die Schule gegangen, gebräuchlich gewesen. Die Frau Sigbritt hielt aber dafür, daß diese Mäntel zu nichts anders dienten, als die Diebsgriffe darunter zu verbergen, und gab daher dem Könige den Rath, daß er alle solche verdächtige Mäntelträger aus der Stadt jagen, und zugleich verordnen sollte, daß niemand in die Schulen sollte aufgenommen werden, der sich seinen Unterhalt nicht selbst verschaffen könnte. Svanning hält dieses Verbot für etwas sehr gottloses, und sagt, daß die göttliche Rache darauf erfolgt sey. Aber es scheint, daß Frau Sigbritt in diesem Stücke nicht so gar unrecht gehandelt; denn sie hatte vielleicht aus der Erfahrung angemerkt, daß diese Schulknaben in ihren Mänteln ihre rechte Hand zu noch etwas anders gebraucht, als Almosen anzunehmen. Wenigstens war es unanständig,

Eine sonderbare Verordnung der Schul-Kinder.

ständig, daß in einer königlichen Residenz-Stadt die Schulkinder so herum liefen, und den Leuten beschwerlich fielen. Jedoch man tadelte alles, was Sigbritt angab. Ihr vornehmster Rathgeber in diesem und in andern Stücken war Mag. Dieterich Slagheck, welcher vor einiger Zeit durch ihre Vorsprache in des Königs Dienste gekommen war. Dieser Slagheck hatte einen verschlagenen Kopf, und gelangte endlich zu einem solchen Ansehen, daß er und Madame Sigbritt zuletzt allein die Reichssachen unter sich theilten.

Dieterich Slagheck.

Kurz darauf erfolgte der schwedische Krieg und das stockholmische Blutbad, wesfalls der König Christian der Andre so viele widrige Urtheile hat müssen über sich gehen lassen. Ob Sigbritt an diesem harten Verfahren Theil gehabt, davon meldet die Historie nichts. Das Stillschweigen der Geschichtsschreiber scheint dieselbe davon freyzusprechen, insonderheit da alle übrige genannt werden, welche dem Könige bey dieser Execution mit Rath und That an die Hand gegangen. Die Verbitterung der Grossen in Dännemark gegen die Sigbritt nahm inzwischen immer mehr und mehr überhand. Es getrauete sich aber niemand öffentlich mit ihr anzubinden, weil sie eben so viel Muth hatte, ihren Feinden die Spitze zu bieten, als Geschicklichkeit, sie heimlich zu unterdrücken. Man streute allerhand Historien von ihrer Hexerey aus, welches man aus der Begebenheit siehet, die Svanning von dem jungen Prinzen Johannes anführt.

Als

Als derselbe einmal aus Neugierde eine Flasche genommen, welche in ihrem Kammerfenster gestanden, und sehen wollen, was darinnen wäre, die Flasche ihm aber aus der Hand gefallen, und in Stücken zerbrochen sey: so sey der Teufel heraus gesprungen, und man habe darauf ein Sturm- und Donnerwetter in der ganzen Stadt gehört. Es war aber zu den damaligen Zeiten nichts gewöhnlicher, als solchen Personen Zauberey beyzumessen, welche eine besondere Geschicklichkeit und Klugheit besassen. Daß der gemeine Mann solchen Dingen Glauben beymißt, darüber darf man sich nicht wundern, aber daß ein kluger Mann, wie Svanning, dergleichen läppische Historien anführt, und sie für wahr ausgiebt, ist überaus seltsam.

Ungegründete Fabel von ihrer Zauberey.

Der größte unter ihren Feinden, und für welchen sie sich am meisten zu fürchten hatte, war der Admiral Severin Norby, weil dieser Herr wegen seiner Treue und grossen Verdienste, die er dem Reiche erwiesen hatte, bey dem Könige in grossem Ansehen, und in einer ganz ausnehmenden Hochachtung stand. Und daher hatte sie ihn auch wegen des Zufalls im Verdacht, der ihr in diesem Jahre begegnete, weil sie sich nicht einbilden konnte, daß einige Bauren aus eigenem Antrieb eine so freche That sollten begangen haben. Die Historie verhält sich folgendergestalt. Wie der König sein Volk bey Soelbierg musterte: so gieng Sigbritt mit einer Bedientinn aus der Stadt, um

diese

diese Musterung mit anzusehen, woraus man abnehmen kann, wie geringe der Staat zu den damaligen Zeiten gewesen seyn mag, da eine Dame vom größten Ansehen im Reich aus der Stadt zu Fuß gieng, und nur von einer Magd begleitet ward; welches zu unsern Zeiten eine vornehme Handwerksfrau zu thun sich entsiehet. Als sie sich der St. Jürgensee näherte, welche aus dem Peblingteiche läuft: so ward sie von zween besofnen Bauren überfallen, die aus Kopenhagen kamen. Wie diese sie erblickten, so sagte der eine zu dem andern: **Nun soll sie unglücklich werden; das ist diejenige, die den König regiert.** Sie wurfen sie hierauf in die See, und giengen weiter nach dem Musterplatze. Der König, welcher vielleicht von einigen, die dieses gesehen, beyzeiten davon benachrichtiget worden, eilte gleich dahin, und fand sie ziemlich von Schlägen zugerichtet, und halb ertrunken, doch ausser Lebensgefahr. Er ließ sie also wieder aufheben und in die Stadt fahren. Wie sie aber in die Stadt kam: so stunden einige rothschildische Soldaten bey dem Thore, und schossen nach ihr. Sie kam aber doch unbeschädigt in ihr Haus. Dieses letzte zeigt, daß an diesem Tage eine Zusammenverschwerung wider sie im Werk, und die Bauren vielleicht erkauft gewesen, sie ins Wasser zu werfen. Der König ließ gleich den beyden Bauren nachsetzen, und dieselben gefangen nach Kopenhagen brin-

Sie wird in die See geworfen.

Sie wird gerettet.

bringen, wo Sigbritt das Vergnügen hatte, sie hinrichten zu sehen, weil sie ihr Handwerk nicht recht verstanden, und die That nur halb ausgeführet. Sigbritt suchte nachher den Admiral bey dem Könige dieser That halber verdächtig zu machen, sie konnte aber nichts ausrichten, weil dieser Mann in einem gar zu grossen Ansehen stand. Kurz darauf geschahe der gefährlich und allgemeine Aufstand, wodurch der König bekannter massen seine Reiche zu verlassen gezwungen ward. Bey dieser Flucht ließ er die Sigbritt in einen Kasten einschliessen, und in solcher Stellung zu Schiffe bringen, damit sie nicht von dem Pöbel möchte gemißhandelt werden. Man sagt, daß sie den König in diesen Umständen mit folgenden Worten getröstet habe: „Bleibet ihr nicht König in „Dännemark: so sollt ihr Bürgermeister in Am„sterdam werden.“ Dieses wird von unsern Schriftstellern angeführt, ob man gleich Ursache hat, daran zu zweifeln, und also auch diese Rede unter die Dinge rechnen kann, welche dieser Dame angedichtet worden. Denn man merkt, daß sie bey allen ihren bösen Eigenschaften, die ihr beygelegt werden, dennoch jederzeit eine grosse Liebe und Neigung zu dem königlichen Hause getragen, und daher ist es unglaublich, daß sie sich in diesen betrübten Umständen einer so höhnischen Rede sollte bedient haben. Es war gewiß ein schlechter Trost für einen König dreyer Reiche, daß ihm das Bürgermeisteramt in Amsterdam versprochen ward,

Sie entfliehet mit dem König.

ward, insonderheit da dieses Amt damals noch bey weiten nicht so ansehnlich war, als es heutiges Tages ist; zu geschweigen, daß Sigbritt dazu nichts beytragen konnte.

Hier endigt sich die Geschichte dieser berühmten und wundernswürdigen Dame. Ihre weitern Schicksale sind völlig unbekannt geblieben, und unsre Schriftsteller melden ferner nicht das geringste von ihr. Es ist wahrscheinlich, daß der Kayser Carl, welcher alle Bediente des Königes Christian des Andern versorgte, auch ihrer sich werde angenommen haben, wo man nicht sagen will, daß sie in der Zeit, da sie am Ruder gesessen, so viel Geld gesammlet, daß sie fremder Hülfe entrathen können. Dieses ist übrigens merkwürdig, daß sie nebst dem Bürgermeister Hans Mickelsön bey der Uebergabe der Stadt Malmöe in der mit der Stadt getroffenen Capitulation von der königlichen Gnade, die allen übrigen Einwohnern versprochen ward, ausgeschlossen worden, woraus man fast schliessen sollte, daß sie sich noch im Reiche aufgehalten, welches aber doch nicht seyn kann.

Ihre Tugenden und Laster.

Es erhellet aus ihrer kurzen und unvollkommenen Geschichte, daß in ihrer Person gute und böse Eigenschaften, und zwar beyde in einem hohen Grad vereinigt gewesen. Ihre freche und stolze Aufführung zeigt, daß es ihr, wie den meisten ergangen, die aus dem Staube zu grossen Ehren erhoben werden, daß sie sich nicht in ihr Glück

zu

zu finden wissen. Denn wenn sie eine gebohrne Prinzeßinn, ja die eigne Mutter des Königes gewesen wäre: so hätte sie sich keiner grössern Gewalt anmassen können. Die höchsten Standespersonen des Reichs musten sich vor ihr bücken, und die Königinn selbst, ja das ganze Königliche Haus durfte ihr nicht widersprechen. Ob sie an allen Grausamkeiten, die dem Könige beygelegt werden, und insonderheit an dem stockholmischen Blutbad theil gehabt, kann ich nicht gewiß sagen. Man findet indessen nicht, daß sie sich bemühet habe, ihren alten Liebling, den Dieterich Slagheck, zu retten, da derselbe dieser Sache wegen beschuldiget und hingerichtet ward. Man hat ihr dieses auch nirgends vorgeworfen, ob man gleich sonst ihr hartes Verfahren sehr weitläuftig und sorgfältig bemerket hat. Dieses aber kann man mit dem grösten Rechte an ihr tadeln, daß sie zu ihren Lieblingen und Vertrauten, lauter böse und schädliche Männer erwählet, wenn man allein den Bürgermeister Hans Mickelsön ausnimmt, dem alle und jede das Zeugniß eines frommen und tugendhaften Mannes beylegen. Uebrigens kann man von dieser Dame sagen, daß sie grosse Gemüthsgaben und einen durchdringenden Verstand besessen. Dieses erhellet daher, daß ihr viele wichtige Reichssachen, und zwar von einem solchen Könige anvertrauet worden, welcher selbst grosse Naturgaben hatte. Verschiedene Anstalten, welche sie angegeben, bezeugen solches gleichfalls, indem man bey denselben eine gesunde Vernunft und viele

Einsicht wahrnimmt. Zu einem Beweise ihrer Fähigkeit kann man auch die Gedanken anführen, die man von ihr hegte, daß sie zaubern könnte. Denn die Hexerey und ein grosser Verstand wurden zu den damaligen Zeiten allemal mit einander vermengt. Die Frechheit und der Trotz, den man ihr vorwarf, dürfte bey andern, die nicht so verhaßt gewesen, den Namen der Großmuth und Standhaftigkeit erhalten haben. Denn die Laster und Tugenden erhalten andre Namen, nachdem sie bey mehr oder weniger verhaßten Personen angetroffen werden. Ich meines Theils erkühne mich nicht, die Fehler dieser Dame zu entschuldigen. Ich will dieses nur allein anführen, daß man in ihrer Geschichte verschiedene Dinge antrifft, welche, wenn sie nicht können gerühmet werden, doch bewundert zu werden verdienen. Daß ein junges Frauenzimmer das Herz eines Regenten einnehmen kann, ist etwas ganz natürliches und gewöhnliches. Daß aber eine alte und gemeine Frau sich zu dem höchsten Posten schwinget, und sich auch auf dieser Stuffe gegen so viele Feinde zu erhalten weiß, ist etwas ausserordentliches, wovon man keine andre Ursache angeben kann, als daß sie einen ungemeinen Verstand müsse besessen haben. Und denselben kann man auch dieser Dame nicht absprechen. Ihre grosse Fähigkeit und Liebe zu dem Königlichen Hause war es allein, wodurch sie sich nicht nur den Weg zur Hoheit bahnte, sondern auch in diesem Ansehen zu erhalten wuste.

Chioßa oder Kiosem,

eine türkische Sultaninn.

Von der Herkunft dieser berühmten Dame hat man eben so wenig als von der Abkunft der übrigen Sultaninnen eine ausführliche und gewisse Nachricht, weil sie alle aus dem Sklavenstande zu dieser Ehre erhoben werden. Man findet, daß diese Kiosem oder Chioßa eine Gemahlinn des Kayſers Achmet des Ersten gewesen. Während der Regierung dieses Kayſers wird nicht viel von ihr geredet, aber zu den Zeiten ihrer Kinder und Enkel ist ihr Name sehr berühmt worden, weil sie damals mit einer unumschränkten Gewalt herrschte. Unter der Regierung ihres Sohnes Osmanns, gab sie zum erstenmal zu erkennen, was sie im Schilde führte, da sie bey einem Aufruhr eine Rede an das Kriegsheer hielt, und demselben vorstellte, was für ein Aergerniß und Unglück die beständigen Empörungen dem ottomannischen Reiche zuzögen, dessen Grundveste doch stets ein wohleingerichtetes und ordentliches Kriegsheer gewesen, wie sehr die Christen sich über eine solche Uneinigkeit freueten, und wie sehr dieses allen rechtschaffenen

Sie kommt unter der Regierung des Kayſers Osmann in Ansehen.

Muselmännern zu Herzen gienge. Weil es bisher in der Türkey ungewöhnlich war, ein Frauenzimmer öffentlich zu sehen, geschweige dann, von demselben eine Rede an das Kriegsvolk zu hören: so wurden alle und jede darüber bestürzt, und sahen diese Aufführung als eine unanständige Frechheit an, wodurch die Landesgebräuche übertreten worden. Indessen aber erweckte doch auch diese Aufführung der Sultaninn, insonderheit da sie ihre Rede mit Nachdruck und Zierlichkeit hielte, eine gewisse Art der Bewunderung. Und man merkte mit der Zeit mehr und mehr, daß sie ausnehmende und fast heroische Eigenschaften besaß, wodurch sie sich den Weg zu der grossen Gewalt unter der Regierung ihrer Söhne bahnte, die nach ihrem Rath und Gutbefinden bald auf den Thron erhoben, und bald wieder abgesetzt wurden.

Ihr grosses Ansehen unter dem Ibrahim.

Unter der Regierung ihres einen Sohnes, Amuraths des Vierten, meldet die Historie nicht viel von ihr, weil dieser Kayser selbst ein kluger und geschickter Regent war. Wie aber ihr andrer Sohn, Ibrahim, den Thron bestieg: so führte sie die ganze Regierung. Sie that alles, was sie nur wollte, und nöthigte alle Minister und Bedienten, ihre Befehle zu vollziehen. Sie war kühn, hochmüthig, scharfsinnig, und besaß solche Eigenschaften, die man sehr selten bey einem Frauenzimmer antrifft, und wuste sich also nicht nur Furcht, sondern auch Ehrerbietung zu erwerben. Da der Großvezier zu den Zeiten des bemel-

bemeldeten Ibrahims etwas begangen hatte, welches nicht nach ihrem Willen war, so ließ sie denselben, der grossen Dienste ungeachtet, die er dem Kayserthum erwiesen hatte, stranguliren, und glaubte dadurch ihr Ansehen zu bestärken, daß sie die Hand an eine Person legte, welche von dem Kriegsheer geliebt und geehrt ward.

Sie hatte diese Gewalt auch so lange in Händen, als Ibrahim regierte. Wider diesen Kayser aber ward im Jahr 1647 ein allgemeiner Aufstand erregt, und man hielte es durchgehends für nöthig, denselben von der Regierung abzusetzen. Weil aber Chioßa alles regierte, so erkühnte man sich nicht, zu einer solchen Execution zu schreiten, wo man nicht vorher ihre Einwilligung dazu erhalten hatte. Der hohe Priester oder der grosse Mufti nahm es auf sich, sie dazu zu bereden, und hielt daher um Erlaubniß an, ihr aufzuwarten Wie er diese Frechheit erlangt hatte, so stellte er der Kayserinn den betrübten Zustand vor, worinn das Reich durch die schlechte Regierung Ibrahims gerathen sey. Und weil er leicht schliessen konnte, daß die Kayserinn, ob sie gleich als ein circaßisches Frauenzimmer eben nicht sonderlich wehmüthig und mitleidig war, dennoch in den Tod ihres Sohnes nicht so leicht willigen würde, so that er ihr allein den Vorschlag, daß man ihn Zeitlebens gefangen setzen sollte. Dieses ließ sie sich gefallen, und Ibrahim ward hierauf gleich für den Divan oder den grossen Rath gefordert,

Sie willigt in die Gefangenschaft des Ibrahims.

auf die Beschuldigungen zu antworten, die man gegen ihn vorbringen würde. Jedoch Ibrahim verachtete diesen Befehl, und wegerte sich zu erscheinen. Es erfolgte also ein Fetsa oder ein Urtheil von dem Mufti, welches mit diesen Worten abgefaßt war: „Ein grosser Herr ist schuldig für „Gericht zu erscheinen, und von seinen Thaten „Rechenschaft zu geben, wenn seine Unterthanen „solches verlangen.“ Ibrahim aber, dem man dieses Urtheil zuschickte, riß dasselbe in Stücken, und drohete, den Mufti in Verhaft nehmen zu lassen. Er hatte auch in diesem Stücke nicht unrecht, denn das Urtheil war an sich selbst übel gegründet, insonderheit in einem Lande, wo den Regenten eine unumschränkte Gewalt beygelegt worden. Jedoch wenn das ganze Land nebst dem Kriegsheere unruhig und in Bewegung ist, so haben die Gesetze keine Kraft mehr. Aus dieser Ursache ließ sich auch der Mufti durch die Drohungen des Kayfers nicht schrecken, sondern schickte ihm ein noch härteres Fetsa oder Urtheil zu, welches folgenden Inhalts war: „Wer das Gesetz GOttes nicht beobachtet, den kann man für keinen „wahren Muselmann oder Rechtgläubigen halten; „und wenn es auch der Kayser selbst wäre, sondern „ein solcher Mensch hat als ein Ungläubiger alles „Recht verlohren, welches er vorher an der Regierung gehabt hat.“ Dieses Fetsa riß der Kayser wieder in Stücken. Er richtete aber dadurch nichts anders aus, als daß man desto mehr mit der Vollziehung des Urtheils eilte. Denn die Janitscharen

ren begaben sich gleich darauf bewafnet aufs Schloß. Dem Kayser entfiel hierbey der Muth so sehr, daß er seine Zuflucht zu der Chioßa nahm, durch deren Fürbitte er noch eine Zeitlang beym Leben gelassen, und nur ins Gefängniß gebracht ward. An seiner statt setzte man seinen jungen Sohn Mahomet wieder auf den Thron. Ibrahim ertrug dieses im Anfange mit Gedult, endlich aber gerieth er darüber in eine solche Verzweifelung, daß er sich zu verschiedenenmalen den Kopf gegen die Mauer einstossen wollte; wesfalls man für rathsam fand, ihn strangu-liren zu lassen.

Ibrahim wird stran-guliret.

Nach diesem Trauerspiel, und wie der Enkel der Kayserinn Mahomet auf den Thron erhoben worden, fuhr Chioßa fort, in der Minderjährigkeit dieses Herrn die Regierung zu verwalten. Sie hatte bereits ein Alter von achtzig Jahren erreicht, wie sie zur Regentinn erklärt ward, woraus man nicht nur ihre Herrschsucht, sondern auch die erhabnen Gedanken abnehmen kann, die man von ihrer großen Fähigkeit hatte, da man sonst, wenn man zu einem solchen Alter gelangt ist, von den Aemtern pflegt befreyet, und zur Ruhe gesetzt zu werden. Man muste sich auch um so viel mehr darüber wundern, weil die Mutter des jungen Kayserſ vorhanden war, welche überdem auch alle Eigenschaften besaß, die zur Regierung eines Staats erfor-

Sie wird in dem achtzigsten Jahre zur Regentinn erklärt.

dert werden. Jedoch eben dieses bahnte den Weg zu dem Unglück der Chioßa, und raubte ihr endlich auch das Leben und die Regierung. Die Mutter des jungen Kayfers besorgte, daß Chioßa mit ihrem Sohne Mahomet auf eben dieselbe Art, wie mit ihrem hingerichteten Gemahl Ibrahim verfahren möchte, und suchte sich daher durch eine Partey gegen die alte Kayserinn zu bestärken. Und da Chioßa die Janitscharen oder das Fußvolk auf ihrer Seite hatte, so suchte sie die Spahis oder die Reuterey zu gewinnen. Zu dem Ende stellte sie den Spahis den Hochmuth der Janitscharen vor, und daß dieselben den Ibrahim nicht nur ermordet hätten, sondern auch nun den jungen Mahomet verachteten. Insonderheit gab sie den Spahis, welche in Asien vertheilt lagen, zu erkennen, daß Chioßa willens wäre, sie alle auszurotten, und betheuerte, daß dieses unfehlbar geschehen würde, wenn sie diesem Unglücke nicht bey Zeiten vorbeugten.

Streit zwischen ihr und der jungen Kayserinn.

Die Spahis oder Reuter wurden dadurch so sehr erbittert, daß sie sich in grosser Anzahl versammleten, und nach Scutari, einer kleinen Stadt, an dem Bosphorus begaben, von welchem Orte sie unverzüglich Abgeordnete nach Constantinopel abfertigten, um die Köpfe derjenigen zu begehren, die den Ibrahim umgebracht hätten. Der vornehmste Urheber dieses Mords war der Vezier Morad Bassa gewesen, welcher unter den Janitscharen erzogen worden, und von ihnen sehr

sehr hoch geschätzt ward. Wie dieser Vezier von dem Vorhaben der Spahis Nachricht erhielt, so brachte er eine grosse Anzahl Janitscharen auf die Beine, und rückte mit denselben gegen Scutari. Er hatte alle Spahis, welche sich in Constantinopel aufhielten, gezwungen, diesen Zug mit anzutreten, wobey er zugleich die Vorsicht brauchte, daß er sie unter die Janitscharen vertheilte, damit sie nicht entfliehen, oder sich zur andern Partey schlagen möchten. Es wurden einige kleine Scharmützel unter beyden Parteyen gehalten, der Vezier aber ließ endlich die Spahis ermahnen, von ihrem Vorhaben abzustehen, und drohete zugleich, daß er, wenn sie solches nicht bald thun würden, ein Nephiraun oder kayserliches Aufgebot ausstellen wollte, daß alle, welche über sieben Jahr alt wären, zum Gewehr greifen sollten. Durch diese Drohungen wurden die Spahis in eine solche Furcht gesetzt, daß sie aufbrachen, und sich wieder zurück begaben.

Durch diesen Rückmarsch der Spahis wurden die Janitscharen so aufgeblasen, daß sie sich als Herren und Meister von dem ganzen Kayserthum ansahen, und die alte Kayserinn glaubte nunmehr alle ihre Feinde überwunden zu haben. Sie liessen auch nachher keine Gelegenheit vorbeygehen, den Spahis überhaupt, insonderheit aber denen übel zu begegnen, welche für die tapfersten gehalten wurden, um dadurch den übrigen einen Schrecken einzujagen. Aber sie richteten dadurch nichts anders aus, als daß die Spahis sich auch mit den

andern vereinigten, und auf eben dieselbe Art mit den Janitscharen verfuhren. Zum Unglück der letztern, lehnte sich eben damals der Pöbel in Constantinopel gegen den Bectas, den Aga oder Anführer der Janitscharen auf, weil er die Münz verfälscht hatte, und drung in grosser Anzahl aufs kayserliche Schloß. Die andre Partey säumte nicht, sich diesen Aufstand zu nutz zu machen, und brachte es dahin, daß das grosse Siegel dem Vezier abgenommen, und diese wichtige Stelle einem andern anvertrauet ward. Auf solche Art entstunden zwo Factionen in der Stadt. Einige hielten es mit den Janitscharen. Andre aber waren dem neuen Vezier zugethan. Der Hof war gleichfalls in zwo widrige Parteyen getheilt. Die junge Kayserinn suchte die Macht ihres Sohnes zu schützen. Die alte Kayserinn aber wollte das Regiment allein führen.

Constantinopel wird in zwo Factionen getheilt.

Bey diesen Umständen ließ Chiosa dem Janitscharenaga wissen, daß er sein Ansehen nicht würde behaupten können, wo dem Mahomet nicht das Regiment genommen, und solches seinem jüngern Bruder Solymann wieder aufgetragen würde. Denn weil dessen Mutter bereits gestorben war, so konnte ihr die Verwaltung des Kayserthums von niemanden streitig gemacht werden. Sie gab zu dem Ende für, daß Mahomet nicht sowohl gebildet, auch nicht von einem solchen guten

Chioßa sucht den jungen Sultan vom Thron zu stürzen.

ten Gemüthe sey, als Solymann. Bectas rief daher auf solche Erinnerung die vornehmsten Janitscharen zusammen, um diese Sache mit ihnen zu überlegen. Man suchte auch den Grosvezier durch Versprechungen zu gewinnen, und ließ ihn daher um Mitternacht bitten, sich in dieser Versammlung einzufinden, welches er auch aus Furcht vor den Janitscharen versprach. Er begab sich auch wirklich dahin, jedoch blos in der Absicht sich zu verstellen, und ihre Anschläge auszuforschen. Sobald er an den Sammelplatz gekommen war, wo 10000 Janitscharen im Gewehr stunden, räumte ihm Bectas die Oberstelle ein, und that gleich den Vorschlag, daß man Mahomet absetzen, und Solymann wieder auf den Thron erheben sollte. Der Grosvezier billigte dem äusserlichen Ansehen nach diesen Vorschlag ohne Verzug, und versprach mit einem Eyde, denselben nach äusserstem Vermögen zu unterstützen, worauf man ihn bey anbrechenden Tage, und zwar in der gewissen Hoffnung wieder nach Hause gehen ließ, daß er diesen gefaßten Entschluß aus allen Kräften befördern würde. Einige stellten zwar dem Bectas für, daß er einen Fehler begangen habe, daß er den Großvezier wieder frey weggehen lassen. Er aber verachtete diese Erinnerungen, und verließ sich auf seine grosse Macht, wodurch er an dem folgenden Tage sein Vorhaben ins Werk zu setzen hofte.

Sobald der Grosvezier wieder in seinem Pallast angekommen war, so begab er sich nach dem

Schloß-

Schloße, wo er unverzüglich, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, eingelassen ward. Er verfügte sich gleich nach dem Harem, oder dem Zimmer des Sultans, und traf daselbst den Solymann Aga an, welcher noch nicht zu Bette gegangen war, um auf das Vorhaben der Regentinn acht zu geben. Denn weil dieselbe mit einigen Hofbedienten bis in die späte Nacht Unterredungen gepflogen, so schloß er daraus, daß sie mit einem wichtigen Anschlag schwanger gehen müste. Er ward in diesem Mistrauen bestärkt, da der Grosvezier ihm offenbarte, was die Janitscharen für einen Entschluß gefaßt hätten. Sie überlegten diese Sache eine kurze Zeit, und Solymann begab sich darauf nach dem Zimmer der Chioßa, in welches er mit Macht einzudringen suchte. Es widersetzen sich aber einige Verschnittene der Kayserinn, und bemüheten sich ihm den Eingang streitig zu machen. Wie er aber einen von ihnen mit dem Dolche niedergestossen hatte, so nahmen die übrigen die Flucht, und liessen ihm den Weg frey. Hierauf trat Solymann gerade in das Gemach der Chioßa, und ließ solches mit einer Wache besetzen, um ihr den Ausgang zu verwehren.

Wie diese Anstalten vorgekehrt, und verschiedene von ihren getreuesten Verschnittenen, niedergemacht worden, so verfügte sich Solymann nach dem Zimmer der jungen Kayserinn. Er gab den Weibern, die ihr aufwarteten, gleich durch Zeichen zu erkennen, daß sie keinen Auflauf machen, sondern die Kayserinn unverzüglich wecken, und ihr sagen sollten, daß er etwas mit ihr zu reden

habe

habe, welches von der äusersten Wichtigkeit sey. Alles dieses geschahe durch Zeichen. Denn dadurch pflegt man sich alles an dem türkischen Hofe zu erkennen zu geben. Wie aber die junge Kayserinn merkte, was man mit ihr und ihrem Sohne im Sinne hatte, so konnte sie sich nicht enthalten laut zu schreyen, worüber der Kayser aus dem Schlafe erwachte. Der junge Mahomet, welcher durch das Geschrey seiner Mutter in grosse Angst gesetzt worden, fieng heftig an zu weinen, und nachdem er sich zu den Füssen des Solymanns niedergeworfen hatte, so rief er aus, Laba, Laba, Kursam veni. Das ist, Mein Hofmeister hilf mir. Solymann nahm denselben auf seine Arme, und gieng mit ihm hinaus. Er zeigte ihn dem Anführer der Hofpagen, und munterte denselben zur Treue gegen den Kayser auf. Wie er davon die Versicherung erhalten, so überlegte er ferner mit dem Grosvezier, was nun weiter vorzunehmen sey. Man ertheilte gleich darauf Befehl alle Jcochlans oder Pagen aufzuwecken, welches auch geschahe. Wie die Pagen, deren Anzahl sich 600 belief, aufgeweckt, und von der Gefahr benachrichtiget worden, worinn der Kayser schwebte, so liefen sie allenthalben in grosser Verwirrung herum, ohne zu wissen, was sie thaten, weil sie sich einbildeten, daß die Janitscharen bereits ins Schloß gedrungen wären, sie alle umzubringen. Daher liessen sie sich sowohl als andre

Der ganze Hof bewafnet sich.

die

die zum Hofe gehörten, bewafnen, um den Janitscharen zu widerstehen.

Bey allen diesen Umständen konnte man den jungen Sultan nicht besänftigen, weil derselbe gewiß glaubte, daß man ihn wie seinen Vater umbringen wollte. Doch gab er sich einigermassen wieder zufrieden, da man ihn allenthalben auf dem Schlosse herumführte, und ihm die vielen bewafneten Leute zeigte, die zu seinen Diensten bereit stünden. Wie er zu den Zimmern der Pagen kam, und ein junger Mensch anfieng auszurufen, **GOtt lasse unsern Kayser tausend Jahr leben**, so wiederholten die Pagen diesen Wunsch, und riefen mit einem Munde **Allah! Allah! Gott! Gott!** worinn ihnen alle diejenigen nachfolgten, die in den nächstgelegenen Zimmern befindlich waren.

Der Grosvezier hatte inzwischen allen hohen Kriegsbedienten, von denen er wuste, daß sie dem Kayser getreu waren, andeuten lassen, sich nach dem Schlosse, und zwar mit so vieler Mannschaft als sie aufbringen könnten, zu begeben, und sich mit Lebensmitteln auf drey Tage zu versorgen. Daher ward das Schloß in der Geschwindigkeit mit bewafneten Leuten angefüllt, und der Bosphorus oder die Straße ward mit Fahrzeugen bedeckt. Wie die Janitscharen von den Bewegungen und Anstalten Nachricht erhielten, die man auf dem Schlosse gegen sie vornahm, so suchten sie sich durch mehrere Truppen zu verstärken, welches auch geschahe. Die Stadt ward also in zwo

Par-

Parteyen getheilt, einige hielten es mit dem Kayser, und andre mit den Janitscharen. Auf dem Schlosse traten gleich einige zusammen, der Regentinn das Leben zu nehmen, und rückten zu dem Ende gegen ihre Zimmer. Einer von ihren Anhängern, der Hazoda Baßi, wollte solches verhindern. Man schleppte ihn aber zum Sultan, in dessen Gegenwart ihm einer den Kopf mit einem Beil spaltete, worauf ihn die übrigen in kleine Stücke zerhieben. Der junge Sultan ward über diesen Anblick so sehr bestürzt, daß man ihn kaum wieder besänftigen konnte. Man muste ohne Verzug den so übel zugerichteten todten Körper wegschaffen.

Wie diese Execution geschahe, so trat der grosse Mufti nebst verschiedenen Bedienten ins Zimmer. Er ward über den grossen Auflauf und Tumult des Volks sehr bestürzt, welches allerhand Sprachen unter einander redete. Er konnte auch im Anfange nicht begreifen, was dieses zu bedeuten haben müste, bis er endlich merkte, daß alle einstimmig verlangten, daß man ihnen die alte Kayserinn, als die Quelle des Unglücks überliefern möchte, und zugleich allen denen den Tod drohten, welche sich unterstehen würden, dieses zu verhindern. Zu eben derselben Zeit fand sich auch die junge Kayserinn ein, welche nicht wuste, ob die Janitscharen bereits angefangen hätten, sich zu bewegen. Sie besorgte aber, daß wenn die

Berathschlagungen wegen des Mords der alten Sultaninn.

Janit-

Janitscharen die Oberhand behielten, Chioßa sie möchte stranguliren und also auf eben dieselbe Art strafen lassen, womit sie, nämlich Chioßa jetzt bedrohet ward. Und daher warf sie den Pagen ihr blutiges Vorhaben mit sehr harten Worten für, und sagte, daß sie sehr gottlos handelten, da sie eine alte und betagte Fürstinn hinrichten wollten, welche ihnen niemals etwas böses erwiesen hätte. Jedoch, weil die Jcochlans oder Pagen bereits wusten, daß dieses nur ein verstelltes Wesen war, und daß die junge Sultaninn nichts so sehr als den Tod der Regentinn wünschte, ob sie gleich der Nachrede zu entgehen suchte, daß sie sich mit dem Blute ihrer Schwiegermutter befleckt, so trieben sie diese Sache mit desto grösserm Eifer, und verlangten ein von dem Sultan unterzeichnetes Fetsa, oder Todesurtheil. Ein Page, welcher im Eifer die junge Kayserinn für die Chioßa selbst ansahe, wollte sie gleich hinrichten. Sie flohe aber zu ihrem Sohne, und rief, daß sie die Mutter, nicht aber die Großmutter des Kayfers sey. Der Sultan gab hierauf auch ein Zeichen mit seinem Schnupftuch, welches er in der Hand hatte, seine Thränen abzutrocknen, daß er zurück weichen sollte. Weil man nun merkte, daß die Bitterkeit gegen die alte Kayserinn so groß war, so ließ der Mufti dem Sultan zu erkennen geben, es sey Gottes Wille, daß Chioßa hingerichtet würde, und es sey kein andres Mittel übrig, das empörte Land wieder zu beruhigen.

Man

Man brachte darauf unverzüglich, Papier, Dinte und Feder her; und der Mufti setzte das Urtheil auf, welches von dem Sultan unterzeichnet ward. Der Inhalt war, daß Chioßa, jedoch auf eine solche Art sollte strangulirt werden, daß ihr Leib nicht geschändet würde, wie auch, daß die Hinrichtung an einem solchen Orte sollte vollzogen werden, daß der Sultan ihr Geschrey nicht hören könnte. Ihr Todesurtheil wird unterschrieben.

Die Pagen oder Jeochlans theilten sich hierauf in zwo Parteyen. Einige blieben bey dem Kayser, zu verhindern, daß kein Gegenbefehl möchte gegeben werden. Die andern aber eilten das Urtheil zu vollziehen, zu der Kammerthür der verurtheilten Kayserinn, und riefen Allah! Allah! Einige arabische Verschnittene, welche diese Thüre bewachten, liessen gleich zwanzig Jeochlans hinein treten. Wie dieselben durch den Saal gedrungen waren, worinn die Hofdamen der Chioßa sich aufhielten, so kam ihnen ein Weib, welches der Kayserinn zum Vergnügen diente, mit einer Pistohl in der Hand entgegen, und erkundigte sich bey ihnen, was sie wollten. Wie sie antworteten, daß sie die alte Kayserinn suchten, so sagte sie, ich bin es selbst, und drückte zugleich die Pistohle auf einen aus ihrem Haufen los; welche jedoch kein Feuer gab. Sie wollten dieses Weib unverzüglich umbringen. Wie aber Solymann, der dieser Hinrichtung mit beywohnte, zu ihnen sagte, daß es nicht die Kayserinn sey, so brachen

sie endlich in das Gemach der Chioßa selbst ein, welches aber so finster war, daß man Licht anzünden muste. Denn Chioßa hatte alle Lichter auslöschen lassen, und sich selbst unter einem Schranke verborgen.

Wie man sie lange gesucht hatte, so ward sie endlich entdeckt und hervorgezogen. Sie versprach einem jeden Jeochlan grosse Geldsummen, wenn sie ihr Leben retten wollten. Weil aber niemand davon etwas hören wollte, so warf sie eine Handvoll Zechinen unter sie, in der Hoffnung, sich währender Zeit, daß sie das Geld auffammleten mit der Flucht zu retten. Einige liessen sich auch wirklich dadurch aufhalten, und sammleten das ausgeworfene Geld wieder auf. Andre aber hielten die Kayserinn fest, und ein Albanier, welcher merkte daß sie zweene grosse Ohrringe in den Ohren hatte, riß ihr dieselben mit Gewalt ab. Es waren zween in Gold gefaßte Diamanten, welche ihr von ihrem Sohne Amurath geschenkt worden, und von denen man vorgab, daß sie so viel wehrt wären, als die Einkünfte eines ganzen Jahres von dem grossen Cairo in Aegypten betrügen. Weil der Albanier, welcher sich auf solche Art dieser Diamanten bemächtiget hatte, besorgte, daß es ihm unmöglich fallen dürfte, sie zu verbergen, so überlieferte er sie dem Solymann, welcher ihm 16 Zechinen und eine Stelle in der Schatzkammer zur Vergeltung gab. Man riß die Kleider der verurtheilten Kayserinn in Stücken, und bemächtigte sich insonderheit eines Kleides von Hermelin,

wel-

welches mit Edelsteinen besetzt, und mit einigen magischen Figuren bezeichnet war. Man glaubte, daß sie durch dieselben alle Kayser bezaubert, welche zu ihren Zeiten gelebt hätten. Endlich zog man sie ganz nackend aus. Wie man sie aber erwürgen wollte, so hatte man keinen Strick bey der Hand, und muste daher erstlich ein Seil holen lassen. Die Jeochlans legten ihr endlich den Strick um den Hals, und wie sie denselben stark zugezogen hatten, so glaubten sie, daß die Kayserinn tod sey. Sie liessen sie also auf der Erde liegen, und riefen aus, Udli! Udli! das ist, tod. Es ist merkwürdig daß die Kayserinn, ob sie gleich bereits 80 Jahr alt war, und fast alle Sinnen verlohren, auch keinen Zahn mehr im Munde hatte, dennoch, wie man beschäftiget war, sie zu erwürgen, einem Jeochlan mit dem Zahnfleisch dermassen auf den Finger biß, das er solchen nicht eher wieder aus ihrem Munde ziehen konnte, bis er ihr mit dem Dolche einen Stoß ins rechte Auge gegeben. Hierauf giengen diejenigen, welche das Urtheil vollzogen hatten, und dieses Handwerk nicht recht zu verstehen schienen, wieder zurücke, um von der Hinrichtung der alten Kayserinn Nachricht zu geben. Ein Aga aber merkte, daß der Leib dieser unglückseligen Fürstinn sich annoch bewegte, und rief die Pagen daher wieder zurück, sie völlig hinzurichten, welches auch geschahe. Die schwarzen Verschnittenen hoben endlich den Körper auf, und brachten

Ihr klägliches Ende.

ihn nach dem Tempel des Kayſers. Die Sklaven der verſtorbenen Kayſerinn, deren Anzahl ſich auf 400 erſtreckte, folgten dem Körper, mit heulen und weinen nach, riſſen ſich die Haare aus dem Kopfe, und ſtellten ſich ſo kläglich, daß man es nicht ohne Mitleiden und Bewegung anſehen konnte. Der Grosvezier ließ hierauf den Pagen für ihre bewieſene Treue danken, und gab ihnen zugleich zu erkennen, daß das ſchwerſte nun überwunden ſey. Das übrige wollte er auf ſich nehmen, auszuführen, welches auch erfolgte. Denn der Hochmuth der Janitſcharen ward von dieſer Zeit an gedämpft, und Mahomet beſaß den Thron viele Jahre in Ruhe.

Ihr Portrait.

Ein ſolches Ende nahm dieſe Fürſtinn, welche zu den Zeiten verſchiedener Kayſer die Regierung geführt, und mit einer unumſchränkten Gewalt geherrſcht hatte. Ihre groſſe Eigenſchaften erhellen daraus, daß man ſie zur Regentinn erklärte, ob ſie gleich bereits 80 Jahr erreicht, und andre ein näheres Recht hatten, das Kayſerthum währender Minderjährigkeit des Mahomets zu regieren. Zum Beweis ihrer Fähigkeit dient auch dieſes, daß man ſie der Zauberey beſchuldigte. Denn es ſind insgemein nur groſſe Geiſter geweſen, welche ſich durch Gelehrſamkeit und Fähigkeit von andern unterſchieden, die ein ſolches Urtheil über ſich haben müſſen ergehen laſſen. Dieſer Mord geſchahe in dem Jahr 1651.

Vergleichung.

Daß diese beyden Damen hier füglich haben können neben einander gesetzt werden, solches erhellet aus ihrer Geburt, aus ihren natürlichen Eigenschaften, aus ihren Unternehmungen und Schicksalen. Sigbritt war eine gemeine holländische Hökerfrau, und konnte sich daher nicht mit ihren grossen Ahnen brüsten. Chiossa, war eine Sklavinn aus Circaßien, und war deßfalls vielleicht von einer noch schlechtern Herkunft. Die erste bahnte sich den Weg zur Hoheit durch die Schönheit ihrer Tochter. Die andre aber erwarb sich die höchste Stufe durch ihre eigne vortrefliche Bildung. Beyde aber brachten sich durch ihren ungemeinen Verstand und durch ihre grossen natürlichen Gaben Ansehen und Gewalt zuwege. Sigbritt war die Triebfeder unter einem muntern und geschickten Regenten, und Chioßa herrschte zu den Zeiten, daß vier Kayser regierten, mit einer unumschränkten Gewalt. Beyde waren der Strenge geneigt, und hatten also auch gleich viele Feinde. Beyde aber hielten durch eine ungemeine Beständigkeit und Fähigkeit ihre Feinde viele Jahre im Zaum; und man muste sie also, ob man sie gleich haßte, dennoch auch zu gleicher Zeit bewundern und hochschätzen. Zum Beweis der grossen Geschicklichkeit, welche Sigbritt besessen, kann man als einen unwider-

sprechlichen Beweis anführen, daß ein grosser und kluger König sich ihres Raths in den wichtigsten Sachen bediente. Es sind überdem verschiedene heilsame und wohlgegründete Verordnungen und Anstalten von ihr ersonnen und angegeben worden, und es ist wahrscheinlich, daß sie ein Werkzeug bey dem neuen Gesetzbuche Christian des Andern gewesen, weil verschiedene holländische Einrichtungen darinn angetroffen werden. Die Fähigkeit und Staatsklugheit der Chioßa leuchtet daraus herfür, daß man sie in einem grossen Kayserthume als das Rad ansahe, welches alles trieb, und daß man sie in der Minderjährigkeit des letztern Kaysers zur Regentinn erklärte. Daß in der Historie mit grösserer Verachtung von der ersten als von der andern geredet wird, solches ist mehr der Zeit und dem Orte, als der Person zuzuschreiben. Nichts war in Dännemark ungewöhnlicher, wo man damals allein auf die Geburt und eine adeliche Herkunft sahe, als ein gemeines und fremdes Weib an Ruder zu erblicken. Dahingegen an dem ottomannischen Hofe niemand dem andern seine geringe Abkunft vorwerfen kann, weil sie alle Sklaven sind, und aus dem Staube zu wichtigen Ehrenstellen erhoben werden. Daher hegte man, ob man sich gleich für beyde fürchtete, für die letztere dennoch zugleich auch eine gewisse Ehrerbietung, wozu die persönlichen Eigenschaften dieser beyden Damen sehr viel beytrugen. Denn Chioßa hatte ein majestätisches Ansehen, und war zugleich freygebig,

gebig, aufgeweckt, verschlagen und beredt. Sigbritt aber war verdrießlich und mürrisch, obgleich ihr verdrießliches Wesen etwas freyes und holländisches bey sich hatte, welches nicht unangenehm war. Denn ob sie gleich zu verschiedenenmalen bald dieses an dem Könige, und bald jenes an der Königinn auszusetzen hatte, so stand sie doch stets bey beyden in Gnaden. Sie murrete Z. B. über die grosse Fruchtbarkeit der Königinn Elisabeth, und sagte, daß das Land so viele Herrkens oder Junkers nicht ernähren könnte. Man findet aber nicht, daß dieses holländische Compliment übel aufgenommen worden.

Weil die Geschichte dieser beyden Damen so unvollständig ist, so kann die Vergleichung zwischen ihnen nicht weiter ausgeführt werden. Denn eine jede kann verschiedene Eigenschaften besessen haben, welche aber aus eben derselben Ursache unbekannt sind. Aus der kurzen Historie der Chioßa siehet man, daß es ihr weder an Geschicklichkeit noch an Willen gefehlt, die grösten Staatsstreiche auszuführen. Aus der Geschichte der Sigbritt aber erhellt, daß dieselbe eine ehrliche Frau gewesen, und nichts weniger als die Kunst verstanden habe, sich zu verstellen. Zugleich zeigen ihre Unternehmungen, daß sie mit einer männlichen Einsicht, und mit einem sehr guten natürlichen Verstande begabt gewesen. Hatte also die türkische Chioßa gleich einen listigern und verschlagenern Kopf, so besaß die dänische Sigbritt dagegen einen so viel reiferen

Verstand. Sie nahmen endlich beyde ein betrübtes Ende. Chioßa ward in ihrem hohen Alter stranguliret, Sigbritt ward gegen das Ende ihres Regiments in die Peblingsee geworfen, und gleichsam nur deswegen gerettet, daß sie gleich darauf ins Elend gehen sollte. Es traf also bey ihr das allgemeine Sprichwort ein, Wer hängen soll, der ersäuft nicht. Man kann indessen von ihren Schicksalen, welche sie auf ihrer Flucht erlebt, nichts sagen, weil die Historie davon nichts meldet. Uebrigens lernt man aus den Geschichten dieser beyden Frauen, daß die oben angeführte Fabel von alten Weibern ungegründet sey. Denn man findet, wenn man nur nachsucht, ausser diesen beyden noch verschiedene andre betagte Matronen, welche ein männliches Herz in weiblichen Leibern getragen, und als Weiber mit männlichen Eigenschaften ausgerüstet gewesen, ja welche mit der Chioßa beissen können, ob sie gleich keine Zähne mehr gehabt haben.

Mademoiselle de Montpensier
und
Madame de Mazarin.

Einleitung.

Der freye Wille des Menschen muß in keiner Sache weniger als in Ehesachen eingeschränket werden, und dennoch wird nirgends ein grösserer Zwang, als in diesem Fall, ausgeübt. Denn man sieht täglich, daß verschiedene wider ihren Willen genöthiget werden, sich mit solchen Personen zu verbinden, für welche sie doch einen Abscheu hegen, und daß andre die Person nicht zur Ehe nehmen dürfen, welche sie lieben. Dieser Zwang ist in beyden Fällen gleich schlecht gegründet, und hat also auch an beyden Theilen betrübte und widrige Folgen. Ich wünsche sehr, daß dieses Gebot unverbrüchlich möge gehalten werden, die Kinder sollen ihren Eltern folgen und gehorsam seyn, jedoch mit diesem Zusatze, ausgenommen in Ehesachen; denn wenn eine Ehe schlecht gegründet ist, und

Zwang in Ehesachen ist sehr schädlich.

daher übel geräth: so leidet nicht der Vater, sondern der Sohn, nicht die Mutter, sondern die Tochter. Wenn die Eltern ihren Kindern Kleider und Schuhe geben: so lassen sie das Maaß nicht nach ihren Leibern und Füssen, sondern nach den Leibern und Füssen der Kinder nehmen, und zwar mit Recht. Denn derjenige fühlt es allein, wie der Schuh drückt, der denselben trägt. Aber in Ehesachen wollen die Eltern ihren Kindern nicht erlauben, dasjenige zu erwählen, was ihrer Neigung gefällt, und derselben am gemässesten ist *, sondern man zwingt die Kinder, sich nach dem Willen und Sinne der Eltern zu richten. Die Kinder sollten in dieser wichtigen Sache, woran sie allein Theil nehmen, nicht nur zu rathe gezogen werden, sondern auch eine doppelte Stimme haben; oder wenn man es deutlicher ausdrücken will, die Kinder sollten hierinn Richter, die Eltern aber nur solchen Personen ähnlich seyn, die man in gewissen Gerichten Auscul-

Wie weit die Macht der Eltern in diesem Stücke sich erstreckt.

* Plutarch erzählt folgende Geschichte von einem Römer, welcher sich ohne Ursach von seiner Frau zu scheiden schien. Seine Freunde hielten ihm dieses für, und konnten den Grund seines Mißvergnügens nicht einsehen, da diese Frau schön war, und ihrem Manne Kinder zur Welt brachte. Er aber streckte seinen Fuß aus und sagte: „Dieser Schuh ist auch nett. Aber nie„mand, als ich, fühlt die Pein, welche er mir „verursacht.

sculkanten zu nennen pflegt. Weil man aber in diesem Stücke so unordentlich verfährt: so darf man sich nicht wundern, wenn man allenthalben viele betrübte Wirkungen davon wahrnimmt, und die Consistorialprocesse dadurch so sehr gehäufet werden. Wenn man Säfte mit einander vermischet, die ihrer Natur nach einander entgegen sind: so fangen sie an zu schäumen, und kochen aus dem Gefässe heraus, worinn man dieselben geschüttet; und wenn die nicht mit einander übereinstimmenden Gemüther zwoer Personen durch eine erzwungene Verbindung vereinigt werden, so entsteht eine solche Unruhe und Bewegung, welches alles in Unordnung setzt. Wegen solcher Unordnungen müssen bisweilen neuverehlichte Personen allerhand Urtheile über sich ergehen lassen, und werden sogar auch öfters deßfalls bestraft, da doch die Eltern billig sowohl die Nachrede als die Strafe tragen sollten, die mit Gewalt eine solche Verbindung erzwungen, gegen welche sich die Natur gleichsam gesetzet. Ich will zur Erläuterung dieses Satzes ein Beyspiel anführen, welches vor einigen Jahren der Entscheidung unsers Consistorii übergeben ward, und folgende Umstände enthält. Ein Mann beschuldigte seine Frau der Untreue, und verlangte von ihr geschieden zu werden. Die That ward bewiesen, und die Frau läugnete dieselbe auch nicht. Sie wandte blos ein, daß sie von ihren Eltern zu dieser Ehe gezwungen worden, und berief sich auf noch

Ein Beyspiel zur Erläuterung dieses Satzes.

leben-

lebende Personen, welche bezeugen könnten, daß sie, wie sie von dem Prediger bey der Trauung gefragt worden, ob sie die gegenwärtige Person zu ihrem Manne haben wolle, mit Nein geantwortet. Ihre Eltern aber hätten dem Prediger einen Wink gegeben, daß er dem ohngeachtet mit der Copulation fortfahren sollte. Ich hielte, als ein Mitglied des Consistorii, dafür, daß man die Frau nicht deswegen strafen könnte, weil sie ihre Zusage und Verbindung gebrochen, indem sie nichts zugesagt oder versprochen hätte. Ein Versprechen, welches einer leistet, wenn der andre ihn mit Gewalt dazu zwinget, ist kein Versprechen, und am allerwenigsten kann man sagen, daß sich jemand zu einer Sache verbindlich gemacht, wenn er öffentlich zu erkennen gegeben, daß er nicht damit übereinstimme. Die Frau war also nach meiner Einsicht zwar nicht unschuldig, weil sie eine Missethat begangen, aber ihr Mann hatte eben so wenig als ihre Eltern recht, sie anzuklagen. Denn der erste hatte sich mit einer Person ehelich verbinden lassen, welche öffentlich gegen die Copulation protestirt. Die Eltern aber konnten eben so wenig auf eine Bestrafung dringen, weil sie ihre Tochter gezwungen, demjenigen die Hand zu reichen, dem sie ihrem Geständnisse nach, das Herz nicht geben konnte. Wenn ein schlecht gebautes Haus niederfällt, so rührt solches nicht allemal von den Baumaterialien, sondern auch öfters von denen her, die dasselbe aufgerichtet, und nicht gesucht haben, durch feste

Steine

Steine und guten Kalk dem Gebäude seine rechte Verbindung zu geben. Und wenn aus einer übel gegründeten Ehe allerhand Verwirrungen entstehen, so haben diejenigen die Schuld, welche nicht auf die Liebe und Uebereinstimmung der Gemüther bey den verbundenen Personen gesehen haben. Denn dadurch muß die getroffene Vereinigung, wie ein Haus durch Kalk und Steine in einem guten Zustande erhalten werden.

Die gezwungenen Ehe werden übrigens auf eine zweyfache Art vollzogen. Man zwingt entweder beyde Personen, sich wider ihren Willen in eine eheliche Verbindung einzulassen, und alsdenn ist es, als wenn man zwey Pferde gerade gegen einander an eine Mühle spannet, woraus endlich diese Wirkung erfolgen muß, daß das Rad in Stücken springet. Oder es wird nur ein Theil von beyden genöthiget, eine Person, die man doch verabscheuet, zur Ehe zu nehmen. Und in diesem letztern Fall verhält es sich eben so, als wenn ein Fuß willig ist, der andere aber nicht folgen will, woher man gezwungen wird, auf einem Beine zu hinken, und endlich gar bald still zu stehen. Die erste Gattung einer solchen Ehe ist ein Streit, und die andere eine unvollkommene Vereinigung. Denn eben so wenig man es einen Kauf nennen kann, wenn der eine Theil zwar verkaufen, der andere aber nicht kaufen will. Eben so wenig kann auch eine Ehe vollkommen seyn, wenn beyde Theile nicht aus freyen Stücken und ohne den geringe

Die gezwungenen Ehen sind von zweyfacher Art.

ringsten Zwang dazu ihre Einwilligung geben. Deßfalls sagte jener lustige Mann in der Comödie, „ich bin halb verlobt, denn ich habe mein Herz ei„nem Mädgen geschenkt, es fehlt nun nichts wei„ter, als daß das Mädgen mir ihr Herze wieder „schenke“.

Ein Einwurf wird beantwortet.

Was man gegen diesen Satz einwenden kann, besteht darinn, daß junge Leute, aus Mangel der Einsicht, ihr eigen Wohl nicht kennen, und daher ihren Eltern und Vormündern eine so wichtige Sache überlassen müssen. Ich räume sehr gerne ein, daß die Eltern in diesem Falle nicht gänzlich müssen ausgeschlossen werden. Mich dünkt aber, daß dieselben in dieser Sache billig nichts weiter als einen guten Rath ertheilen, oder aufs höchste nur das ius praesentandi haben, und also den Kindern lediglich nur gewisse Personen vorschlagen sollten, aus welchen die Kinder nachher sich diejenigen erwählen könnten, welche der Neigung ihres Sinnes und Herzens am gemäßesten zu seyn scheinen. Aber es ist unerlaubt, und einer Tyranney ähnlich, den Kindern gewisse Personen aufzudringen, insonderheit wenn es auf eine solche Art geschicht, wie in Spanien und Italien gebräuchlich ist, wo Braut und Bräutigam sich einander nicht eher erblicken, als bis sie für den Altar treten. Man lacht über einen gewissen Priester, welcher seine Copulation mit diesen Worten angefangen: „Ein jeder, der in „die Ehe treten will, muß vorher zusehen, zuhö-

„ren

„ren und zufühlen“. Ich meines Theils finde an dem Eingang dieses ehrlichen Mannes nichts auszusetzen. Denn, wenn man nicht so behutsam verfährt: so ist es als wenn man, nach dem gemeinen Sprichworte, die Katze im Sacke kaufet.

Wenn ein Ehecontract nach dem Vorschlage des politischen Kannegiessers bedingungsweise, und zwar auf eine solche Art geschlossen würde, daß es einem Ehegatten nach vorhergegangener vierteljährigen Aufkündigung sich von dem andern zu trennen freystünde: so könnte die Freyheit der Kinder durch die Macht der Eltern eingeschränkt werden; da aber ein solcher Contract ewig währet, und eine unglückliche Ehe daher kein Fegfeuer, sondern eine Hölle ist: So handelt man unmenschlich, wenn man jemand wider seinen Willen zwingt, sich mit einer Person, die man doch verabscheuet, ehelich zu verbinden. Ja dieser Zwang ist nicht allein tyrannisch, sondern auch ungereimt. Denn da die Ehe eine liebreiche Vereinigung zweyer Herzen seyn soll: so kann ein Vater zwar wohl seine Tochter fragen, ob sie diese oder jene Person lieben könne: aber er kann ihr nicht befehlen, dieselbe zu lieben. Denn auf Befehl zu lieben, ist eben so unmöglich, als sich auf Befehl eine Handbreit grösser zu machen, als man ist, und es gilt auch hier, was man von dem Glauben zu sagen pflegt, daß man denselben nicht durch Gewalt jemanden beybringen und einpflanzen könne. Wollte man einwenden, daß man, wenn es einem gleich unmög-

möglich fiele, auf Befehl zu lieben, doch zum wenigsten die Anständigkeit beobachten, und sich gegen einen Ehegatten freundlich stellen könnte: So verhält sich dieses auf dieselbe Art, als wenn man in Religionssachen sagen wollte, daß man, weñ man gleich nicht vermögend wäre auf Befehl zu glauben, sich doch wenigstens anstellen könnte, als wenn man glaubte, oder daß man, welches einerley ist, einen Heuchler abgeben könnte. Es ist nach meiner Einsicht besser, so wohl in dem einen als in dem andern Falle aufrichtig zu verfahren. Denn wie man jemanden einen Irrthum in der Religion eher, als die Heucheley vergeben kann: so ist auch in der Ehe eine aufrichtige Ohrfeige nicht so tadelnswürdig, als ein falscher Kuß. So wie es weit edler und anständiger ist, wenn man seinem Feinde offenbar den Krieg ankündiget, als wenn man ihn unter dem Schein der Freundschaft überfällt, und ins Unglück bringt.

So unbillig nun die Eltern und Vormünder handeln, wenn sie ihre Kinder mit Macht, und gleichsam mit den Haaren zum Brautbette ziehen: so unrecht verfahren diejenigen insgemein auch, die verliebte Personen von einander zu trennen suchen, welche doch die Natur, durch eine verborgene Uebereinstimmung, mit einander scheint vereint zu haben. Ich sage insgemein, denn bisweilen kann man mit Recht Zwang gebrauchen, wenn man merkt, daß diese

Hinderniß in der Ehe ist eben so unbillig als der Zwang.

diese oder jene Partey einem ganzen Geschlechte unanständig und schimpflich seyn würde. Wo aber dieser Umstand wegfällt: so kann man mit Recht sagen, daß die Verhinderung in diesem Falle eben so unbillig und ungereimt sey, als der bereits oben angeführte Zwang. Denn da eine solche Trennung öfters härter als der Tod ist: so handelt man unbillig, wenn man darauf dringet. Es ist aber zugleich ein solches Verfahren auch ungereimt, und der gehoffte Endzweck kann dadurch unmöglich erreicht werden: denn man gießt dadurch nur Oel ins Feuer, und eine schwache und noch nicht weit getriebene Neigung wird durch diese Bemühung in eine romanische und tragische Liebe verwandelt. Daher haben auch die Poeten und Tragödienschreiber keine Leidenschaft stärker befunden, als das Verlangen liebender Personen, welche nicht erhalten können, was sie wünschen. Je mehr man die Aufsicht verdoppelt, je stärkere Schlösser man anlegt, und je festere Schanzen man aufwirft, desto heftiger wird die Liebe. Von dieser gedoppelten Art des Zwangs und von den Wirkungen desselben, geben die Geschichte der beyden Damen, welche gleich folgen werden, merkliche Beyspiele. Die eine war gezwungen, sich mit demjenigen zu vermählen, welchen sie haßte, und die andere durfte die Person nicht zur Ehe nehmen, welche sie liebte. Daher hat die Aufführung dieser beyden Fürstinnen zu den betrübten Begebenheiten Anlaß gegeben, welche in ihrem Leben vorkommen.

Mademoiselle de Montpensier.

Mademoiselle de Montpensier, eine Tochter des Gastons, Herzogs von Orleans, und Bruders Ludwigs des Dreyzehnten, erblickte das Licht der Welt den 28 Jun. 1627. Sie kann unter die gelehrten Prinzeßinnen gerechnet werden, und hat ihre eigne Geschichte in den bekannten Memoires abgefaßt, welche sie in acht Theilen nachgelassen. Weil ihre Mutter kurz nach ihrer Geburt starb, und ihr Vater nicht lange darauf aus Mißvergnügen den Hof verließ: so muste man gewisse Personen verordnen, ihre Mittel zu verwalten. Der berühmte Cardinal von Richelieu, welcher damals der höchste Minister in Frankreich war, und mit einer unumschränkten Macht regierte, wollte die Rückkunft des Herzogs von Orleans nicht anders, als unter so harten Bedingungen, erlauben, daß Mademoiselle, welche damals nur 4 oder 5 Jahr alt war, darüber heftig erbittert ward. Denn er ließ dem Herzog wissen, wenn er die Gnade des Königs seines Bruders wieder erlangen wollte, so müßte er sich zur Ehescheidung mit der lothringischen Prinzeßinn bequemen, welche er in seiner

Ihre Begebenheit in ihrer Kindheit.

Ab-

Abwesenheit zu Nanci zur Ehe genommen hätte und sich wieder mit Mademoiselle de Comballet, einer Niece des Cardinals, vermählen. Man darf sich nicht über diese Kühnheit des Cardinals wundern, weil er in einem so grossen Ansehen stand. Denn der König war, wie Mademoiselle berichtet, von Natur furchtsam, und geschickter sich von andern regieren zu lassen, als selbst zu regieren. Er konnte gleich seine ganze Gemüthsfassung verliehren, sobald er nur ein fremdes Gesicht erblickte. Der Herzog bequemte sich zum Vergleich, und kam wieder zurücke, jedoch ohne sich den Bedingungen zu unterwerfen, welche ihm der Cardinal vorschreiben wollte. Richelieu starb 1642, und der König folgte ihm kurz darauf im Tode nach. Daher ward die Verwaltung des Reichs der verwittweten Königinn anvertrauet, welche solche wieder dem Mazarin, einem Schüler des Richelieu übergab, daß also die gröste Gewalt wie vorher, in den Händen eines Cardinals blieb. Währender Zeit, daß Mazarin am Ruder saß, hielte der Graf von Soißon um Mademoiselle an, weil ihr Vater ihm bereits dieselbe versprochen, allein sie schlug diese Partey aus. Der damals aus seinen Königreichen vertriebene Prinz von Wallis, welcher nachher in England unter dem Namen Carl der Andre regierte, liebte sie auch, aber sie wollte seinen Antrag nicht einmal anhören, weil sie durchaus eine Kayserinn werden wollte. Hierauf hatte sie ihre Gedanken einzig und allein gerichtet, und nahm des-

wegen auch eine solche Aufführung an, welche mit der Gemüthsneigung des Kayfers übereinstimmte. Weil sie gehört hatte, daß der Kayser zu frommen und gottseligen Uebungen geneigt wäre, so richtete sie ihre Andacht auch darnach ein, und stellte sich, als wenn sie ins Kloster gehen wollte. Jedoch diese von ihr entworfene Ehe, kam eben so wenig, als der Vorschlag zum Stande, den man hatte, sie mit dem Könige von Spanien zu vermählen, welcher eben damals seine Gemahlinn durch den Tod eingebüßt hatte.

Mazarin stellte sich, als wenn er ihr Bestes besorgen wollte, man merkte aber bald, daß alles nur in blossen Worten bestand, und daß er es niemals ernstlich meynte. Dieses verursachte, daß die Prinzeßinn ihm den Rücken wandte, und sich zu der Partey des Prinzen von Conde schlug, welcher ein abgesagter Feind des Cardinals war, und die Unterthanen, insonderheit die Einwohner von Paris so sehr gegen die Minister aufhetzte, daß der junge König nebst der verwittweten Königinn und dem ganzen Hofe zu verschiedenenmalen die Flucht nehmen mußte. Dadurch erhielt der Prinz im Reich allenthalben die Oberhand, und nahm so sehr an Macht und Ansehen zu, daß verschiedene von seinen eigenen Anhängern, unter denen auch die Prinzeßinn war, kaltsinnig gegen ihn wurden. Man findet auch, daß sie selbst unter denen befindlich gewesen, die ihn in Verhaft zu nehmen, riethen, welches auch geschahe. Jedoch ihre Kaltsinnigkeit,

Antheil, den sie an den bürgerlichen Kriegen genommen.

keit, gegen den Prinzen, war von keiner langen Dauer. Denn sie trat abermals zur Partey desselben, und beförderte nicht nur seine Befreyung aus dem Gefängnisse, sondern that auch alles was sie konnte, das ganze Reich gegen den Cardinal und den Hof aufzubringen, wodurch sie es endlich dahin brachte, daß Mazarin genöthiget ward, aus dem Reiche zu fliehen. Sie gieng damals gar so weit, daß sie, da der Hof sich nach Orleans begeben wollte, in eigener Person dahin reisete, dieses zu verhindern. Sie fand die Thore zwar zugeschlossen, sie ließ aber ein Thor in Stücken schlagen, und kam dadurch in die Stadt, woselbst sie alle Einwohner beredete, sich öffentlich für die Partey des Prinzen zu erklären. Ihr eigener Vater, der Herzog von Orleans, sahe diese That als ein thörichtes Unternehmen an, und verglich dieselbe mit den Abentheuern eines wandernden Ritters. Wie aber die Sache glücklich ausfiel, so ward sie ihr zum Ruhm ausgelegt. Madame Motteville bezeugt, daß die Prinzeßinn sich selbst so groß damit gemacht, daß sie auch die Hoffnung gehegt, mit dem jungen König in Frankreich vermählt zu werden. Sie entdeckte ihre Gedanken auch der verwittweten Königinn in einem Schreiben. Wie aber dasselbe übel aufgenommen ward, so faßte sie gleich einen andern Brief ab, der mit Drohungen angefüllet war, und worinn sie zu erkennen gab, daß sie keine so geringe Person sey, welche man verachten dürfte. Sie könnte der königlichen Partey Dienste thun, wenn man ihr

Begehren erfüllte, aber die Genugthuung müste darinn bestehen, daß man sie zur Königinn machte. Endlich fügte sie noch hinzu, daß sie vermögend sey, dem Hofe die Sachen so schwer und verwirrt zu machen, daß man noch auf den Knien ihre Hülfe würde suchen müssen. Dieses hat Madame Motteville aus zween eigenhändigen Briefen der Mademoiselle gezogen, und bekannt gemacht. Man sieht daraus, daß diese Prinzeßinn einen seltsamen Hochmuth besessen, und daß es ihr bey der Munterkeit und Geschicklichkeit, welche sie besessen, an der nöthigen Klugheit gefehlt habe.

Ihr Hochmuth.

Wie sie Orleans auf solche Art gegen die Hofpartey in Sicherheit gesetzt hatte, so verließ sie nebst dem Prinzen diese Stadt, um sich nach Paris zu begeben. Kurz darauf ward ausserhalb dieser Hauptstadt vor dem Thor des heil. Antonius das berühmte Treffen gehalten, wo das Kriegsheer des Prinzen geschlagen ward. Es schien hierauf alles vor demselben verlohren zu seyn, Mademoiselle de Montpensier aber wandte die äusserste Mühe an, und brachte es endlich bey den parisischen Bürgern dahin, daß dieselben den geschlagenen Truppen die Thore öfneten. Sie begab sich zu gleicher Zeit in eigner Person nach der Bastille, und ließ daselbst die Kanonen gegen die königlichen Truppen abfeuren.

Eine heldenmüthige That.

Da aber die Hofpartey immer stärker ward, so muste Mademoiselle die Wirkungen ihrer erwiesenen

nen Tapferkeit und ihres grossen Eifers für den Prinzen von Conde empfinden. Denn sie erhielt nicht lange darauf Befehl sich nach St. Fargeau zu begeben. Man verfuhr aber dabey überaus gelinde und höflich. Denn der König ließ ihr wissen, weil er gehört hätte, daß sie sich nach diesem Orte begeben wollte, so stünde es ihr frey, diese Reise anzutreten. Sie hatte hierauf auch noch allerhand Verdrießlichkeiten, welche ihr Haus und Geschlecht betrafen, und gerieth sogar mit ihrem eignen Vater in Streit, mit welchen sie doch wieder ausgesöhnt ward.

Ihr Zustand nach wieder hergestellter Ruhe im Reiche.

Wie sie sechs Jahre von dem Hofe, seitdem ihr derselbe verboten worden, entfernt gelebt hatte, so erhielt sie die Gnade des Königes wieder, und erschien zu Sedan von neuen bey Hofe. Sie ward von dem Könige und der verwittweten Königinn liebreich empfangen, und Mazarin that ihr sogar einen Fußfall. Sie folgte dem Hofe hierauf nach Paris, woselbst der Bruder des Königs eine grosse Liebe zu ihr blicken ließ, und sich mit ihr zu vermählen suchte. Sie war auch nicht ungeneigt dazu. Denn die Verbindung mit einem jungen und wohlgebildeten Prinzen, welcher noch überdem ein Bruder des Königes war, schien ihr eine sehr anständige und vortheilhafte Partey zu seyn. Sie änderte aber ihre Gedanken wieder, und dieser junge Prinz vermählte sich kurz darauf mit einer englischen Prinzeßinn. Die Unruhen waren nun-

nunmehr völlig gestillt und beygelegt, und man war damals eben beschäfftiget, die Vermählung des jungen Königs mit einer spanischen Prinzeßinn zu Stande zu bringen, welche auch nachher vollzogen ward. Spanien u. Frankreich schlossen Frieden mit einander, und die Reiche wurden durch diese Vermählung verbunden. Dieses war das letzte Meisterstück des Mazarins, denn er starb kurz darauf, und sein Tod erweckte auch bey denen keine sonderliche Bekümmerniß, welche er sich doch durch Wohlthaten verbindlich gemacht, und zu Ehrenstellen und Würden erhoben hatte. Denn er that es nicht allemal umsonst, und spottete bisweilen selbst über diejenigen, welche von ihn befördert worden.

Einige Anmerkungen, welche den Cardinal Mazarin betreffen.

Wie man ihm einmal vorwarf, daß er die fürstliche Würde gar zu vielen Personen beylegte, so antwortete er, Je ferai tant des Ducas, qu'il sera honte de l'être et de ne l'etre pas: Das ist: „Ich „will so viele Herzoge machen, daß es eine Schan„de sowohl für diejenigen seyn soll, die es sind, als die „es nicht sind". Mademoiselle giebt ihm nur durchgehends ein schlechtes Zeugniß. Es ist ungewiß, ob sie ihn rühmen oder tadeln wollen, da sie die Freygebigkeit anführt, welche er kurz vor seinem Ende blicken lassen. Er ließ nämlich an einem gewissen Tage ein grosses Gastmahl anrichten, und dazu auch die königliche Herrschaft einladen. Nach der Tafel führte er seine Gäste, in eine Gallerie, welche mit Edelgesteinen und andern kostbaren

baren Sachen angefüllt war. Er gab dieses alles, jedoch mit dieser Bedingung preis, daß eine jede eingeladene Person durch eine Lotterey daran Theil nehmen sollte. Das gröste Loß bestand in einem Diamant, welcher 4000 Thaler werth war, und der einem Officier bey der königlichen Gendarmerie zufiel. Mademoiselle erhielt auch bey derselben Gelegenheit einen kleinen Diamant von 4000 Livres.

Bisher hatte man die Mademoiselle als eine Heldinn angesehen, welche ihren Feinden Trotz gebothen, und sich in Kriegsverrichtungen brauchen lassen. Es mußte nothwendig eine Verwunderung erwecken, da man sahe, daß eine junge Prinzeßinn von 20 Jahren mit einem solchen unerschrockenen Muthe, und mit einer solchen Gegenwart des Geistes, den gefährlichsten Treffen beywohnte. Wie aber die allergrösten Helden bisweilen sich durch geringe Dinge leichter als andere schrecken lassen, so ward sie selbst auch einmal von einer solchen unzeitigen Furcht überfallen, welches ein allgemeines Gelächter erweckte. Sie trägt kein Bedenken, diesen Zufall mit ihrer gewöhnlichen Aufrichtigkeit selbst zu erzählen. Wie sie einmal in Armagnack ihr Quartier in einem alten Hause genommen hatte, und des Nachts bereits eingeschlafen war, so pochte jemand an die Thüre, und schrie, daß sie sich eiligst retten möchte, weil das Haus gleich einfallen würde. Sie sprang deswegen aus dem Bette, und lief nach dem Hofe, wo sie sich allenthalben umsahe, und

Eine seltsame Begebenheit.

sich erkundigte, was dieses bedeuten sollte. Man sagte ihr, daß es nichts anders als ein Erdbeben sey, welches, weil es sich oft ereignete, bey den Einwohnern weiter keine Furcht verursachte. Wie sie dieses hörte, so ward ihr Gemüth wieder ruhig, aber sie merkte auch nun erstlich, daß sie nackend war, daher mußte sie sich in eine Pferdedecke einwickeln, welche ihr ein Stallknecht reichte, bis man ihre Kleider herbeybrachte. Dieses dient zum Beweise des Satzes, den ich an einem andern Orte von der Philosophie und Tapferkeit beygebracht habe, nämlich, daß der gröste Weltweise, und der kühnste Soldat durch einen unvermutheten Zufall in Bewegung gerathen, und in Furcht gesetzt werden könne, ohne seinen gewöhnlichen Character zu verlieren.

Neue Auftritte in ihrem Leben

Ich habe gesagt, daß man die Mademoiselle bisher als eine Heldinn angesehen. In den übrigen Auftritten ihres Lebens bemerkt man eine Vermischung von Liebe und Philosophie. Die Umstände, welche man bey ihrer Liebe wahrnimmt, bestärken den Satz, daß die so genannten Prudes unter dem Frauenzimmer, welche so zärtlich sind, und alles abzirkeln und auf die Waagschale legen, insgemein die schlechteste Wahl treffen. Man kann dieselben in diesem Stücke, mit den Misantropen vergleichen, denen alle Menschen zuwider sind, welche aber endlich ihre Liebe und Neigung einem solchen Vorwurf widmen, wodurch bey andern ein Widerwillen erweckt wird.

Ich

Ich habe bereits gezeigt, daß diese Prinzeßinn verschiedene vortheilhafte Parteyen ausgeschlagen, und daß sie durchaus keinen andern Gemahl haben wollen, als den Kayser, oder den jungen König in Frankreich. Ihr Anverwandter, Monsieur de Turenne, schlug ihr eine Partey mit dem Könige von Portugall für, worauf sie aber im Eifer antwortete: Ey! den will ich nicht. Turenne ward darüber empfindlich, und sagte: Damen von eurem Stande müssen keinen andern Willen haben, als den Willen des Königs. Nachdem man lange davon geredet hatte: so erklärte sie sich endlich ganz kurz, daß sie nicht das geringste weiter von dieser Materie hören wollte. Ja sie verharrete stets bey diesem Vorsatze, ob man ihr gleich nachher noch verschiedene andere Parteyen antrug, wesfalls ihr auch zu verschiedenenmalen der Hof verboten ward.

Jedoch, diese zärtliche und hochmüthige Prinzeßinn, welche vorher durchaus nichts weniger als eine Kayserinn seyn wollte, und aus dieser Ursache sowohl auswärtige Könige als auch ihren Cousin, den Herzog von Orleans verschmähet hatte, ward in ihrem 43 Jahre sterblich verliebt, und verfiel auf eine Partey, welche ihrer hohen Geburt ganz unanständig war. Sie erzählt diese Liebe selbst in ihren Memoires, man findet aber eine ausführlichere Nachricht von derselben in einer andern Schrift, welche den Titel führet: Les amours de Mademoiselle & de Monsieur Lauzun, und woraus ich das vornehmste anführen will.

Wenn

Wenn man dem Verfasser dieser Schrift Glauben beylegen darf: so kann man diese Sache als eine Wirkung von einem blossen Zufalle ansehen, wozu folgende Gelegenheit Anlaß gab. Der Graf von Lauzun befand sich einmal in einer Gesellschaft, wo man von der Vermählung der Mademoiselle redete. Einer von den Anwesenden wandte sich bey dieser Gelegenheit an Monsieur de Lauzun, und sagte: **Warum versucht ihr euer Glücke nicht, dieses ist eine Sache, worauf ihr billig denken solltet.** Lauzun ward über diese Rede sehr bestürzt, und gab in seiner Antwort zu erkennen, daß es zu kühn und zu verwegen von ihm seyn würde, wenn er so hohe Gedanken fassen wollte. Nichts destoweniger erweckte diese Sache doch ein Nachdenken bey ihm, und er wartete also der Prinzeßinn nicht nur öfterer, als vorher, auf, sondern er that auch alles, was zu ihren Vergnügen gereichen konnte. Nach verschiedenen Unterredungen, welche er mit ihr geführt, und woraus er abnehmen konnte, daß seine Person ihr nicht ganz unangenehm sey, nahm er sich endlich einmal die Freyheit zu sagen, daß er wohl merken könnte, daß Mademoiselle ihren Stand bald verändern würde. Er wünschte daher innerlich, die Person zu erst kennen zu lernen, welche das Glück haben würde, ihr Gemahl zu werden, damit er denn auch zuerst die Ehre haben mögte, ihr dazu Glück zu wünschen. Die Prinzeßinn versprach ihm solches kund zu thun, worauf er sich gleich mit einer gros-

Diese Liebe ist einem Roman ähnlich.

grossen Bewegung erkundigte, wenn solches geschehen sollte? Die Prinzeßinn, welche die Ursache seiner Unruhe merkte, antwortete mit einem Lächeln, daß es innerhalb drey Monaten geschehen sollte. Ach, versetzte der Graf darauf, diese Zeit wird mir sehr lange währen, und meine Geduld wird dadurch recht auf die Probe gesetzt werden. Jedoch, ich muß die Zeit erwarten, weil es die Prinzeßinn so befiehlet. Wie die bestimmte Zeit verstrichen war: so stellte sich der Graf wieder bey der Prinzeßinn ein, und sagte: Nun ist die Zeit da, und ich hoffe, daß Ew. Hoheit Dero Versprechen nachkommen werden. Die Prinzeßinn erkundigte sich bey ihm, ob die drey Monate bereits verflossen wären, worauf er antwortete, daß ihm diese drey Monate als drey Jahre vorgekommen, und daß er die Zeit kaum erwarten können. Aber, sagte die Prinzeßinn, was kann es euch helfen, wenn ihr solches erfahret? So viel, versetzte Lauzun, daß ich dadurch der glückseligste Mensch auf der Welt werden kann. Wohlan, erwiederte die Prinzeßinn, ich will es euch diesen Abend sagen. Auf welche Art, sagte er darauf, soll dieses geschehen? Die Prinzeßinn antwortete: Ich will es auf eine Scheibe in meinem Fenster schreiben. Auf eine Fensterscheibe? antwortete er: Auf solche Art wird es der erste im Hause, der sich dem Fenster nähert, eher als ich erfahren. Die Prinzeßinn erkundigte sich bey ihm, auf was

für

für eine Art er denn dieses zu erfahren wünschte. Worauf Lauzun versetzte: **Auf diese Art, welche Ew. Hoheit für gut finden, wenn ich nur der erste bin, der es erfährt.** Endlich erklärte sich die Prinzeßinn auf folgende Art: **Bekümmert euch nicht darum, ich will es auf ein Blatt Papier schreiben, und euch solches noch diesen Abend überliefern.**

Wie der Abend anbrach, so nahete er sich aufs ehrerbietigste zu ihr, und erinnerte sie ihres Versprechens. Sie übergab ihm darauf einen versiegelten Zettel und sagte: „Sehet, da ist dasjenige, „was ihr verlangt habt. Oefnet aber den Zettel „nicht eher, als nach Mitternacht. Denn weil „es heute Freytag ist, und ich bemerket habe, daß „alle Freytage mir zuwider und unglücklich sind: „so will ich, daß dieser Tag erst ganz „vorbey gehen soll". Lauzun gieng darauf von ihr: er stellte sich aber um Mitternacht wieder ein, und zeigte ihr, daß der Zettel noch versiegelt sey, und daß er ihrem Befehl aufs genaueste nachgelebet habe. Die Prinzeßinn antwortete, **wartet noch eine Viertelstunde, und alsdenn erlaube ich euch, den Zettel zu eröfnen.** Dieses geschahe auch; worauf sie noch hinzufügte, daß er nun weggehen, den Zettel eröfnen, und morgen weiter mit ihr reden könnte.

Sie giebt ihm ihre Liebe zu erkennen.

So bald der Graf zu Hause angelanget war, so eröfnete er den Zettel, und fand zu seinem größten Erstaunen, daß sein eigner Name darinn geschrieben

ben war. Er schwebte aber dennoch zwischen Furcht und Hoffnung, weil er denken konnte, daß die Prinzeßinn blos aus dieser Ursache seinen Namen hineingeschrieben, um mit ihm ihren Scherz zu treiben, und brachte daher den übrigen Theil der Nacht in grosser Unruhe zu. So bald der Tag anbrach, machte er sich fertig, zu der Prinzeßinn zu gehen. Wie dieselbe ihn erblickte, und merkte, daß er so blaß und verwirrt aussahe: so redete sie ihn mit diesen Worten an: **Woher rühret doch diese schleunige Veränderung; gestern waret ihr lustig und munter, und heute seyd ihr betrübt und niedergeschlagen?** Lauzun antwortete: **Ich hätte nicht geglaubt, daß Ew. Königliche Hoheit so offenbar über mich hätten spotten wollen.** Mademoiselle mußte ihn also versichern, daß es ihr wahrer Ernst sey, und sie konnte ihn kaum mit grosser Mühe dahin bringen, daß er solches glaubte. Wie aber Lauzun vollkommen davon überführt war: so fiel er auf die Knie, und bezeugte seine Erkänntlichkeit. Der Verfasser dieser Schrift bezeugt, daß man niemals etwas beweglichers hören können, als die Rede, die er damals gehalten.

Es war also nichts weiter übrig, als daß der Graf auch die Einwilligung des Königs zu erhalten suchte. Wie er einmal mit dem König von solchen Sachen redete, welche die Prinzeßinn betrafen: so lächelte der König dabey, und sagte: „Es scheint, Lauzun, daß meine Cousine dir am Her-

zen

„zen liegt. Denn ich merke aus deiner Rede, daß „du in einem bessern Ansehen, als sonst jemand, „bey ihr stehen mußt". Lauzun antwortete darauf, daß er nicht läugnen könnte, daß die Prinzeßinn ihm so viele Merkmaale ihrer Zuneigung gegeben, daß er sich zu einem Glücke ohne gleichen Hoffnung machen könnte, wenn Ihro Majestät sich nur auch in diesem Stücke gnädig erzeigen wollten. Madame Montespan, welche damals gegenwärtig war, und durch diese Rede des Lauzuns eingenommen worden, sagte hierauf zum Könige: **Warum wollten Ew. Majest. sein Glück hindern; er ist ja ein Mann von grossen Verdiensten. Wohlan,** erwiederte endlich der König, **sey versichert, Lauzun, daß ich dir in allen Stücken behülflich seyn will.**

Der Graf hatte diese Versicherung kaum von dem Könige erhalten: so verfügte er sich zu der Mademoiselle, um ihr davon Nachricht zu geben. Weil nun also nichts weiter übrig war, als daß diese beyden Verliebten des Königs öffentliche Einwilligung erhielten: So verfügte sich Mademoiselle, um diese Sache zu stande zu bringen, zum Könige, und begehrte dessen Einwilligung. Der König antwortete ihr freundlich, und sagte, ihr Begehren sey zwar etwas seltsam und fremd, doch wollte er ihr nicht entgegen seyn. Er bat sie allein, sich wohl zu bedenken. Wenn die Verliebten auf diese und die andre Erklärungen des Königs, die er, ihrem Wunsche gemäß, ertheilte, unverzüglich zur Vollziehung ihres Bündnisses geschritten wä-

wären: so würde die Sache ihre Richtigkeit gehabt haben. Weil sie aber noch einige Tage warteten: so erhielten die Königinn, der Herzog von Orleans, und der Prinz von Conde dadurch Gelegenheit, alles wieder umzustossen, und liessen nicht eher nach, den König zu bitten, bis derselbe ihnen versprochen, seine Gedanken zu ändern, und die Prinzeßinn von einer ihr so unanständigen Partey abzuhalten. Niemand trieb diese Sache eifriger, als der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans. Denn derselbe hatte noch einen besondern Haß auf die Prinzeßinn geworfen, weil er selbst ehedem um ihr angehalten, aber eine abschlägige Antwort erlangt hatte. Ihro Majestät ließ deswegen des Abends einmal die Prinzeßinn zu sich kommen, und entschuldigte sich, daß er das gegebene Versprechen nicht halten könnte. Diese Worte waren ein Donnerschlag in den Ohren der verliebten Prinzeßinn. Sie hörte dieselben als ein Todesurtheil an, und sagte: **Was wird aus Monsr. Lauzun werden? und was wird aus mir selbst werden?** Der König antwortete: **Ich will ihn auf eine andre Art zufrieden stellen, daß er vergnügt seyn soll.** Was für eine Verwunderung übrigens diese Begebenheit erweckt, und was man bey Hofe davon geurtheilet, solches kann man aus den Briefen der Marquise von Sevignes abnehmen, welche diese Sache sehr erläutern, und die ich aus dieser Ursache nicht füglich übergehen kann. Sie sind an den Herrn von Coulanges geschrieben, und lauten folgendergestalt:

„Ich will dir eine Sache erzählen, die wunder-

„barste, die seltsamste, die unglaublichste, die größte,
„die kleinste, die rareste, die gemeinste, die bekannte-
„ste, aber bis hieher die verborgenste Sache, kurz ei-
„ne Sache, wovon man bisher noch kein Exempel
„hat, eine Sache, die man niemals vermuthen
„können, die man nicht zu Paris glauben kann,
„und die deswegen auch zu Lion unglaublich ist. Ich
„kann mich nicht überwinden, dieselbe zu offenba-
„ren, ich kann mich aber auch nicht zwingen, diesel-
„be zu verschweigen. Monsieur Lauzun wird an
„dem künftigen Sonntage Hochzeit halten, aber
„rathe! wie heißt die Braut? Er wird sich mit
„Mademoiselle, mit Mademoiselle, mit Made-
„moiselle vermählen, ja, bey meiner Ehre, bey
„meiner Ehre, ja bey meiner durch einen Eyd be-
„kräftigten Ehre, er wird sich mit Mademoiselle,
„mit der grossen Mademoiselle, der Enkelinn Hen-
„richs des Vierten, vermählen. Wenn du dar-
„über verwirrt wirst, wenn du schreyest, das sind
„Lügen, das ist Scherz, so hast du Ursache, es für
„einen groben Scherz zu halten. Wenn du gar
„deswegen auf mich ungehalten wirst, so kann ich
„es dir nicht verdenken: denn ich bin eben so un-
„gehalten auf diejenigen geworden, welche mir die-
„se Sache zuerst erzählt haben.

In einem andern Briefe an eben denselben, schreibt sie folgendergestalt:

„Es war am Montage, da die Sache kund ge-
„macht ward, und der Dienstag darauf ward mit
„allerhand Reden, mit Verwunderung, und mit
„Complimenten zugebracht. Am Mittwochen
„schenkte Mademoiselle ihrem Bräutigam bis auf

„weitern

„weitern Bescheid vier Fürstenthümer, nämlich „Eu, welches die erste Paire in Frankreich ist, das „Herzogthum von Montpensier, von welchem er „gestern den ganzen Nachmittag den Titel geführt, „die Fürstenthümer St. Fargeau und Chatellerault, „welche zusammen auf 22 Millionen Gulden kön„nen geschätzet werden, aber am Donnerstag Mor„gen, wie Mademoiselle hoffte, daß der König „seinem Versprechen gemäß, den Ehecontract un„terzeichnen sollte, so ließ er dieselbe zu sich rufen, „und gab ihr zu erkennen, daß sie nicht weiter auf „diese Partey denken möchte. Hier ist gewiß eine „reiche Materie zu einem Roman oder zu einer Tra„gödie, und insonderheit zu einem immerwähren„den Gespräch, worinn wir uns auch hier Tag und „Nacht ohne Aufhören üben, und ich hoffe, daß „ihr an eurem Ort ein gleiches thun werdet".

Man siehet aus diesen Briefen der sinnreichen Frau von Sevignes, die grossen Bewegungen, welche durch diese Begebenheit veranlasset worden.

Ihre Liebe mit den Grafen von Lauzun wird aufgehoben.

Auf solche Art endigte sich diese Historie, welche sowohl an dem französischen Hofe, als auch in fremden Ländern ein grosses Aufsehen erweckte. Man lernt daraus den Character dieser Prinzeßinn kennen, daß sie nämlich etwas romanisches an sich gehabt, und daß sie ihre Liebe nach dem Entwurf eingerichtet, welchen man in den Romanen findet, die sie fleißig gelesen hatte. Sie erzählt selbst die meisten Umstände von dieser Liebe in ihren Memoires, obgleich nicht allemal auf eben dieselbe Art, wie der Ver-

fasser der oben angeführten Schrift, woraus dieses genommen ist.

Ihre mit dem Lauzun getroffene Verbindung ward also, wie ich bereits gesagt habe, im Decembr. 1670 aufgehoben. Mademoiselle beschweret sich heftig darüber, und zwar mit solchen Worten, welche fast eine Verzweifelung anzeigen. Man hatte billig Ursache sich zu wundern, da man sahe, daß diese vorher so zärtliche und hochmüthige Prinzeßinn itzt durch die Liebe ganz eingenommen war. Der König Ludwig der Vierzehnte fuhr beständig fort, ihr Ansuchen abzuschlagen; ja

Lauzun fällt in Ungnade.

er ließ so gar in dem folgenden Jahre den Grafen von Lauzun in Verhaft nehmen, und nach Pignerol bringen. Lauzun suchte zwar zu entfliehen, aber er ward von der Wache in der Flucht ergriffen, und in eine noch genauere Verwahrung gebracht. Mademoiselle bemühete sich aufs äusserste seine Befreyung zu befördern, und wandte grosse Geldsummen darauf an. Sie brachte es endlich auch so weit, daß er nicht nur in Freyheit gesetzt ward, sondern auch die Erlaubniß erhielt, wieder nach Paris zu kommen. Er hatte aber kaum seine Freyheit wieder erlangt: so vergaß er alle ihm erzeigte Wohlthaten; und hier ist es, wo ihre Memoires ein Ende nehmen, nämlich in dem Jahr 1688. Ei-

Verdacht wegen einer heimlich mit ihm geschlossenen Ehe.

nige haben vorgegeben, daß dieser Roman sich mit einer heimlichen Ehe endiget. Mademoiselle giebt auch selbst in ihren Memoires zu erkennen, daß ein solches Gerücht entstanden

sey.

sey. Sie sagt aber auch zugleich, daß sie sich keine Mühe geben wolle, dieses Gerücht zu widerlegen, weil sie versichert wäre, daß weder der König, noch sonst jemand, einer solchen Rede Glauben beymessen würde. Es ist glaublich, daß es ein Gedicht gewesen, ob gleich ein gewisser Schriftsteller sagt, daß man in der Stadt Eu als eine sichere Wahrheit erzählt, daß die Prinzeßinn mit dem Lauzun eine Tochter gezeugt, welche zu Treport erzogen worden, und bis 1727 oder 1728 gelebet habe.

Mademoiselle de Montpensier starb nicht lange darauf, nämlich 1693, und hat verschiedene Schriften nachgelassen, welche in acht Theilen in Duodez herauskommen sind. Darinn findet man 1) Nachrichten welche zu ihrer eignen Geschichte, und zu der Historie der damaligen Zeiten gehören, 2) Briefe, welche zwischen ihr und der Madame Motteville gewechselt worden, und worinn von einem Vorschlage zu einem Einsiedlerleben gehandelt wird, auf welche Art solches am besten und am vergnügtesten könnte eingerichtet werden 3) Ihre mit Monsieur Lauzun gepflogene Liebe, wovon bereits vorher geredet worden. 4) Beschreibung einer unsichtbaren Insel, welcher ein sinnreicher Roman ist, und worinn sie über einen gewissen Parlamentsherrn zu Dombes scherzet. 5) Geschichte der Prinzeßinn von Papylagonien, welches eine Spötterey über ein vornehmes Frauenzimmer ist, welche weder schön noch artig war. Huetius, welcher von diesen dreyen Romanen redet, bezeugt, daß Mademoiselle davon nur wenige Exemplare drucken lassen, weil sie zu verhüten

gesucht, daß sie nicht in aller Leute Hände kommen sollten. Er sagt weiter, daß die Prinzeßinn selbst ihm eines von diesen Exemplaren geschenkt, worinn er am Rande die Namen der Personen gezeichnet, die in den gedruckten Büchern ausgelassen worden.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Hortensia Mazarini.

Diese Dame, welche wegen ihrer Klugheit, Einsicht und seltsamen Begebenheiten so bekannt in der Historie geworden, war eine Schwestertochter des berühmten Cardinals Mazarin. Ihre älteste Schwester gefiel dem König Ludwig den Vierzehnten so sehr, daß es gar schien, als wenn sie Königinn in Frankreich werden würde. Aber ihr Mutter Bruder, der Cardinal verhinderte dieses, um der Nachrede zu entgehen, ob er sich gleich sonst sehr wenig um die Urtheile andrer Leute zu bekümmern, sondern immer zu sagen pflegte: Laiſchions les dire, pourvou qu'ils nous laiſchent faire. Diese Hortensia, welche jünger war, ward von dem Cardinal, wegen ihrer grossen Eigenschaften, am meisten geliebt, und derselbe faßte daher auch den Entschluß, seinen Namen durch sie fortzupflanzen, und ihr sein grosses Vermögen allein zu überlassen.

Mazarin faßt den Entschluß, die Hortensia zu seiner einzigen Erbinn zu erklären.

Es geschahen deswegen verschiedene Vorschläge, sie auf eine anständige und vortheilhafte Art zu ver-

vermählen. Endlich traf die Wahl denjenigen, mit welchem ihr am wenigsten gedient war, nämlich den Herzog von Milleraye. Dieser Herr faßte eine solche Liebe zu ihr, daß er auch sagte, er wollte mit Freuden drey Monate nach dem Beylager sterben, wenn er nur das Glück haben möchte, ihr Gemahl zu werden. Sie scherzt selbst darüber in ihren Memoires, und sagt, „Er erhielt mehr, als er gewünscht. Den er ward mein Gemahl „und starb doch nicht". Man sagt, daß dem Cardinal im Anfange dieses Ansuchen des Herzogs, so sehr zuwider gewesen, insonderheit da derselbe sich gewegert hatte, die älteste Schwester zur Gemahlinn zu nehmen, daß er sich auch öffentlich verlauten lassen, er wollte die Hortensia lieber einem Lakai zur Ehe geben. Der jungen Hortensia konnte diese Partey eben so wenig gefallen. Denn sie liebte den Umgang, und war munter und lebhaft, der Herzog aber trieb seine Frömmigkeit und Andacht so weit, daß er darüber bey allen lächerlich ward.

Vorschlag, wegen einer Vermählung zwischen ihr und dem Herzoge von Milleraye.

Der Abt von Choisi beschreibt seinen Character folgendergestalt. Seine Schultern waren nicht stark genug, das Glück und die Ehre zu ertragen, welche ihm durch die Verbindung mit einer Gemahlinn von so ungemeinen Eigenschaften, u. von einem so grossen Reichthum zu Theil ward. Er war wankelmüthig, verdrießlich und mistrauisch, und eine unzeitige Andacht verdarb vollends das Gute,

Character dieses Herzogs.

was etwa sonst noch bey ihm anzutreffen seyn mochte. Wie er einmal in seiner Gallerie spatzieren gieng, so nahm die Andacht bey ihm so sehr überhand, daß er mit einem Hammer alle unschätzbare Statuen in Stücken schlug, welche zum Zierrath und zur Pracht dahin gesetzt worden. Wie ihn der König durch den Colbert nach der Ursach dieses seltsamen Verfahrens fragen ließ, so schützte er sein Gewissen für. Der König trieb diese Sache damals nicht weiter, wie er aber nach einiger Zeit auf einer Treppe des Louvre einen Hammer erblickte, so sagte er: „Sehet, hier liegt ein Gewehr, „welches der Herzog Mazarin vortreflich zu gebrau„chen weiß". Zu einer andern Zeit fiel der Herzog, da er den Bischoff von Noyon bis an den Wagen begleitete, an dem Schlag der Carosse auf die Knie, und bat den Bischoff um seinen Segen. Der Bischoff, welcher nur Reisekleider trug, erschuldigte sich sehr lange, wie er sich aber nicht loswickeln konnte, so sagte er endlich: „Mein Herr, „weil ihr mit so vielem Eifer darauf dringet, sehet, „so gebe ich euch mein Mitleiden.

So war die Person beschaffen, welche die Ehre genoß, mit einer Dame ehelich verbunden zu werden, die aller Augen auf sich zog, und um welcher willen der Cardinal unter den ansehnlichsten und vornehmsten Herren, die damals an dem französischen Hofe lebten, gleichsam die Musterung hielt, um ihr aus denselben einen würdigen Gemahl zu erwählen. Die Partey mit dem Herzoge von Millerayе ward auf folgende Art zu Stande gebracht. Wie der Cardinal sein heran-

nahen-

nahendes Ende merkte, und dennoch gerne bey Zeiten die nöthigen Anstalten verfügen wollte, seinen Namen und sein Gedächtniß fortzupflanzen, so eröffnete er dem Bischoff von Frejus, Zongi, Ondedei, seine Gedanken, und überlegte mit ihm, was er für eine Partey treffen, und was für einen Gemahl er seiner Schwestertochter, der Hortensia geben sollte, durch welche er seinen Namen zu erhalten, und der er seinen Reichthum zuzuwenden gedächte. Madame Mazarin bezeugt in ihren Memoires, daß damals sowohl der König in England, als der Herzog von Sovoyen in Vorschlag gekommen. Weil aber der Herzog von Milleraye dem Bischoff von Frejus 50000 Thaler versprochen hatte, wenn er ihm in dieser Sache behülflich seyn könnte, so unterließ der Bischoff nicht, den Herzog in seinem Ansuchen aufs kräftigste zu unterstützen, und brachte es endlich auch dahin, daß diese Partey geschlossen ward. Der Ehecontract war folgendergestalt abgefaßt. Milleraye, sollte hinführo den Titel und Namen eines Herzogs von Mazarin führen, und, nebst seiner Gemahlinn der einzige Erbe des Cardinals seyn; auch nach dem Tode seiner Gemahlinn die ganze Erbschaft behalten. Sollte aber seine Gemahlinn ihn überleben, so ward derselben nur ein Einkommen von 600000 Gulden bestimmt. Das Beylager geschahe den 26 Febr. 1661, da Madame Mazarin nur 15 Jahr zurück gelegt hatte. Wie die Partey

Auf welche Art diese Partey geschlossen worden.

Milleraye nimmt den Titel eines Herzogs von Mazarin an.

tey geschlossen war, so mußte sich der Bischoff von Frejus mit einer blossen Danksagung abspeisen lassen, weil der Herzog sich nicht entschliessen konnte, eine so grosse Summe Geldes auszugeben, obgleich die Erbschaft sich auf zwanzig Millionen Gulden belief.

Der Cardinal starb einige Zeit hernach, und hinterließ einen erstaunlichen Reichthum, wodurch Madame Mazarin nach ihrem eignen Geständnisse die reichste, aber auch zugleich die unglückseligste Person in der Christenheit ward. Ihr Bruder und ihre Schwester, welche der Cardinal im Testamente übergangen hatte, betrübten sich nicht sonderlich über seinen Tod, sondern sagten, Gott Lob, daß er gestorben ist. Madame Mazarin selbst grämte sich nicht viel darüber, ob sie gleich in ihren Memoires dieses selbst an sich, als eine Undankbarkeit tadelt, und die darauf erfolgten unglücklichen und widrigen Begebenheiten als Strafen dieser Undankbarkeit ansieht.

Schlechter Ausfall dieser Ehe.

Sie merkte gleich, daß sie an dem Herzoge von Mazarin einen sehr unangenehmen und beschwerlichen Ehegatten erhalten hätte. Wie sie ihrer Schwester von der Bekümmerniß Nachricht gab, worinn sie durch diese Ehe versetzt worden, so erhielt sie keinen andern Trost, als diesen: crepa, crepa, das ist, stirb aus Gram. Sie erzählt es selbst, wie sie von dem Herzoge in den ersten Jahren gehalten worden: „Da der Herzog mich „aus Furcht nicht in Paris lassen wollte, so nahm „er mich in den drey ersten Jahren auf allen seinen

Reisen

„Reisen mit. Dreymal muste ich ihn nach dem „Elsas, und eben so oft nach Bretagne begleiten, „wenn er nach andern Oertern reisete, so muste „ich bey ihm seyn, und bisweilen, wenn ich schwan„ger war, zweyhundert Meilen mit ihm zurück le„gen. So bald ich nur mit einem von meinen Be„dienten geredet hatte, so konnte ich versichert seyn, „daß derselbe morgen seinen Abschied erhalten wür„de“ Ja die Eifersucht des Herzogs gieng so weit, daß er nicht leiden konnte, daß sie eine besondre Neigung gegen ihre Mägde und Aufwärterinnen blicken ließ, und es schien also, daß er zuletzt verlangte, daß sie niemanden als ihn allein ansehen sollte. Durch eine solche Aufführung erbitterte er die Herzoginn immer mehr, und unterwarf sich selbst einer grossen Nachrede. Aber er kehrte sich nicht daran, sondern wandte für, daß alles, was er thäte, zu ihrem eignen Besten geschehe, und daß er sie mehr als seinen eignen Ruhm liebe. Madame Mazarin bezeugt, daß sie dieses alles noch gerne ertragen wollen, wenn er sich nur nicht durch einige scheinheilige Leute regieren und verleiten lassen, erstaunliche Geldsummen wegzugeben. Daher sie auch besorgte, daß ihr Sohn, welcher sonst der reichste Herr in Frankreich seyn könnte, durch eine solche Wirthschaft arm werden dürfte. Es scheint, daß diese Nachricht einigermassen vergrössert worden, weil sie von ihr selbst herrührt. Indessen aber bezeugen doch auch andre, daß dieser Herzog, ein sehr seltsamer Herr gewesen, und entschuldigen aus dieser Ursache, die

Schlechte Aufführung des Herzogs.

dar-

darauf erfolgte Aufführung der Herzoginn. Sie ließ es im Anfange dabey bewenden, daß sie sich darüber sowohl bey ihm selbst, als bey andern beschwerte, aber sie erhielt nur einen sehr schlechten Trost. Wie sie ihn endlich wieder nach dem Elsas begleiten sollte, wo er Gouverneur war, so verließ sie ihn. Sie flohe zu der Gräfin von Soissons, ihrer Schwester; und nahm Edelgesteine mit, die auf 50000 Thaler geschätzt wurden. Diese Flucht verursachte ein grosses Aufsehen. Ihre Freunde bemüheten sich, sie wieder mit einander auszusöhnen, und es ward auch ein Vergleich auf folgende Bedingungen geschlossen, daß sie nicht gehalten seyn sollte, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Die Diamanten aber sollten dem Colbert zur Verwahrung übergeben werden. Madame Mazarin hielt sich inzwischen bald in diesem, bald in jenem Kloster auf. Der Herzog wandte alle Mühe an, sie zu bewegen, daß sie wieder zu ihm kommen möchte, und da er durch gute Worte nichts ausrichten konnte, so suchte er sie mit Gewalt zu entführen. Weil man aber dieses merkte, so gab man desto genauer auf alles acht, und der Herzog konnte also seinen Entzweck nicht erreichen. Insonderheit aber suchte der Herzog sich aus dieser Ursache ihrer Person zu bemächtigen, weil sie, wie die Jugend insgemein zu dergleichen lustigen Einfällen geneigt zu seyn pflegt, allerhand Possen in dem Kloster ausübte, daß sie Z. B. auch einmal die Gefässe anstatt des Weihwassers, mit Dinte anfüllen ließ, wodurch die

Erste Flucht der Madame von Mazarin.

Non-

Nonnen ihr Gesicht befleckten. Weil er aber merkte, daß es ihm schwer fallen würde, sie mit Macht zu entführen, so versuchte er es durch einen Proceß möglich zu machen. Die Sache kam für das Parlament, der König aber trat ins Mittel, und brachte es zu einem Vergleich, welcher in folgenden Puncten bestand, daß Madame Mazarin sich wieder nach ihrem Hause begeben sollte. Daselbst aber sollte es ihr freystehen, nach ihrem eignen Gefallen Bedienten anzunehmen. Es ward auch zugelassen, gewisse Zimmer für sich allein zu bewohnen, und zugleich erhielt sie die Freyheit, dem Herzog auf seinen Reisen nicht zu folgen. Was die Theilung der Mittel und des Vermögens betraf, so sollte dieser Punct von den königlichen Ministern zu Stande gebracht werden.

Der Herzog erregt der Herzoginn einen Proceß.

Jedoch dieser Vergleich ward bald wieder aufgehoben, und konnte unmöglich von einer langen Dauer seyn, da die Gemüther so sehr von einander unterschieden waren. Madame Mazarin ließ kurz darauf ein Gerüste aufrichten, um auf demselben eine Comödie vorzustellen. Zwo Stunden vorher, ehe das Schauspiel seinen Anfang nehmen sollte, fand der Herzog für gut, das Gerüste niederreissen zu lassen, und wandte für, es sey ein Festtag, welcher dadurch entheiliget würde. Ihre Freunde sahen dieses als eine neue Kriegserklärung an indessen redeten sie doch beyde denselben Nachmittag eine Zeitlang höflich mit einander, ob sie sich gleich selbst bereits von Tisch und Bett geschie-

schieden hatte. Der Herzog aber konnte sich nicht lange in diesen Zustand schicken. Es gereuete ihn der getroffene Vergleich, und er hielt deswegen bey dem Könige an, daß die Schrift, welche desfalls abgefaßt worden, in Stücken möchte gerissen werden. Madame Mazarin gab auch ihre Einwilligung dazu, jedoch mit dieser Bedingung, daß der König sich nicht weiter in diese Hausstreitigkeit mengen möchte. Der König versprach dieses, und hielt sein Wort auch nachher stets unverbrüchlich. Der Herzog ließ hierauf allerhand Historien von dem unordentlichen Leben der Madame ausprengen, und weil sie besorgte, daß der König denselben Glauben beylegen möchte, so ließ sie sich durch eine Dame nach Hofe führen, von welcher sie dem Könige mit diesen Worten vorgestellet ward: **Hier ist die Sünderin, von welcher man so viel Böses redet.** Der König aber bezeute, daß er niemals das geringste davon geglaubt habe.

Nach aufgehobenen Vergleiche nahm der Proceß wieder seinen Anfang, und da Madame Mazarin merkte, daß der Herzog viele Mitglieder des Parlaments gewonnen hatte, so versäumte sie an ihrer Seite auch nicht, sich Freunde zu erwerben. Sie war hierinn auch glücklich, und daher kann man um so viel weniger begreifen, aus welchen Ursachen sie zu der Zeit abermals auf den Entschluß gerathen, aus dem Reiche zu fliehen, und nach Italien zu gehen. Man muß daher glauben, daß sie durch den unüberwindlichen Abscheu, welchen sie gegen den Herzog gefaßt, allein dazu angetrieben worden.

Sie flieht zum andern mal.

Sie

Sie entflohe in einer männlichen Kleidung, welche sie, um destoweniger erkannt zu werden, angezogen, und hatte nur eine einzige eben so verkleidete Dame bey sich. Ihre erste Zuflucht nahm sie zu ihrem Bruder, dem Herzog von Nevres, welcher sie gleich in seine Carosse nahm, und an den Ort brachte, wo die ersten Pferde bereit stunden, sie weiter zu führen. Es waren auch bereits allenthalben wo sie durchreisete, die Pferde bestellt. Diese Flucht geschahe im Junius 1667 in der Nacht, und damit niemand das geringste davon merken möchte: so musten ihre Damen an dem Tage vorher, allen denen, welche die Herzoginn besuchen wollten, zur Antwort geben, daß dieselbe wegen einer Unpäßlichkeit mit niemanden sprechen könnte. Der Herzog erfuhr also auch die Flucht seiner Gemahlinn nicht eher, als in der folgenden Nacht. Sobald er aber nur davon unterrichtet worden, so begab er sich in der gröſten Verwirrung nach Hofe, und ließ den König drey Stunden nach Mitternacht wecken, um denselben zu bitten, daß man der Herzoginn nachsetzen, und solche wieder einholen möchte. Der König aber antwortete, daß er sein einmal gegebenes Wort halten, und sich nicht weiter in Streitigkeiten mischen wollte, welche der Herzog mit seiner Gemahlinn hätte. Und überdem würde es zu spät, und also vergebens seyn, der flüchtigen Herzoginn nachzusetzen. Denn dieselbe würde bereits einen so weiten Weg auf ihrer Reise zurück gelegt haben, daß man sie nicht wieder würde erholen können.

Wie der Herzog mit dieser Antwort abgewiesen

worden

worden, so begab er sich zu dem Colbert, welcher ihm rieth, unverzüglich, jemanden, dem er diese Sache anvertrauen könnte, mit dem Befehl abzufertigen, ihr alles einzuräumen, was sie ververlangen würde, wenn sie wieder zurück kommen wollte. Inzwischen setzte die Herzoginn ihre Reise mit der grösten Eilfertigkeit fort, und jagte bisweilen zu Pferde, wenn sie mit dem Wagen nicht so geschwinde, als sie wünschte, fortkommen könnte. Sie veränderte ihren Habit nicht, sondern war stets wie ein Cavalier gekleidet, bis sie zu Nancy in Lothringen anlangte, da sie sich wieder in einem Frauenzimmerhabit sehen ließ. Der französische Resident am lothringischen Hofe begehrte zwar, daß man sie anhalten möchte, allein vergebens. Denn der Herzog nahm sie nicht nur in seinen Schutz, sondern gab ihr auch eine Garde, welche die Herzoginn nach der Schweitz begleiten muste. Aus der Schweitz begab sie sich nach Mayland, wo innerhalb sechs Wochen neun Couriers aus Paris bey ihr eintrafen. Sie erhielt dadurch die Nachricht, daß ihre Partey gegen den Herzog sehr stark geworden, und daß Turenne zu ihrem Vortheil mit dem Könige geredet habe.

Der Herzog von Mazarin wandte inzwischen alle Mühe an, zu erfahren, wer die Flucht der Herzoginn befördert, und wer davon Nachricht oder sonst Theil daran gehabt hätte. Er warf insonderheit einen Verdacht auf den Herzog von Nevers und den Chevalier de Rohan, und sein Mistrauen, in Absicht auf den letztern, war nicht ungegründet, weil ein Brief von der Madame Mazarin an den

Che-

Chevalier de Rohan aufgefangen worden, woraus man nicht undeutlich schliessen konnte, daß eine gewisse unanständige Vertraulichkeit unter ihnen seyn müste. Die Herzoginn aber hat sich viele Mühe gegeben, diesen Verdacht zu vernichten, und zu zeigen daß in dem Briefe nichts als Complimente enthalten gewesen.

Madame Mazarin hielt sich nachher eine Zeitlang zu Rom auf, und begab sich endlich wieder nach Frankreich, obgleich der Herzog durch ein Parlamentsurtheil die Freyheit erhalten hatte, die Herzoginn, wo er sie antreffen könnte, in Verhaft nehmen zu lassen. Sie ward auf dieser Rückreise durch den Herzog von Nevers begleitet, in dessen Gesellschaft sie sechs Monate auf dem Wege zubrachte. Wie sie bis an die Gränzen von Frankreich gekommen war, so erfuhr sie die seltsame Historie, daß ihr Gemahl alle Statuen in seinem Pallast in Stücken geschlagen habe. Durch diese That zog sich der Herzog eine grosse Verachtung zu, und die Partey der Herzoginn ward dadurch vermehret. Sie ward auch daher so dreist, daß sie sich erkühnte, mit ihrem Bruder gerade nach Nevers zu reisen. Der Herzog von Mazarin bemühete sich sehr, ihr Verhalten dieser Reise auszuforschen, er machte auch Anstalt sie, vermöge des erhaltenen Parlamentsschlusses, abzuhohlen und wegzuführen. Die unaufhörlichen Beschuldigungen, welche dem Könige wegen ihrer schlechten Aufführung vorgebracht wurden, verursachten endlich, daß Se Majest. mit ihr selbst, und zwar allein zu reden verlangte, um zu hören was sie

darauf antworten würde. Dieses geschahe auch, und der König versprach ihr, entweder einen vortheilhaften Vergleich mit dem Herzog zu vermitteln, oder ihr, wenn sie wieder eine Reise nach Italien antreten wollte, eine jährliche Pension von 24000 Gulden zu geben.

Jedoch, Madame Mazarin war zu keinem neuen Vergleich mit ihrem Gemahl zu bewegen, und entschloß sich daher zu einer neuen Reise. Ihre Schwester, die in Italien mit dem Connetable von Colonna vermählt war, verließ ihren Gemahl zu eben derselben Zeit auch durch die Flucht, und diese beyden Schwestern begegneten sich in Frankreich. In einem Wirthshause, nicht weit von Lyon, trafen sie einen Menschen an, der allerhand neugedruckte Schriften herum trug, und ihnen eine Nachricht von ihrer eignen Aufführung, und von ihren seltsamen Begebenheiten verkaufte, welche ihnen eben nicht sonderlich angenehm seyn konnte. Man erzählt eine ähnliche Begebenheit von dem Jupiter, welcher seine eigenen Historien auf eine eben so unvermuthete Art erfahren. Merkur ward einmal von ihm nach Athen geschickt, ein Buch einbinden zu lassen. Der Buchbinder aber gab aus Versehen dem Merkur, der dasselbe, wie es fertig war, wieder abholen wollte, ein andres Buch, welches eben einen solchen Band, und worinne die Liebesgeschichte des Jupiters beschrieben waren. Jupiter erhielt also von solchen Dingen Nachricht, die er nicht zu lesen gedachte.

End-

Endlich faßte Madame Mazarin den Entschluß, sich nach England zu begeben. Sie ließ sich auch endlich daselbst völlig nieder, und blieb bis an ihren Tod in diesem Königreiche. Insgemein giebt man für, daß sie die Reise bloß aus der Ursache angetreten, weil sie ein Verlangen gehabt, ihre Anverwandtinn, die Herzoginn von York zu besuchen. Andre aber glauben, daß sie nach England zu dem Ende eingeladen worden, um der Herzoginn von Porthsmuth die Stange zu halten, welche eine Maitresse Carls des Andern war, und diesen König ganz eingenommen hatte. Niemand schien dazu bequemer zu seyn, als Madame Mazarin. Denn dieselbe übertraf die Herzoginn von Porthsmouth nicht nur an Verstand, sondern auch an Schönheit, und man wuste, daß der König Carl, wie er noch in der Irre herum schwebte, eine grosse Neigung zu ihr getragen hatte Ihre Ankunft war dem Könige sehr angenehm, und er gab ihr gleich eine Pension von 4000 Pfund Sterling. Wie aber eben damals auch der Prinz von Monaco nach England kam: so hielt sie sich so sehr zu demselben, daß sie darüber die Rolle zu spielen vergaß, welche sie auf sich genommen hatte Der König ward daher auch so kaltsinnig gegen sie, daß er die ihr beygelegte Pension wieder aufhob. Auf Anhalten ihrer Freunde, erhielt sie endlich doch diese Pension wieder, wodurch sie in den Stand gesetzt ward sich ihrer Geburt und Vermählung gemäß aufzuführen. Ihr Pallast war der Sammelplatz, woselbst die ansehnlichsten und vornehmsten Personen aus ganz England zusammen kamen. Die grösten Herren, die fremden Minister, und die artigsten Damen funden sich täglich daselbst ein. Und weil Madame Mazarin sehr viele Zeit auf Lesung guter Schriften angewandt hatte: so war ihr Pallast auch mit gelehrten Männern angefüllet, welche täglich von der Philosophie, von der Historie, von der Religion, von der Sprache und Dichtkunst die nützlichsten Unterredungen anstellten. Diese gelehrten Gesellschaften haben dem

Sie begiebt sich zuletzt nach England.

Ihre Aufführung in diesem Reiche.

berühmten St. Evremont zu mancher SchriftGelegenheit gegeben. Ihr Pallast war also einer berühmten und prächtigen Akademie ähnlich, worinn die gelehrtesten und wichtigsten Materien abgehandelt wurden. Dieses währte bis 1682 in welchem Jahre Morin das bekannte Spiel, welches Baßette genannt wird, nach England brachte. Denn da Madame Mazarin an diesem Spiele einen Gefallen fand: so wurden die gelehrten Gesellschaften, welche bisher in ihrem Pallaste gehalten worden, in Spielversammlungen verwandelt, worüber der oben bereits angeführte St Evremont sich in verschiedenen Gedichten beklagt. Indessen hörten doch die gelehrten Unterredungen nicht gänzlich auf. Denn man findet, daß die Streitigkeit, welche 1692 in Frankreich wegen der alten und neuen Schriftsteller entstand, in ihrem Hause genau untersucht worden. Nach dem Tode Carls des Andern behielt sie unter seinem Bruder und Nachfolger, dem König Jacob, eben dieselbe Pension und Ehre, welche sie unter der vorigen Regierung genossen hatte. Der König Wilhelm erzeigte ihr gleichfalls große Gnade, und nahm sie nicht nur in Schutz, wie das englische Parlament verlangte, daß sie sich aus dem Reiche begeben sollte, sondern er gab ihr auch eine jährliche Pension von 2000 Pfund Sterling. Endlich starb diese berühmte Dame zu Chelsey in England 1699, da sie 53 Jahre erreichet hatte. Man kann nicht läugnen, daß ihr Leben in verschiedenen Stücken unordentlich gewesen. Viele aber entschuldigen ihre Aufführung, welche sie gegen den Herzog von Mazarin blicken lassen, weil sie an demselben einen sehr widrigen und beschwerlichen Ehegatten erhalten; und dieser Herzog einer von den seltsamsten Herren zu den damaligen Zeiten gewesen. Sie besaß übrigens so viele und so grosse Eigenschaften, daß sie als eine Zierde des weiblichen Geschlechts zu ihren Zeiten angesehen ward.

Ihr Pallast ist einer Akademie ähnlich.

Ihr Tod.

Vergleichung.

Daß diese beyden Damen hier zusammen gefügt wor-

worden, ist allein deswegen geschehen, weil ich unter dem Frauenzimmer, deren Unternehmungen eine Materie zur Geschichte geben, keine bequemere finden können. Wenn man bey der Ausschmückung eines Hauses, wegen Mangel der Zierrathen und des Hausgeräths keine Aehnlichkeit und Symmetrie beobachten kann, so pflegt man den einen Pfeiler mit einem Spiegel, den andern mit einer Lampe, und den dritten mit einem Gemählde zu bekleiden, damit keine Stelle bloß und unbesetzt bleiben möge. Und in eben diesen Umständen befinde ich mich hier auch. Wenn man die Abkunft dieser beyden Damen ansieht, so bemerkt man unter beyden einen grossen Unterscheid. Mademoiselle de Montpensier war eine gebohrne königliche Prinzeßinn. Hortensia aber konnte sich keines andern Vorzugs rühmen, als daß sie die Schwestertochter eines Cardinals war, oder daß sie, welches nach dem dänischen Sprichworte für ein Glück zu schätzen, den Bischof zum Mutterbruder hatte. Die erste war also in Absicht auf die Geburt, gleichsam ein Stern, der durch sein natürliches und eigenes Licht strahlet. Die letzte aber war der Mond oder einem dunklen Körper ähnlich, welcher seinen Glanz von andern entlehnet. In ihrem Leben bemerkt man eben so wenig eine grosse Uebereinstimmung, welche auch wegen der Ungleichheit des Standes nicht statt haben kann. Weil Mademoiselle eine gebohrne königl. Prinzeßinn war, und einen mehr als königlichen Ehrgeitz besaß: so zeigt sie sich als die Hauptperson in allen Auftritten der Tragödie, welche währender Minderjährigkeit Ludwig des Vierzehnten gespielt ward. Hortensia war hingegen in ihren ersten Jahren, wie eine Maschine, und hatte keinen freyen Willen. Zuerst stand sie unter der Vormundschaft eines mächtigen Mutterbruders, und hierauf ward sie mit einem seltsamen Herrn durch das Band der Ehe vereiniget, welcher jeden Schritt beobachtete, und auf jeden Blick, den sie that, eifersüchtig war. Man kann also in dieser ganzen Zeit nichts anders von ihr sagen, als daß sie zu zeitig

und wider ihren Willen vermählet worden. In Absicht aber auf Ehesachen geben diese beyden Damen eine gleich reiche Materie zur Geschichte, obgleich eine jede besondere Schicksale in diesem Stücke erlebt hat. Sie können beyde als verzweifelnde Personen in Tragödien und Romanen angeführt und vorgestellt werden.

Und zwar die erste, weil sie den verlassen muste, den sie doch liebte, und die andere, weil sie denjenigen zu lieben gezwungen ward, den sie doch verabscheuete. Es ist schwer zu bestimmen, welche Art des Zwanges, wenn man in diesem Falle entweder etwas gebietet, oder untersagt, die stärkste Wirkung habe, und die betrübtesten Folgen nach sich ziehe. Man bemerkt an der einen Seite, daß die französische Prinzeßinn, welche sonst sehr hochmüthig und ehrgeitzig war, in die äusserste Niedrigkeit und Schwachheit verfallen, daß sie Ströme von Thränen vergossen, und einen Fußfall gethan, um die Bewilligung zur Verbindung mit der von ihr geliebten Person zu erhalten. Auf der andern Seite sieht man, daß die italiänische Herzoginn, Haus, Kinder, Vaterland, und königliche Mittel verlassen, und von Allmosen und Pensionen, ausserhalb Landes gelebt, um nur von der Person geschieden zu werden, welche sie haßte. Man lernt aus der Geschichte der Hortensia, wie übel Eltern und Vormünde verfahren, wenn sie ihre Kinder und andre, die ihrer Fürsorge anvertrauet sind, mit Gewalt zu einer ehelichen Verbindung zwingen, die ihrer Neigung entgegen ist, weil ein solcher Zwang zu den gröstten Unglück, zur Untreu, und zu allerhand Sünden und Ausschweifungen Anlaß giebt. Niemand kann das unordentliche Leben der Herzoginn füglich entschuldigen. Denn ob gleich der Herzog von Mazarin nach der Meynung aller vernünftigen Leute verdiente, daß ihm seine Gemahlinn untreu ward: so kann man deswegen doch die Herzoginn nicht frey sprechen. Dieses einzige kann man sagen, daß ihr Gemahl, weil sie mit Gewalt und gleichsam mit den Haaren zum Brautbette gezogen worden, kein Recht gehabt, sich

über

über seine Hörner zu beschweren, weil er sich durch eine so gewaltsam vollzogene Ehe gleichsam stillschweigend verbunden, dieselben mit Gedult zu tragen. Die Hiſtorie der Mademoiſelle zeigt, daß die Damen unrecht handeln, welche in ihren blühenden Jahren, da sie viele Freyer haben, und sich aus denselben nach eignen Gefallen, einen erwählen können, gar zu lange warten, und mit ihrer Entschlieſſung nicht eher fertig werden, als bis der Glanz der Jugend verschwunden ist. Denn ein Kaufmann muß oft seine Waaren um den halben Preis abstehen, wenn er solche gar zu lange liegen läßt. Manche müssen, weil sie die Gelegenheit versäumt, die Sachen nach dem Gewichte zu Kauf bieten, welche sie sonst, wenn sie sich eher entschlossen, stückweise mit Vortheil hätten verkaufen können. Eine Hökerfrau muß umsonst rufen; Alle diese Aepfel für einen Schilling, weil sie dieselben so lange aufgehoben, bis sie von den Würmern aufgefressen worden. Man sieht gleichfalls aus verschiedenen Beyspielen, daß eine Jungfer, wenn sie sich gar zu lange bedenkt, endlich genöthiget wird, beſſer Kauf zu geben, und denjenigen zu nehmen, den sie nur bekommen kann, da sie doch vorher, welchen sie nur gewünscht, zum Gemahl hätte erhalten können. Die Liebeskrankheit und die Begierde zu heyrathen, überfällt die Jungfern öfters wie ein schnelles Fieber, und es kann gar leicht geschehen, daß sie anfangen zu brennen, wenn die Freyer anfangen zu frieren. Eine Jungfer wird daher oft genöthiget, selbst die Stelle eines Freyers zu vertreten, und ist bisweilen so unglücklich, daß sie vergebens um denjenigen anhält, den sie vorher am meisten veracht. Eine Jungfer ist, wie eine Blume, allerhand Zufällen unterworfen, und was diese Zufälle nicht verändern, das bewerkstelliget das Alter mit der Zeit. Wenn es gewöhnlich wäre, die Schönheit einer Jungfer, wie ein Haus, jährlich zu beſichtigen: so würde man bey einem jeden Jahre eine Veränderung und Abnahme bemerken. Das schlimste ist, daß die Schönheit der Jungfern nicht, wie ein Haus, kann ausgebeſſert und

wieder

wieder hergestellet werden; daher muß diejenige, welche sich im Anfange mit ihrer vortreflichen Bildung gebrüstet, wenn ihre Schönheit abnimmt und eine Veränderung leidet, ihren Platz andern überlassen, und es trift alsdenn ein, was man in unserm Weihnachtspiel zu sagen pflegt: Steht auf, ihr Dornen, und laßt die Rosen sitzen. So ergieng es dieser Dame auch, wie andre wollten, so wollte sie nicht, und wie sie wollte, so wollten andre nicht, und daher ward diese Fürstinn, welcher vorher Könige und Fürsten zu geringe gewesen, endlich genöthiget, sich gleichsam selbst einer Person anzubieten, welche weder dem Stande noch den Verdiensten nach, sich von einer so grossen Partey hätte dürfen träumen lassen. Ich übergehe hier noch eine andere Wirkung, welche daraus entstehet, weil die Scribenten in diesem Stücke nicht alle mit einander übereinstimmen.

Man sieht also, daß diese beyde Damen, obgleich eine jede auf ihre Art, zu Liebesgeschichten Materie gegeben. Sie waren sonst in keinem Stücke, als allein in der Gelehrsamkeit, und in einem hohen und erhabenen Geiste, einander ähnlich, wodurch sie zugleich vor allen andern Damen, die zu ihren Zeiten gelebt, billig den Vorzug behaupten. Mademoiselle war ein Schmuck aller gelehrten Zusammenkünfte, und der Pallast der Hortensia in London, war einer Akademie ähnlich. Beyde haben sich auch durch Schriften berühmt gemacht, und unter den Schriftstellern der damaligen Zeiten einen Platz erworben, insonderheit Mademoiselle, deren Aufsätze und Gedanken über verschiedene Materien in 8. Theilen gesammlet worden. Uebrigens bestand die Philosophie dieser beyden Damen mehr in der Theorie als in der Ausübung, und sie redeten mehr von der Tugend, als daß sie sich hätten bemühen sollen, dieselbe in Uebung zu bringen. Aber wir haben leider auch unter den Männern viele Weltweisen, von denen man sagen kann: Die Stimme ist Jacobs Stimme, aber die Hände und Thaten sind Hände und Thaten des Esau.

Ende des ersten Theils.

Zwey-

Zweyter Theil.

Johanna Gray
und
Eleonora Christina.

Einleitung.

Ob man gleich insgemein zu sagen pflegt, daß ein jeder selbst an seinem Glück und Unglück schuld sey, wohin auch das lateinische Sprüchwort zielet, faber suæ quisque fortunæ, oder ein jeder ist der Schmidt seines Glücks: So bemerkt man doch, daß dieses öfterer fehl schlägt als eintrifft. Jener griechische Schriftsteller hat demnach nicht unrecht, wenn er sich folgendergestalt ausdrückt: Τῶν μεν λόγων κύριοι αυτοι, Τῶν δὲ πραξέων ἡ Τύχη, oder, wir sind zwar Meister von unsern eigenen Anschlägen, aber der Ausfall kommt aufs Glück an. Ein gewisser Pabst pflegte gleichfalls zu sagen: Il mondo si governa da se stesso; oder, die Welt wird von sich selbst regiert, und man irrt nicht, wenn man behauptet, daß

daß die meisten Glücks- und Unglücksfälle in der Welt von einer sich ungefähr eräugnenden Gelegenheit, von einem unvermutheten Zufall, von den Umständen der Zeit, und von solchen Ursachen herrühren, welche die Menschen nicht in ihrer Gewalt haben. Man darf nur die Geschichte durchblättern, und die Erfahrung zu Rathe ziehen, um davon überzeugt zu werden. Es ist mit diesen Zufällen in dem menschlichen Leben fast eben so, wie mit einem Spiele beschaffen. Wer am meisten wider die Regeln spielt, der gewinnt oft am meisten, und viele gelangen wider die Regeln, ja gleichsam wider ihren eignen Willen, zur Ehre und Wohlfahrt. Ich verwerfe hierdurch die Behutsamkeit und Vorsicht nicht; ich rathe vielmehr, daß ein jeder vernünftig zu Werke gehe, und alle seine Unternehmungen vorher wohl überlege. Denn wenn der Ausfall nicht mit dem Entwurf übereinstimmet, so kann man sich dennoch dadurch trösten, daß man zu seinem Unglücke nicht selbst Gelegenheit gegeben. Ich sage blos, daß die meisten Menschen gleichsam schlafend Glück und Ehre erlangen, so wie im Gegentheil die behutsamsten, vernünftigsten und tüchtigsten Menschen durch unvermuthete Begebenheiten in das gröste Unglück gerathen. Hier heißt es:

Die meisten glücklichen und unglücklichen Begebenheiten rühren von einem unvermutheten Zufall her.

Accidit in puncto, quod non speratur in anno.

Oder wie das alte Sprüchwort lautet, **Ein Quentin Glücke ist besser, als ein Pfund Verstand.** Ein Mahler hatte, nach dem Bericht des Plutarchs, ein Pferd so schön und natürlich gemahlt, daß er selbst mit seiner Arbeit vollkommen zufrieden war, wie er aber noch den Schaum an dem Maul des Pferdes hinzufügen wollte, so konnte er nach einigen vergebens angestellten Versuchen, damit nicht zu Stande kommen. Er ward darüber so erbittert, daß er im Zorn den Pinsel nach dem Gemählde warf. Aber eben dadurch ward der Schaum so vollkommen und gut ausgedrückt, als es der Mahler nur wünschen konnte. Derselbe muste also bekennen, daß das Glück hier mehr als die Kunst ausgerichtet, und konnte mit jenem sagen, der einen Stein nach einem Hund warf, aber seine Stiefmutter traf, **Hier traf ich besser, als ich zielte.** Einigen erweckt die Geburt, und zwar sowohl in Abſicht auf die Eltern, als auf den Geburtsort, widrige oder günstige Schicksale. Und zwar was die Eltern betrifft, so müssen die Kinder oft die Missethaten derselben entgelten, und ihrenthalben leiden. So unglücklich die Kinder sind, welche von schwindsüchtigen, unreinen und aussätzigen Eltern gebohren werden, weil die Krankheit insgemein auf die Kinder fortgepflanzt wird, so sind diejenigen nicht weniger zu bedauren, welche von berüchtigten und lasterhaften Eltern erzeugt werden. Denn obgleich die Kinder nicht allemal die bösen Eigenschaften der Eltern erben, so wer-

Von der Geburt.

den dieselben ihnen doch zugerechnet. Die Lacedämonier belegten ihren König Archidamus mit einer Geldstrafe, weil er sich mit einer kleinen und unansehnlichen Gemahlinn vermählt hatte; und sagten, daß die Republik keine Zwerge zu Regenten haben wollte. Sie gaben dadurch zu erkennen, daß sie die Kinder nicht für würdig, zur Nachfolge in der Regierung hielten, welche von solchen Eltern gebohren worden, und zu keiner rechten männlichen Länge gelangen könnten. Eine Anordnung, welche übel gegründet zu seyn scheinet, aber doch bey andern Zufällen allgemein ist. Denn man sieht täglich, daß einer zur Knechtschaft gebohren wird, weil seine Eltern sich in einem solchen Stande befinden, und daß andre zu Kron und Zepter gebohren werden, weil sie von gekrönten Häuptern erzeugt worden. Auch in Absicht auf den Geburtsort geniessen einige eines besondern Vorzugs, andern erweckt derselbe allerhand widrige Zufälle. Ein alter Weltweiser richtete sein Gebet folgendergestalt ein: **Ich danke dir, o GOtt, daß ich in Griechenland gebohren, und kein Barbar geworden bin.** Denn die Ehre und Verachtung, die Unbequemlichkeiten und Vorzüge, welche einem Orte ankleben, kleben auch den Einwohnern des Orts an. Daher werden einige mit Freyheiten, andere ohne Freyheit gebohren; einige geniessen wegen des Geburtsort allerhand Vorzüge, andern aber verursacht derselbe allerhand widrige Schicksale. Es ward ehedem als eine grosse Herr-

Von dem Geburtsort.

lichkeit, und als ein besondrer Vorzug angesehen, wenn man zu Athen oder Rom gebohren war. Daher sagte Paulus, darfst du wohl einen römischen Bürger geisseln? weil er zu Tarsen in Cilicien gebohren worden, welche Stadt mit dem römischen Bürgerrecht begabt war. Bey einem andern aber heißt es, er hat kein Recht, worauf er sich berufen kann, denn er muß sich nach seinem Geburtsorte richten. Die Geburt und der Ort derselben macht also einen grossen Theil des menschlichen Geschlechts entweder glück- oder unglücklich, ohne daß die Personen sich dabey des geringsten Verdienstes rühmen, oder auch eines Verbrechens schuldig erkennen können. Man sieht gleichfalls, daß die Geburt und ein blosser Zufall, auch unter unvernünftigen Creaturen einen merklichen, ja fast noch einen grössern Unterscheid, als unter den Menschen verursachen. Ein Hund wird zum Beweis gleichsam durch die Geburt zum Vergnügen und zu beständigen guten Tagen bestimmt. Er wird von dem Frauenzimmer geküßt und gestreichelt, er schläft in ihrem Schooß, und speißt aus ihren Händen, ja er genießt unaufhörlich ein solches Glücke, welches auch nur auf eine kurze Zeit zu besitzen, ein junger Cavalier Leben und Wohlfahrt wagen würde. Ein andrer Hund wird im Gegentheil blos zu dem Ende gebohren, um Winter und Sommer unter ofnem Himmel an einer Kette zu stehen. Hüner, Gänse, Enten, und Tauben, werden

Diese Anmerkung gilt auch von unvernünftigen Thieren.

den insgemein nur zu dem Ende hervorgebracht, um gleich wieder getödtet zu werden. Man läßt ein Schaaf nur so lange leben, als es Wolle und Milch giebt, und eine Kuh wird endlich, wenn sie einige Jahre einen Bauren oder Pachter reich gemacht, den Händen eines Fleischers oder Scharfrichters übergeben. Ein Esel ist, wie der griechische Comödienschreiber, Menander sagt, nach dem einhelligen Zeugnisse, aller Menschen eine unglückselige Creatur. Aber die Schuld ist nicht dem Esel, sondern der Natur beyzumessen, welche dieses Thier zum Esel gemacht hat. Ein Ochs hat bisweilen das Glück, daß er seine Glieder nicht nur unbeschädigt behält, sondern man richtet ihm auch noch ein Serail von einigen Dutzend Weibern und Kebsweibern an, und er ist in dieser Absicht fast den morgenländischen Fürsten oder einem türkischen Kayser ähnlich, und ihre Regierung währt auch oft gleich lange. Die meisten aber werden nicht lange nach ihrer Geburt castrirt, und alsdenn auf die Weide getrieben, um gleich geschlachtet zu werden. Ein Pferd hat zwar das Glück, daß es keines gewaltsamen Todes stirbt, aber sein Leben ist eine beständige Sklaverey, und der letzte Auftritt in der Tragödie, die ein Pferd spielt, besteht oft darinn, daß es eine Mühle ziehen muß, eine Arbeit! zu welcher Jrion und Syfiphus zur Strafe, wegen begangner Missethaten, nach ihrem Tode verdammt wurden. Von geflügelten Thieren ist niemand glücklicher, als ein Storch. Derselbe lebt allenthalben ohne Anfech-

tung, er hat seine gewisse Wohnungen in Sommer und Winter, wie ein grosser Herr, und wird von niemanden verfolgt. Man kann keine andre hinlängliche Ursache dieses besondern Vorzugs geben, als allein diese, weil er ein Storch ist. Wo man nicht behaupten will, daß diese Glückseligkeit des Storchs von der Othodoxie desselben herrühre. Denn es bezeugt der Verfasser der Schrift, die den Titel führt, Buch der Natur, daß der Storch keine andre Oerter mit seiner Gegenwart beehre, als wo der Geistlichkeit die Zehenden ordentlich entrichtet werden. Von vierfüßigen Thieren scheint mir keines glückseliger zu seyn, als eine Katze. Man weiß keine andre Ursache davon anzugeben, als weil es eine Katze ist, wo man nicht mit den Mahometanern den Grund dieses Vorzugs in der hochadelichen Herkunft derselben suchen will. Denn dieselben glauben, daß die erste Katze durch die Nasenlöcher eines Löwen, der einmal in der Arche Noah genieset, zur Welt gekommen sey. Diese Herkunft aber dürfte einer jeden Katze sehr schwer zu beweisen fallen. Indessen sieht man doch, daß eine Katze, ob sie gleich weder der Bildung noch den Eigenschaften nach, mit einem Hunde, Pferde, oder einen andern Thier in Vergleichung gesetzt werden kann, in einem solchen Zustande lebet, daß nicht nur andre Thiere, sondern auch die Menschen, ja hohe Standespersonen dieselbe desfalls zu beneiden Ursache haben. Sie wird zu keiner Arbeit angehalten, sie ist des Tages müßig, wie ein spanischer Edelmann, des Nachts aber erlustiget sie sich

mit

mit der Jagd auf eine solche Art, daß sie sich mehr als adeliche Freyheiten anmasset. Denn sie jagt auf dem Felde, in umzäumten Oertern, und auf ner Wildbahn, und lebt insgemein so lange, bis sie aus Alter stirbt, ausgenommen in den Ländern, wo man sie besonders futtert, und ihr Fleisch für eine angenehme Speise hält. Ein eben so merklicher Unterscheid äussert sich auch bey den Thieren, in Absicht auf den Ort, wo sie gebohren werden. Es kommt sehr viel darauf an, ob ein Thier in Europa, Asia oder Africa gebohren wird. An den Orten, wo man die Lehre des Pythagoras angenommen, trägt man eine grössere Fürsorge für die Thiere, als für die Menschen. Das Leben eines europäischen Ochsen besteht in zwo Auftritten. Der erste ist, daß man ihn castrirt, und der andre, daß man ihn schlachtet. Ein indianischer Ochse aber wird mit grosser Sorgfalt gepfleget, und lebt solange, bis er aus Alter stirbt; und in Aegypten hatte er ehedem gar das Glück, als ein Gott verehrt zu werden. Man kann also einen ägyptischen und jütländischen Ochsen, als Beyspiele des grösten Elendes, und des grösten Glücks vorstellen. Man sieht daraus, daß diese Anmerkung sich eben sowohl auf die Thiere als auf die Menschen bezieht. Was ich bisher von der Geburt und dem Ort derselben beygebracht habe, solches gilt auch von der Erziehung. Auch diese trägt sehr viel zu dem Glück und Unglück des grösten Theils der Menschen bey. Denn wie ein gesundes Kind durch die Milch einer unge-

Von der Erziehung.

ungesunden Säugamme Schaden leiden kann; so kann auch ein junger Mensch, dem die Natur die herrlichsten Eigenschaften beygelegt, verwildern, und aus der Art schlagen, wenn er das Unglück hat, in die Hände eines ungeschickten Lehrmeisters und Aufsehers zu fallen. Denn dadurch wird alles verkehrt und aufs äusserste verteüt, was die Natur mit dem grösten Fleisse gebildet hat. Man kann ein Kind, wie ein weiches Wachs beugen, und demselben verschiedene Gestalten geben, welche es, wenn es zur Reife und zu männlichen Jahren gelangt, beständig beybehält. Dieses äussert sich hauptsächlich in Absicht auf die Lehrsätze und Meynungen, welche die Menschen, wenn sie ihnen in der Kindheit eingeprägt worden, und nachher Wurzel geschlagen haben, aufs hartnäckigste vertheidigen. Wer einen jüdischen Rabbi zum Lehrmeister gehabt hat, der läßt sein Leben für den jüdischen Glauben, und wer in einer mahometanischen Schule unterwiesen worden, der findet in dem Alkoran eine seligmachende Lehre. Es kommt demnach, bey so bewandten Umständen sehr viel darauf an, von wem ein junger Mensch in der Jugend unterwiesen wird. Manche sind verbrannt worden, weil sie eine Lehre standhaft und aufs äusserste vertheidiget, da sie doch, wenn sie in der Jugend eine andre Unterweisung genossen hätten, wegen eben derselben Lehre andre würden zum Feuer verurtheilet und verbrannt haben.

Von den Umständen

Zu der Ungleichheit, welche man bey den Schicksalen der Menschen

be-

bemerkt, trägt auch die Beschaffenheit der Umstände und der Zeit nicht wenig bey. Ein geringes Versehen wird manchen zu gewissen Zeit weit ärger ausgelegt, als ein grosses Verbrechen, und eine That, die man zu einer Zeit bestraft, wird zu einer andern Zeit belohnet. Die Welt rühmt wie ein wankelmüthiges Frauenzimmer heute dasjenige, was sie morgen verdammt. Man kann diesen Satz durch kein besseres Beyspiel, als durch den Zustand in England, unter der Regierung Henrichs des Achten erläutern, wo man zu einer Zeit verbrannt ward, weil man römiscatholisch war, und zu einer andern Zeit den Scheiterhaufen besteigen muste, weil man dem protestantischen Glauben beypflichtete. Mir ist gleichfalls ein solches Exempel bekañt, da ein gewisser Mann seine Rechtssache vor dem Gerichte einzig und allein aus dieser Ursache verlohren, weil dieselbe an einem Donnerstage vorgenommen ward, weil an diesem Tage mehrere Beysitzer als an dem vorhergehenden und folgenden Tagen im Gerichte befindlich waren. Man kann daher sagen, daß viele nicht wegen der von ihnen begangenen That, sondern blos deswegen leiden, und ins Unglück gestürzt werden, weil sie die That zu einer solchen Zeit ausgeübt, da die Welt nicht wohl aufgeräumt gewesen. Und die Astrologi haben daher auf gewisse Art nicht unrecht, wenn sie die Tage im Jahre in glückliche und unglückliche unterscheiden. Eine Hure wird Z. B. oft nicht deswegen bestraft, weil sie eine Hure ist, son-

der Zeit und andern Ursachen.

sondern weil sie zu den Zeiten eines hitzigen Policeymeisters lebet. In meiner Jugend hielt man es eine Zeitlang für eine Geschicklichkeit und Galanterie, einander die Schnupftücher und Tobacksdosen zu stehlen, und man machte sich eben eine solche Ehre daraus, als wenn man einander die Tauben wegfangen konnte. Nicht lange darnach aber sahe man diese Aufführung nicht viel besser als einen groben Diebstahl an. Mancher ist durch eben dieselbe That zu einem grossen Glücke gelangt, wodurch ein andrer ins Elend gestürzt worden.

Ille crucem sceleris pretium tulit hic diadema.

Dieser wird wegen einer Rede belohnt, und jener wird wegen eben derselben Rede gestraft. Harno macht einen mäßigen Vers, und gelangt dadurch zur Krone. Eumolpus verfertiget ein Meisterstück, und wird desfalls gesteiniget. Der Unterscheid, welcher in Absicht auf denjenigen beobachtet wird, der eine Sache verrichtet, hat auch in Absicht auf die Zeit statt, da eine Unternehmung ins Werk gesetzt wird. Meine Schriften können in diesem Stücke zu einem merklichen Beyspiele dienen. Eben dieselben Sätze, eben dieselben Meynungen, welche zu einer Zeit unangefochten geblieben, haben zu einer andern Zeit verschiedene Bewegungen verursacht. Die Puncten, welche in meinen moralischen Gedanken am meisten beurtheilet worden, sind in meinen andern Schriften niemanden anstößig gewesen, und ich bin daher auf die Gedanken gefallen, daß vielleicht das Wetter, oder gewisse Einflüsse der Luft eine solche Bewe-

wegung verursachet haben*. Denn es ist sonst schwer zu begreiffen, wie einerley Lehrsätze an eben demselben Orte so verschiedene Wirkungen haben können. Auf solche Art gründet sich der Ruhm, und die Schande, das Glück und das Unglück eines Menschen oft auf die Umstände der Zeit, und da die Welt gleichsam an einem abwechselnden Fieber darnieder liegt, so kommt es mehr auf die Zeit, da eine That geschicht, als auf die That und Handlung selbst an.

Von der Ehe.

Endlich muß man auch noch die Ehen hieher rechnen, die zu den verschiedenen Schicksalen der Menschen nicht wenig betragen, und einem Glückstopfe nicht unähnlich sind. Denn derjenige, welcher oft die beste Wahl zu treffen gedenkt, stürzt sich oft dadurch in das äusserste Unglück. Der Mann muß dem Schicksal seiner Frauen, und die Frau dem Schicksal ihres Mannes folgen. Pfeile, wodurch ein Theil von ihnen getroffen wird, verwundet sie beyde, und man kann also sagen, daß einige Menschen nicht so sehr durch ihre eigne Schuld, als durch die Kraft der Sympathie ins Verderben gerathen. Die Geschichte der beyden ansehnlichen und berühmten Damen, welche gleich folgen werden, geben davon sehr merkwürdige Beyspiele. Denn ihr Unglücke rührte hauptsächlich von der Ehe und von dem Umständen der Zeit her

Jo-

* Die Schrift trat eben damals ans Licht, wie der grosse Comet erschien. Vielleicht hat derselbe eine solche Bewegung verursacht.

Johanna Gray.

Diese Prinzeßinn kann man unter diejenigen rechnen, welche durch den unglückseligen Zustand der Zeiten ins Verderben gestürzt, und als ein Staatsopfer hingerichtet worden. Ihr Vater war der Herzog von Suffolk, und ihre Mutter Francoise Brandon, welcher Henrich der Achte, weil sie aus königlichem Geblüte herstammte in seinem Testamente, nach der Prinzeßinn Elisabeth die Krone zuerkannt hatte. Zu den Zeiten Eduard des Sechsten, ward Johanna Gray mit Guilford Dudley vermählt, einem Sohne des berühmten Herzogs von Nurthumberland, welcher unter diesem Könige der vornehmste Minister war. Der Herzog hatte bey dieser Ehe diese Absicht, die englische Krone nach dem Tode des Königs seinem Sohne zuzuwenden, und sich dadurch in Sicherheit zu setzen, weil er sich von den beyden andern königlichen Prinzeßinnen, und insonderheit von der Prinzeßinn Maria, nicht viel gutes versprach. Der junge König Eduard war eben damals krank, und weil zu seiner Genesung fast keine Hoffnung mehr übrig war: so trieb der Herzog diese Sache mit dem grösten Eifer, und stellte dem Könige für, es sey nur ein einziges Mittel übrig, dem Unglücke vorzubeugen, wodurch England bedrohet würde, wenn die Prinzeßinn Maria auf den Thron ge-

gelangen sollte, und dieses bestünde darinn, daß seine Schwiegertochter von dem Könige zu seiner Nachfolgerinn ernannt würde. Es sey zwar dieses Unglück nicht von der andern Prinzeßinn Elisabeth zu besorgen, die der König liebte, und von welcher man sich vielmehr bereits voraus versprechen könnte, daß dieselbe die angefangene Kirchenreformation fortsetzen würde. Man könnte aber die eine Schwester nicht übergehen, wo man nicht auch die andere zugleich ausschlöße. Es sey also kein andrer Weg übrig, der König müste entweder das Reich der Regierung der Prinzeßinn Maria übergeben, oder auch beyde Schwestern ausschliessen, und Johanna Gray zu seiner Erbin erklären.

Der König Eduard setzt Johanna Gray zu seiner Erbin ein.

Der junge König merkte sein herannahendes Ende, und weil er das angefangene Reformationswerk gerne erhalten und weiter ausbreiten wollte, zugleich aber auch einsahe, daß solches durch die Prinzeßinn Maria würde gehemmet, und endlich gar gedämpft und ausgetilgt werden: so ließ er sich durch die Vorstellungen des Herzogs bewegen, sowohl Elisabeth als Maria zu übergehen, und Johanna Gray zu seiner Nachfolgerinn zu erklären. Wie er diesen Entschluß gefaßt hatte: so ließ er drey von den Richtern des Königreichs zu sich rufen, um eine Acte zu entwerfen, wodurch die Krone Johanna Gray sollte zuerkannt werden. Die Richter begehrten, daß der König ihnen verstatten

möchte,

möchte, diese wichtige Sache vorher wohl zu überlegen, und gaben endlich zu erkennen, daß sie diese Acte nicht ausfertigen, noch sich überhaupt mit dieser Sache bemengen könnten, weil man sie nach dem Tode des Königs als solche Missethäter strafen würde, die sich des Lasters der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätten. Diese Erklärung erbitterte den Herzog von Northumberland dergestalt, daß er bereits im Begriff war, Gewalt zu brauchen. Er unterdrückte aber seinen Zorn einigermassen wieder, und rief sie aufs neue zu sich. Endlich liessen sie sich theils durch Drohungen, theils durch Verheissungen von ihm überreden. Nachdem ihnen also ein Freybrief ausgefertiget worden: so faßten sie die verlangte Acte ab, wodurch Johanna Gray die Krone zuerkannt ward. Alle Richter unterzeichneten dieselbe, bis auf einen, Namens Hales, welcher auf keine Art dazu konnte gebracht werden. Alle Glieder des königlichen Raths unterschrieben diese Acte gleichfalls. Der Erzbischoff Cranmer erschien zwar an diesem Tage nicht öffentlich, um von der Unterschrift befreyet zu werden. Doch ließ er sich endlich auch bewegen, als ein Mitglied des Raths seinen Namen gleichfalls hinzuzufügen. Diese wichtige Acte ward in dem Jahre 1553 ausgefertiget.

Nicht lange darauf starb der König Eduard. Der Herzog von Northumberland hatte einige Tage vor dem Tode des Königs einen Befehl von dem Rathe an die Prinzeßinnen Maria und Elisabeth ausfertigen lassen, daß sie sich auf dem Schloß-

Schlosse einfinden sollten, um dem Könige Gesellschaft zu leisten, und in seiner Krankheit beyzustehen. Er hatte bey diesem Befehl die Absicht, sich der Personen dieser beyden Prinzeßinnen zu bemächtigen, und seiner Schwiegertochter dadurch den Weg zum Thron desto leichter zu machen. Die beyden Prinzeßinnen begaben sich auch wirklich auf den Weg; wie sie aber hörten, daß der König bereits in letzten Zügen läge: so reiseten sie wieder zurück, und der Herzog konnte also seinen Endzweck nicht erreichen.

Streit wegen der Erbfolge.

Man merkte gleich, daß das Reich in grosse Unruhe gerathen, und ein bürgerlicher Krieg unvermeidlich seyn würde, da die Prinzeßinn Maria sich auf den letzten Willen Königs Henrichs des Achten berief, der Herzog von Northumberland aber das Recht seiner Schwiegertochter auf die letzte Acte gründete, welche kurz vor dem Tode Eduards aufgerichtet worden. Viele glaubten, daß Johanna Gray und ihre Anhänger in dieser Streitigkeit die Oberhand behalten würden, weil der mächtige Regent, der Herzog von Northumberland dieselben unterstützte, der eine Zeitlang mit einer unumschränkten Gewalt regiert hatte. Jedoch eben dasjenige, was ihre Sache am meisten zu befördern schien, war derselben am allerschädlichsten. Die englische Nation hatte zwar nicht Ursache, von der Johanna Gray etwas wiedriges zu befürchten, denn derselbe war eine von den tugendhaftesten Prinzeßinnen zu den damali-

gen Zeiten. Maria aber war gar nicht angenehm, und hatte unter den vorigen Regierungen verschiedene Merkmaale eines störrigen und eigensinnigen Gemüths blicken lassen. Man sahe auch wohl, daß sie das Reich dem römischen Joche wieder unterwerfen würde. Aber der Haß, welchen sich der Herzog von Northumberland durch seinem Hochmuth, und durch seine Strenge zugezogen hatte, verursachte, daß Maria einen grössern Anhang erhielt, als der Herzog vermuthete.

Diese Prinzeßinn begab sich gleich nach der Provinz Norfolk. Sie ließ, so bald sie daselbst angekommen war, einen Brief an den Rath abgehen, worinn sie sich beschwerte, daß man ihr von dem Tode des Königes keine Nachricht gegeben, da sie doch die nächste zu der erledigten Krone sey. Sie nahm auch den Titel einer Königinn an, und ermunterte durch besondre Schreiben den Adel im ganzen Reiche, ihre Partey zu nehmen. Der Herzog von Northumberland versäumte inzwischen nichts was zur Ausführung seines Vorhabens gereichen konnte. Und weil er glaubte, daß es nicht weiter rathsam sey, seine Absichten zu verbergen: so begab er sich nebst dem Herzog von Suffolk zu der Johanna Gray, um ihr kund zu machen, daß sie vermöge des von dem Könige Eduard aufgerichteten Testaments bestimmt sey, den englischen Thron zu besteigen. Johanna Gray war noch nicht sechszehn Jahr alt; man bemerkte aber schon damals einen ungemeinen Verstand an ihr. Sie hatte von den Anschlägen des Herzogs

nicht

nicht das geringste erfahren, und auf nichts weniger als auf Zepter und Krone gedacht. Daher ward sie über diesen ganz unvermutheten Antrag sehr bestürzt. An statt daß sie das geringste Zeichen eines darüber geschöpften Vergnügens hätte sollen von sich blicken lassen: so antwortete sie vielmehr, daß sie nicht gesonnen wäre, andern das Recht zu rauben, welches ihnen zukäme. Sie bezeugte zugleich, daß die Krone der Prinzeßinn Maria, und nach derselben der Prinzeßinn Elisabeth zugehöre; und weil sie wüste, daß diese Erbfolge in dem Testament Henrichs des Achten festgesetzt worden, so wollte sie sich dieser Anordnung gemäß verhalten. Der Herzog, welcher eine solche Antwort nicht vermuthet hatte, stellte ihr darauf den letzten Willen des Königs Eduards für, welchen der ganze Rath und die höchsten Richter des Reichs gebilliget hätten, woraus sie abnehmen könnte, daß in diesem Stücke nichts gegen die Landesgesetze vorgenommen worden, sondern daß sie die rechtmäßige Erbinn der Krone sey. Die unglückselige Prinzessinn ließ sich durch diese Gründe bewegen, und es fiel also dem Herzog endlich nicht schwer, sie nach seinem Sinn zu lenken. Dieses aber geschahe doch auf eine solche Art, daß man aus ihrem ganzen Bezeigen, welches sie hierbey blicken ließ, ihre Bekümmerniß und ihr Mißvergnügen sehr deutlich abnehmen, und merken konnte, daß sie ihre

Johanna Gray wegert sich die Krone anzunehmen.

Läßt sich endlich doch überreden.

Einwilligung bloß deswegen ertheilte, weil sie nicht Herz genug hatte, sich den heftigen Anfällen zu widersetzen, wodurch sie bestürmt ward. Der Herzog gab solches auch dem Rathe zu erkennen, daß seine Schwiegertochter so wenig nach einer solchen Hoheit gestrebt, daß sie vielmehr kaum zu bewegen gewesen, dieselbe anzunehmen.

Sobald der Herzog ihre Einwilligung erhalten hatte, so überredete er den Rath, sie nach dem Towr in London zu führen, und daselbst als eine regierende Königinn auszurufen. Man setzte nach diesem gefaßten Entschluß einen gewissen Tag dazu an, und solches war der fünfte Tag nach dem Tode des Königs. Der Brief, welchen Maria an den Rath abgelossen, ward von demselben, jedoch auf diese Art beantwortet, daß sie gar keinen Anspruch auf die Krone machen könnte, weil sie aus einer unrechtmäßigen Ehe erzeugt worden. Zugleich ward ihr angezeigt, daß sie Johanna Gray für eine rechtmäßige Königinn erkennen sollte, welche bereits, und zwar vermöge des von dem König Eduard aufgerichteten Testaments den Thron bestiegen hätte.

Sie wird als Königinn ausgerufen.

Die Proclamation der Johanna Gray geschahe in London mit der gewöhnlichen Pracht, und mit den dabey üblichen feyerlichen Gebräuchen, aber man hörte weder Freudengeschrey, noch einen Glückwunsch, wie doch sonst insgemein bey solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Denn der Pöbel konnte sich in diese unvermuthete Erhe-

bung

bung nicht finden. Und weil der Herzog von Northumberland überdem bey allen verhaßt war, so sahe man dieses als eine List an, wodurch er die Regierung in Händen zu behalten suchte. Es trug sich auch eben damals eine Begebenheit zu, wodurch die Einwohner in London in den einmal gefaßten widrigen Gedanken, gegen den Herzog noch mehr gestärkt worden. Ein Mensch, welcher in einem Wirthshause aufwartete, und einige Schimpfworte bey dieser öffentlichen Ausrufung fallen lassen, ward gleich in Verhaft gezogen, und verurtheilt, daß ihm die Ohren sollten abgeschnitten werden. Der Herzog ließ dieses Urtheil auch an ihm vollziehen. Diese Execution schrieb man der Strenge des Herzogs zu, und die Nation machte daraus den Schluß, was man von seinem Regiment inskünftige zu erwarten hätte. Man kann daher sagen, daß der Beystand, welchen die erwählte Prinzeßinn von diesem Herzog zu haben schien, hauptsächlich, ja fast einzig und allein zu dem Unglück Gelegenheit gegeben, worinn sie nachher gerieth. Denn was ihre eigne Person betraf, so besaß sie grosse Tugenden und Eigenschaften, und war mit einer so ungemeinen Leutseligkeit begabt, daß die Nation sich von ihr ein mildes und glückliches Regiment mit dem grösten Rechte versprechen konnte. Ueberdem hatte der gröste Theil der Einwohner die Reformation angenommen, und man konnte also hoffen, daß dieselbe sich unter ihrer Regierung immer weiter ausbreiten würde. Die Römischcatholischen aber, welche der Prin-

zeßinn Maria anhiengen, waren weder zahlreich noch in besonderem Ansehen. Jedoch der allgemeine Haß gegen den Herzog, machte alle Anschläge rückgängig, und die Freunde beyder Religionen erklärten sich desfalls für die Prinzeßinn Maria.

Die Einwohner von Suffolk und Norfolk waren die ersten, welche öffentlich die Partey der Prinzeßinn Maria nahmen, und weil diese Fürstinn versicherte, daß sie in Absicht auf die Religion alles in dem Zustande lassen wollte, worinn es gegenwärtig wäre, so fielen ihr noch sehr viele andre zu. Die meiste Unruhe erweckte der Kayser dem Herzog von Northumberland. Denn weil er besorgte, daß der Kayser der Prinzeßinn Maria nach äusserstem Vermögen beystehen möchte, so fertigte er den Shelley unverzüglich mit einem Schreiben an den kayserlichen Hof ab. Der Kayser aber wegerte sich diesem Gesandten Audienz zu ertheilen, und das Schreiben der Johanna anzunehmen, worinn sie ihm ihre Erhebung auf den Thron angezeigt, und um seine Freundschaft angehalten.

Maria erhält den grösten Anhang.

Inzwischen lief von allen Seiten Nachricht ein, daß die Partey der Prinzeßinn Maria immer stärker würde, daß sie bereits an verschiedenen Orten als Königinn ausgerufen worden, und daß sie ein Kriegsheer auf die Beine gebracht, welches sich täglich vermehrte. Durch diese Zeitungen wurden die Anhänger des Herzogs in grosse Bewegung gesetzt.

gesetzt. Der Herzog bemühete sich, unverzüglich eine Kriegsmacht ins Feld zu stellen. Und da er es nicht für rathsam hielt, selbst London zu verlassen, weil seine Abwesenheit böse Folgen nach sich ziehen könnte, so übergab er das Commando dem Vater der jungen Königinn, dem Herzog von Suffolk. Der Graf von Arundel aber, welcher heimlich der Prinzeßinn Maria gewogen war, suchte den Herzog von London zu entfernen, und stellte daher der Johanna für, es sey weit nützlicher, daß der Herzog von Northumberland das Kriegsheer anführte, und daß ihr Vater, der Herzog von Suffolk in London bliebe. Zugleich suchte er auch den Herzog von Northumberland durch allerhand Gründe zu bereden, daß man das Kriegsheer dem Herzog von Suffolk nicht anvertrauen könnte, weil derselbe nicht die Eigenschaften hätte, die dazu erfordert würden. Der Herzog von Northumberland gerieth dadurch in eine solche Ungewißheit, daß er selbst nicht wuste, wozu er sich entschliessen sollte. Seine Gegenwart war zwar bey dem Kriegsheere nöthig; weil er aber die junge Königinn nicht gerne allein dem Rathe überlassen wollte, auf dessen Treue er sich nicht verlassen konnte, der Herzog von Suffolk aber weder Fähigkeit noch Ansehen besaß, die wankende Partey im Zaum zu halten: so war seine Anwesenheit in London gleichfalls unentbehrlich. Endlich faßte er den Entschluß, das Kriegsheer selbst anzuführen, weil er sahe, daß der ganze Ausschlag der Sache auf den Fortgang seiner Waf-

fen gegen die Parten der Prinzeßinn Maria beruhete. Er verließ also den 14 Julius, und zwar in aller Stille, die Stadt, weil kein einziger Einwohner ihn mit einem Glückwunsche begleitete, wie doch bey dergleichen Fällen sonst zu geschehen pflegt. Nach seiner Abreise war es eine Zeitlang ganz stille in London. Denn der Rath war in dem Towr der Stadt gleichsam eingesperrt, und durfte nicht die geringste Bewegung zum Vortheil der Maria machen. Der Bischoff von London, Ridley, hielt zu eben derselben Zeit auch eine Predigt in der Paulskirche, worinn er das Recht der Johanna zur englischen Krone verfochte, und das Unglück vorstellte, was man unter der Regierung der Maria zu besorgen hätte. Inzwischen war der Herzog von Northumberland in einer grossen Verwirrung. Er hatte 6000 Mann zusammen gebracht, und hoffte, daß auf dem Wege noch viele dazu stossen würden. Aber anstatt des gehofften Zulaufs verminderte sich sein Kriegsheer täglich. Am meisten wurden seine Anschläge durch folgende Unglücksfälle verrückt. Er erwartete den Ritter Hastings mit 4000 Mann, welcher sich der genommenen Abrede nach mit ihm vereinigen sollte. Er muste aber mit Entsetzen hören, daß sich dieser Hastings für die Prinzeßinn Maria erklärt hätte. Endlich erhielt er auch die Nachricht, daß die sechs Kriegsschiffe, welche er ausgeschickt hatte,

Northumberland sucht die Johanna mit Macht zu beschützen.

Sein Kriegsheer verläßt ihn.

te, in der See zu kreutzen, und Maria zu hindern, wenn sie etwa die Flucht nehmen wollte, dem Beyspiel des Hastings gefolgt wären, und die Partey der Prinzeßinn gleichfalls ergriffen hätten. Diese Zeitungen verursachten, daß der Herzog nach Cambridge zurück gieng, und bey dem Rathe um eine Verstärkung anhielt, welcher aber ganz anders gesinnet war. Denn sobald die Glieder des Raths, welche bisher in dem Towr zu London gleichsam eingeschlossen gewesen, den Herzog von Suffolk überredet, daß er sie in die Stadt gelassen, so nahmen sie die Maske ab, und riefen, nachdem sie durch die Rede des Grafen von Arundel dazu aufgemuntert worden, die Prinzeßinn Maria als Königinn in London aus. Wie dieses geschehen war, so liessen sie dem Herzog von Suffolk wissen, daß er ihnen ohne Verzug den Towr in London einräumen sollte. Zugleich ertheilten sie der Johanna Befehl, den Titel einer Königinn niederzulegen, und sich ihrer Ansprüche auf die Krone zu begeben. Der Herzog räumte ihnen den Towr unverzüglich ein weil er sich nicht getrauete, das Castel gegen die ganze Stadt zu vertheidigen. Johanna aber legte mit weit grösserm Vergnügen diese Würde nieder, als sie dieselbe ehedem angenommen, und ließ mit Freuden einen Titel fahren, den sie mit Bekümmerniß und Unruhe neun Tage geführet hatte. Gleich darauf fertigte auch der Rath ein Schreiben an den Herzog von Northumberland ab, worinn

Maria wird als Königinn ausgerufen.

ihm anbefohlen ward, das Kriegsheer abzudanken, und sich als einen getreuen Unterthan der Königinn Maria aufzuführen. Endlich wurden gewisse Abgeordnete an die Prinzeßinn Maria abgeschickt, um ihr von allem, was vorgegangen war, Nachricht zu geben.

Der Herzog von Northumberland ward über alle diese Unglücksfälle so bestürzt, daß er sich mit der Flucht zu retten suchte. Wie er aber in diesem Vorhaben von andern gehindert ward: so suchte er durch seine Demuth und Unterwerfung die Ungnade der Prinzeßinn zu stillen, und rief also dieselbe nicht nur auf dem Markt zu Cambridge als Königinn aus, sondern warf auch seinen Hut zum Zeichen der Freude in die Höhe. Jedoch dieses alles konnte ihn nicht reten; denn er ward an dem folgenden Tage in Verhaft genommen, und nach dem Towr in London gebracht. Auf dem Wege reichte ihm eine Frau ein Schnupftuch, welches in das Blut des Herzogs von Sommerset getaucht war, den er ehedem hinrichten lassen.

Der Herzog von Northumberland wird in Verhaft gezogen.

Nachdem die Prinzeßinn Maria zur Königinn über ganz England erklärt worden: so schritte man gleich zur Verurtheilung des Herzogs von Northumberland. Er führte zwar zur Entschuldigung an, daß er nichts ohne Befehl des Raths vorgenommen, und wandte auch ein, daß diejenigen, welche an dieser That nebst ihm Theil gehabt, nicht seine Richter seyn könnten. Wie er aber damit nicht

durch

durchdringen konnte: so erkannte er sich schuldig, und bat um Gnade. Aber es war keine Gnade zu hoffen, und das Todesurtheil ward den 22 August an ihm vollzogen, ohne daß sein Tod von jemand wäre beklagt worden. Kurz vor der Execution bekannte er dem Bischoff von Worcester, daß er im Herzen stets römischcatholisch gewesen, ob er gleich den Fortgang der Reformation so stark befördert hätte. Ein erschreckliches Exempel der Heucheley! wo man nicht glauben will, daß er dieses Bekenntniß in der Absicht gethan, um dadurch Gnade zu erlangen und das Todesurtheil abzuwenden.

Northumberland wird am Leben gestraft.

Den 3 November ward Johanna Gray nebst ihrem Gemahl, Guilford Dubley, für Gericht gestellt, wo man über sie das Urtheil fällete, daß sie als Verräther sollten gestraft werden. Der Herzog von Suffolk aber, der Vater dieser unglückseligen Fürstinn, ward in Freyheit gesetzt, weil er ein Herr von mäßigen Eigenschaften war, und man glaubte, daß man sich von ihm nichts zu befürchten hätte. Aber diese Vorstellung schlug fehl. Denn wie Maria sich durch ihre harte Regierung bey allen verhaßt gemacht, und insonderheit durch die damals beschlossene Vermählung mit dem spanischen Prinzen Philipp, ein allgemeines Mißvergnügen erweckt hatte: so traten in dem folgenden Jahre einige, auf Anstiften des Thomas Wyat, zusammen, und der Herzog von Suffolk nahm auch Theil an diesem Aufruhr. Die Zusammen-

Urtheil der Johanna Gray.

menverschwornen theilten sich in drey Parteyen, von denen die erste von dem gemeldeten Wyat, die andre von dem Herzog von Suffolk, und die dritte von Pet. Careus angeführt ward. Jedoch Maria behielt die Oberhand, und die Aufrührer wurden gefangen und hingerichtet.

Obgleich die gefangene Johanna an allen diesen Unruhen nicht den geringsten Antheil hatte: so konnte sie dennoch leicht schliessen, daß dieser Aufstand ihrem Leben bald ein Ende machen würde, welches auch geschahe. Denn zween Tage nach der Hinrichtung des Wyats, ließ man ihr und ihrem Manne wissen, daß sie sich zum Tode bereiten sollten. Johanna hatte sich bereits dazu gefaßt gemacht, und hörte daher diese Todesankündigung mit grosser Standhaftigkeit an. Doctor Feckmann überbrachte ihr diese Zeitung, und hatte Befehl, sie zu bewegen, daß sie dem römischen Glauben beypflichten möchte. Er wirkte auch daher aus, daß die Execution noch drey Tage verschoben ward, weil er hoffte, dieselbe in dieser Zeit wieder zur katholischen Kirche zu bringen. Sie gab ihm aber zu erkennen, daß er ihr dadurch gar keinen Gefallen erwiesen. Sie wisse, daß sie als ein Staatsopfer müsse hingerichtet werden, und deswegen sey sie auch bereit, gleich zu sterben. Einige haben zwar geglaubt, daß die Königinn ihr das Leben würde geschenkt haben, wenn sie sich zur Veränderung ihrer Religion hätte entschliessen wollen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieses, insonder-

Ihre Beständigkeit.

derheit nach dem letzten Aufstand des Herzogs von Suffolk, würde geschehen seyn. Wie standhaft sie bey der reformirten Religion beharret, solches erhellet aus dem Briefe den sie an den Hofprediger ihres Vaters, Harding, abgelassen, worinn sie ihm seine Unbeständigkeit und Untreue sehr nachdrücklich zu Gemüthe führet, daß er aus weltlichen Absichten und Vortheilen den Glauben verläugnet, welchen er zu den Zeiten Eduards bekannt und angenommen. Am Abend vor ihrer Hinrichtung, schickte sie ihrer Schwester das griechische neue Testament, welches sie stets bey sich getragen, nebst einem in eben derselben Sprache abgefaßten Briefe, worinn sie dieselbe sehr ernstlich ermahnt, das neue Testament fleißig zu lesen. Den 12 Febr. 1554 brachte man sie zum Gerichtsplatz. Nachdem ihrem Gemahl zuerst Ihr Tod. der Kopf für die Füsse gelegt worden, wobey sie gegenwärtig, seyn und eine Zuschauerinn abgeben muste: so ward sie gleich darauf enthauptet. Sie ließ bis auf den letzten Augenblick eine grosse Beständigkeit in der Gottesfurcht, und einen ungemeinen Eifer für die reformirte Religion blicken, und gestund, daß sie einen grossen Fehler begangen, da sie sich überreden lassen, eine Krone anzunehmen, die ihr nicht zugehöret.

Man kann von ihr nicht sagen, was ich von dem Herzog von Northumberland, der sie hierzu verleitet, daß sie nämlich gestorben sey, ohne von jemanden beweint zu werden. Denn hier ward eine Prinzeßinn aufgeopfert, deren Hinrichtung nie-

niemand, auch nicht einmal ihre Feinde, ohne Thränen, und Wehmuth ansehen konnten. Sie war 17 Jahr alt, wie sie starb. Aber man bemerkte bey ihr bereits in diesen jungen Jahren einen ungemeinen Verstand und eine grosse Einsicht. Alle Geschichtschreiber legen ihr diesen Character bey, und bezeugen zugleich, daß sie dem Studiren so sehr ergeben gewesen, und die Wissenschaften mit solchem Eifer getrieben, daß man sie als ein Wunder zu den damaligen Zeiten ansehen können. Sie verstand unterschiedliche Sprachen, als die englische, französische, lateinische und griechische vollkommen, und war dadurch im Stande, solche Schriften zu lesen, die in allen Arten der Wissenschaften geschrieben worden. In diesen gelehrten Sprachen hatte sie es so weit gebracht, daß sie darinn sogar den jungen König Eduard übertraf, welcher mit ihr von gleichem Alter war, und in diesem Stücke auch eine grosse Fertigkeit erlangt hatte. Man schreibt es dem Fleisse des Doctor Elmers zu, daß Johanna Gray in den Sprachen und Wissenschaften so sehr zugenommen, und dieser Mann scheint eben derjenige zu seyn, der nach dem Tode der Koniginn Maria Bischeff in London geworden. Folgendes Beyspiel zeigt, wie eifrig sie den Studien obgelegen. Der Lehrmeister, welcher die Prinzeßinn Elisabeth unterrichtete, fand diese Johanna einmal mit dem griechischen Plato in der Hand, da die ganze Familie zu eben derselben Zeit auf der Jagd war. Er erkundigte sich demnach

Ihr Portrait.

nach bey ihr, wie sie doch zu Hause bleiben können, da das ganze Haus sich mit der Jagd erlustigte. Sie aber gab ihm zur Antwort. Es sey die Lust, welche die andern auf der Jagd genössen, nur wie ein Schatten, gegen das Vergnügen, welches sie aus den Schriften des Plato empfünde. Das Stück, welches sie damals las, war der Phoedo dieses Weltweisen. Sie hatte sich auch in der Gottesgelahrheit eine grosse Erkenntniß erworben, und die heilige Schrift sehr fleißig gelesen. Bey allen diesen herrlichen Eigenschaften, welche sie entweder von Natur besaß, oder durch die Erziehung, und ihren Fleiß erlangt hatte, war sie jederzeit demüthig und leutselig, daher sie von allen, und auch von dem Könige selbst geliebt und geehrt ward. Es war unmöglich, wo man nicht alle Empfindungen bereits verlohren, eine junge Prinzeßinn von solchen Eigenschaften ohne Bewegung hinrichten zu sehen. Der Anblick war gar zu kläglich. Sie hatte zwar diese Sünde mit Vorsatz begangen. Wenn man aber zugleich bedenkt, daß sie gleichsam mit Macht gezwungen worden, die Krone anzunehmen, und daß sie in der kurzen Zeit, da sie den Titel einer Königinn geführt, in einem steten Misvergnügen und in einer unaufhörlichen Bekümmerniß gelebt, so kann man sagen, daß man niemals etwas betrübters und kläglichers gesehen, ja daß man sich von einer solchen Königinn, als Maria war, kein Mitleiden und Erbarmen versprechen konnte, welche kein Bedenken trug, so grausam und unbarmherzig mit einer jungen und

tugend-

tugendhaften Prinzeßinn zu verfahren, von deren stillen Aufführung sie doch inskünftige, insonderheit nach dem Tode des Herzogs von Northumberland fast versichert seyn konnte, dem diese unglückselige Fürstinn allein zu einem unschuldigen Werkzeug dienen müssen. Denn Johanna Gray erkannte nicht nur, daß ihr die Krone zur Last und zum Verderben gereichen würde, sondern hatte auch öffentlich, um davon befreyet zu werden, zu erkennen gegeben, daß die Krone der Prinzeßinn Maria zugehöre.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Eleonora Christina.

Geburt und Erziehung der Eleonora

Diese berühmte Dame erblickte auf dem Schlosse Friedrichsburg 1621 den 22 Jul. das Licht der Welt, und ist unter allen Kindern, welche Christian der Vierte in seiner ungleichen Ehe mit der Frau Christine Munk gezeugt, am berühmtesten geworden. Wie sie sieben Jahr alt war, so ward sie nach dem Willen des Königs mit Corfitz Uhlfeld verlobet, welcher damals des Königs Cammerjunker war, und sich durch seine grossen Eigenschaften unter dem ganzen dänischen Adel hervorthat. Nach dieser Verlöbniß hielt ein gewisser sächsischer Fürst, Franz Albert, in ihrem zwölften Jahre um sie an; allein wie vortheilhaft auch

auch diese Partey seyn mochte, und wie sehr sie auch dazu gereizet ward, so wollte sie doch die einmal mit dem Uhlfeld geschlossene Verbindung nicht aufheben. Unterdessen ward sie mit grosser Sorgfalt erzogen, so daß sie nebst dem, was ein Frauenzimmer verstehen muß, auch verschiedene Wissenschaften und fremde Sprachen, als die deutsche und französische, wie auch allerhand Künste lernte, nämlich die Musik, die Rechenkunst, das Zeichnen und dergleichen, worinn sie sowohl durch ihren Fleiß, als vermöge ihrer natürlichen Fähigkeit dergestalt zunahm, daß sie sich unter allen ihren vielen Geschwistern hervorthat, und daher von dem Könige die meiste Liebe genoß. In ihrem 15 Jahre, nämlich den 9 Oct. 1636 ward ihr Beylager mit dem Corfitz Uhlfeld, welcher damals Ritter und Statthalter in Copenhagen war, wirklich vollzogen.

Ihr Beylager mit Corfitz Uhlfeld.

Nachdem sie mit diesem berühmten Manne vermählt war, vertrieb sie sich die Zeit mit allerhand Uebungen. Entweder sie zeichnete, oder übte sich in der Musik auf der Harfe, Flöte, oder andern Instrumenten. Im 21 Jahre ihres Alters fieng sie an, die lateinische Sprache zu lernen, worinn Doctor Sperling der ältere ihr Lehrmeister war. Sie lernte damals auch italienisch, worinn sie von ihrem Gemahl selbst unterwiesen ward, und faßte das eine wie das andre mit unglaublicher Geschwindigkeit. Sperling der jüngere bezeugt, daß sie von der Fähigkeit gewesen, daß sie auf ein-

mal ein Lied singen, ein andres schreiben, und auf alles acht geben können, was im Hause vorgegangen.

Sie folgte dem Uhlfeld auf seinen meisten Gesandtschaften, als nach Holland 1646, und gleich darauf nach Frankreich. Nach England reisete sie aber allein, und 1649 gieng sie mit ihrem Herrn wieder nach Holland. Durch diese und darauf folgende Reisen lernte sie die Welt kennen, erlangte eine Erkenntniß von Staatssachen, und kam wegen ihres Verstandes und ihrer Einsicht auch bey den fremden in Ansehen. Die spanische Sprache fieng sie an zu lernen, als sie sich in Stralsund aufhielt, und ihr Mann wies ihr bisweilen, wenn er Gelegenheit hatte, den Grund dazu; so daß sie in dem folgenden Jahre 1654 darinn so fertig war, daß sie ein kleines spanisches Buch, welches den Titel führte: Matthias de los Royos, ins dänische übersetzte. Ihre Fertigkeit im französischen, erkennt man aus ihrer Uebersetzung des einen Theils von dem Roman, Cleopatra genannt, und im deutschen, aus verschiedenen deutschen Versen, die sie gemacht hat. Von ihrer Klugheit und Beredsamkeit legte sie eine besondere Probe an den Tag, als sie vor Gericht einmal Uhlfelds Sache vertheidigte.

Ihr Verstand und ihre Gelehrsamkeit.

Dieses mag von ihrem natürlichen Verstande und ihrer Wissenschaft genug gesagt seyn. Was ihr Leben betrifft, so ist dasselbe nach dem Tode ihres Vaters Christian des

Anfang ihrer Tragödie.

Vier

Vierten, gleichsam eine Kette von lauter Elend. So lange als dieser glorwürdigste König lebte, waren die von ihm mit der Frau Christine Munk erzeugten Kinder in Ansehen; Eleonora aber ward von dem Könige vor allen andern geliebt, und Uhlfeld hatte es also nebst seiner grossen Fähigkeit und ungemeinem Verstande, auch seiner Gemahlinn zu danken, daß er die gröste Gewalt im Reiche erhalten. Dadurch wurden sowohl die rechtmäßigen Kinder des Königs, als auch der übrige dänische Adel gegen die Partey und Freunde des Uhlfelds aufgebracht. So lange der König lebte, stellte man sich gegen dieses mächtige Haus freundlich, sobald aber dieser grosse König entschlafen war, so brach das Feuer aus, welches so lange in der Asche verborgen gelegen.

Eleonora hatte bisher nebst ihren Geschwistern, wie ihre Mutter, Frau Christine Munk den Titel Gräfinnen zu Schleswig Holstein geführt, und waren zugleich mit ihr in das öffentliche Kirchengebet, gleich nach den königlichen Prinzen und Prinzeßinnen eingeschlossen. Da die Mutter 1630 in Ungnade kam, so ward ihr dieser Titel abgenommen, und sie erhielt den Befehl, sich nur Frau Christine zu Boller zu nennen. Ich finde aber doch nicht, daß des Königs Liebe dadurch gegen die Kinder und insonderheit gegen die Eleonora vermindert worden, welche, so lange der König lebte, in einem grossen Ansehen war. Aber sobald Friedrich der Dritte, den Thron bestieg, so fieng ihre Sonne Abnahme des Uhlfeldi-

schen Hauses unter Friedrich dem Dritten.

an, ziemlich verdunkelt zu werden. Uhlfeld sahe dieses nebst seiner Gemahlinn vorher, und aus dieser Ursache bemühete er sich, da der Thron erledigt war, den königlichen Prinzen, von der Nachfolge auszuschliessen. Er glaubte damit desto leichter durchzudringen, weil er des Reichs Hofmeister war, und sich selbst als das Haupt des Adels, ja als ein Zwischenkönig, während dieser Thronerledigung ansahe. Jedoch der Ausfall stimmte mit seinen Gedanken nicht überein. Denn eben die grosse Gewalt, welche er sich anmaßte, bewafnete den ganzen Adel gegen ihn, daß Prinz Friedrich einhellig zum Könige angenommen ward.

Die erste Probe der Kaltsinnigkeit, welche der neue Hof und die neue regierende Königinn Sophia Amalia, gegen Eleonora blicken ließ, äusserte sich darinn, daß ihr von höchstbemeldter Königinn verboten ward, mit ihrer Carosse nicht gerade auf den Schloßhof zu fahren, wie zuvor geschehen war. Diese Königinn war insonderheit auf diese Dame, wegen ihrer Aufführung zu den Lebzeiten des hochseligen Königs sehr erbittert, und ward darinn noch mehr durch die Schwierigkeiten bestärkt, welche das uhlfeldsche Haus ihrem Gemahl bey Erledigung des Throns verursachte. Endlich ward durch eine sonderbare Begebenheit Oel ins Feuer gegossen, die sich kurz vor der Krönung der Königinn zutrug, und welche

Ursache der Kaltsinnigkeit des neuen Hofes.

che ich als eine seltene und bisher verborgene Geschichte, meiner dänischen Reichshistorie einverleibt habe. Ein Künstler, welcher sonst insgemein Kunstkaspar genannt ward, und zu Lyngby wohnte, verfertigte die Krone der Königinn, welche bey dem bevorstehenden Krönungsfeste sollte gebraucht werden. Etliche Tage aber vor der Krönung, sprach die Madame Uhlfeld, als sie durch Lyngby reisete, in Kunstkaspars Hause ein, und verlangte die Krone zu sehen. Als man ihr nun die Krone zeigte, nahm sie dieselbe, und setzte sie auf ihr Haupt, um zu sehen, wie sie ihr liesse. Aber sie fiel ihr vom Haupte auf die Erde, und nahm Schaden, indem ein grosser Edelstein, welcher mit darinn gesetzt war, in Stücken brach. Ob die Madame Uhlfeld solches vorsetzlicher Weise gethan, oder ob es aus Unvorsichtigkeit geschehen, kann man nicht für gewiß sagen. So viel ist ausgemacht, daß ihre vorherige Aufführung nothwendig zu diesem Argwohn Anlaß geben muste. Kunstkaspar ließ dem Könige gleich in geheim Nachricht davon geben. Weil aber Se. Majest. damals noch nicht für rathsam ansahe, mit dem mächtigen uhlfeldischen Hause zu brechen, so befahl er dem Kunstkaspar davon zu schweigen, und die Krone in aller Stille wieder auszubessern.

Die Sachen blieben also noch eine Zeitlang unverändert, und man bemerkte kein Merkmaal einer offenbaren Ungnade gegen das uhlfeldsche Haus; sondern Uhlfeld ward vielmehr 1649 als Ambassadeur nach Holland geschickt. Davon will

ich hier nicht reden, weil dabey nichts vorgefallen, was zur Geschichte der Eleonora gehöret. Dieses will ich nur blos anführen, daß Uhlfeld bey seiner Rückkunft kaltsinnig empfangen ward, daher er auch nebst seiner Gemahlinn, eine Zeitlang nicht bey Hofe erschien.

So waren die Umstände beschaffen, als die bekannte Begebenheit mit dem Walter und der Dina ausbrach, und die merkwürdige Aussage gegen das uhlfeldsche Haus geschahe, wovon alle Geschichtschreiber Meldung thun. Obgleich diese Sache mit solchem Erfolg getrieben ward, und Uhlefeld die gröste Befriedigung erlangte, so verließ er doch ganz unvermuthet das Reich, und segelte auf einer holländischen Galliotte nebst seiner Gemahlinn nach Holland. Es geschahe dieses so heimlich, daß weder seine Majestät, noch jemand von seinen Freunden, das geringste davon wuste, ehe und bevor man aus Holland davon Nachricht erhielt. Uhlfeld begab sich hierauf nebst seiner Gemahlinn nach Schweden, und verlangte den Schutz der Königinn Christina. Ehe er aber eine Antwort erlangte, lebte er zwischen Furcht und Hoffnung, und seine Gemahlinn gieng allenthalben verkleidet durch die Gassen in Stockholm, zur Verwunderung der ganzen Stadt. Die Königinn Christina nahm endlich den Uhlfeld nicht nur in ihren Schutz, sondern ertheilte ihm auch den 26 Sept. 1651 Audienz, und erlaubte, daß

Sie entflieht nebst Uhlfeld aus dem Reiche.

Ihre Aufführung in Schweden.

daß Madame Uhlfeld ihr an dem folgenden Tage in Mannskleidern, ihre Aufwartung machen durfte. Diese Unterredung wirkte so viel, daß die Königinn ihnen bewilligte, was sie verlangten, und der Madame Uhlfeld auf dem Schlosse Zimmer einräumte, um daselbst ihr Kindbette zu halten, indem sie damals eben schwanger war.

Ich übergehe hier die fernern Schicksale des Uhlfelds, da seine Güter in Dännemark eingezogen wurden; und er selbst durch die harte Vertheidigungsschrift, welche er herausgab, seine Sache noch mehr verschlimmerte. Ich will mich auch bey der Aufführung nicht aufhalten, welche er gegen den dänischen Gesandten, Juul in Stockholm blicken ließ, weil dieses alles nicht eigentlich zu der Geschichte seiner Gemahlinn gehöret. Nur dieses will ich anmerken, daß Eleonora an allen seinen Widerwärtigkeiten Theil hatte, und ihm aus einem Lande ins andre, und aus einem Gefängnisse ins andre folgte. Durch den rothschildschen Frieden ward Uhlfeld, bekanntermassen, wieder in den vorigen Stand gesetzt, wie aber der Krieg zwischen Dännemark und Schweden aufs neue anging, so hielt er sich mit seiner Gemahlinn zu Malmö auf, welche Stadt, so wie ganz Schonen, durch den Frieden an Schweden war abgetreten worden. Er gerieth bey den Schweden in Verdacht, als wenn er Malmö den Dänen verrathen wollte, wozu sie aus einigen aufgefangenen Briefen Anlaß nahmen, wiewohl einige meynen, daß solches von den Schweden, die sich für dieses Man-

nes allzuhohen Geist fürchteten, erdichtet worden, um seiner los zu werden, und sich zugleich seines Vermögens zu bemächtigen, welches er mit nach Schonen gebracht hatte, wie auch der vortreflichen sehfeldischen Bibliothek, welche dem berühmten Georg Sehfeld zugehöret hatte, und von Carl Gustav dem Corfitz Uhlfeld war verehret worden. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß er in Malmö gefänglich angehalten wurde.

Eleonora vertheidiget seine Sache vor dem schwedischen Gericht.

Man ernannte gewisse Commissarien, diese Sache zu untersuchen, und Uhlfeld sowohl als seine Gemahlinn desfalls zu befragen. So lange dieser Proceß währte, stellte sich Uhlfeld, als ob er vom Schlage gerührt wäre, und blieb stumm, und zwar mit solcher Beständigkeit, daß man, wie viele Mühe man auch anwendte, doch nicht ein Wort aus seinem Munde bringen konnte. Weswegen seine Gemahlinn Eleorora vor Gericht erschien, und seine Sache mit einer ungemeinen Beredsamkeit vertheidigte. Ehe aber noch der Proceß geendiget ward, flohe Uhlfeld nach Seeland. Aber die Umstände waren ihm in Dännemark eben so wenig als in Schweden geneigt. Denn da man eben damals in Dännemark an dem grossen Suverainitätswerke arbeitete, und der Hof ihn als den gefährlichsten Mann bey diesem Zustande des Reichs ansahe, so ward er erstlich auf das Schloß Rosenburg in Verwahrung gesetzt. Nachher

aber

aber brachte man ihn nebst seiner Gemahlinn nach Bornholm, allwo sie neun Monate und 13 Tage beysammen gefangen gehalten wurden, und einander bedienten. Hernach aber sassen sie von einander abgesondert, wie Madame Uhlfeld selbst in ihren nachgelassenen Handschriften bezeuget. Die Ursache zu dieser Absonderung mag wohl der Anschlag gewesen seyn, den Uhlefeld sich mit der Flucht zu retten, ausführen wollte; worinn er aber ergriffen und nachher genauer als zuvor verwahret ward. Der Obriste Fuchs, welcher Commendant daselbst war, bewies sich in diesem Arrest keinesweges als ein gelinder Befehlshaber gegen seine Gefangenen, worüber Uhlfeld den grossen Haß auf diesen Mann warf, dessen Wirkung man aus der Geschichte Uhlfelds sehen kann. Daß sich inzwischen die Gefangenen über Fuchsens Strenge beschwert, das erkennt man daraus, weil der Graf von Ranzow nach Bornholm geschickt ward, um solches zu untersuchen. Diesem Ranzow klagte Uhlefeld seinen schlechten Zustand, und erbot sich, alle Bedingungen einzugehen, welche der König verlangte, wenn er nebst seiner Gemahlinn wieder in Freyheit möchte gesetzt werden. Durch Fürbitte des Grafen von Ranzow und andrer, kam es denn auch so weit, daß ihm die Freyheit mit dieser Bedingung versprochen ward, daß Uhlfeld sich verpflichten sollte, niemals etwas vorzunehmen, das Sr. Majest. zum Nachtheil gereichen könnte, und nicht ohne Erlaubniß aus dem Reiche zu reisen;

Ihre erste Gefangenschaft auf Bornholm.

vielweniger in fremde Dienste zu gehen. Man sagt, daß Uhlfeld, ehe er diese Verpflichtung von sich gegeben, seine Gemahlinn um Rath gefragt, und daß diese darauf geantwortet habe:

Rebus in aduersis facile est contemnere mortem
Fortius ille facit, qui miser esse potest.

Endlich bequemte er sich doch eine Abbitte zu übergeben, welche zu Hammershus den 17 Oct. 1661 unterzeichnet war, wie auch dieselbe durch einen zu Kopenhagen den 22 Dec. in eben demselben Jahre ausgestellten Revers zu bekräftigen, woraus man sieht, mit welchen Bedingungen Uhlfeld wieder zu Gnaden angenommen worden.

Uhlfelds Anschlag wird offenbart und bestraft.

Auf solche Art gelangte Uhlfeld wieder zu seiner Freyheit. Aber sein ungezäumter Muth ließ ihm nicht zu, die Früchte von dieser königlichen Gnade einzuerndten. Denn da der König in sein Begehren gewilliget, und ihm die Erlaubniß ertheilt, nach Aken ins Bad zu reisen, so ließ er erstlich den vorigen Commendanten zu Bornholm, den Obristen Fuchs, der sich damals zu Brügge in Flandern aufhielte, durch einen von seinen Söhnen umbringen, und hierauf suchte er einen gefährlichen Anschlag gegen den König und das Reich auszuführen, wesfalls ihm in seiner Abwesenheit das Leben abgesprochen, und dieses Urtheil auch an seinem Bilde vollzogen ward.

Kurz vorher, ehe dieser gefährliche Anschlag gegen das Reich kund gethan ward, war Madame Uhl-

Uhlfeld nach England geschickt worden, eine Summe Geldes einzufordern, welche Uhlfeld dem Könige Carl dem Andern in seiner Landflüchtigkeit vorgestreckt hatte. Allein anstatt bezahlt zu werden, ward sie auf des dänischen Ministers Verlangen von diesem Könige in Verhafft genommen. Dieß geschahe zu Dower den 9 Jul. 1663, wie Eleonora in ihren nachgelassenen Schriften selbst bezeuget. Der dänische Minister hielt hierauf ferner an, daß sie möchte ausgeliefert werden, welches der König Carl zwar öffentlich abschlug, unter der Hand aber versprach er, daß es ihm nicht allein frey stehen sollte, sich ihrer Person zu bemächtigen, wenn sie aus der Festung gienge, sondern er wolle auch selbst Gelegenheit dazu geben. Es währte nicht lange, daß man Gelegenheit dazu fand. Denn sie ward gleich darauf ergriffen, und nach Kopenhagen geführt, wo sie den 8 Aug. 1663 anlangte, und in den blauen Thurm gesetzt ward. Auf solche Art kam der König Carl der Andre davon, daß er seine Schuld nicht bezahlen durfte, aber er muste auch dafür viele Nachrede der Leute leiden, welche diese seine Aufführung gegen eine fremde und so ansehnliche Dame, die ihm in seiner Noth die Hände gereicht, mit den heslichsten Farben abmahlten. Hingegen hatte der König Friedrich recht, sich der Person dieser hochmüthigen Dame zu bemächtigen, insonderheit, weil man sie im Verdacht haben konnte, daß sie

Andre langwierige Gefangenschaft der Madame Uhlfeld.

sie an dem letzten Anschlag ihres Gemahls Theil genommen.

Sobald sie nach Kopenhagen gekommen war, so brachte man sie auf das Schloß, wo ihr die Königinn Sophia Amalia durch eine Kammerjungfer ihre Kleider ausziehen, und ihre Perlen und Juwelen abnehmen ließ. Von da führte man sie nach dem blguen Thurm, wo sie viele Jahre gefangen saß. Hier machte sie mit ihren eignen Händen unterschiedliche künstliche Arbeiten, unter andern einen Becher von Thon, der auf drey Knöpfen stand, mit einem Deckel oben darauf. Auf dessen Boden schrieb sie einige Worte, welche sie dem Könige Friedrich gerne vor die Augen bringen wollte, welches auch bey folgender Gelegenheit geschahe. Der König fragte einmal den Schloßpräsidenten Liebknecht, womit sie sich des Tages über beschäfftigte; dieser antwortete, **sie macht Becher.** Als nun der König einen von solchen Bechern zu sehen verlangte, so ward er, nachdem er denselben genau betrachtet hatte, endlich die Schrift gewahr, die auf dem Boden stand, und sagte daher zu dem Praesidenten: **Sie ist klüger wie du.** Allein ihr Gefängniß ward dadurch nicht gemildert, und dieses konnte auch nicht geschehen, so lange die Königinn Sophia Amalia lebte, weil höchstgedachte Königinn auf die uhlfeldsche Familie, und insonderheit auf diese Eleonora eine ganz besondre Ungnade geworfen hatte. Unter andern Merkwürdigkeiten, welche

Ihre Aufführung in der Gefangenschaft.

von

von dieser berühmten Dame erzählt werden, ist auch diese, daß sie etwas von ihres Mannes Blute durch eine Oeffnung an ihrem Arm mit dem ihrigen vermischet, und dadurch eine solche Sympathie zuwege gebracht hatte, daß sie in ihres Gemahls Abwesenheit sehen konnte, was ihm begegnete. Als das Gerüchte gieng, daß Uhlfeld gestorben sey, so versicherte sie in ihrem Gefängnisse zu wiederholten malen, daß nichts daran wäre. Als er aber endlich 1664 wirklich mit Tode abgieng, so sagte sie es dem Könige gleich, ehe noch sonst jemand Nachricht davon erhalten hatte. Daß dieses gewiß geschehen sey, solches bezeugen Leute, die noch vor einiger Zeit gelebt, und Madame Uhlfeld gekannt haben, wiewohl solches nicht Kraft der durch eine Vermischung oder Transfusion des Blutes zuwege gebrachte Sympathie geschehen, wie Madame Uhlfeld selbst bezeugt, die zugleich auch vielen andern Erzählungen widersprochen, welche in gedruckten Büchern sowohl von ihr als ihrem Herrn gefunden werden. Vielleicht haben die Söhne des Uhlfelds ihr heimlich von dem Tode ihres Vaters Nachricht gegeben, welcher eine Zeitlang allen andern unbekannt gewesen.

Eleonora saß also in einem harten Gefängniß, nicht allein unter der Regierung des Königs Friedrichs, sondern auch noch lange hernach. Sie hatte kein Messer, sondern an dessen statt ein Stück Bein oder scharfen Knochen, und kein anders Licht, als was von einem Fenster oben am Boden hereinfiel, welches man öfnete, um den Rauch hinauszulas-

zu lassen, weil an dem Ofen keine Röhre war. Die nachher regirende Königinn, Charlotta Amalia, hatte gleich Mitleiden mit dieser Staatsgefangenen, und wünschte ihre Freyheit, wiewohl sie solche wegen der verwittweten Königinn nicht sogleich erlangen konnte, daß Eleonora also nach ihrer eignen Aussage 23 Jahre gefangen sitzen muste. Sie verfertigte unterdessen verschiedene künstliche Arbeiten, welche sie der regierenden Königinn überbringen ließ, unter andern machte sie einen Beutel worauf folgende deutsche Verse von lauter Perlen künstlich ausgestickt waren:

Deine Gnade, deine Güte
Tröstet Herze und Gemüthe
Gönne mir auch den Gewinn:
Reich mir deine Gnadenhände
Löse mich von meinen Bänden
Gnadenreiche Königinn.

Wodurch sie dennoch dieses erhielt, daß man ihr ein grösseres Fenster machen, und einen Windofen in ihr Zimmer setzen ließ.

Ihre Befreyung.

Endlich ward sie im Jahr 1685 wieder auf freyen Fuß gesetzt, welches sie selbst auf dem Altartuche, das sie in die Klosterkirche zu Maribô verehrte, bezeuget. Sobald sie ihr Gefängniß verließ, zog sie in das Haus ihrer Schwestertochter, der Fräulein Lyndenow, beym Canal, welches nächst an das Pfarrhaus des Hauptpastors an der Holmskirche stößt. Aber sie blieb daselbst nur drey Tage, weil die ganze Stadt dahin stürmte, sie zu sehen. Sie

be-

begab sich also nach Uttersleſ, allwo sie bis Michaelis wohnte, da ihr der König Christian der Fünfte Maribö mit einem jährlichen Gehalt non 1500 Rthlr. zu ihrer Wohnung einräumte. Kurz darauf verehrte sie der Mariböerkirche ein Altartuch von weissen Taft, worauf ein weitläuftiges und zugleich zierliches Gedicht gestickt war, welches sich folgendergestalt anfängt:

Den store Verdens Alt sit skabte Grænd-
ser satte
Gav Viden viße Tiid. Hvo kand hans
Allmagt fatte?
Han mengler tungt og lett ved Fingers
mægtig Kraft
Bedænkte Heeden med en Ledske Drik-
kes Saft ꝛc.

d. i.

GOtt schuf die grosse Welt mit abgemeßnen Grenzen
Und mit bestimmter Daur. Erstaunenswürdge Allmacht!
Er mischte schwer und leicht, durchs Fingers mächtge Kraft
Vermählte mit der Hitz ein löschend kaltes Naß ꝛc. *

Auſſer diesen hat sie noch verschiedene andre Verse gemacht, welche zum Beweise dienen, daß sie unter

* Siehe die deutsche Uebersetzung der dänischen Reichshist. des Hrn. Holbergs Th. III. S. 614.

ter den besten dänischen Dichtern der damaligen Zeiten einen Platz behaupten können. Sie hat auch ein Werk von einigen berühmten Damen verfertiget. Otto Sperling der jüngere, welcher ihr selbst bey diesem Werke an die Hand gegangen, berichtet, daß es den Titel geführt, Preis der Heldinnen. Unter ihren vielen Gedichten, ist insonderheit eines auf einen alten Hund, der Cavalier hieß, merkwürdig. Dieser alte Hund ward von einem Marder gebissen, und daher auf der Königinn Sophia Amalia Befehl, zu der Gräfinn ins Gefängniß geschickt, daß sie ihn wieder heilen sollte, welches sie auch that. Auf diesen alten Hund machte sie ein artiges dänisches Gedichte, worinn sie ihn redend einführet, als einen der sein veränderliches Glück und Schicksal am Hofe beschreibt und hernach erzählt, was er endlich für einen Lohn bekommen. Sie zielte damit auf ihren Mann, welcher so oft mit vieler Gefahr und Beschwerlichkeit dem Reiche Dienste und Nutzen geleistet, aber ihrer Einbildung nach übel dafür belohnet worden. Dieses künstliche Gedicht fängt sich an

Alt Gammel er foragt, det kastes til en Side,
Var det end Guld og Solv; man gierne Nyt kand lide.

d. i.

Alles Alte wird verachtet, und man wirft es auf die Seite.

Wär

Wär es auch gleich Gold und Silber, man hat immer gern was neues*.

Obbenannter Sperling bezeugt gleichfalls, daß sie ein Lustspiel verfertiget, und solches 1688 den 27 Febr. vor sich in ihrem eignen Hause spielen lassen.

Wie sie in dem Kloster Maribô angekommen war, so ließ sie ihre älteste Tochter, Anna Catharina, welche in Flandern wohnte, und des Herrn Vigli de Cassettes nachgelassene Wittwe war, zu sich kommen. Diese Dame gleichte ihrer Mutter am Verstande am meisten, sie hatte sehr viele Bücher gelesen, und war in allen schönen Wissenschaften wohl erfahren.

Ihr Tod und Character.

Endlich gieng diese berühmte Dame 1698 den 16 März in einem hohen Alter mit Tode ab; und ward den 6 April desselbigen Jahres in der Maribôer Kirche begraben. Sie war eine von den berühmtesten Damen in dem vorigen Jahrhundert, sowohl in Absicht auf ihre Scharfsinnigkeit, als auch wegen ihrer seltenen und wunderbaren Schicksale. Hatte sie sich in ihrem Wohlstande durch den Ehrgeitz blenden und verleiten lassen, so büßte sie diese Sünde durch eine dreymalige Gefangenschaft, wovon die letzte und härteste 23 Jahre währte. Ob sie von dem letzten gefährlichen Anschlag ihres Gemahls gegen den König und das Reich Nachricht gehabt, das kann man nicht gewiß sagen. Es scheint aber doch, daß man sie deswegen haupt-

* Siehe eben daselbst S. 615.

hauptsächlich strafbar angesehen. Niemand wird zwar läugnen, daß die Pflicht und Liebe, welche man seinem Könige und Vaterlande schuldig ist, grösser sey als die, womit eine Frau ihrem Manne verbunden ist. Allein man muß doch auch dabey gestehen, daß diese heroische Tugend, nämlich seinen eignen Mann aus Liebe gegen das Vaterland zu verrathen, zu unsern Zeiten sehr rar, und fast unbekannt ist. Die beständige und stetswährende Ungnade, welche die Königinn Sophia Amalia gegen die Madame Uhlfeld hegte, scheint noch andre besondre Ursachen gehabt zu haben, die ihre eigene Person betroffen, und vornehmlich in einer Verachtung bestanden, welche sie gegen die Königinn sowohl vor als nach der Krönung blicken lassen. Und dieses ist es, was der Madame Uhlfeld am meisten kann zur Last geleget werden. Kurz man traf bey dieser Gräfinn, wie bey den meisten grossen und seltnen Geistern, eine Vermischung von Tugenden und Lastern an. Sie war von der Natur mit so vielen und ungemeinen Eigenschaften versehen, daß man sie für ein Meisterstück der Natur halten kann. Man findet sehr wenige Damen in den Geschichten, welche mit einer grössern Klugheit, Gelehrsamkeit, Wohlredenheit, Beständigkeit und Gedult in widrigen Zufällen begabt gewesen. Das grosse Ansehen, worinn sie zu den Zeiten des Königs Christian des Vierten stand, da sie die Lust und das Vergnügen des ganzen Hofes war, machte ihr die darauf erfolgte Kaltsinnigkeit unerträglich. Ihre Vermählung

mit

mit einem hochmüthigen und unruhigen Manne, legte gleichsam ihren Tugenden Fessel an, und sie konnte sich daher ihrer grossen natürlichen Eigenschaften, nicht zu ihrem Nutzen bedienen. Wenn sie zu einer andern, und nicht so gefährlichen Zeit gelebt hätte, und mit einer andern Familie wäre verbunden worden, so würde sie ein Muster sowohl der Tugend und Frömmigkeit, als auch der Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit gewesen seyn.

Vergleichung.

Diese beyden Damen hatten, wie aus ihren Geschichten erhellet, verschiedenes mit einander gemein. Sie stammten beyde aus königlichem Geblüte her. Sie waren beyde durch ihre Vermählungen mit den mächtigsten Häusern verbunden. Sie waren beyde die Lust und das Vergnügen königlicher Höfe. Sie waren beyde durch ihre Ehen unglücklich, und geriethen dadurch ins Verderben. Die Umstände der Zeit waren der einen nicht weniger als der andern entgegen. Sie besassen beyde von Natur grosse Eigenschaften, und hatten beyde eine männliche Auferziehung genossen. Sie verstunden beyde die Sprachen der Gelehrten, und hatten in verschiedenen Wissenschaften eine grosse Vollkommenheit erlangt. Sie waren beyde in ihrem Leben grossen Unglücksfällen unterworfen. Denn die erste starb öffentlich durch

die Hand des Scharfrichters, und die andre muste eine dreymalige Gefangenschaft ausstehen, von denen die letzte 23 Jahr währte. Ihre betrübten und widrigen Schicksale geben also eine reiche Materie zu den beweglichsten Tragödien, und man kann ihre Geschichte, insonderheit die Historie der Johanna Gray nicht ohne Thränen und Wehmuth lesen. Das klägliche Ende dieser jungen Prinzessinn, welche in der Tugend und Frömmigkeit vor allen Damen ihrer Zeit den Vorzug hatte, und in ihrem 17 Jahr ohne die geringste Schuld hingerichtet ward, muß nothwendig die empfindlichste Bewegung und das zärtlichste Mitleiden erwecken. Der Fall der Gräfinn von Uhlfeld kann auch zum Theil den Umständen der Zeit und ihrer unglücklichen Ehe zugeschrieben werden. Ich sage mit Bedacht zum Theil, weil ihre eigne Aufführung an den widrigen Schicksalen, die sie erlebte, zugleich Theil hatte. Ich erkühne mich nicht, die Madame Uhlfeld zu beschuldigen, daß sie an den Anschlägen, und andern Bezeigen ihres Herrn Theil genommen, aber man trifft in ihrer Geschichte verschiedene Merkmaale eines solchen Hochmuths und Ehrgeitzes an, welcher den damaligen gefährlichen und bedenklichen Zeiten, gar nicht gemäß war, und es ist wahrscheinlich, daß sie sich nicht wie Johanna Gray, die Krone würde haben mit Thränen aufs Haupt setzen lassen, wenn ihr dieselbe wäre angeboten worden. Sie sind also in diesem Stücke von einander unterschieden, daß der Fall der ersten allein von den Umständen der Zeit, das

Un-

Unglück der andern aber ausserdem auch noch von ihrer eignen Aufführung herrührte. Wenn Johanna Gray mit Recht fragen konnte, quid merui, oder worinn besteht mein Verbrechen? so konnte Eleonora allein sagen, Tantum non merui, oder so groß ist mein Verbrechen nicht, so viel habe ich nicht verschuldet. Beyde aber haben doch eine gleiche Beständigkeit in ihren Widerwärtigkeiten blicken lassen. Die erste gieng dem Tode wie eine Heldinn entgegen. Die andre ertrug eine langwierige und schimpfliche Gefangenschaft mit einer ungemeinen Gedult; und es ist also schwer zu bestimmen, welche von beyden am meisten verdiene bewundert zu werden. Es ist allerdings eine heroische Tugend, und insonderheit bey einem jungen Frauenzimmer, mit einem standhaften und unverzagten Geiste den Richtplatz zu betreten, aber es ist nicht weniger heldenmüthig für eine hochmüthige und ehrgeitzige Dame, wenn dieselbe die äusserste Verachtung ohne Murren erträgt, in einem schimpflichen und langwierigen Gefängniß alle Widerwärtigkeiten freudig erduldet, und ihr Leiden als ein Mittel ansieht, ihre vorigen Fehler zu verbessern und auszusöhnen. Ja man kann sagen, daß diese Gefangenschaft, der Madame Uhlfeld gleichsam zu einem Fegfeuer gedienet. Hatte dieselbe Fehler, wie sie ins Gefängniß gieng, so konnte man sie fast als eine Heilige ansehen, wie sie dasselbe wieder verließ. Denn von der Zeit an, da sie auf freyen Fuß gesetzt ward, bis an den Tag ihres Todes, war sie ein vollkomm-

nes Muster der Gottseligkeit und Tugend. Dieser Ruhm wird ihr von allen, und insonderheit von der Fräulein Anna Uhlfeld beygelegt, welche noch vor kurzer Zeit lebte, und mit der Gräfinn Eleonora Christina seit der Zeit ihrer Befreyung, beständig umgegangen.

Man sieht also, daß diese beyden Damen, welche so viele Unglücksfälle erduldet, ein wahrer Schmuck des weiblichen Geschlechts zu ihren Zeiten gewesen. Johanna Gray hatte fast gar keine Fehler, denn man findet in ihrem Leben nicht das geringste, welches den geringsten Tadel verdiente. Aber bey der Gräfinn von Uhlfeld scheint, wie bey den meisten grossen Geistern eine Vermischung der Tugenden und Laster, jedoch auf solche Art gewesen zu seyn, daß die Tugenden die Laster überwogen, und endlich völlig besiegt haben. Ich vergleiche die erste mit einem schönen Angesicht, welches gar keinen Fehler und keine Flecken hat, die andre aber mit einem weit schöneren Antlitz, woran man jedoch einige Flecken wahrnimmt Denn wenn man die Fähigkeit, den Geist, die Klugheit und Gelehrsamkeit der letztern erwegt, so kann man sie unter die grossen Heldinnen rechnen, welche die Natur hervorgebracht hat. Wie Uhlfeld an Einsicht und Gemüthsgaben keiner Mannsperson zu seinen Zeiten etwas nachgab, so wich seine Gemahlinn auch in diesem Stücke keinem andern Frauenzimmer. Dieses wird von allen einhellig bestättiget, und eben dadurch gerieth sie auch am meisten in Verdacht. Denn man konte nicht begreiffen,

daß

daß sie die gefährlichen Anschläge des Uhlfelds nicht sollte gewußt haben, und daß ein Mann einer mit solchen Eigenschaften prangenden Gemahlinn etwas sollte haben verbergen können.

Maria die Erste
und
Maria die Andre
Königinnen von England.

Einleitung.

Einige, unter denen sich auch der berühmte Bayle befindet, haben behaupten wollen, daß die Religion in die Sitten der Menschen einen geringen Einfluß habe; weil die Erfahrung zeige, daß die Menschen nicht nach ihren eignen Grundsätzen lebten, sondern vielmehr ihren Lüsten und Leidenschaften folgten. Es kann dieses freylich von vielen gesagt werden, bey denen es heißt: Video meliora proboque, deteriora sequor; oder, ich sehe und billige das Gute, aber ich folge dem Bösen. Denn wenn alle und jede ihrem Glauben gemäß lebten, und ihren eignen Grundsätzen folgten, so würden alte und schwache Leute, welche von einem bessern Leben nach dieser Vergänglichkeit über-

Ob die Menschen nach ihren eignen Grundsätzen leben.

zeugt sind, bey der Ankunft des Todes nicht erzittern, so würden andre sich nicht in allerhand Arten der Wohllust herum welzen, und ein kurzes und unvollkommnes Vergnügen, einer ewigwährenden und vollkommnen Freude vorziehen, so würden einige Menschen nicht aus einem eitlen Ruhme die wahre Ehre aufopfern, und mit Gefahr des Leibes und der Seelen in einen Zweykampf treten, um einem erdichteten und sogenannten Point d' honneur eine Genüge zu leisten, so würden endlich andre ihren eigentlichen guten Namen und Ruhm nicht preis geben, um einen blossen Titel zu erwerben, den sie doch selbst für eitel und vergänglich halten, u. s. f.

Die Meynung des Herrn Bayle in diesem Stücke muß eingeschränkt werden.

Obgleich dieses also bey sehr vielen eintrifft, so kan man es doch nicht von allen, und nicht einmal von den meisten sagen; denn die Erfahrung bezeugt gleichfalls, daß die meisten guten und bösen Handlungen bey sehr vielen Menschen aus den Sätzen und Meynungen entspringen, welche einmal bey ihnen Wurzel geschlagen haben. Ja man sieht, daß eben dieselbe Leidenschaft bey zwoen Personen öfters aus dieser Ursache zwo mit einander streitende Wirkungen hervorbringet. Bey den alten Griechen und Römern war dieser Satz allen und jeden von der ersten Kindheit an eingeprägt, daß die gröste Ehre eines Bürgers darin bestünde, wenn er sein Leben und seine Glieder für das Vaterland wagen könnte. Es ist aus den Geschich-

ten

ten hinlänglich bekannt, was für wunderbare und grosse Unternehmungen durch diesen Satz gewirkt, und wie viele, ja fast allen Glauben übersteigende Heldenthaten dadurch zuwege gebracht worden. Viele stritten deswegen mit einander, wer sein Leben zuerst zum Nutzen des Vaterlandes lassen sollte, die Eltern ermordeten ihre liebsten Kinder aus eben dieser Ursache, ja sogar die Weiber und die zärtlichsten Jungfrauen verachteten nicht nur den Tod, und giengen der Lebensgefahr unerschrocken entgegen, sondern schändeten auch ihre eigne Leiber, und riefen dabey aus, non dolet, Ich empfinde keine Schmerzen. Was die Lehrsätze des Lykurgs bey dem lacedämonischen Volke ausgerichtet, solches erhellet aus unglaublichen Beyspielen. Damatria, eine lacedämonische Dame, erwürgte ihren Sohn, der aus einer Feldschlacht zurück kam, mit eigner Hand, wie sie hörte, daß er in derselben nicht tapfer gefochten hatte. Eine andre Dame in Lacedämonien, schickte ihre fünf Söhne in den Streit. Nach der Schlacht fragte sie jemanden, wie es abgegangen sey? Wie derselbe antwortete, daß alle ihre Söhne umgekommen wären, so sagte sie, Ich will nicht wissen, wie es meinen Söhnen ergangen: sondern wie die Schlacht ausgefallen. Und da sie hörte, daß die Lacedämonier die Oberhand behalten, so sagte sie, das ist genug. Nun ist mein Kummer gestillt. Noch eine andre Dame gab

Solches wird durch die Erfahrung bewiesen.

ihrem Sohne, der in den Krieg ziehen wollte, einen Schild mit diesen Worten, η ταν η επι ταν. „Entweder diesen, oder auf diesem. Komm entweder mit diesem Schilde zurück, oder laß dich „auch auf demselben liegend wieder nach Hause tragen.“ Aus diesen Beyspielen sieht man, was die Unterweisung der Jugend, und die derselben in den ersten Jahren eingeprägten Lehrsätze für eine grosse Wirkung nach sich ziehen. Durch die Meynungen, welche die alten nordischen Völker ihren Kindern beyzubringen pflegten, wurden hohe Standespersonen aufgemuntert und angetrieben, sich durch die Seeräuberey hervor zu thun. Man sahe dieselbe als einen Zierrath und Schmuck in dem Leben eines Menschen an, und niemand ward für würdig gehalten, ein hohes und wichtiges Amt zu bekleiden, wo er sich nicht vorher durch ein solches Handwerk Ruhm und Ehre erworben hatte.

Ein gleicher Grundsatz ist der Zunder zu den wichtigsten Unternehmungen der grösten Helden gewesen. Die Ilias des Homers, worinn ein Achilles, ein Hector, ein Diomedes, ein Ajax und andre als die vollkommensten unter allen Menschen, abgebildet und vorgestellt werden, und welche man jungen Prinzen als ein symbolisch Buch angepriesen, hat ihnen einen falschen Begriff von der Ehre und der Erlangung eines grossen Namens beygebracht, daß sie die Zerstörung der Stätte, die Bezwingung der nahgelegenen Länder, und immerwährende Kriege als die grö-

sten,

sten, ja fast als die einzigen Zierrathen in den Geschichten der Regenten angesehen haben. Dadurch wurden Alexander, Cäsar, Cingiskan, Tamerlan und andre zu unaufhörlichen Feldzügen aufgemuntert. Deswegen hielten sie einen jeden Stillstand für eine Schmach, und glaubten, daß derjenige seinen Namen und Ruhm beflecke, der sein Schwerd niederlegte.

Einige Völker aber haben im Gegentheil einen andern Lehrsatz angenommen, welcher mit dem vorigen streitet, und darinn bestehet, daß nichts einen Menschen so sehr verunreinige und beflecke, als das Blutvergiessen, wenn man auch nur unvernünftige Thiere tödtete. Daher hat man wahrgenommen, daß die Menschen sich selbst aufgeopfert haben, um das geringste Thier zu retten, und daß sie sich selbst lieber hinrichten lassen, als daß sie hätten zugeben sollen, daß ein Schaaf oder Lamm ware geschlachtet worden. Man findet davon in den alten Historien verschiedene Beyspiele, und in Persien sind noch einige Leute, welche diesem Satze gemäß handeln, der ihnen von ihren Lehrern eingeprägt worden.

Der Hochmuth und die Begierde nach Ruhm und Ehre, welche bey zwoen Personen gleich groß seyn kann, kann dennoch in dieser Absicht ungleiche, ja mit einander streitende Wirkungen hervorbringen. Diogenes war vielleicht eben so hochmüthig als Alexander der Grosse. Da aber der eine in seiner Jugend gelernet hatte, daß man sich dadurch groß und

Gleiche Leidenschaften können un-

berühmt

gleiche Wirkungen hervorbringen.

berühmt machen müste, daß man Länder besiegte, und alle andre unter die Füsse trete; der andre aber in seiner Schule andre Lehrsätze gefaßt, und gehört hatte, daß die rechte Ehre eines Menschen in der Verachtung der weltlichen Ehre, in Leiden, in Schmach und Armuth bestehe, so brüstete sich der eine eben so sehr mit seinen Widerwärtigkeiten, als der andre mit seinen Siegen. Und vielleicht hat Diogenes geglaubt, daß ihm der Titel des Grossen, wegen seiner Gedult und Standhaftigkeit im Unglück mit weit grösserm Rechte, als dem macedonischen Könige zukäme, obgleich derselbe seine Siege und Länder fast nicht zählen konnte. Man urtheilet insgemein von den Neigungen der Menschen nach ihren Handlungen, aber dieses Urtheil kann fehl schlagen. Denn zwo Personen, welche die Natur auf eine Art gebildet, können streitige und verschiedene Handlungen ausüben. Die Hauptleidenschaft des ältern Cato und des Cäsars, war ohne Zweifel der Ehrgeitz, und sie waren beyde unstreitig in gleichem Grad hochmüthig Der erste that sich durch Mäßigkeit und Strenge hervor, weil die Ausübung dieser Eigenschaften der Orthodoxie der damaligen Zeiten gemäß war, und man sich dadurch den Weg zur Hoheit bahnte. Cäsar aber war verschwenderisch und flüchtig, weil eine solche Aufführung am besten mit den zu seinen Zeiten angenommenen Lehrsätzen überein kam. Wer weiß, ob nicht Lucullus, der ein Muster der Verschwendung war, eben wie Curius

rius bey dem Schorstein würde gesessen, und Rüben gespeiset haben, wenn er zu den Zeiten des Curius gelebt hätte, wo man durch ein stilles und mäßiges Leben zur Ehre und Hoheit gelangte.

Man kann also aus den Thaten und Unternehmungen der Menschen von ihren natürlichen Eigenschaften nicht allemal ein gewisses Urtheil fällen. Denn die Menschen richten sich nicht nur nach der Zeit und dem Orte, nach angenommenen Sätzen und herrschenden Meynungen, sondern verläugnen sich auch selbst, und wissen ihre Natur so sehr zu dämpfen und zu verbergen, daß sie diejenigen Eigenschaften nicht zu haben scheinen, welche sie doch wirklich besitzen.

Was die Erziehung der Jugend für Wirkungen hat.

Insonderheit haben die Lehren, welche der Jugend eingeprägt werden, und die Sätze, welche bey der Auferziehung Wurzel schlagen, in die Handlungen der Menschen einen grossen Einfluß, und daher können zwo Personen, welche gleiche Eigenschaften von Natur besitzen, ein ungleiches Leben führen. Aus dieser Ursache ist den Christen vor allen andern Dingen am meisten daran gelegen, daß der Jugend gute und tugendhafte Grundsätze beygebracht werden, und die Lehrer ihren Untergebenen die Irrthümer zeigen mögen, worinn so viele Menschen gerathen sind, welche die Tyranney und Blutbegierde mit einer christlichen Sorgfalt und mit einem apostolischen Eifer vermengen. Man findet, daß die weichlichsten und am meisten zum

Mit-

Mitleiden geneigten Menschen, ja ganze Nationen aus dieser Ursache ihre eigne Natur verschworen, und aus einem übelgegründeten Religionseifer alle Menschlichkeit und alles Mitleiden verbannet haben. Da ich von meiner Jugend an aus der Lesung der Geschichte die kläglichen Folgen bemerket, welche aus einem ungegründeten und unbedachtsamen Religionseifer entstanden sind, so habe ich bey aller Gelegenheit denselben zu mäßigen und zu bestreiten gesucht. Sollte man etwa glauben, daß meine Mäßigung in diesem Stücke aus andern Ursachen herrühre, der darf nur einige von meinen Schriften lesen, welche ich bereits vor dreyßig Jahren geschrieben, so wird man überzeugt werden, daß dieses allemal mein Hauptsatz gewesen, und daß ich eine hitzige Orthodoxie, insonderheit wenn man sie in Uebung bringt, für die gefährlichste unter allen Ketzereyen gehalten, weil die Sittenlehre Christi, die uns beständig zum Mitleiden und zur Sanftmuth ermahnet, dadurch aus den Augen gesetzt, und unter die Füsse getreten wird.

Man kann diese Sache durch kein Beyspiel besser erläutern, als durch die Geschichte der beyden Prinzeßinnen, welche gleich folgen werden. Sie waren beyde gottselig, eifrig und redlich. Sie waren beyde zugleich tiefsinnig, und konnten eine Sache sehr zu Herzen nehmen. Weil sie aber ungleichen Grundsätzen folgten, so ist das Leben der ersten durch viele grausame und blutige Unternehmungen verstellt worden, das Leben der andern

aber

aber dienet den Geschichten zu einem Zierrath. Die ältere Maria glaubte, daß Zwang und Verfolgungen die grösten Merkmaale eines christlichen Eifers wären, und übte in einer guten aufrichtigen und redlichen Absicht solche Grausamkeiten aus, welche bis zur Barbarey giengen, daher sie auch den Namen einer tyrannischen und blutdürstigen Königinn erhalten. Die jüngere Maria aber glaubte, daß der Gewissenszwang der Moralität und dem Christenthum entgegen sey, daß man keine grössere Probe von einem christlichen Eifer ablegen könne, als wenn man den spanischen und römischen Eifer verdammte, und daß die Pflicht des Christenthums erfordere, mehr mit Sanftmuth als durch Macht die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen. Daher ist sie unter die besten Regenten gerechnet worden, und ihr Andenken ist noch bey den Nachkommen im Segen. Die Materie war hier bey beyden gleich, aber die Bildungen waren verschieden. Denn wie ein Künstler aus einem Metall die Gestalt eines Menschen, eines Thiers und einer Pflanzen bilden kann, wie ein Bildhauer und Tischler aus einem Holze, wie der Poet sagt, einen Gott oder eine Bank schnitzen kann, (Scamnum siue Priapum) so können auch die Menschen, welche die Natur mit gleichen Eigenschaften begabt, durch den Unterricht und durch die Erziehung auf verschiedene Art zubereitet und gebildet werden. Nun will ich mich zu den Geschichten dieser beyden Fürstinnen wenden.

Maria

Maria die Erste
Königinn von England.

Schicksale der Königinn Maria in ihrer Jugend.

Diese Prinzeßinn, welche der König Henrich der Achte von England mit der spanischen Infantinn Catharina zeugte, erblickte das Licht der Welt den 18 Febr. 1515. Weil sie in Ermangelung eines Prinzen als die Erbinn der englischen Krone angesehen ward, so führte sie den Titel einer Prinzeßinn von Wallis. Dieses dauerte bis auf die grosse und merkwürdige Veränderung, die ihre Mutter betraf, von welcher sich der König bekanntermassen entweder aus einem Gewissenstriebe, oder aus Unbeständigkeit, oder wegen einer neuen Liebe durchaus scheiden lassen wollte. Wie derselbe endlich auch dieses Vorhaben 1533 ins Werk setzte, und sich mit Anna Bullen vermählte: deren Leben ich in dem ersten Theile dieser verglichenen Geschichte S. 242 beschrieben, und daselbst auch die Gründe beygebracht habe, welche den König dazu bewogen; so muste die Prinzeßinn Maria gleichfalls die Folgen dieser Veränderung empfinden. Denn sie ward von derselben Zeit an, als ein unechtes Kind angesehen, weil sie, wie man damals sagte, aus einer unrechtmäßigen Ehe gebohren worden.

Man

Man hielt also die Prinzeßinn Elisabeth, die der König mit Anna Bullen zeugte, für die Erbinn der englischen Krone. Wie aber Heinrich der Achte nach einigen Jahren auf seine neue Gemahlinn wegen ihrer Untreue einen Verdacht warf, und dieselbe sogar enthaupten ließ, so geriethen beyde Schwestern dadurch in einen gleichen und betrübten Zustand. Der König zeugte nachher in seiner neuen Ehe mit Jane Seymour einen Prinzen, der den Namen Eduard erhielt. Dadurch schien die Hoffnung dieser beyden Prinzessinnen, nach dem Tode ihres Vaters zur Krone zu gelangen, völlig zu erlöschen. Nichts destoweniger richtete der König vor seinem Tode ein Testament auf, worinn er verordnete, daß Eduard ihm in der Regierung folgen, und wenn derselbe keine Leibeserben hinterliesse, sodann die englische Krone auf die Prinzeßinn Maria, und endlich auf die Prinzeßinn Elisabeth fallen sollte.

Testament Heinrich des Achten.

So lange Anna Bullen lebte, war Maria in schlechtem Ansehen, und ward sehr hart gehaltin, theils weil sie nach der Geburt der Prinzessinn Elisabeth ihrer Stiefmutter ein Dorn in den Augen war, theils auch weil sie durch eine beständige Widersetzlichkeit den König gegen sich aufgebracht hatte, indem sie die von ihm in der Religion vorgenommenen Veränderungen durchaus nicht billigen wollte. Wie aber

Ihre Aufführung zu den Zeiten dieses Königs.

durch den Fall der Anna Bullen ihre Hoffnung zur Succeßon wieder zu steigen anfing, so bemühete sie sich, des Königes Gnade zu gewinnen, und bequemte sich daher in allen Stücken nach seinem Willen. Sie ward in dieser Aufführung selbst durch die römische Partey bestärkt, die den König dadurch zu bewegen hoffte, die Erklärung wegen ihrer Geburt zu wiederrufen, welches auch geschahe.

Wie auch zu den Zeiten Eduard des Sechsten.

Nach dem Tode Henrich des Achten und unter der Regierung ihres Bruders, Eduards, ward ihr Zustand wieder verschlimmert, weil sie fest bey der römischen Religion beharrte. Der Protector des Reichs, welcher währender Minderjahrigkeit des Königes die Regierung in Händen hatte, und die Reformation in England einführte, konnte sie weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen, einen Fußbreit von ihrem altem Glauben abzuweichen, und deswegen ward sie von der Regierung mit ungünstigen Augen angesehen. Weil sie aber eine Schwesterj des regierenden Königes war, und man ihre Rache besorgen muste, wenn sie selbst zur Regierung gelangte, so wollte man sie nicht mit Gewalt zur Reformation zwingen, sondern erlaubte ihr vielmehr, die freye Uebung ihrer Religion an ihrem eignen Hofe.

Streit wegen der Erbfolge.

In diesen Umständen befand sie sich, als ihr Bruder, der König Eduard ohne Leibeserben mit Tode ab-

abgieng. Nach dem Testament Henrichs des Achten war sie die nächste zur Krone. Aber Eduard der Sechste hatte kurz vor seinem Tode Johanna Gray zu seiner Nachfolgerinn erklärt, wovon die Umstände bereits in der Historie dieser Fürstinn beygebracht worden. Maria war nur noch eine halbe Tagereise von London entfernet, weil sie eingeladen worden, zum Könige zu kommen, und demselben in seiner Krankheit beyzustehen: sie ward aber von dem Grafen von Arundel gewarnet, nicht weiter zu reisen, weil der Rath, auf dessen Zureden der König sie von der Nachfolge ausgeschlossen, alle Mühe anwendete, ihrer Person habhaft zu werden. Sie begab sich deswegen nach der Provinz Suffolk, und gab durch öffentliche Schreiben zu erkennen, daß sie von dem Tode des Königs, und von den bösen, gegen sie gefaßten Anschlägen Nachricht habe. Zugleich ermahnte sie den Rath davon abzustehen, und sie zur regierenden Königinn zu erklären.

Wie die Minister dieses merkten, so eilten sie destomehr mit der Erhöhung der Johanna Gray, und riefen dieselbe gleich darauf als eine regierende Königinn aus. Man gab der Prinzeßinn Maria davon Nachricht, und zeigte ihr an, daß solches kraft des von dem Könige Eduard aufgerichteten letzten Willens geschehen sey. Maria aber verstärkte sich in einer kurzen Zeit dergestalt, daß sie die Oberhand behielt, und in demselben Jahr triumphirend in

Maria erhält einen großen Anhang.

London einzog. Diese und andre Umstände übergehe ich hier, weil solche bereits eimal von mir in dem Leben der Johanna Gray sind angeführt worden. Man hatte billig Ursache sich zu wundern, daß Maria einen so allgemeinen Beyfall fand, da doch Johanna Gray eine so tugendhafte Prinzeßinn war, und nicht nur von dem Rathe unterstützt ward, sondern auch den mächtigen Minister, den Herzog von Northumberland zum Schwiegervater hatte. Aber eben diese Verwandschaft, welche ihre Stärke zu seyn schien, beförderte ihren Fall, weil der Herzog von Northumberland unter dem König Eduard gar zu strenge regiert hatte. Daher traten nicht nur die Römischgesinnten, sondern auch die Protestanten zu der Partey der Maria, obgleich die letztern wohl wusten, daß sie eine Feindin der Reformation war, und sich also von ihrer Regierung nicht viel gutes versprechen konnten. Man suchte aber aus zweyen Uebeln das kleinste zu erwählen.

Ursache dieses grossen Beyfalls.

Maria hatte übrigens von Natur verschiedene gute Eigenschaften. Sie war beständig, und aufrichtig, und hatte ein hohes und edles Herze. Aber diese Tugenden und Vorzüge wurden durch eine angebohrne tiefe Schwermuth wieder verdunkelt, welche verursachte, daß sie die Widerwärtigkeiten nicht vergessen konnte, welche ihr wiederfahren waren. Dadurch ward sie auch zur Rachbegierde verleitet, welche sie aus falschen

Re-

Religionssätzen mit der Pflicht und dem Eifer des Christenthums vermengte. In den Streitigkeiten, welche ihre Eltern mit einander hatten, hielt sie beständig die Partey ihrer Mutter, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß der König darüber so erbittert ward, daß er auch den Entschluß faßte, sie als ein aufrührisches und widerspenstiges Kind öffentlich hinrichten zu lassen. Sie ward deswegen von ihrer Mutter, die von diesem Vorhaben Nachricht erhielt, in einigen Schreiben ermahnet, dem Könige in allen Dingen, ausgenommen in Religionssachen nachzugeben. Ihre Mutter ermahnte sie gleichfalls, daß sie sich einige Ergötzlichkeiten machen, und unter andern auch auf die Musik legen möchte, um ihre natürliche Schwermüthigkeit dadurch einigermassen zu vertreiben. Aber diese Vermahnungen richteten nur sehr wenig aus, und deswegen verharrte der König bey seinem Entschluß. Sie würde auch gewiß hingerichtet worden seyn, wenn der Erzbischoff Cranmer solches nicht durch seine kräftige Vorbitte hintertrieben hätte. Daß sie sich nach der Hinrichtung der Anna Bullen wieder bey ihrem Vater einzuschmeicheln suchte, geschahe allein aus dieser Ursache, damit er sie nicht von der Nachfolge in der Regierung ausschliessen möchte.

Aus dieser Aufführung, und insonderheit aus dem Abscheu, welchen sie zu den Zeiten Eduards für die Reformation bezeugte, konnten die englischen Protestanten leicht den Schluß machen,

daß ihr Regiment das gelindeste seyn würde. Aber die Furcht, welche der Herzog von Northumberland ihnen allen eingejagt hatte, verursachte, daß auch die Protestanten zu ihrer Partey traten, insonderheit, da sie versprach, in Absicht auf die Religion alles in dem gegenwärtigen Zustande zu lassen. Sie schien auch im Anfange, ihr Versprechen zu halten: wie aber der Herzog von Northumberland hingerichtet war, und sie ihren Thron befestiget hatte, so nahm sie die Maske ab, und überlegte mit denen ehedem abgesetzten, nunmehr aber von ihr wieder zurückberufenen römischen Bischöffen, wie die catholische Religion wieder könnte in England eingeführt werden. Unter denen waren die vornehmsten Gardiner, den sie gleich zu ihrem Kanzler machte, und Bonner, welche beyde alle diejenigen eifrig verfolgten, die der römischen Kirche nicht beypflichteten. Wie die Protestanten dieses merkten, so verliessen sie in grosser Anzahl das Reich.

Maria wird Königinn in England.

So waren die Umstände beschaffen, wie die Königinn ein neues Parlament zusammenrufen ließ. Man hätte denken sollen, daß sie dadurch in ihrem Vorhaben würde gehindert werden, weil das vorige Parlament unter Eduard dem Sechsten die römische Religion abgeschafft hatte. Aber man merkte, daß dieses neue Parlament eben so eifrig catholisch war, als das vorige protestan-

testantisch gewesen. Ein merkwürdiges Exempel! woraus man den grossen Einfluß der englischen Regenten in die Parlamenter abnehmen, und zugleich sehen kann, wie wenig man sich auf dieselben verlassen könne. Denn man findet, daß das nach dem Tode der Maria unter der Königinn Elisabeth gehaltene Parlament, wieder eben so protestantisch geworden, als es zu den Zeiten Eduards gewesen. Solche Veränderungen weiß die Geschicklichkeit der Regenten zuwege zu bringen, welche sich bemühen, daß die Gevollmächtigten, die von den Gemeinen zu dem Unterparlamente ernannt werden, nach dem Sinne des Hofes seyn mögen. Diese Staatsschwachheit hat die englische Nation zwar durch verschiedene strenge Verordnungen heben wollen, es ist aber diese Bemühung stets fruchtloß gewesen.

Abbildung der englischen Parlamenter.

Man sieht, daß dieses Parlament, welches von der Königinn Maria zusammen berufen ward, willig gewesen, alles wieder umzustossen, was das vorige angeordnet, daß es also dieselbe Nation nicht mehr zu seyn schien. Der erste Punct, welcher vorgenommen ward, betraf die Ehescheidung des Königs Henrichs des Achten von seiner Gemahlinn Catharina. Man erklärte dieselbe für ungültig, und stellte das Geburtsrecht der Prinzeßinn Maria wieder her. Und weil daraus nothwendig floß, daß die Prinzeßinn Elisabeth aus einer unrechtmäßigen Ehe

gebohren worden, so ward dieselbe nicht mehr als eine Schwester der Königinn angesehen.

Die Anordnungen des Königs Eduards werden wieder aufgehoben.

Hierauf nahm man sich für, alle Anordnungen zu wiederrufen, welche Eduard der Sechste in Absicht auf die Religion gemacht hatte. Dieselben wurden auch wirklich alle einhellig wieder aufgehoben, und man fand für gut, daß von dem 20 Dec. des Jahrs 1553 weiter kein Gottesdienst, als allein derjenige statt haben sollte, welcher bereits vor der Regierung Eduards des Sechsten gebräuchlich gewesen.

Unter denen, auf welche die Königinn insonderheit ihr Absehen gerichtet hatte, war der Erzbischoff von Canterbury, Cranmer, weil dieser Mann, zu der Einführung der Reformation in England das meiste beygetragen. Er ward daher sowohl in dieser Absicht, als auch weil er die Acte mit unterzeichnet hatte, wodurch Maria von der Nachfolge ausgeschlossen worden, zum Verräther erklärt, ob er gleich der Königinn vorstellte, daß er sich sehr lange gewegert, ehe er diese Schrift unterschrieben.

Maria sucht die römische Religion wieder einzuführen.

Wie diese Veränderung in Rom ruchtbar ward, so machte sich der Pabst gleich Hoffnung, das ganze Land wieder mit der römischen Kirche zu vereinigen, und fertigte deswegen den berühmten Commendon nach England ab, um diese Sache mit der Königinn Maria

ria zu überlegen. Commendon fand sich in einer verstellten Kleidung in London ein, und die Königinn eröfnete ihm in einer geheimen Unterredung ihre Gedanken, daß sie den Entschluß gefaßt, das ganze Reich wieder unter des römischen Stuhls Bothmäßigkeit zu bringen. Sie sey aber genöthiget, diese wichtige Sache mit der äussersten Behutsamkeit anzugreiffen. Commendon reisete mit dieser Antwort wieder zurücke, und hatte einen Brief von der Königinn bey sich, worinn dieselbe dem Papst Julius dem Dritten ihren Gehorsam gegen den römischen Stuhl versicherte. Zugleich hatte Maria dem Commendon aufgetragen, bey dem Pabste anzuhalten, daß derselbe den Cardinal Polus nach England schicken möchte, um dieses grosse Werk völlig zu Stande zu bringen.

Es ist unmöglich, die darüber in Rom entstandene Freude auszudrücken. Der Cardinal Polus würde sich auch unverzüglich eingefunden haben, wenn der Kanzler Gardiner solches nicht durch den Kayser Carl den Fünften verhindert hätte. Denn weil er selbst nach der erzbischöflichen Würde zu Canterbury strebte, so besorgte er, daß der Cardinal Polus ihm daran hinderlich seyn möchte. Der Kayser arbeitete damals an einer Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Königinn Maria, um dadurch Spanien und England mit einander zu verbinden. Gardiner stellte deswegen dem Kayser für, daß der Cardinal Polus, dem die Königinn besonders geneigt

sey, durch seine Ankunft diesen Tractaten allerhand Hindernisse in den Weg legen könnte. Der Kayser hielt also den Cardinal von einer Zeit zur andern von dieser Reise zurücke.

Unterhandlung wegen der Vermählung der Königinn Maria mit dem spanischen Prinzen.

Inzwischen ward diese Vermählung aufs äusserste getrieben, und Gardiner hielte es für nöthig, daß die Königinn sich durch eine so mächtige Verbindnng bestärkte, ehe sie das grosse Werk angriffe, und England mit dem römischen Stuhl wieder öffentlich vereinigte. Wie aber diese Vermählung mit dem spanischen Prinzen ausbrach, so gerieth das ganze Land in Bewegung, und das Unterparlament fertigte seine Sprecher, nebst noch zwanzig andern Parlamentsgliedern ab, um die Königinn zu ersuchen, von diesem Vorhaben abzustehen. Dieses verursachte, daß sie gleich das Parlament aufhob, und der Kayser schickte 1200000 Rthlr. nach England, um dadurch die königlichen Minister zu bestechen, damit dieselben diese Sache möchten befördern helfen.

In dem Anfange des folgenden Jahres 1554 langte der Graf von Egmont nebst andern Gesandten in London an, welche der Kayser ernannt hatte, die Vermählung seines Sohnes zu Stande zu bringen. Man bediente sich in dieser Absicht des Kanzlers Gardiners, als des bequemsten Werkzeuges, welcher für gut fand, die Ehepacten auf eine solche Art einzurichten, daß solche

che von dem Parlament könnten bestättiget werden. Er ließ zugleich mit einfliessen, daß die Spanier nicht zu wichtigen Aemtern in England sollten gelassen werden, weil er gern allein regieren wollte. Die Ehepacten wurden also auf diese Art entworfen, und hiernächst auch von dem Parlament gebilliget. Die spanischen Gesandten liessen sich alles gefallen, weil sie glaubten, daß der Prinz Philipp, wenn er er nur erst König in England geworden, mit der Zeit schon die höchste Gewalt an sich ziehen, und sich wenig an die harten Artikel in diesen Ehepacten kehren würde. Das ganze Land war inzwischen mit dieser Vermählung unzufrieden, und legte seinen Verdruß darüber an den Tag. Die Reformirten sahen den Untergang ihrer Religion vor Augen, und befürchteten, daß die spanische Inquisition in England möchte eingeführt werden. Andre beklagten den Verlust ihrer Freyheit, und sahen England als ein Reich an, welches mit der Zeit eine Provinz von Spanien werden würde. Ja sie sagten öffentlich, daß die bey den Ehepacten versprochenen vortheilhaften Bedingungen vergoldeten Pillen ähnlich wären, und betrübte Folgen nach sich ziehen würden.

Aufruhr unter Thomas Wyat.

Daher richteten einige unter sich ein Bündniß auf, und griffen zum Gewehr, um das Reich von dieser drohenden Gefahr zu befreyen. Unter den Zusammenverschwornen waren die vornehmsten, der Herzog von Suffolk, Thomas Wy-

Wyat und Peter Carew. Der letzte ward gleich verrathen, und nahm daher die Flucht nach Frankreich. Wyat brachte einige Truppen auf die Beine, welche aber gleich angegriffen und zerstreuet wurden. Der Herzog von Suffolk ward auch ergriffen, und gefangen nach dem Towr in London gebracht. Nichts destoweniger erhohlte sich doch Wyat wieder, wie er merkte, daß die Miliz in London sich für ihn erklärte, und daß viele Einwohner dieser Stadt dafür hielten, es sey eine solche Empörung nöthig, um das Reich von einem fremden Joche zu befreyen. Daher rückte er mit seiner geringen Mannschaft gerade gegen London. Er fand aber die Thore verschlossen, worüber er sehr verzagt ward, daß er sich gefangen gab. Auf solche Art ward dieser Aufstand gedämpft, und der Ausgang desselben war, daß Wyat nebst dem Herzog von Suffolk, und dessen Tochter, Johanna Gray, hingerichtet wurden, wie ich in dem Leben dieser Prinzessinn bereits erzählt habe. Man beschuldigte die Prinzeßinn Elisabeth gleichfalls, daß sie mit an diesem Aufruhr Theil gehabt, welches der Königinn Maria nicht unangenehm war, weil dieselbe nur eine Gelegenheit suchte, ihrer los zu werden. Wie aber Wyat auf dem Gerichtsplatze diese Prinzeßinn für unschuldig erklärte, so ließ man es allein dabey bewenden, daß man sie in Verhaft hielt, und genau bewahrte.

Der Aufruhr wird gedämpft.

Nun

Nun musten auch die protestantischen Geistlichen den Zorn der Römischgesinnten empfinden. In eben demselben Jahre entsetzte man sieben Bischöffe auf einmal ihres Amts, deren erledigte Stellen catholischen Bischöffen wieder anvertrauet wurden. Nach dieser Execution arbeitete man an einer neuen Liturgie, und führte die alten römischen Gebräuche in England wieder ein. Unter allen protestantischen Geistlichen war man am meisten auf den Ertzbischoff Cranmer erbittert. Diesem ward daher sowohl als den beyden andern Bischöffen, Latimer und Ridley, anbefohlen, vor der in Oxford versammleten Geistlichkeit zu erscheinen, und von ihrer Lehre Rechenschaft zu geben. Der Präsident rieth dem Ertzbischoff Cranmer gleich, daß er sich zur römischen Religion bequemen möchte. Wie aber dieser Prälat solches von sich ablehnte, so muste er sich in eine Conferenz einlassen, welche von dem Morgen an, bis um 2 Uhr des Nachmittags währte. Es muste hierauf heissen, daß er in dieser Unterredung mit seinen Lehrsätzen nicht hätte fortkommen können, und auf eben dieselbe Art verfuhr man mit den Bischöffen Ridley, Latimer und andern. Denn ihre Ankläger waren auch ihre Richter.

Wie man hiermit beschäfftiget war, so begab sich der spanische Prinz auf die Reise, und langte den 20 Jul. eben desselben Jahres zu Southampton an. Sobald er ans Land getreten war, zog er seinen Degen aus der Scheide, und trug den-

denselben ein ganz Stück Wegs entblößt. In was für einer Absicht er dieses auch thun mochte, so legt man ihm solches dennoch sehr übel aus. Den Engländern misfiel seine spanische Ernsthaftigkeit, und sein hochmüthiges Wesen, weil sie gewohnt waren, daß ihre Regenten sich auf eine ganz andre Art gegen sie bezeigten.

Beylager mit dem spanischen Prinzen Philipp.

Die Königinn gieng ihm mit grossem Gepränge bis Wincheſter entgegen, wo die Copulation durch den Bischoff Gardiner vollzogen ward. Philippus war damals 27, Maria aber bereits 38 Jahr alt. Man machte sich bey dieser Vermählung zu einer grossen Monarchie Hoffnung, u. dieselbe gründete sich auf die Kinder, welche aus dieser Ehe sollten gebohren werden, woran man aber wegen des bereits ziemlich hoch gestiegenen Alters und des kränklichen Zustandes der Königinn Maria billig zu zweifeln Ursache hatte. Philippus suchte die Engländer durch Freygebigkeit und durch grosse Geldsummen zu gewinnen, die er mit nach England brachte, und wovon 1200000 Rthlr. sollten ausgetheilet werden. Man sahe auch, daß 20 mit ungeprägten Silber beladene Wagen, nebst noch zween andern und 99 Pferde, mit gemünzten Gold und Silber nach dem Towr in London gebracht wurden. Er beredete die Königinn, einige Gefangene in Freyheit zu setzen, und legte auch für die Prinzessinn Elisabeth eine Fürbitte ein. Dem ungeachtet aber gefiel doch der Nation seine Aufführung nicht.

nicht. Man stieß sich an die spanische Gravität, und an seinen unbändigen Hochmuth, und die Königinn war nicht im Stande, solches durch ihren Umgang zu ersetzen, weil sie selbst von Natur schwermüthig und traurig war, welche Eigenschaften durch diese Vermählung noch mehr zunahmen. Die Schloßthore waren stets zugeschlossen, und wenn jemand herein gelassen ward, wozu dennoch eine besondre Erlaubniß nöthig war, so geschahe es mit eben solchen Ceremonien und Gebräuchen, als wenn ein fremder Gesandter sollte zur Audienz geführet werden.

Den 11 Novembr. desselben Jahres ward das dritte Parlament zusammen berufen. Man bemerkte damals, daß der Titel, oberstes Haupt der Kirchen, von der Königinn in ihrem Patente ausgelassen worden, welchen ihr Vater angenommen, und den nach ihm auch Eduard, ja selbst die Königinn Maria bisher geführt hatte. Das erste, was dieses Parlament vornahm, bestund darinn, daß es das Urtheil wieder aufhob und zernichtete, wodurch dem Cardinal Polus das Reich verboten worden, worauf dieser Prälat sich unverzüglich in England einstellte, um die Religion wieder in den vorigen Stand zu setzen. Er machte dazu den Anfang mit einer Rede an das Parlament, worinn er anzeigte, daß er von dem Pabste, dem allgemeinen Hirten der Kirche abgeschickt sey, um die irrenden Schaafe wieder zu dem rechten Schaafstall zu bringen. Man sagt, daß diese Rede eine solche Freude bey

der

der Königinn erweckt, daß sie gleichsam ein Kind in ihrem Leibe gefühlt, ja es fehlte nicht an Heuchlern, welche diese Empfindung mit dem Hüpfen Johannis des Täufers im Mutterleibe bey dem Gruß der Jungfrau Maria verglichen. Durch diese erste Einbildung wurden mehrere verleitet. Wie die Hofdamen hörten, daß die Königinn den Einfall hatte, als wenn sie schwanger sey, so zweifelten sie nicht mehr daran. Der Rath der Königinn, welcher auch davon Nachricht erhielt, ertheilte dem Bischoff Bonner Befehl, das Te Deum in allen Kirchen der Stadt singen zu lassen. Alles war nunmehr mit dieser Hoffnung angefüllt, das ganze Land schien für Eifer gegen die catholische Religion zu brennen, und das Parlament selbst überreichte der Königinn und dem neuen Könige fußfällig eine Bittschrift, worinn die Mitglieder desselben um Vergebung wegen ihres vorigen Abfalls von der römischen Religion baten, und ersuchten, daß die Herrschaft für die Nation bey dem päbstlichen Legaten, Polus, eine Fürbitte einlegen möchte, damit dieselbe nach erhaltener Absolution wieder mit der römischen Kirche könnte vereiniget werden.

Die römische Religion wird durch Gesetze bestättiget.

Der König und die Königinn nahmen dieses willig auf sich, und der Cardinal bezeugte beyden Parlamentshäusern seine Freude, die er über ihre Busse empfünde, und gab ihnen zugleich die Versicherung von der päbstlichen

lichen Gnade und Zuneigung. Hätte man wohl glauben sollen, daß dieses eben dieselbe Nation sey, welche vor einem Jahre mit solchem Eifer auf die Ausrottung und Abschaffung des römischen Sauerteigs gedrungen. Man ließ es nicht allein dabey bewenden, daß man dasjenige wieder abschaffte, was die vorige Regierung in Religionssachen gestiftet und angeordnet hatte, man suchte auch durch die härtesten Gesetze die Reformirten zu unterdrücken, und es fehlte nichts weiter, als daß man auch die spanische Inquisition in England eingeführet hätte. Die alten Gesetze wider die Ketzereyen wurden erneuert, und man redete stets von Feuer und Schwerdt, wodurch man die Irrenden wieder auf den rechten Weg bringen müste, so daß auch der päbstliche Legat sich bemühete, diesen Eifer zu mäßigen, und die harten und gewaltsamen Anschläge des Bischoffs Gardiners zu hintertreiben. Die Königinn erwählte also den Mittelweg zwischen diesen beyden Männern; und trug dem Cardinal Polus auf, an der Reformation der Geistlichkeit zu arbeiten. Gardiner aber muste die Ketzer aufsuchen, und die Königinn konnte zu diesem letztem Endzwecke keinen bequemern Mann finden.

Verfolgung gegen die Protestanten.

Die Verfolgungen gegen die Protestanten wurden also mit dem grösten Eifer fortgesetzt. Ich will mich hier bey den vielen betrübten Executionen nicht aufhalten, die da-

damals vorgiengen, und wodurch die Königinn bey den Nachkommen einen sehr schlechten Namen erhalten. Nur dieses will ich anführen, daß Philippus selbst, den man doch am meisten wegen solcher Grausamkeiten in Verdacht hatte, dafür hielt, daß man diese Sache zu weit triebe. Eben dieser Prinz bezeugte auch, daß er daran keinen Theil habe, und wälzte alle Schuld auf die englischen Geistlichen selbst. Es ward aber dadurch so wenig, als durch die von den Protestanten bey der Regierung eingegebenen betrübten Klagen und Vorstellungen das geringste ausgerichtet. Man fuhr vielmehr beständig fort, die so genannten Ketzer zum Scheiterhauffen zu schleppen; so daß endlich auch so gar der Bischoff Bonner selbst, welcher eine Zeitlang die Person eines Scharfrichters vorgestellt hatte, darüber ermüdete, insonderheit da er sahe, daß die härtesten Executionen keine andre Wirkung hatten, als daß die Reformirten in ihrem Glauben bestärkt wurden, und das ganze Land in einen üblen Ruf kam. Die Regierung muste ihm also ausdrücklich befehlen, in dem einmal übernommenen Amte noch weiter fortzufahren.

Die Hoffnung von der Schwangerschaft der Königinn schlägt fehl.

Inzwischen schmeichelte man sich am Hofe noch stets mit der Hoffnung, einen Erben zu erhalten, und die Königinn selbst zweifelte nicht daran. Das Gerüchte breitete sich auch nachher nicht allein noch stärker aus, daß die Königinn schwanger sey, sondern man

sagte

sagte sogar schon, daß sie wirklich mit einem jungen Prinzen entbunden worden. Es geschahen daher in einigen Kirchen öffentliche Danksagungen, und man erzählt, daß ein Priester auf der Kanzel damals seinen Zuhörern die Bildung und Gestalt des neugebohrnen Prinzen beschrieben. Aber der Irrthum kam bald an den Tag, und daher haben einige geglaubt, daß die Königinn gar nicht schwanger gewesen, obgleich Melvil, nach dem Bericht verschiedener Hofdamen bezeugt, daß die Königinn bisweilen einige Stücken Fleisch ausgeworfen, woraus man geschlossen, daß sie eine unzeitige Geburt gehabt.

Nachdem bereits sehr viele der Religion wegen hingerichtet worden, so schritte man endlich auch zu der Verurtheilung der reformirten Prälaten und Bischöffe, und Ridley und Latimer wurden zugleich hingerichtet. Der letzte, welcher den ersten, nachdem sie sich vorher beyde liebreich umarmt hatten, durch eine herrliche Rede zur Beständigkeit ermahnte und aufmunterte, ward gleich durch das Feuer erstickt. Ridley aber ward länger gequälet, denn man hatte gar zu viel Holz aufs Feuer geworfen, daß solches nicht sobald in volle Flamme ausschlagen, und diesen unglückseligen Mann aufreiben konnte. Ihr Tod ward von allen Rechtschaffenen sehr beweint, weil sie sowohl in ihrer Lehre als auch in ihrem Leben den Christen der ersten Kirche ähnlich waren.

Endlich kam die Reihe auch an den grossen Erzbischoff Cranmer, welchen die Königinn, ob er

gleich ihr Leben gerettet hatte, dennoch am meisten haßte, weil er das vornehmste Werkzeug gewesen, die Reformation in England einzuführen. Nachdem dieser vortrefliche Mann eine Zeitlang im Gefängnisse gesessen, so nahete endlich das Ende seines Elendes heran, und er erhielt den 21 März 1566 seine Marterkrone.

Merkwürdiges Ende des Erzbischoffs Cranmers.

Er ward des Abfalls, der Ketzerey und des Hochverraths beschuldiget, und in einer Kirche zu Oxford von seinen Richtern ermahnt, wieder umzukehren. Der Erzbischoff fiel auf seine Knie, und nachdem er vorher sehr andächtig gebetet, so sagte er frey heraus, daß er den römischen Pabst nicht erkennen könnte. Seine Richter bemüheten sich, seine vermeynte Hartnäckigkeit zu bestreiten. Wie aber ihre Arbeit vergeblich war, so fällten sie endlich das Todesurtheil über ihn. Man legte ihm seinen bischöflichen Habit an, und gab ihm eine Krone in die Hand. Wie dieses geschehen war, so stellte ihn der Bischoff Bonner dem Volke für, und rief, **Sehet, dieses ist derjenige Mann, welcher mit dem Pabste sein Gespötte treibt.**

Dieser unwürdige Bischoff stieß zugleich so viele unanständige Worte aus, daß einige von seiner Partey ihn erinnern musten, bescheidener zu verfahren, insonderheit, da er versprochen hatte, dem unverurtheilten Erzbischoff alle Ehrerbietung zu erzeigen.

Wie dieses geschehen war, so zog man ihm

die

die erzbischöflichen Kleider, die zu desto grösserer Schmach aus grobem Hanf verfertiget waren, stückweise wieder ab, und entsetzte ihn seiner bischöflichen Würde. Cranmer ertrug dieses alles mit der grösten Stille des Gemüths, und sagte, daß er sich bereits seit langer Zeit selbst dadurch degradirt hätte, daß er das römische Joch abgeworfen. Ehe man zur Execution schritte, so stellte man ihm alle nur ersinnliche Netze, um ihn zu bewegen, die Reformation abzuschweren. Man versprach ihm, daß er nicht nur beym Leben bleiben, sondern auch wieder zur erzbischöflichen Würde gelangen sollte. Ja man ließ ihm keine Ruhe, und bestürmte seine Beständigkeit durch so oft wiederhohlte Anfälle, daß er endlich, weil er durch das langwierige Gefängniß und durch die viele erlittene Schmach, ganz ausgemergelt war, die Schwachheit begieng, und eine Schrift unterzeichnete, worinn er seine vorigen Irrthümer verwarf, und die Wahrheit der catholischen Lehre erkannte.

Durch diese Abschwerung wurden die Römischgesinnten so sehr erfreut, als die Reformirten bestürzt. Die Königinn allein ließ sich nicht dadurch bewegen, woraus man abnehmen konnte, daß sie einen persönlichen Haß gegen diesen Erzbischoff gefaßt hatte. Sie befahl daher, daß die Execution, dieser Abschwerung ungeachtet, dennoch sollte vollzogen werden. Wie Cranmer solches merkte, so beweinte er seine begangene Schwachheit, und faßte unverzüglich ein andres

Bekenntniß ab, welches er auf dem Gerichtsplatze ablegen wollte, um dadurch seine Feinde zu verwirren, und sein Gewissen zu retten. An dem Tage der Execution hielt D. Cole, der damals Probst zu Exton war, und dazu Befehl erhalten hatte, in der Marienkirche zu Oxford eine Rede an den Erzbischoff, worinn er seine Bekehrung rühmte, und ihm die Versicherung gab, daß er das ewige Leben erhalten würde. Zugleich ersuchte er ihn, ein öffentliches Glaubensbekenntniß abzulegen, damit die Welt dadurch überzeugt werden möchte, daß er im catholischen Glauben stürbe. Aber an statt daß der Bischoff ein solches Bekenntniß, als man von ihm erwartete, hätte ablegen sollen, so gab er vielmehr in einer kräftigen und rührenden Rede die innerliche Wehmuth seines Herzens zu erkennen, welche er über seine begangene Schwachheit empfünde. Er erklärte zugleich öffentlich, daß er sich durch die Furcht vor dem Tode, durch die Hoffnung zum Leben, und andre menschliche Schwachheiten hätte überwältigen lassen, einer heiligen Lehre zu entsagen. Und damit er zeigen möchte, daß diese Reue ernstlich sey, so wollte er, wenn er zum Scheiterhaufen käme, die Hand zuerst ins Feuer stecken, mit welcher er die ihm übergebene Schrift unterzeichnet hätte. Endlich verwarf er nochmals die Gewalt des Pabstes, und bezeugte, daß er denselben für den Antichrist und einen Feind GOttes hielte, und daß er gesonnen sey, in der reformirten Kirche zu sterben.

Dieses erweckte bey denen eine grosse Verwirrung, welche sich vor kurzer Zeit über seinen Abfall gefreuet hatten. Sie suchten ihn daher gleich, wiewohl vergebens, wieder auf andre Gedanken zu bringen. Wie Cranmer das Feuer angezündet sahe, so hielt er seine rechte Hand in die Flamme, welche auch völlig verzehret ward, ehe das Feuer seinen Leib erreichte. Man bemerkte nicht die geringste Verwirrung an ihm, sondern er sagte allein, **Unwürdige Hand**, und rief diese Worte so lange aus, bis er erstickt ward, und den Geist aufgab. Ein solches Ende nahm dieser vortrefliche Mann, welchen Burnet seiner Lehre und unsträflichen Lebens halber mit einem der grösten Kirchenväter vergleicht. Aber solche barbarische Thaten wurden unter dieser andächtigen Königinn als Haupttugenden angesehen, und können zum Beweise dienen, was ein unbedachtsamer Eifer für Folgen nach sich ziehe.

Die Verfolgungen hörten indessen mit dem Tode dieses grossen Mannes nicht auf. Der unwürdige Bischoff Bonner, welcher bisweilen von allem Morden müde war, erhielt gleichsam neue Kräfte, und im Jahr 1556 wurden abermals der Religion halber sehr viele unschuldige Menschen dem Feuer übergeben.

Die Römischcatholischen aber erreichten dennoch ihren Endzweck nicht. Denn anstatt, daß sie durch dergleichen unerhörte Grausamkeiten die reformirte Religion auszurotten, und die Anhänger derselben zum Abfall zu bewegen suchten,

so wurden die Reformirten vielmehr dadurch in ihrer Lehre bestärkt, und verabscheueten die römische Religion aufs äusserste, weil dieselbe solche unchristliche Grundsätze hatte. Sie kamen insgeheim an verschiedenen Orten zusammen, wo sie das Wort GOttes hörten, und ihre Mitbrüder, die wegen dieser Verfolgung das Land verlassen hatten, schickten ihnen beständig gute und erbauliche Bücher. Gleich nach dem Tode des Erzbischoffs Cranmers ward der Cardinal Polus von der Königinn zum Erzbischoff von Canterbury wieder eingesetzt. Dieser Mann war aus königlichen englischen Geblüte entsprossen, und bey der Königinn in einem so grossen Ansehen, daß man im Anfange ihrer Regierung gar glaubte, daß sie sich mit ihm vermählen würde. Er besaß grosse Eigenschaften, und war auch in Religionssachen gelinde, so viel es die damaligen Umstände erlaubten. Die Königinn bediente sich hauptsächlich seiner Hülfe, das Religionswesen wieder auf den alten Fuß zu setzen. Nichts war der Königinn empfindlicher, als daß sie die Zahl der Protestanten durch die grausamen Verfolgungen eher vermehrt, als vermindert sehen muste, und daher glaubte man, daß sie willens gewesen, die spanische Inquisition einzuführen. Weil sie aber merkte, daß dieses ein gar zu grosses Aufsehen erwecken würde, so ließ sie es dabey bewenden, daß sie 1556 eine so genannte geistliche Commißion anordnete, welche einer spanischen

Character des Cardinal Polus.

In-

Inquisition fast in allen Stücken ähnlich war. Denn dadurch wurden die vielen Executionen, welche darauf erfolgten, nicht wenig befördert.

Ich habe bereits gezeigt, daß die Hoffnung, welche man sich von der Schwangerschaft der Königinn gemacht hatte, wieder verschwunden war. Dieses verursachte bey den Römischcatholischen eine grosse Bestürtzung, weil sie befürchteten, daß alle von ihnen wegen der Religion getroffene Anstalten, durch den Tod der Königinn wieder zerfallen würden. Von derselben Zeit an ward auch der König Philipp, und zwar nicht ohne Ursache gegen die Königinn kaltsinnig. Denn er hatte sich mit der Königinn Maria blos in der Absicht vermählt, Kinder zu zeugen, und dadurch England mit der spanischen Monarchie zu vereinigen. Wie er aber merkte, daß seine Gemahlinn an statt Prinzen und Prinzeßinnen zur Welt zu bringen, nur todte Stücken Fleisch aufbrachte, und die Aerzte daher schlossen, daß sie kein lebendiges Kind zur Welt bringen würde, so ward die Liebe in einen Ekel verwandelt, und er fing an, seine Gemahlinn zu verabscheuen, welche übrigens weder schön noch jung war, wodurch sie diesen Fehler wieder hätte ersetzen können. Er beschloß deswegen die englischen Sachen bey Seite zu setzen, und sein Augenmerk vielmehr auf die andre grosse Erbschaft zu richten, die er nach dem Tode seines Vaters zu hoffen hatte.

Kaltsinnigkeit des Königs gegen die Königinn.

te. Und da derselbe ihm auch kurz darauf von dem Vorhaben Nachricht gab, daß er willens sey die Regierung niederzulegen, so nahm Philippus daher Gelegenheit, England zu verlassen.

Seine Abreise nach England.

Der Kayser Carl trat seinem Sohne nach einiger Zeit wirklich Spanien, nebst den dazu gehörigen Reichen und Ländern ab, und weil Philippus zugleich den Krieg erbte, worinn sein Vater mit Frankreich verwickelt war, so überredete er seine Gemahlinn, diesem Reiche auch den Krieg anzukündigen. Aber die Frucht dieses Krieges war, daß England die wichtige Stadt Calais, welche der Herzog von Guise eroberte, einbüßte, nachdem solche über 200 Jahr in den Händen der Engländer gewesen war.

Verlust von Calais.

Dieser Verlust, welcher 1558 geschahe, verursachte ein grosses Murren in England. Man nahm daher Gelegenheit, die Regierung der Königinn zu tadeln, und sagte öffentlich, daß dieses eine Frucht sey, von der mit einem spanischen Prinzen geschlossenen Verbindung. Die Schwermüthigkeit der Königinn ward dadurch vermehrt, die Verfolgungen gegen die Reformirten wurden verdoppelt, und die Prinzeßinn Elisabeth war damals in der äussersten Gefahr, aufgeopfert zu werden, weil man diese Fürstinn als diejenige ansahe, die nach dem Tode der Königinn alles wieder niederreissen würde,

Die Prinzessinn Elisabeth in Gefahr.

de, was Maria in Religionssachen gebauet hätte. Man trug auch kein Bedenken offenbar zu sagen: Es sey vergebens, die Zweige abzuhauen, so lange man den Stamm stehen liesse. Man muß es also lediglich einer göttlichen sonderbaren Vorsehung zuschreiben, daß diese vortrefliche Prinzessinn damals nicht hingerichtet worden.

Der Verfolgungsgeist war so unmäßig und feurig, daß man auch noch zu der Zeit die Ketzer zum Scheiterhaufen führte, wie man merkte, daß der Tod der Königinn nicht weit mehr entfernt sey. Fünf Personen wurden noch in der Woche vor ihrem Tode zu Canterbury hingerichtet, und 39 Protestanten wurden noch in dem letzten Jahre ihrer Regierung verbrannt. Die Skribenten stimmen übrigens in der Zahl der hingerichteten Personen nicht überein. Einige, welche diese Anzahl gar geringe machen, rechnen 284 Personen. Andre aber behaupten, daß in den beyden ersten Jahren 800 Personen der Religion wegen aufgeopfert worden.

Anzahl der hingerichteten Protestanten.

Weil die Königinn Maria den Verlust von Calais nicht verschmerzen konnte, so ließ sie nicht lange vor ihrem Tode eine Flotte von 20 Schiffen ausrüsten, und suchte dadurch an den französischen Küsten eine Landung vorzunehmen. Die Engländer aber wurden mit einem Verluste von 600 Mann wieder zurück getrieben, und also muste die Flotte unverrichteter Sachen wieder nach Hause kehren. Dadurch sowohl, als durch andre

dre Unglücksfälle ward die Schwermüthigkeit der Königinn noch mehr vergrössert, wozu sie von Natur bereits geneigt war. Sie war übrigens seit der Zeit, daß sie eine unzeitige Geburt gehabt, niemals recht gesund. Die Kaltsinnigkeit, welche sie deswegen bey ihrem Gemahl merkte, und andre darauf erfolgte widrige Begebenheiten, verursachten ihr eine tiefe Melancholie. Im Anfange des Novembers 1558 merkte sie eine solche Abnahme der Kräfte, daß sie daraus schloß, daß ihr Ende nicht weit mehr entfernt sey. Sie war auch bereits eine Zeitlang von der Wassersucht angegriffen worden, woran sie endlich auch den 17 November 1558 im 43 Jahr ihres Alters mit Tode abgieng, nachdem sie 5 Jahr, 4 Monate und 11 Tage regiert hatte.

Tod der Königinn Maria.

Man sieht aus der Geschichte dieser Königinn, daß dieselbe, ihres harten und blutigen Regiments ungeachtet, woran die englische Nation nicht ohne Schrecken gedenken kann, dennoch verschiedene Eigenschaften besessen, daß sie auch deswegen unter die einigermassen erträglichen Regenten hätte können gerechnet werden, wenn sie sich nicht durch unrichtige Grundsätze in der Religion hätte einnehmen lassen, daß sie die gröbsten Laster, als himmlische Tugenden angesehen. Dadurch ward ihre Beständigkeit in Hartnäckigkeit, ihre Melancholie in Haß und Bitterkeit, und ihr Enthusiasmus, welcher sonst verschiedene gute Wirkungen hätte haben kön-

können, in Raserey verwandelt. Ihr Charakter. Burnet sagt, daß sie ein grosses und edles Herz gehabt, welches daraus erhellet, daß sie sehr ungerne das Volk mit Auflagen und Schatzungen beschwert, und den Anschlag des spanischen Gesandten verworfen, die Nation ihrer Vorzüge und Freyheiten zu berauben. Daß man sonst nichts gutes von ihr sagen kann, rührt von ihrer Religion her, welche sie bis zum grösten Aberglauben trieb, und wodurch sie ihre gute Eigenschaften erstickte, den bösen aber völlig den Zügel ließ. Eben diese unzeitige Devotion verursachte auch, daß die wichtigsten Regierungssachen versäumt wurden, weil alle ihre Gedanken nur lediglich darauf gerichtet waren, die Ketzer zu verbrennen. Sie hielte dieses für die vornehmste Pflicht eines Regenten, weil die päbstlichen Gesetze gebieten, sich den Irrthümern aufs äusserste zu widersetzen, und die Ketzer mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen. Man darf sich nicht wundern, daß diese Königinn ohne Scheu die grösten Missethaten ausgeübt, weil die Religion, der sie im höchsten Grad ergeben war, die Barbarey und Grausamkeit als Haupttugenden anpreiset, und ihren Anhängern befiehlt, aus Liebe zur Religion, aller Menschlichkeit und allem Erbarmen zu entsagen.

Maria

Maria die Andre
Königinn von England.

Diese Maria war die älteste Tochter Jacobs des Andern, welche er in seiner ersten Ehe mit des Kanzler Hydes Tochter erzeugt hatte.

Ihre Geburt.

Sie erblickte das Licht der Welt im Jahr 1662. Obgleich ihr Vater, welcher damals nur noch den Titel eines Herzogs von York führte, der römischen Religion geneigt war, und ihre Mutter sich auch kurz vor ihrem Ende für dieselbe erklärte, so ward sie doch in der protestantischen Religion erzogen, und vertheidigte solche auch beständig mit einem ungemeinen Eifer. Im Jahr 1677 ward diese Prinzeßinn, wie sie 16 Jahr erreicht hatte, mit dem Prinzen von Oranien, Wilhelm vermählt, der nachher zur englischen Krone gelangte.

Und Vermählung.

Gleich nach vollzogenem Beylager begab sie sich mit ihrem Gemahl nach Holland, woselbst sie sich 11 Jahr aufhielte.

Inzwischen bestieg ihr Vater den englischen Thron. Maria aber konnte sich keiner sonderlichen Liebe und Zuneigung von ihm rühmen, denn er ließ ihr nichts zufliessen, ihren Stand zu unterhalten, ob sie gleich, weil ihr Vater keine

Söh-

Söhne, und auch weiter allem Vermuthen nach keine Hoffnung zu männlichen Erben hatte, als die älteste Tochter seine unstreitige Nachfolgerinn in England war. Aber eben dadurch ward die Kaltsinnigkeit des Königes veranlasset. Denn weil er sich öffentlich zu der römischen Kirche bekannte, und die catholische Religion wieder in England einführen wollte, so besorgte er, daß seine Tochter alles wieder umstossen möchte, was er gestiftet und angeordnet hätte. Maria aber ertrug diese Kaltsinnigkeit mit grösser Geduld, weil sie von der Natur mit herrlichen Eigenschaften versehen war. Der Bischoff Burnet, welcher in dieser Zeit mit ihr umzugehen, das Glück hatte, bezeugt, daß sie sich bey allen, welche sie gekannt, eine besondere Ehrfurcht und Ehrerbietung erworben. Sie hatte ein majestätisches und mit Leutseligkeit vermengtes Ansehen. Sie besaß von Natur eine grosse Einsicht, und ihre Reden zeugten von einer sehr geläuterten und gesunden Vernunft. Und weil sie eine gute Wirthschafft führte, so fehlte ihr nichts, obgleich die Einkünfte nur geringe waren. Eben derselbe Skribent sagt ferner, daß sie in den Geschichten, in der Gottesgelahrheit, und in geistlichen Büchern sehr erfahren gewesen, wovon sie jederzeit vernünftig und unpartheyisch geurtheilet. Burnet führt davon ein merkwürdiges Beyspiel an. Sie

Ursach zu der Kaltsinnigkeit ihres Vaters.

Burnet macht diese Abbildung von ihr.

fragt

fragte ihn einsmals, warum ihr Vater doch auf den berühmten Jurieux so sehr erbittert sey. Er antwortete, weil Jurieux in seinen Schriften Maria Stuart, die Stammutter des königlichen Hauses, mit schlechten Farben abgemahlt. Maria aber versetzte darauf: „Wenn er die Wahrheit „geschrieben, so ist es unbillig, ihn deswegen zu „hassen. Böse Regenten müssen eine solche „Strafe von den Skribenten erwarten".

Diese Antwort konnte auch auf ihren eignen Vater zielen, welcher sich in England durch seine Regierung so verhaßt gemacht hatte, daß sich alles zu einem allgemeinen Aufstand anließ, und die Engländer sich an den Prinzen von Oranien wandten, welchen sie als den einzigen Beschützer der englischen Religion und Freyheit ansahen. Burnet suchte sie bey diesen Umständen, und auf den Fall, daß sie nebst ihrem Gemahl von der englischen Nation sollte auf den Thron erhoben werden, auszuforschen, und erkundigte sich, ob der Prinz sodann mit dem blossen Titel eines Königs zufrieden seyn, und ihr nach dem Beyspiel der älteren Maria, die Regierung allein überlassen sollte? Sie aber erklärte sich folgendermassen: „Ich verlange nichts anders, als daß der Prinz „dem Befehl nachkomme, der in der heiligen „Schrift gegeben worden: Ihr Männer liebet „eure Weiber. Ich bin an meinem Theil bereit, „dem andern Gebote nachzukommen: Ihr Wei„ber seyd euren Männern unterthan". Sie beharr-

harrte auch fest bey diesem Entschlusse, wie aus der folgenden Geschichte erhellet.

Indessen fuhr ihr Vater, der König Jacob in seinem einmal gefaßten Vorhaben beständig fort, die reformirte Religion in England auszurotten. Weil er dabey niemand mehr als seine eigene Tochter fürchtete, so stellte er ihr in einem eigenen Schreiben, die Ursache dieses Eifers vor, und suchte ihre Meynung in diesem Stücke zu erfahren, wenn sie nach ihm auf den Thron kommen sollte. Er erhielt aber eine unangenehme Antwort. Denn Maria gab ihm zu erkennen, daß sie von der Richtigkeit ihres Glaubens so fest überzeugt sey, daß sie sich niemals würde bewegen lassen, davon abzutreten.

Dieses verursachte, daß der König seinen Vorsatz mit desto grösserm Eifer ins Werk zu setzen, und annoch bey seinen Lebzeiten die römische Religion in England dergestalt zu befestigen suchte, daß dieselbe nach seinem Tode nicht wieder könnte ausgerottet werden. Es wurden demnach die härtesten Mittel, die man nur erdenken konnte, zu diesem Ende angewandt. Die englische Nation aber ertrug alles mit grosser Geduld, weil sie unter der Regierung der Königinn Maria so viel bessere Zeiten hoffte. Wie aber die Gemahlinn des Königes 1688 mit einem Prinzen entbunden ward, und die Hoffnung der Engländer dadurch völlig wegfiel, so fingen sie an, auf kräfftige Mittel bedacht zu seyn, um den Untergang ihrer Religion und Freyheit vorzubeugen.

Am meisten schmerzte sie der Verdacht, welchen man wegen der Richtigkeit dieser Geburt hatte.

Maria wird nebst ihrem Gemahl nach England eingeladen.

Es ward also der Prinz von Oranien, der Schwiegersohn des Königs Jacobs in demselben Jahre eingeladen, nach England zu kommen, um sich an die Spitze derjenigen zu stellen, welche mit der Regierung misvergnügt waren, und den Kern der Nation ausmachten. Der Prinz nahm diese Einladung an, und gieng im October eben desselben Jahres mit einer Flotte von 50 Schiffen nach England.

Maria war bey diesen Umständen nach dem Bericht Burnets, sehr niedergeschlagen, weil dieser Kriegszug ihren eignen Vater betraf. Wie sie aber bedachte, daß die äusserste Noth ein solches hartes Verfahren erforderte, so faßte sie einen Muth, und gab sich wieder zufrieden. Ich übergehe hier die wunderbare Veränderung, die damals in England vorgieng, und die Flucht des Königs Jacobs nach Frankreich, weil ich nur solche Umstände beybringen will, welche eigentlich zu der Geschichte dieser grossen Königinn gehören. Wie der König Jacob das Reich verlassen hatte, und man eine neue Regierung anordnen wollte, so konnte man sich deswegen nicht vergleichen. Einige wollten, daß man dem Prinzen die Regierung unter dem Nahmen eines Regenten auftragen sollte, andre begehrten, daß er wirklich zum Könige sollte gekrönt werden, und einige woll-

wollten der Prinzeßinn Maria allein die Regierung übergeben. Der Prinz hörte dieses sehr lange mit seiner gewöhnlichen Kaltsinnigkeit an, und sagte endlich, daß er mit der Ehre vergnügt sey, die englische Nation von dem Joche erlöset zu haben; und würde sich ohne den geringsten Anstand und Verdruß wieder nach Holland begeben. Er gab dadurch zu erkennen, daß er entweder alles oder gar nichts haben wollte. Dieses verursachte, daß die meisten Mitglieder des Parlaments für gut funden, ihm die Regierung zu übergeben. Das einzige Bedenken, welches noch bey einigen übrig war, bestund darinn, daß solches seiner Gemahlinn zuwider seyn möchte, welcher doch die Krone, als der rechtmäßigen Erbinn, nach der Ordnung der Erbfolge zukäme. Burnet sagt, wenn sie alle die Prinzeßinn so genau gekannt hätten, als ich dieselbe kannte, und wenn ihnen der ehedem von ihr in Absicht auf ihren Gemahl gefaßte Entschluß bekannt gewesen wäre, so würde dieser Zweifel leicht weggefallen seyn.

Endlich vereinigten sich alle Stimmen, daß die Regierung dem Prinzen und der Prinzeßinn zugleich sollte aufgetragen werden, womit der Prinz auch zufrieden war, und das Parlament lud hierauf die Prinzeßinn und den Prinzen ein, die Krone anzunehmen. Weil verschiedene Anhänger des Königs Jacobs ausgesprengt hatten, daß die Prinzeßinn misvergnügt

Sie werden beyde zu Regenten erklärt.

gnügt sey, weil man mit ihrem Vater auf eine solche Art verfahren, so hatte der Prinz sie in einem Schreiben ersucht, sich munter und vergnügt zu stellen, um die Misvergnügten nicht in diesen Gedanken zu stärken. Maria erfüllte das Verlangen ihres Gemahls, und stellte sich bey ihrer Ankunft in England so vergnügt, daß es schien, als ob sie in diesem Stücke ihrem Gemahl zu gefallen, etwas zu weit gienge. Burnet erkühnte sich, ihr dieses vorzustellen. Sie nahm diese Erinnerung nach ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit gar nicht ungnädig auf, sondern sagte zu ihm: „Ihr wißt, daß man mir befohlen hat, eine solche „Aufführung zu beobachten. Vielleicht aber bin „ich diesem Befehl gar zu genau nachgekommen“ Man sieht hieraus, daß diese vortrefliche Prinzeßinn weder die Pflicht einer Gemahlinn, noch einer Tochter aus den Augen gesetzet.

Viele glaubten, daß leicht eine Uneinigkeit unter dem Könige und der Königinn entstehen konnte, weil ihre Gemüther nicht mit einander übereinstimmten. Wer aber die Tugend und die grosse Einsicht sowol des Königs als der Königinn kannte, hatte nicht Ursache, dieses zu besorgen. Der König Wilhelm war von Natur schwermüthig, redete wenig, und scheuete die Gegenwart andrer Menschen einigermassen. Man rieth ihm, sich gegen die Nation freundlich zu bezeigen, und mit derselben umzugehen, weil er sich dadurch ihre Gunst erwerben würde, zumal da die drey vorigen Könige einem jeden einen freyen Zutritt bey Hofe ver-

verstattet. Aber er konnte sich in diesem Stücke nicht zwingen. Die Königinn Maria suchte zwar durch ihre Freundlichkeit, und durch ihren angenehmen Umgang diesen Fehler des Königs wieder zu ersetzen. Weil man aber merkte, daß sie sich ganz und gar nicht mit Regierungssachen bemengen wollte, so funden sich nur wenige englische Herren bey Hofe ein. Die darauf folgenden Streitigkeiten des Königs mit dem Parlamente, machten ihn noch verdrießlicher und schwermüthiger, und hatten eine solche Wirkung, daß er im Jahr 1689 den Entschluß faßte, sich aller Geschäffte zu entschlagen, und die Regierung der Königinn allein zu übergeben. Er ließ sich zwar überreden, von diesem Vorhaben wieder abzustehen. Wie er aber in dem folgenden Jahre nach Irland gehen muste, um dieses Königreich gegen den landflüchtigen König Jacob zu beschützen, der daselbst einen grossen Anhang hatte, so nahm sich die Königinn inzwischen der Regierung an, und führte solche auch so glücklich, und mit so grosser Klugheit, daß sie von allen geliebt und geehrt ward. Man muste dieses um so viel mehr bewundern, weil die Königinn sich vorher niemals mit Staatssachen abgeben wollen, und der König nie mit ihr, wie man wuste, von dergleichen Dingen zu reden pflegte.

Ihr Regiment in Abwesenheit des Königs.

Weil der König Wilhelm seine Truppen sowol in Irland als in den Niederlanden immer selbst anführte, und sich deswegen alle Sommer aus

dem Reiche begab, so erhielt Maria dadurch Gelegenheit, sich in Regierungssachen zu üben, und ihre Aufführung gereichte insgemein einem jeden zum Vergnügen. Man hatte bis auf das Jahr 1692 an dieser Königinn fast gar keine Schwachheit wahrgenommen, aber in diesem Jahre merkte man, daß sie nicht gänzlich von allen Affecten befreyet war. Die Aufführung ihrer Schwester, der Prinzeßinn Anna gab dazu Gelegenheit.

Misverstand zwischen ihr und der Prinzeßinn Anna.

Denn da diese Prinzeßinn bey dem Parlamente um die Vermehrung ihrer Pension anhielt, so misfiel solches sowol dem Könige als der Königinn, weil sie glaubten, daß die Prinzeßinn ihnen zuerst davon hätte Nachricht geben sollen. Und weil sie die Gräfinn von Marlborough im Verdacht hatten, welche bey der Prinzeßinn Anna in höchsten Gnaden war, daß dieselbe diese Fürstinn dazu aufgemuntert, und hierinn bestärkt habe, so ließ die Königinn der Gräfinn den Hof verbieten. Die Prinzeßinn wollte zwar die von ihr so sehr geliebte Gräfinn, nicht von sich lassen, allein die Königinn beharrte fest bey ihrem Entschluß, und ruhete nicht eher, bis sich die Gräfinn vom Hofe entfernte. Dieses legte den Grund zu der Kaltsinnigkeit, welche die Königinn nachher stets, so lange sie lebte, gegen ihre Schwester blicken ließ. Ja dieses gieng so weit, daß die Königinn befahl, daß man ihrer Schwester keine öffentliche Ehrenbezeugungen erweisen sollte; andrer Dinge zu geschweigen, welche

che der Prinzeßinn Anna täglich Verdruß verursachten. Burnet, welcher bisher diese Königinn als eine Dame ohne Fehler angesehen, bezeugt, daß er sich über dieses Verfahren der Königinn sehr gewundert, weil er nicht glauben können, daß Haß und Bitterkeit bey einer so tugendhaften Königinn anzutreffen sey. Man sieht übrigens daraus, daß diese Königinn nicht von allen Affecten frey gewesen. Weil sie aber eine herrliche Erziehung genossen, und die Tugend ihr von der ersten Kindheit an eingeprägt worden, so äusserten sich dieselben nur sehr selten, und diese Schwachheit ist fast die einzige, die man in ihrem ganzen Leben an ihr bemerkt, welches übrigens durchgehends so vortreflich und erbaulich ist, daß es andern zum Muster und zur Nachfolge kann vorgestellet werden. Denn sie führte die Regierung in der Abwesenheit des Königes mit grossem Ruhme, und hielt ihre Hofdamen stets zur Tugend und zum Fleisse an. Sie war selbst niemals müßig, und ließ sich inzwischen von dieser oder jener Hofdame aus einem Buche etwas laut vorlesen, daß also der englische Hof, an welchem vorher Thorheit und Wohllust regierten, zu ihrer Zeit in eine philosophische Schule verwandelt ward.

Bedenken darüber

England aber hatte nur eine kurze Zeit das Glücke, diese unschätzbare Königinn zu besitzen. Im Jahr 1694 fingen die Kinderblattern an, in London einzureissen, und rafften sehr viele Menschen hin. Die Königinn ward auch von ihnen angegrif-

sen, es schien aber im Anfange gar nicht gefährlich zu seyn. Daß diese Krankheit aber dennoch endlich einen so betrübten Ausgang gewonnen, solches schreibt Burnet der Unachtsamkeit oder Unwissenheit des Docter Ratclifs zu. Man merkte endlich, daß derselbe diese Krankheit nicht auf die rechte Art zu heben gesucht, und rufte deswegen andre Aerzte zu Hülfe: Aber es war bereits zu späte. Wie der König sahe, daß alle Hoffnung zu ihrer Genesung verschwunden war, so vergoß er bittre Thränen, und bezeugte heilig, daß die Königinn in der ganzen Zeit, daß sie mit einander vermählt gewesen, niemals etwas geredet, oder begangen, welches ihm zuwider gewesen, oder auch nur zum geringsten Verdruß gereichet. Kurz vorher ehe sie starb, bemühete sie sich dreymal, dem Könige noch etwas zu sagen, wiewohl vergebens. Endlich entschlief sie den 28 Dec. 1694, nachdem sie ein Alter von 33 Jahren erreicht, und 6 Jahre regiert hatte.

Ihr Tod.

Und Character.

Man sieht aus dieser kurzen Geschichte, daß die Königinn Maria eine Dame von grossen Eigenschaften gewesen. Und man muß sich um so viel mehr wundern, daß sie solche grosse Vollkommenheiten und Vorzüge besessen, weil kein Regent aus der stuartschen Familie von widrigen Urtheilen befreyet geblieben, auch nicht einmal ihre Schwester Anna, welche dem Könige Wilhelm in der Regierung folgte. Denn wenn diese letzte Königinn noch einige Jahre länger regiert hätte, so wären

die

die alten Tragödien wieder erneuert worden. Man kann also mit Wahrheit sagen, daß Maria die einzige aus diesem Hause gewesen, deren Tod von der englischen Nation aufrichtig beweint worden. Ihr Leben war ordentlich, und der ganze Hof folgte ihrem Beyspiel. Ihre Gottesfurcht war groß und aufrichtig, und niemals hat man ein heuchlerisches, oder murrisches und verdrießliches Wesen an ihr bemerkt. Sie war ernsthaft, aber auch zugleich freundlich, so daß sich niemand scheuete, ihr Erinnerungen und Warnungen zu geben. Sie versprach nicht viel, aber sie hielt ihre Zusage unverbrüchlich. Das meiste, was ihr zum Ruhme gerechnet wird, besteht darinn, daß sie, ob sie gleich an der Regierung Theil hatte, und eine so grosse Fähigkeit und Einsicht besaß, dennoch den vollkommensten Gehorsam gegen ihren Gemahl blicken ließ. Wenn man die langwierige Kaltsinnigkeit gegen ihre Schwester ausnimmt, so kann man mit Wahrheit sagen, daß sie eine Dame gewesen, welche fast ihres gleichen nicht gehabt hat.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Vergleichung.

Die Geschichte dieser beyden Königinnen bestärken den Satz, welchen ich in der Einleitung angeführt habe. Obgleich beyde aus ei-

nem Stoffe (ex eodem luto) gebildet waren, und gleiche Eigenschaften, gleiche Tugenden und gleiche Schwachheiten besassen, so bemerkt man doch in Absicht auf ihr Leben und ihre Thaten, nicht die geringste Uebereinstimmung. Es ist dieses auch um so viel weniger möglich, weil sie beyde verschiedenen Grundsätzen folgten. Wenn die ältere Maria, die Erziehung der jüngern genossen hätte, so würde sie auch ihre Tugenden ausgeübt haben, und wenn die jüngere Maria in dem Schooße einer eigensinnigen Mutter wäre erzogen, und in ihrer Jugend in allerhand ausschweifenden Religionssätzen unterrichtet worden, so würde ihre Regierung nicht gelinder gewesen seyn. Die streitigen Lehrsätze erstickten die angebohrnen Tugenden der ersten, und legten den natürlichen Fehlern der letztern Fessel an. Die ältere konnte keine Gelindigkeit ausüben, weil sie durch die Lehre, worinn sie erzogen worden, zur Grausamkeit, und ihre Natur zu verschweren, aufgemuntert ward. Die jüngere Maria konnte nicht auf die Grausamkeit und Strenge verfallen, weil man ihr von Jugend auf den Satz eingeprägt hatte, daß das Mitleiden und die Toleranz eine Haupttugend und das rechte Kennzeichen eines Christen sey.

Man kann zwar nicht behaupten, daß die Executionen deswegen von der ältern Maria verhängt worden, weil sie von Natur grausam gewesen, und am Blutvergiessen Lust gehabt. Denn man bemerkt in ihrem Leben verschiedene Spuren, wel-

welche von einem natürlichen Mitleiden und Erbarmen zeugen. Die ausschweifenden Religionssätze hatten aber eine solche Wirkung bey ihr, daß sie die Gefangenschaft, die Schmach und Marter, und den Tod unschuldiger Menschen, ansehnlicher Bischöffe und Prälaten, ja ihrer eignen Wohlthäter, mit Vergnügen und ohne die geringste Empfindung ansehen konnte, da sie doch sonst vielleicht die kleinste Wunde oder eine andre Verletzung nicht ohne Entsetzen dürfte haben ansehen können. Ein falscher und ungegründeter Religionseifer vertilgte alles natürliche Mitleiden, und verwandelte ihr zärtliches Herze gleichsam in Stahl und Eisen. Man findet, daß die unmenschlichsten Thaten von solchen Leuten ausgeübt worden, welche sonst der Tugend ergeben gewesen. Der grosse französische Kanzler Tellier, welcher sonst allen Ruhm verdienet, eilte, daß er noch vor seinem Ende das blutige und unerhörte Urtheil unterschreiben möchte, welches 1685. über einige 100000. französische Reformirte gefället ward. Wie er diese Missethat begangen hatte, so faltete er seine Hände, und sagte mit Simeon: „HErr, nun läßt du „deinen Diener im Friede fahren, denn meine „Augen haben die Seligkeit gesehen, die von dir „kommt". Eben dieselbe Wirkung äussert sich auch bey ganzen Nationen. Kein Volk ist mitleidiger als die Spanier und Portugiesen. So ängstlich aber und furchtsam auch eine spanische Dame ist, wenn sie einen Menschen straucheln,

oder

oder das Blut eines Lammes oder eines Huhnes fliessen siehet, so herzhaft und vergnügt ist dieselbe im Gegentheil bey der Hinrichtung unschuldiger Menschen, ja ihrer eignen Freunde und Anverwandten, wenn solche überzeugt werden, daß sie die von den römischen Päbsten anbefohlne Lehrpuncte nicht fassen können. Man bemerkt an ihnen bey solchen Umständen nicht den geringsten Funken eines Erbarmens, sondern diejenigen, welche von Natur die zärtlichsten und mitleidigsten Menschen sind, verändern gleichsam ihre Natur, und werden in Löwen und Tyger verwandelt. Aus dieser Ursache konnte auch die ältere Maria mit Vergnügen ansehen, daß der vortrefliche Erzbischoff Cranmer, welcher doch ehedem ihr Leben gerettet, verhöhnt, verspottet, und als ein Opfer zum Scheiterhaufen geschleppt ward. Aus eben dieser Ursache wollte sie auch ihre fromme Schwester hinrichten lassen, welches gewiß geschehen wäre, wenn die Vorbitte des Königs Philipps nicht eine stärkere Wirkung als die römische Religion gehabt hätte. Und deswegen trug sie nicht das geringste Bedenken, da sie das Reich einer fremden Herrschaft unterwarf, das ganze englische Volk aufzuopfern.

Wenn übrigens diese beyden Königinnen einerley Erziehung genossen, und in einer Schule wären unterwiesen worden, so dürfte man Mühe gehabt haben, in ihrer Aufführung und in ihren Unternehmungen eine sonderliche Ungleichheit zu bemerken. Sie waren beyde keusch, ehrbar,

bar, und eingezogen. Sie waren beyde der Schwermüthigkeit geneigt, sie hatten beyde die Gottesfurcht und Gerechtigkeit vor Augen. Sie führten sich beyde, ungeachtet sie an der Regierung Theil hatten, dennoch gegen ihre Herren mehr wie gehorsame Frauen, als regierende Königinn auf. Die jüngere Maria erwies ihrem Gemahl einen unbedingten Gehorsam, und war ihm niemals in Regierungssachen entgegen. Die ältere Maria gab dem Könige Philipp nicht weniger nach, und würde ihm allen Ansehen nach die Regierung gerne allein übergeben haben, wenn das Parlament solches nicht verhindert hätte. Beyde kamen auch in diesem Stücke überein, daß sie nicht nur zornig werden, sondern auch ihren Zorn nicht so leicht wieder fahren lassen konnten. Kurz, sie hatten beyde gleiche Tugenden und gleiche Schwachheiten. So ähnlich sich aber auch diese beyde Fürstinnen, in Absicht auf ihre natürliche Eigenschaften sind, so ungleich sind sie doch einander, wenn man das von beyden geführte Leben betrachtet. Wegen der verschiedenen Lehrsätze, denen sie folgten, hat die ältere in den Geschichten den Namen der bösen und grausamen, die jüngere aber den Namen der guten und frommen Maria erhalten.

✲ ✲
✲

* * * * * * * * * * * * * * *

Maria Stuart

Königinn von Schottland.

und

Christina

Königinn von Schweden.

Einleitung.

Ich habe in meiner unterirdischen Reise von einem gewissen Lande geredet, wo die Einwohner nicht eher anfingen zu rasen, bis sie alt wurden. Wenn einer daselbst seine Lebenszeit über 40 Jahre gebracht hatte, so muste man ihm Vormünder und Hofmeister setzen. Und dieser Zwang war um so viel nöthiger, weil der Muthwille und die Thorheit stets mit dem Alter zunahmen. In dieser Beschreibung, welche einige für einen blossen Scherz angesehen haben, ist doch eine feine, und auf solche Menschen zielende Satire enthalten, die mit den Jahren an Thorheit, und Ausschweifung zunehmen. Man kann hiervon eben so wenig als von verschiedenen andern Schwachheiten und Ausschwei-

Einige Menschen werden in ihrem Alter

schweifungen der Menschen eine natürliche Ursache angeben. Man kann allein sagen, daß die Natur einige Menschen scheint verkehrt gebildet zu haben, welche damit endigen, womit andre anfangen. Solche Leute könnten als Monstra oder Misgeburten angesehen werden, wenn ihre Anzahl nicht so gar groß wäre. Denn dieser Character ist in dem Städten nicht so selten, als in den Wäldern, und unter den Menschen nicht so ungewöhnlich, als unter unvernünftigen Thieren. Denn dieselben werden fast alle, wie sie an Jahren zunehmen, obgleich nicht alle gleich schnell, und in gleichem Grad, immer gesetzter und ernsthafter. Unter allen unvernünftigen Creaturen nimmt man dieses am deutlichsten bey einer Katze wahr. Dieselbe ist, so lange sie noch wächset, das lustigste, und zum spielen am meisten geneigte Thier auf der Welt, so bald sie aber ihre rechte Grösse und Vollkommenheit erreicht, so legt sie alle ihre lustigen Eigenschaften ab, und man bemerkt nichts an ihr, als ein ernsthaftes und beständiges Wesen, und eine philosophische Gravität, ja man kann sie durch kein Locken und durch keine Aufmunterungen dahin bringen, etwas ihrem Stande und Alter unanständiges zu begehen.

wieder jung.

Man bemerkt bey unvernünftigen Thieren in diesem Stücke eine mehrere Ordnung.

Die Natur scheint allen lebendigen Creaturen eine gewisse Zeit bestimmt zu haben, worinn sie aus-

ausrasen sollen. Dieses bemerkt man auch bey allen unvernünftigen Thieren, so lange sie noch wachsen und zunehmen. Bey einigen Menschen aber bricht diese Eigenschaft nicht eher als eben zu der Zeit hervor, da dieselbe billig schon wieder aufhören sollte. Solche Menschen sind gewissen wohllüstigen Personen ähnlich, die in der Verschwendung zunehmen, wie ihr Vermögen abnimmt, und die ihre Ausgeben verdoppeln, wenn ihr Zustand ihnen befiehlt, zu sparen. Man kann sie mit solchen Leuten vergleichen, die nicht eher Lust zu tanzen haben, bis sie Leichdörner bekommen, und nicht eher eine Begierde zu heyrathen empfinden, bis sie der Hörner versichert sind. Das Alter, welches die Menschen sonst insgemein gesetzt und ernsthaft macht, dient ihnen vielmehr zu einem Zunder der Wohllust und Flüchtigkeit. Es ist mit dieser Schwachheit wie mit den Kinderblattern beschaffen, denen fast alle Menschen unterworfen sind, und welche man als einen Tribut ansehen kann, den alle und jede einmal erlegen müssen. Bey den meisten finden sich dieselben in der Jugend ein, und dieß ist der Natur gemäß. Einige aber werden erstlich im Alter damit befallen. Dieses ist unordentlich, und kommt nicht mit dem Namen und der Natur dieser Krankheit überein. Hier in Norden ist das funfzigste Jahr insgemein das critische Jahr. Bisweilen kommt die Thorheit und Kindheit noch später, und viele werden erstlich nach diesem Jahre

Das Alter ist ein Zunder zu neuem Muthwillen.

re von der Begierde zu heyrathen, von dem Verlangen nach Rang und Titeln, und von andern wollüstigen und unordentlichen Begierden angegriffen, welche sonst Eigenschaften der Jugend zu seyn pflegen. Ich habe vor zwanzig und mehrern Jahren viele gekannt, welche wie eine alte ehrbare Katze ausgesehen, die aber nun neugebohrnen Kälbern ähnlich sind, welche nicht eher jung geworden, bis sie zu Jahren gekommen, und nicht eher Lust zur Welt bekommen haben, bis das Alter sie erinnert, derselben zu entsagen. Wenn diese Leute in ihrer Jugend, oder in einem Mittelalter gestorben wären, so hätte man sie als ein Muster andern zur Nachfolge vorstellen können; weil ihnen aber Zeit gelassen worden, die unordentlichen Neigungen der Jugend zu verbessern, so pflegt man dieselben als Beyspiele der Thorheit und Kindheit anzuführen. Wenn Nero in dem sechsten Jahre seiner Regierung gestorben wäre, so würde sein Name bey den Nachkommen eben so heilig gewesen seyn, als er nun abscheulich ist, ja die Regenten würden es für eine Ehre gehalten haben, nach ihm Nerones genannt zu werden, so wie sie es nun für eine Ehre achten, den Titel Augustus oder Kayser zu führen. Wenn im Gegentheil Augustus gleich nach dem Antritte seiner Regierung mit Tode abgegangen wäre, so würde er bey der Nachwelt einen schlechten Nachruhm erlangt haben. Der erste würde ein Muster der Tugend und Frömmigkeit gewesen

Dieses wird durch Beyspiele bestärkt.

seyn, wenn er die Welt eher verlassen, und den letzten würde man als ein Beyspiel der Unordnung und der Untüchtigkeit angeführt haben, wenn seine Lebenszeit nicht so lange gedauert hätte. Wer weis, ob Titus Vespasianus seine Regierung mit solchem Ruhme fortgesetzt hätte, als er dieselbe anfing? Wer weis, ob der Beyname, **der Trost und die Freude des menschlichen Geschlechts**, (deliciae generis humani) den er sich durch seine kurze und vortrefliche Regierung erworben, wenn er ein hohes Alter erreicht, und länger regiert hätte, nicht in den Namen, **der Abscheu und der Haß des menschlichen Geschlechts** (odium generis humani) wäre verwandelt worden. Der weise Salomon würde vor allen Regenten auf Erden den Vorzug behauptet haben, wenn er sein Leben gleich nach der Einweihung des Tempels geendiget hätte. Manasses aber, welcher sein Alter dazu anwandte, daß er die Fehler seiner Jugend verbesserte, kann für einen bessern Regenten gehalten werden, weil die letzten Auftritte in seinem Leben gut und löblich waren, und man insgemein zu sagen pflegt, **Ende gut, alles gut.**

Weil es also in Absicht auf gewisse Menschen ein Schicksal zu seyn scheinet, daß sie eine Zeitlang rasen sollen, so ist es besser, daß die Thorheiten und Ausschweifungen sich in der Jugend, als im Alter äussern. Derjenige verdient ein gröfseres Lob, welcher wieder aufbauet, was er vorher niedergerissen, als der dasjenige niederreißt,

was

was er vorher aufgebauet. Es ist weit rühmlicher die Fehler seiner Jugend zu verbessern, als die vorhin ausgeübten guten Eigenschafteu zu verderben und zu ersticken, ja es ist aus zweyen Uebeln weit anständiger, ein Manasses als ein Salomon zu seyn. Man handelt unverantwortlich, wenn man die von GOtt zur Besserung verliehene Zeit nicht dazu anwendet, es ist aber noch unverantwortlicher, sich einer solchen Wohlthat nur zu dem Ende zu bedienen, seine natürlichen angebohrnen Tugenden zu ersticken, und seinen Zustand noch ärger zu machen. Denn dadurch bestürmt man die Natur eben zu der Zeit, wenn dieselbe uns die Hand zur Hülfe und Rettung darreichet. Das Alter hat seine natürliche Schwachheiten. Unzufriedenheit, Geitz, Mistrauen, unzeitige Furcht, und andre Fehler, sind unzertrennliche Gefährten desselben. Wenn dergleichen Schwachheiten sich mit den Jahren vermehren, so wundert man sich nicht darüber, weil es natürliche Früchte des Alters sind. Wenn man aber wahrnimmt, daß die Menschen mit den Jahren an Thorheiten zunehmen, wenn man sieht, daß Leute, welche sich ehedem nur mit ernsthaften und nützlichen Dingen beschäfftiget, bey einem hochgestiegnen Alter auf tanzen und spielen und andre Thorheiten verfallen, und sich am liebsten in Frauenzimmer Gesellschaften aufhalten, so muß auch ein Heraclitus darüber lachen, und man kann mit jenem Poeten sagen, Risum teneatis

Es ist besser wenn man in der Jugend raset.

amici. Es ist lächerlich, wenn ein junger Portugiese mit einem ernsthaften Gesichte und einer Brille auf der Nase einhertritt, aber es ist noch weit lächerlicher, wenn ein alter Mann auf einem Besenstiel reitet. Beydes ist der Natur entgegen, das letzte aber dennoch am meisten. Es sind nur gewisse Getränke, insonderheit Bier Most und Wein, welche mit den Jahren immer kräftiger und stärker werden, und daher pflegt man auch einen alten Wein, ein altes Gaudium zu nennen. Mit Menschen und Thieren aber verhält es sich anders, denn wenn bey denselben mit den Jahren Muthwillen und Thorheit wachsen, so ist es eben so seltsam, als wenn ein Schiff gegen den Wind und Strom segeln will. Nichts destoweniger zeigt doch die Erfahrung davon verschiedene Beyspiele. Vor einiger Zeit hörte ich, daß ein gewisser Mann von seinem Bruder folgendergestalt urtheilte: „Wenn ich, sagte er, die Lebensart meines Bruders vor zwanzig Jahren erwäge, da er „gar kein Sklave neuer und fremder Moden war, „und nun bedenke, wie er täglich ganze Stunden „anwendet, seine Haare zu krauseln, und beständig mit den Schneidern und Schustern wegen des „geringsten Fehlers an seinen Kleidern und Schuhen zanket, so scheint er mir, dem unterirdischen „Rathsherrn ähnlich zu seyn, der in seiner Jugend und in seinen männlichen Jahren eine Zierde „des Raths war, in seinem Alter aber mit den „Kindern auf dem Markte spielte.“ Ich konnte sein Urtheil nicht misbilligen. Vielleicht aber dürf-

dürfte man einwenden, es sey unnöthig und vergebens, über diese Schwachheit eine moralische Betrachtung anzustellen, weil man solche bey sehr wenigen Menschen wahrnehme. Aber diejenigen, welche diese Gedanken hegen, dürfen nur über die Einwohner einer grossen Stadt, die Musterung halten, um überzeugt zu werden, daß in einer jeden Gasse zum wenigsten, 1 oder 2 solche Phönomena oder alte Gaudia angetroffen werden, denen in dem Alter, welches man sonst anspornen muß, ein Zaum nöthig ist. Und die zu der Zeit noch Knospen treiben, da die Blätter bereits abfallen sollten, und bey denen die Natur eben dasselbe wirket, was die Fabel von dem Topfe der Medea erzählt, worinn alte Männer in junge Knaben, trockne Stäbe in grüne saftige Zweige, und Kühe in Kälber konnten umgekocht und verwandelt werden. Ich trage Mitleiden mit solchen Menschen, welche mit den Jahren nicht besser und gesetzter werden, diejenigen aber bedaure ich noch mehr, bey denen mit dem Alter die Thorheit wächset und zunimmt; so wie ich dem Glück wünsche, der die Fehler seiner Jugend verbessert, und den noch höher schätze, der seine angebohrnen Tugenden stets zu einer grössern Vollkommenheit zu bringen sucht, wie man an dem jüngern Cato wahrnimmt. Dieser gab in seiner Jugend keinem alten Römer an Ernsthaftigkeit und einem gesetzten Wesen etwas nach, und bemühete sich diese Tugend bey zunehmenden Jahren immer vollkommener zu

machen, daher er auch unter allen seinen Mitbürgern wie eine Sonne, hervorglänzte.

Die Geschichte der beyden Damen, die ich gleich beschreiben will, und welche diese Einleitung veranlasset haben, geben von diesem hysteron proteron, oder von einem so verkehrten Lebenslauf, das deutlichste Beyspiel.

Dieses wird durch die Geschichte dieser beyden Damen bestättiget.

Beyde wurden in ihrer Jugend als zwey große Lichter angesehen, welche von der Natur zum Schmuck und zur Zierde des menschlichen Geschlechts hervorgebracht worden. Alle Tugenden und herrliche Vorzüge schienen sich hier als in einem Centro und Mittelpunct vereiniget zu haben. Verstand, Einsicht, Fertigkeit, Gelehrsamkeit, Wohlredenheit, Anmuth und andre vortrefliche Eigenschaften, welche in der grösten Vollkommenheit bey beyden angetroffen wurden, gaben den Poeten, und Rednern eine reiche Materie, ihre Federn zu schärfen, und zum Ruhm dieser Königinnen prächtige Reden, und reitzende Lobgedichte zu verfertigen. Aber alle diese grossen Vorzüge, welche man bey zunehmenden Jahren in einer noch grössern Reife zu sehen hoffte, wurden in eben so viele Fehler und Schwachheiten verwandelt, so daß diejenigen, welche alle Werkzeuge schienen erschaffen und zubereitet zu seyn, das niedergerissene wieder aufzubauen, und das verwirrte in Ordnung zu bringen, durch ihre Wohllust und Thorheit den Staat endlich in eine solche Verwirrung brachten, daß man,

um

um dem gänzlichen Untergang desselben vorzubeugen, die erste absetzen muste: die andre aber genöthiget ward, selbst die Regierung niederzulegen, weil sie sich schämte, dem Regimente länger in einem Staate vorzustehen, den sie durch ihre seltsame Aufführung zu einem Chaos gemacht hatte. Wenn Maria Stuart zu der Zeit gestorben wäre, als Brantome ihre Lobschrift aufsetzte, so würde ihr Name der schottischen Regententafel zu einem eben so grossen Zierrath gereicht haben, als er nun derselben zur Schmach dienet. Und wenn Christina damals ihr Leben geendiget hätte, da der französische Gesandte Chanut ihr Portrait entwarf, so würde es der Nachwelt schwer gefallen seyn, zu entscheiden, ob es eine grössere Ehre für Gustav Adolph gewesen, eine solche Tochter gezeugt zu haben, oder ob es der Christina zu einem grössern Ruhm gereiche, von einem solchen Vater abzustammen. Weil sie aber lange nachher regierte und lebte, so hat man vielmehr Ursache gehabt zu sagen: **Wie hat doch ein solcher Baum solche Früchte tragen können.** Ja man hat bekennen müssen, daß das Sprüchwort nicht allemal eintreffe: καλὸς κόρακος καλὸν ὠὸν. Nun will ich mich zur Geschichte selbst wenden.

Maria Stuart.

Diese in der Historie so bekannte und unglückselige Königinn, ist im Jahr 1542 gebohren worden, und war eine Tochter Jacobs des Fünften, Königs von Schottland, und Maria von Lothringen. Ihr Vater starb, nach einem unglücklichen Treffen mit den Engländern, in eben demselben Jahre, und zwar 14 Tage nach der Geburt der Prinzeßinn Maria. Schottland gerieth dadurch in eine grosse Verwirrung, weil Maria, als die nächste Erbinn, ein neugebohrnes Kind war, und der König vor seinem Absterben keine Verordnung gemacht hatte, wie es mit der Verwaltung des Reichs, währender Minderjährigkeit der Prinzessinn, sollte gehalten werden. Nach Maria hatte Jacob Hamilton, Graf von Aran, das nächste Recht zur Krone, welcher aber die Eigenschaften nicht besaß, die zur Verwaltung des Reichs erfordert wurden. Dieser Graf war der Reformation nicht ungeneigt, welche damals viele Freunde in Schottland hatte. Die verwittwete Königinn aber war eifrig katholisch, und ward darinn noch mehr durch

Maria ein neugebohrnes Kind erbt das Reich.

Damaliger Zustand des Königreichs Schottland.

durch den Cardinal Beton bestärkt, welcher Bischoff von St. Andreas, und ein strenger und grausamer war, der bereits viele Proben von seinem barbarischen Gemüthe abgelegt hatte. Der Cardinal und der Graf von Aran geriethen gleich mit einander in Streit. Der Cardinal brachte ein Testament zum Vorschein, welches der verstorbene König sollte gemacht haben. In demselben war der Cardinal, währender Minderjährigkeit der Prinzeßinn, zum Regenten erkläret, und die verwittwete Königinn trat auf seine Seite.

Streit wegen der Verwaltung des Reichs.

Die andere Partey aber trieb den Grafen an, sein Recht nicht fahren zu lassen, und stellte ihm für, daß das Testament von dem Cardinal erdichtet sey, um das hamiltonische Haus des Vorzugs zu berauben, welcher demselben durch die Geburt zukomme, und den Fortgang der Reformirten in Schottland zu hemmen. Obgleich der Graf von Aran viel geneigter war, sein Leben in Ruhe und in der Stille hinzubringen: so ließ er sich doch endlich von seinen Anhängern bewegen, die Verwaltung des Reichs zu begehren, und darauf zu dringen, daß man das zum Vorschein gebrachte Testament untersuchen sollte. Dieß geschahe auch. Das schottische Parlament erkannte, daß dieses Testament falsch und untergeschoben sey, und erklärte den Grafen von Aran einhellig zum Regenten des Reichs. Wie das Parlament annoch versammlet war: so

langte ein englischer Gesandter von dem Könige Henrich dem Achten an, welcher eine Vermählung zwischen dem jungen englischen Prinzen Eduard und der schottischen Maria vorschlug. Der Cardinal Beton setzte sich mit seinen Anhängern aufs äusserste dagegen. Die andre Partey aber, welche stärker war, nahm den Antrag an, und faßte den Entschluß, eine Gesandschaft nach England abzufertigen, sowohl wegen eines Friedens, als auch wegen dieser Vermählung zu handeln. Die Vermählung ward auch wirklich beschlossen. Die schottischen Stände aber wollten die Prinzeßinn Maria nach dem Verlangen des Königs Henrichs nicht gleich nach England schicken, sondern verlangten, daß dieses nicht eher geschehen sollte, bis Maria zehen Jahr erreicht hätte. Welches sich der König Henrich der Achte auch gefallen ließ.

Vorschlag wegen einer Vermählung der Maria.

Wie der Cardinal merkte, daß die römische Religion durch eine solche Verbindung gänzlich in Schottland untergehen würde, so ließ er die Geistlichkeit zusammen rufen, und hetzte dieselbe dergestalt auf, daß seine Partey dadurch in kurzer Zeit weit stärker ward, als die Partey des Regenten. Man bewies sich hierauf gegen die englischen Gesandten feindselig und unhöflich, und die ganze Unterhandlung gieng darüber zurücke. Zugleich fand er nebst der Königinn für gut, den Grafen von Lenox aus Frankreich nach

Schott-

Schottland kommen zu lassen, um den Grafen von Aran die Stange zu halten, und demselben die Regierung aus den Händen zu spielen. Der Graf von Lenox langte auch in Sottland an, wodurch der Anhang des Cardinals so sehr verstärkt ward, daß der Graf von Aran aus Furcht seine eigne Partey verließ, und sich mit dem Cardinal und der verwittweten Königinn vereinigte. Ja er ward so verzagt, daß er die reformirte Religion abschwur, welche er vorher bekannt hatte, und den römischen Glauben annahm. Wie dieses geschehen war, so ward der Graf von Lenox nicht mehr für nöthig angesehen, der aber, wie er merkte, daß man ihn auf eine solche Art betrogen hatte, zum Gewehr griff, und sich zu der englischen Partey schlug, welche ihn auch gegen seine Feinde unterstützte.

Inzwischen breitete sich die Reformation in Schottland immer weiter aus. Der Cardinal suchte dieselbe auf alle Art zu hemmen, und ließ daher nicht nur 1546 einige Protestanten zum Feuer verdammen, sondern sahe auch selbst der Execution mit Vergnügen zu. Er ward aber kurz darauf in seinem eignen Hause ermordet, und aus eben demselben Fenster geworfen, woraus er vorher die Execution eines reformirten Priesters mit angesehen hatte.

Der Cardinal Beton wird ermordet.

Der König Henrich der Achte starb 1547, und hinterließ die schottischen Sachen in einem solchem Zustande, daß man entweder die Unterhandlung we-

wegen der Vermählung des Königs Eduards mit der schottischen Maria abbrechen, oder auch die Schotten mit Macht zwingen muste, dieselbe fortzusetzen und zu erfüllen. Die mächtigste Partey in Schottland, welche durch Frankreich unterstützt ward, war dieser Verbindung entgegen, und daher faßte die Regierung in England den Entschluß, Schottland den Krieg anzukündigen. Der Herzog von Sommersett, welcher währender Minderjährigkeit des Königs Eduards Protector von England wär, rückte mit einem Kriegsheer in Schottland ein, und erhielt in der grossen Schlacht bey Musselberg einen so vollkommnen Sieg, daß 14000 erschlagene Schotten auf der Wahlstatt gefunden wurden. Dadurch ward das ganze Land in eine solche Furcht gesetzet, daß der Herzog von Sommersett, wenn er seinen Sieg verfolgt, den schottischen Regenten leicht hätte zwingen können, die Prinzeßinn Maria nebst dem Schlosse in Edinburg auszuliefern. Er begab sich aber nebst seinem Kriegsheer gleich nach der Schlacht wieder nach England.

Krieg mit England.

Dadurch schöpften die Schotten einigermassen wieder Luft, und weil Frankreich ihnen Hülfe sandte, so beschlossen sie, die junge Maria nach diesem Reich zu schicken, welches auch geschahe. Sie hatten dabey eine gedoppelte Absicht. Theils suchten sie dadurch zu ver-

Maria wird nach Frankreich geschickt.

verhindern, daß Schottland durch eine solche Vermählung nicht mit England möchte vereiniget werden, und daß die römische Religion dadurch nicht völlig in Schottland untergehen möchte. Theils wollten sie auch die mit Frankreich verabredeten Tractaten zu Stande bringen, welche bisher wegen einer Vermählung der Prinzeßinn Maria mit dem Dauphin Franciscus in Frankreich gepflogen waren. Diese Ehe ward im Jahr 1558 wirklich vollzogen. Inzwischen waren in Schottland allerhand Veränderungen vorgegangen. Unter andern hatte die verwittwete Königinn den Grafen von Aran gezwungen, ihr die Verwaltung des Reichs zu übergeben; dadurch behielten die Römischcatholischen die Oberhand, und droheten schon mit allerhand Verfolgungen. Die protestantischen Herren wurden deswegen genöthiget, ein Bündniß unter sich zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Vertheidigung zu schliessen; welches Bündniß unter dem Nahmen der Congregation bekannt ward.

Und daselbst mit dem Dauphin vermählt.

So war der Zustand in Schottland beschaffen, wie die Königinn Elisabeth den engilschen Thron bestieg. Weil diese Königinn allenthalben mit Feinden umgeben war, so hielt sie gleich für rathsam, mit Frankreich und Schottland einen Frieden einzugehen. Aber es entstunden gleich neue Uneinigkeiten unter diesen, weil der König von Frankreich, Henrich der Andre, seinen Sohn,

der

der mit der jungen Königinn von Schottland vermählt war, den Titel von Schottland, England und Irland annehmen ließ. Ich habe in der Geschichte der Königinn Elisabeth bereits angezeigt, worauf Maria ihr Recht zur englischen Krone gründete, und zugleich bemerkt, daß dieses den Grund zu der grossen Eifersucht gelegt, welche nachher stets unter diesen beyden Königinnen herrschte. Elisabeth beschwerte sich zwar heftig über dieses Vornehmen, sie erhielt aber keine andre Antwort, als daß solches theils aus der Ursache geschehen, um zu zeigen, daß Maria aus königlichen Geblüte entsprossen sey, theils auch die Könige von England dadurch zu bewegen, den Titel König von Frankreich fahren zu lassen. Elisabeth aber wollte sich mit solchen Entschuldigungen nicht abweisen lassen, und weil sie versichert war, daß Maria die Absicht hatte, sie vom Thron zu stossen, so sahe sie die schottische Königinn als ihre bitterste Feindinn an.

Anspruch der Königinn Maria auf die englische Krone.

Wie diese Streitigkeiten noch währten, und die Sachen sich in diesen Umständen befunden, so gieng der König von Frankreich, Henrich der Andre mit Tode ab. Durch dessen Absterben ward Maria, welche den Dauphin zum Gemahl hatte, wirklich regierende Königinn von Frankreich, und erhielt dadurch Gelegenheit, ihre Ansprüche gegen die Königinn Elisabeth

Sie wird regierende Königinn in Frankreich

mit

mit desto grösserm Eifer fortzusetzen. Man sahe auch gleich die Wirkung von dieser Veränderung. Die lothringischen Prinzen, welche Anverwandten der Maria waren, und zur Zeit des jungen Franciscus in Frankreich die Regierung führten, schickten nicht lange nach dem Tode des Königs Henrichs des Andern einige tausend Mann nach Schottland, mit dem Befehl, sich mit den englischen Misvergnügten zu vereinigen, und mit gesamter Macht die Königinn Elisabeth vom Thron zu stossen, welcher, wie sie sagten, der Königinn Maria zugehörte. Jedoch dieser Anschlag konnte leichter gefaßt als ausgeführt werden. Denn da Frankreich der einen Partey in Schottland Hülfe leistete, so unterstützte Elisabeth die andre Partey, welche aus Protestanten und andern Misvergnügten bestund, mit einem so guten Erfolg, daß dieselben sich nicht nur eine Zeitlang vertheidigten, sondern endlich gar die Oberhand behielten. Die Regentinn in Schottland, deren Anhänger 1560 im Begriffe waren, in England einzubrechen, muste selbst nach Edinburg entweichen, und war also desto williger, einen Frieden einzugehen, der noch in eben demselben Jahre auf diese Bedingung zu Edinburg geschlossen ward, daß sowol die Franzosen als Engländer Schottland räumen sollten.

Gleich darauf starb Franciscus der Andre, und der Todesfall dieses Königs verursachte einen neuen Auftritt in dem Leben der Königinn Maria. Denn diese Fürstinn, welche bisher vor allen europäischen Prinzeßinnen sowol wegen ihrer grossen

Lei-

Leibes und Gemüthsgaben, als auch wegen ihrer Macht und Hoheit den Vorzug behaupten konnee, weil sie eine regierende Königinn in Frankreich und Schottland war, und auf England und Irland Anspruch hatte, daß man also in ihrer Person vier Königreiche zu vereinigen dachte; Diese grosse Fürstinn erlebte in den folgenden Zeiten nichts als Widerwärtigkeiten und Drangsale, welche sich mit einem schimpflichen Tode endigten. Sie war von Jugend auf an dem französischen Hofe erzogen, und daselbst in Sprachen und Wissenschaften unterwiesen worden, worinn sie es auch durch Hülfe ihrer angebohrnen grossen Eigenschaften sehr weit gebracht hatte. Brantome machte damals folgendes Portrait von ihr: „Wie sie an Jahren „zunahm, so nahm sie auch an „Schönheit und Tugend zu. Wie „sie 15 Jahr erreicht hatte, so strahlte die Schön„heit ihrer Person wie die Sonne, und ihre Tu„gend gab einen eben so starken Glanz von sich. „Sie war in der lateinischen Sprache sehr wohl er„fahren. In dem 13 und 14 Jahr ihres Alters „hielt sie in Gegenwart des Königs Henrichs und „der Königinn in dem grossen Saal des Louvre la„teinische Reden, und behauptete gegen die allge„meine Meynung, daß es dem Frauenzimmer an„ständig sey, in freyen Künsten und Wissenschaft, „unterrichtet zu werden. Man kann leicht den„ken, mit welchem Vergnügen man werde gehöret „haben, wie diese gelehrte und schöne Königinn

Brantome Portrait der Königinn Maria.

sich

„sich so nett in der lateinischen Sprache auszudrü„cken wuste, die sie vollkommen inne hatte. Ich „bin selbst davon ein augenscheinlicher Zeuge. So „lange sie in Frankreich war, widmete sie den „Studien täglich zwo Stunden; und daher wu„ste sie von allen Wissenschaften zu reden. In„sonderheit hatte sie Lust zur Poesie. Sie machte „auch selbst Verse, von denen ich einige gesehen, „die verdienen gerühmt zu werden.“ Man sieht aus diesen Worten des Brantome, daß diese junge Königinn als ein Meisterstück der Natur angesehen worden, und wenn man zugleich die Vorzüge bedenkt, welche sie durch die Geburt besaß, da sie zu vier grossen Reichen bestimmt zu seyn schien, so kann man sagen, daß sie das alleransehnlichste und gröste Frauenzimmer zu den damaligen Zeiten gewesen. Jedoch alle diese Vorzüge wurden in lauter Elend verwandelt, wie aus der folgenden Geschichte erhellet.

Anfang ihrer Tragödie.

Man bemerkte gleich nach dem tödtlichen Hintritt ihres Gemahls, Franciscus des Andern, daß diese Sonne anfing verfinstert zu werden, da ihre Schwiegermutter, Catharina von Medicis, verschiedene Proben der Kaltsinnigkeit gegen sie blicken ließ. So bald Maria dieses merkte, entfernte sie sich vom Hofe, und begab sich zuerst nach Reims und ferner nach Nancy, wo sie sich eine Zeitlang aufhielt. Endlich faßte sie den Entschluß, sich wieder nach Schottland zu begeben, und selbst die Regierung ihres väterlichen Reichs

anzutreten. Weil sie in ihrer Kindheit Schottland verlassen hatte, und ihr also der Zustand dieses Reichs fast ganz unbekannt war: So wurden ihr verschiedene Anschläge gegeben, wie sie sich bey dem damaligen verwirrten Zustande des Reichs aufführen müste. Einige ertheilten ihr den Rath, sich am meisten auf ihren natürlichen Bruder, den Jacob Stuart, und auf die Protestanten zu verlassen, welche damals am stärksten im Reiche waren. Aber Lesley, welcher nachher Bischoff zu Roß ward, und die Historie dieser Königinn beschrieben, rieth ihr, ihr ganzes Vertrauen auf die Römischkatholischen zu setzen, und sich für Jacob Stuart zu hüten. Dieser Lesley ist in der schottischen Historie sehr bekannt, weil er durch seine List und gewaltsamen Anschläge zu dem Unglücke der Königinn Maria am meisten beygetragen.

Maria begiebt sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Schottland.

Wie Maria im Begriffe war, diese Reise anzutreten: so schickte sie einen Gesandten an die Königinn Elisabeth, bey derselben um einen Reisepaß anzuhalten. Elisabeth weigerte sich zwar nicht, denselben zu ertheilen, sie verlangte aber, daß die Königinn Maria vorher den zu Edinburg zwischen beyden Reichen geschlossenen Tractat bestättigen, und das englische Wapen nicht weiter führen sollte. Durch diese abschlägige Antwort ward die schottische Königinn so sehr aufgebracht, daß sie auch desfalls mit dem englischen Gesandten, Trochmorton in einen harten Wortwechsel gerieth, und endlich den Entschluß

schluß faßte, die Reise ohne Paß zu wagen. Sie war auch glücklich, und kam in Schottland den 21 August 1561 sicher und ohne Gefahr an. Ob sie gleich hieselbst von Hohen und Niedrigen mit grossen Freuden empfangen ward: so muste sie doch mit Schmerzen vernehmen, daß die Reformation allenthalben bereits durch so strenge Gesetze befestiget war, daß es ihr selbst nicht frey stund, ihre Religion anders, als in ihrer eignen Capelle, und zwar in aller Stille, auszuüben. Einige schottische Herren waren annoch übrig, welche der römischen Religion eifrig anhiengen, und dieselbe durch die Königinn wieder in den vorigen Stand zu setzen hofften. Niemand war ihnen in diesem Stücke mehr hinderlich, als der natürliche Bruder der Königinn, Jacob Stuart, welcher den Protestanten zu einer grossen Stütze diente, und den sie deswegen zu stürzen suchten. Sie konnten indessen doch ihre Absicht nicht so leicht ausführen, weil dieser Herr den gröften Anhang im Reiche hatte, und der Königinn auch der Rath ertheilt worden, sich am meisten auf ihn zu verlassen. Er behielt desfalls nicht nur seine Stelle, die er vorher bekleidet, sondern die Königinn erklärte ihn auch, nicht lange nach ihrer Ankunft, zu einem Grafen von Murray; ob man gleich wuste, daß sie einem Manne nicht gewogen seyn konnte, den sie als das Haupt der Reformirten, und zugleich auch als einen eifrigen Hofmeister ansahe. Denn er tadelte ihre Verschwendung und ihr wohllüstiges Leben,

und stellte ihr ihre Ausschweifungen oft sehr lebhaft vor Augen.

Ihre erste Aufführung in Schottland.

Die Feinde des Grafens merkten dieses, und machten sich solches zu Nutze. Sie nahmen daher Gelegenheit, die Königinn aufzumuntern, dieses Joch abzuwerfen, weil sie, so lange dieser Herr am Ruder sässe, nicht hoffen könnte, daß die römische Religion in Schottland wieder empor kommen würde. Die Königinn schien nicht ungeneigt zu seyn, diesem Rathe zu folgen. Weil aber damals ein schottischer Herr, nämlich der Graf von Huntley, die Königinn Maria entführen wollte, um sie mit seinem Sohn, Georg Gordon, zu vermählen, der Graf von Murray aber, welcher davon Nachricht erhielt, die Königinn aus dieser Gefahr errettete: so muste sie nothwendig wegen eines solchen Dienstes erkenntlich seyn, und faßte also auf einige Zeit wieder ein Vertrauen zu ihm.

Verschiedene Vorschläge zu einer Vermählung.

Wie dieses in Schottland vorgieng, so ward an dem kayserlichen Hofe an einer Vermählung der Königinn Maria mit dem Erzherzog Carl, dem zweyten Sohn des Kayfers Ferdinands gearbeitet. Dieser Vorschlag war der Königinn Maria nicht unangenehm. Weil sie aber für rathsam hielt, die Königinn Elisabeth nicht zu erzürnen, so ließ sie ihr davon Nachricht geben, um dieselbe gleichsam um Rath zu fragen. Elisabeth ward dadurch in Unruhe gesetzt,

weil

weil sie glaubte, daß Maria durch diese Vermählung mit einem fremden und mächtigen Prinzen nur in ihren Ansprüchen auf das englische Reich würde bestärkt werden. Sie gab deswegen zur Antwort, daß diese Vermählung der Königinn Maria gar nicht vortheilhaft sey, weil dieselbe ihr die Hoffnung zur Nachfolge in England raube, indem die englische Nation sich nimmer der Herrschaft eines Prinzen aus dem österreichischen Hause unterwerfen würde. Sie wollte ihr also in dieser Absicht lieber rathen, einen englischen Herrn zum Gemahl zu nehmen, und schlug ihr zu dem Ende ihren Liebling, den Grafen von Leicester vor.

Maria ward dadurch ganz zweifelhaft, und fragte ihren Anverwandten, den Cardinal von Lothringen um Rath, wozu sie sich entschliessen sollte. Der Cardinal ließ ihr antworten, daß die von der Königinn Elisabeth vorgeschlagene Partey ihrer Würde ganz unanständig sey; zugleich ermahnte er sie, sich so wenig durch die Drohungen der Elisabeth schrecken, als durch ihr Versprechen wegen der Succeßion verführen zu lassen, weil man sich nicht darauf verlassen könnte. Nichts destoweniger fund doch Maria für gut, nachdem sie alles wohl überlegt hatte, die Unterhandlung, wegen ihrer Vermählung mit dem Erzherzog abzubrechen, um dadurch ihr Recht zur Nachfolge in England, nach dem Tode der Königinn Elisabeth nicht zu verlieren. Endlich faßte sie den Entschluß, den Lord Darley zum Gemahl zu nehmen, weil derselbe theils vortreflich gebildet, theils auch

aus schottländischen und englischen königlichem Geblüte entsprossen war. Mit dieser Partey war die Königinn Elisabeth eben so wenig zufrieden, und bemühete sich, Maria zur Vermählung mit dem Dudley zu bewegen, den sie vor kurzer Zeit zum Grafen von Leicester gemacht hatte. Allein Maria wollte nichts davon hören.

Zu eben derselben Zeit hielt sich an dem schottischen Hofe ein Italiener, Namens David Rizzo, eines Musikanten Sohn aus Turin, auf, der mit dem Grafen von Moretto nach Schottland gekommen war. Weil dieser Rizzo die Musik sehr wohl verstund, und eine herrliche Stimme hatte, so machte er sich bey den schottischen Hofmusikanten beliebt, von denen er der Königinn vorgestellt ward. Er hatte das Glück, daß seine Stimme der Königin gefiel, und diese bat daher den Gesandten, daß er ihr diesen Rizzo überlassen möchte, welches der Gesandte auch bewilligte. Er hatte wegen seiner vortreflichen Stimme oft Gelegenheit die Königinn zu sehen, und mit ihr zu sprechen, und vergaß nicht, bey solcher Gelegenheit sich die Gnade der Königinn immer mehr zu erwerben, und dadurch sein Glück immer höher zu treiben. Wie endlich der Secretär der französischen Sachen eine Reise nach Frankreich antrat, so ward Rizzo bestellt, seine Geschäfte so lange zu besorgen, und schmeichelte sich bey dieser Gelegenheit so sehr bey der Königinn ein, daß er ihr Liebling, und gleichsam

Geschichte des David Rizzo.

Er wird ein

sam ihr vornehmster Minister ward, so daß alles durch seine Hände gehen muste, und nichts als durch seinen Canal ausgerichtet werden konnte. Nach dem Bericht des Buchanans gieng dieses so weit, daß die Königinn ihm nicht nur an ihrer eignen Tafel einen Platz einräumte, sondern auch öfters in seinem Hause speisete, welches nothwendig zum Mistrauen, und zu allerhand Urtheilen Anlaß geben muste. Melvil, welcher damals bey der Königinn in grossen Gnaden stund, redet folgendergestalt von diesem Rizzo: Sein Hochmuth und seine Frechheit machten ihn bey dem Adel verhaßt. Wenn die Grossen nach Hofe kamen, wegen Reichssachen zu rathschlagen, so funden sie den Rizzo allemal in dem Zimmer der Königinn. Er suchte sich dadurch ein Ansehen zu geben, daß er der Königinn öfters in Gegenwart der Minister, oder bey öffentlichen Versammlungen der Stände, etwas heimlich ins Ohr sagte. Er war übrigens geitzig, und suchte sich bey aller Gelegenheit zu bereichern, und weil er, wie ein jeder wuste, von dem Pabste eine Pensi-on genoß, so hatte man billig Ursache zu besorgen, daß er sich bemühete, die römische Religion wieder einzuführen, und die Reformation in Schottland zu vertilgen. Eben dieser Melvil sagt, daß er oft selbst der Königinn die verdrießlichen Folgen vorgestellt, welcher daraus entstehen könnten, wenn sie fortfahren würde, einer fremden Person eine so übermäßige Gnade zu erzeigen, seine

Liebling der Königinn.

Erinnerungen wären aber allemal übel aufgenommen worden, und die Königinn hätte ihm geantwortet, daß sie sich nicht nach den Einfällen ihrer Unterthanen richten könnte. Er bezeugt ferner, daß er dem Rizzo selbst den Haß zu Gemüthe geführt, welchen die Grossen deswegen auf ihn geworfen, und daß es das Ansehen gehabt, als wenn diese Vorstellungen bey ihm einen Eindruck gemacht. Nach einigen Tagen aber habe ihm Rizzo geantwortet, daß die Königinn ihm befohlen, nur wie er angefangen habe, fortzufahren, und sich nicht an die Urtheile andrer Leute zu kehren. Wenn man dieses Zeugniß mit den Worten des Buchanans vergleicht, so sieht man, daß sich die Königinn von diesem Rizzo ganz regieren lassen. Daß Camden in der Historie der Königinn Elisabeth nichts von diesem italiänischen Liebling meldet, bestärkt die Zeugnisse der andern mehr, als daß es dieselben schwächen sollte; weil er sich bemühet, alle Fehler der Königinn Maria zu entschuldigen, und allen ihren Ausschweifungen eine Farbe zu geben.

Weil Rizzo von dem Pabste eine Pension erhielt, und daher allem Vermuthen nach an der Wiedereinführung der römischen Religion in Schottland arbeitete, so meynt man, daß die Königinn auf sein Anstiften den Mylord Darley zu ihrem Gemahl erwählt, welcher römischcatholisch war, und daher dieses Werk befördern konnte. Sie ließ diesen Herrn 1565 nach Schottland kommen, und so wohl empfangen, daß ein

jeder

jeder die Absichten der Königinn errathen konnte. Rizzo richtete gleich mit demselben die genaueste Freundschaft auf, welche so weit gieng, daß sie auch in einem Bette zusammen schliefen. Von der Zeit an, da die Königinn den Rizzo einer solchen Gnade würdigte, nahm das Ansehen des Grafen von Murray immer mehr und mehr ab. Ja man ließ, um ihn zu stürzen, ausbreiten, daß er im Sinne gehabt, die Königinn zu entführen. Andre aber bezeugen, daß diese Beschuldigung falsch gewesen, und sagen blos, daß er sich gegen diese Vermählung der Königinn mit dem Darley gesetzt, und mit einigen andern schottischen Herren verbunden habe, dieselbe zu hintertreiben. Aber seine Mühe war vergebens. Denn Maria überredete verschiedene Herren, welche ihr gewogen waren, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Vermählung in einer zu dem Ende angestellten Versammlung ertheilten. Der gemeine Mann aber murrete darüber. Die Königinn Elisabeth rieth ihr gleichfalls, davon abzustehen. Aber dem allen ungeachtet ward doch die Vermählung den 29. Jul. in eben demselben Jahre vollzogen, und Darley führte von der Zeit an den Namen eines Königs.

Andre Ehe der Königinn Maria mit Darley.

Verschiedene Misvergnügte, welche diese Vermählung zu hindern gesucht, und deswegen zu den Waffen gegriffen hatten, wurden gleich nach der Vollziehung derselben vor Gericht gefor-

dert, von ihrem Verfahren Rechenschaft zu geben. Sie wegerten sich aber zu erscheinen, und nahmen ihre Zuflucht zu der Königinn Elisabeth. Einige grosse Herren, welche dieser Partey gleichfalls zugethan waren, nahmen auch die Flucht nach England. Dieses sowohl, als die Vermählung der Königinn und die grosse Gnade, welche Maria dem Rizzo erwieß, verursachte ein allgemeines Misvergnügen unter den Pöbel, und dasselbe ward durch die Predigten einiger Geistlichen nicht wenig vermehrt, welche öffentlich die Gefahr vorstellten, worinn die reformirte Religion schwebte. Dieses alles aber war doch nicht vermögend, den Eifer der Königinn zu mässigen. Sie lies den Flüchtigen stark nachsetzen, und man meynt, daß sie von Rizzo darinn bestärkt worden, weil derselbe sich durch die Güter der entwichenen Herren zu bereichern suchte.

Die Königinn wird kaltsinnig gegen ihren Gemahl.

Wie dieses vorgieng, so merkte man, daß die Liebe der Königinn gegen ihren neuen Gemahl immer schwächer ward, und dieses nahm mit der Zeit so sehr zu, daß sie ihre Kaltsinnigkeit nicht mehr verbergen konnte. Sie ließ es nicht allein dabey bewenden, daß sie ihm insgeheim allerhand Verdruß erweckte, sondern sie gab auch öffentlich die Verachtung zu erkennen, womit sie seine Person ansahe. Im Anfange ihrer Vermählung hatte sie in öffentlichen Schriften den Namen des Königes ihrem eignen vorsetzen lassen. Hierauf befahl sie,

sie, ihren Namen voran zu setzen, und endlich ließ sie den Namen des Königs gar von den Münzen weg. Die Gnade aber, welche sie auf den Rizzo geworfen, nahm immer mehr zu. Ich übergehe hier, was Buchanan zur Beschämung dieser Königinn angeführt, weil er vielleicht in diesem Stücke zu weit gegangen. So viel ist gewiß, daß dieser gar zu vertrauliche Umgang mit dem Rizzo bey dem Könige, und zwar nicht ohne Ursache eine heftige Eifersucht erweckte. Melvil, welcher die Mittelstrasse zwischen dem Buchanan und Camden hält, bezeugt, daß die flüchtigen schottischen Herren, wie sie dieses Misverständniß zwischen dem Könige und der Königinn gemerkt, sich dasselbe zu Nutze zu machen gesucht, und den König aufgemuntert, den Rizzo aus dem Wege zu räumen, um dadurch zugleich von ihrem grösten Feinde befreyet zu werden.

Der König ließ sich dazu bereden, und überlegte mit seinen Bedienten, wie dieses am besten und sichersten könnte ins Werk gerichtet werden. Die Königinn aber, welche von diesem Anschlag zeitig Nachricht erhielt, ward dadurch so sehr auf den König erbittert, daß er zur Gnüge daraus schliessen konnte, wie heftig Rizzo von ihr geliebt würde. Weil also der Anschlag offenbaret war, und der König befürchtete, daß er seines eignen Lebens nicht sicher seyn möchte, so bat er den Grafen von Lenox, ihm ein Mittel zu eröfnen, seine Person in Sicherheit zu setzen. Dieser ertheilte

ihm

ihm den Rath, die flüchtigen Herren zurücke kommen zu lassen, um durch deren Hülfe den Rizzo die Stange zu halten. Wie man damit beschäfftiget war, so wurden die Stände in Schottland zusammenberufen. Rizzo unterließ nicht, einen jeden insonderheit zu ermahnen, sich der Königinn gefällig zu erzeigen, und die Rückkunft der flüchtigen Herren nicht zu bewilligen. Der englische Gesandte nahm sich zwar ihrer an, er richtete aber nichts dadurch aus, weil Maria sich aus allen Kräften dagegen setzte.

Weil nun der König sahe, daß auch dieser Anschlag vergebens war, und daß seine Person stets in grössere Gefahr gerieth, so verfiel er wieder auf seinen ersten Vorsatz, den Rizzo aus dem Wege zu räumen. Nachdem er dieses abermals mit seinen Freunden überlegt hatte, so ward der Tod desselben beschlossen, und man setzte eine Schrift auf, worinn der König sich selbst für den Urheber dieser Execution erklärte. Die Hinrichtung ward 1566 auf folgende Art vollzogen. Wie die Königinn an der Tafel saß, und Rizzo sich auch in diesem Gemach befand, so schlich der König hinein, dem der Lord Ruthwen, Duglaß und einige andre folgten. Diese letztern brachen mit solcher Gewalt ins Zimmer, daß auch die Tafel darüber umgestossen ward. Die Königinn fragte den Ruthwen, was dieses bedeuten sollte. Derselbe aber antwortete nicht darauf, sondern wandte sich zu Rizzo, und sagte, daß ihm der Platz nicht

Rizzo wird umgebracht.

zukä-

zukäme, welchen er dorten eingenommen, woraus man schliessen kann, daß Rizzo an der Tafel der Königinn gesessen. Wie Rizzo merkte, daß es auf ihn gemünzet war, so griff er zitternd an den Rock der Königinn, um bey ihr Schutz zu suchen, und die Königinn bemühete sich auch, sich zwischen ihm und den Zusammenverschwornen zu setzen. Der König aber faßte sie um den Leib, und sagte, daß sie für ihre Person nichts zu besorgen hätte, wodurch er zugleich verhinderte, daß sie den Rizzo nicht beschützen konnte. Inzwischen zog Duglaß dem Könige den Degen von der Seite, und durchstach damit den Rizzo, welcher gleich in ein andres Zimmer geschleppt, und daselbst völlig hingerichtet ward. Zu eben derselben Zeit, wie dieser Mord geschahe, war die Königinn mit dem Prinzen schwanger, der nachher in England und Schottland regierte. Man sagt, daß die Furcht, worinn die Mutter damals gesetzt worden, eine solche Wirkung bey der Geburt gehabt, daß der König Jacob keinen blossen Degen sehen können. Es scheint dieses aber ein Gedichte zu seyn, wozu der Abscheu, den dieser König für den Krieg gehabt, Gelegenheit gegeben.

Die Königin wird gefänglich eingeschlossen.

Gleich nach dem Tode des Rizzo ward die Königinn eingeschlossen gehalten. Sie fand aber doch Gelegenheit, mit dem Melvil zu reden, und fertigte denselben an den Magistrat zu Edinburg, mit dem Befehl ab, den Pöbel

bel zu ihrer Befreyung aufzubieten. Aber der gemeine Mann, welcher mit der Regierung der Königinn misvergnügt war, bezeigte sich ganz kaltsinnig. Einige stellten sich zwar bewafnet bey dem Schlosse ein, wie aber der König aus dem Fenster mit ihnen sprach, und ihnen anzeigte, daß Rizzo mit seinem Willen und auf seinen Befehl hingerichtet worden, so gieng ein jeder wieder nach Hause.

So lange die Königinn eingeschlossen gehalten ward, war Schottland gleichsam ohne Regierung und Obrigkeit. Es war aber dieser Zustand von keiner langen Dauer. Denn der König, welcher weder Standhaftigkeit noch Herz besaß, bereuete diese That unverzüglich. Sobald die Königinn dieses merkte, so machte sie dem Könige so viele Liebkosungen, bis sie denselben endlich überredete, ihr die Mörder des Rizzo zur Strafe zu übergeben. Dadurch gerieth der König bey seinen Freunden, welche diesen Mord auf sein Anstiften, und um ihn von einem Nebenbuhler zu befreyen, vollzogen hatten, in eine grosse Verachtung. Dieselben aber wurden zugleich in eine nicht geringe Furcht gesetzt, und weil sie sich wider Vermuthen von dem Könige verlassen sahen, so waren sie willig, den ihnen von der Königinn angebotenen Vergleich einzugehen. Wie der Vergleich sollte unterschrieben werden, so stellte die Königinn dem Könige für, daß diese Unterschrift nicht für gültig könnte gehalten werden, so lange sie noch im Arrest sey, und bat deswegen, daß man die Wache möchte abtreten lassen. Kaum

war

war dieses geschehen, so nahm sie die Flucht, und kam zu Dumbar glücklich an. Sie setzte sich gleich für, den Tod des Rizzo zu rächen. Die Thäter aber hatten bereits die Flucht nach England genommen, und es wurden also nur einige geringe Personen ergriffen und hingerichtet. Damit muste sie sich diesesmal genügen lassen. Den Körper des Rizzo aber ließ sie nach dem Bericht des Buchanans in die königliche Gruft versenken. Sie entflieht.

Wie die Königinn auf solche Art wieder auf freyen Fuß gekommen war, so suchte sie dem Könige allen nur ersinnlichen Verdruß zu machen. Sie konnte ihn gar nicht leiden, und scheuete seine Gegenwart allenthalben; ja wie er einsmals nach Sterlyn kam, so verließ sie diesen Ort unverzüglich, und begab sich nach dem Schlosse in Edinburg, um daselbst ihr Kindbette zu halten. Von dieser Zeit an warf sie ihre Liebe auf den Grafen von Bothwel, und dieser Herr gelangte mit der Zeit zu eben derselben Gunst, welche Rizzo vorher genossen hatte. Ihr Verhalten gegen den König.

Den 19 Jun. 1566 ward sie mit einem jungen Prinzen entbunden, der den Namen Jacob erhielt, und ein Stammvater der Könige aus dem stuartschen Hause ist, welche fast bis auf diese Zeit in England regiert haben. König Jacob wird gebohren.

Sie ließ der Königinn Elisabeth gleich von ihrer Entbindung Nachricht geben, welche durch diese Zeitung im Anfang ganz niedergeschla-

geschlagen ward, endlich aber, wie die erste Empfindung überstanden war, den Entschluß faßte, sich hierüber vergnügt zu stellen. Beyde Königinnen fuhren also fort, einander freundlich zu begegnen, ob es gleich keine von beyden aufrichtig meynte.

Ihre Liebe zu dem Bothwel.

In der Zeit, welche zwischen der Geburt des Prinzen, und der Taufe desselben war, begegnete die Königinn ihrem Gemahl mit solcher Verachtung, daß das ganze Land Mitleiden mit ihm haben muste. Bothwel aber hatte ihr ganzes Herze eingenommen. Dieser Graf erschien bey der Taufe des Prinzen überaus prächtig, der König aber schämte sich, wegen seines elenden und armseligen Zustandes, worinn er lebte, ans Licht zu kommen, worüber sich alle rechtschaffene Leute ärgerten. Diese beständige Verachtung verursachte, daß er sich endlich entschloß, nach Glasgow zu seinem Vater zu reisen, welcher den Hof bereits seit einiger Zeit verlassen hatte, um kein Zeuge von dem täglichen Schimpf seines Sohnes zu seyn. Wie er im Begriff war, diese Reise anzutreten: so ließ ihm die Königinn durch einige von ihren Bedienten alle seine silbernen Geschirre wegnehmen, und an deren statt andre von Zinn wieder geben, mit welchen er abreisen muste. Er hatte aber kaum eine Viertelmeile zurückgelegt: so ward er von einer heftigen Krankheit angegriffen, welche man für eine Wirkung des ihm

Ihr böser Anschlag gegen den König.

bey-

beygebrachten Giffts hielt. Er setzte aber dennoch seine Reise fort, und kam glücklich zu Glasgow an, woselbst er, vermittelst seiner guten Natur, wiewohl nicht ohne grosse Gefahr und Schmerzen, einigermassen wieder zur vorigen Gesundheit gelangte.

Im Anfange des folgenden 1567 Jahres ward die grosse Tragödie mit diesem unglückseligen Könige, und zwar auf folgende Art, gespielt. Wie der König annoch krank war: so reisete die Königinn mitten im Winter, nebst ihrem jungen Sohne, von Sterlyn nach Edinburg. Hieselbst erfuhr sie, daß der König den Entschluß gefaßt, so bald er sich nur einigermassen wieder würde erhohlt haben, nach Spanien zu fliehen, und daß er zu dem Ende auch schon ein Schiff, welches ihn dahin bringen sollte, in segelfertigen Stand setzen lassen. Weil aber dadurch ihr Vorhaben, sich mit dem Grafen von Bothwel zu vermählen, rückgängig geworden wäre, indem sie, so lange ihr rechtmäßiger Gemahl noch lebte, keine neue Verbindung eingehen konnte: so suchte sie diese Flucht auf alle Art zu verhindern. Sie stellte sich deswegen, als wenn sie sich wieder mit ihm aussöhnen wollte, und ließ einen liebreichen Brief nach dem andern an ihn abgehen. Endlich besuchte sie den König selbst zu Glasgow, und, nachdem sie ihn durch ihre ausserordentlichen Liebkosungen sicher gemacht, so überredete sie ihn endlich, daß er sich in einem Tragstuhl wieder nach Edinburg bringen ließ. Man räumte ihm bey seiner Ankunft ein

Haus nahe am Walle ein, weil man vorgab, daß er auf dem Schlosse an der nöthigen Ruhe möchte gehindert werden. Inzwischen besuchte ihn die Königinn einige Tage fleißig, und ließ auch ihr Bette in ein Gemach bringen, welches gerade unter seinem Zimmer war. Kurz, sie richtete alles auf eine solche Art ein, daß dieser einfältige Herr alles Mißtrauen bey Seite setzte, und sich einbildete, daß der vorige Haß nunmehro wieder in eine aufrichtige Liebe verwandelt worden. Es geschahe aber alles nur zu dem Ende, ihn einzuschläfern, damit die Königinn den mit dem Bothwel bereits überlegten gottlosen Anschlag desto sicherer ins Werk setzen könnte. Einige, welche die Königinn deswegen in Verdacht hatten, hielten es zwar für ihre Pflicht, dem Könige davon Nachricht zu geben. Sie durften es aber nicht wagen, weil dieser Herr die Schwachheit hatte, daß er der Königinn alles wieder sagte, was man ihm offenbaret hatte.

Wie der Anschlag überlegt, und beschlossen war, und die Zeit herannahete, daß derselbe sollte vollzogen werden: so verließ die Königinn das Haus des Königs, um einer von ihren Hofdamen bey zustehen, welche schwanger war, und eben damals sollte entbunden werden. In der folgenden Nacht ward der König in seinem Bette erstickt, und in den Garten geworfen, nachdem man vorher das Haus, worinn er sich aufgehalten, durch untergelegtes Pulver in die Luft sprengen lassen.

Der König wird ermordet.

lassen. Man wollte gleich Anfangs dem Volke, welches in grosser Menge dahin eilte, einbilden, daß der König durch die Gewalt des Pulvers in den Garten geworfen worden, weil man denselben aber in seinen Pantoffeln fand, und der Leib von dem Feuer nicht beschädiget worden, so wollte es niemand glauben. Man war vielmehr durchgehends versichert, daß er im Bette erstickt worden, und man ward noch mehr in dieser Meynung bestärkt, da man an seinem Halse verschiedene blaue Zeichen wahrnahm, welche dieses deutlich genug zu erkennen gaben. Das Gerücht gieng gleich, daß er von dem Grafen von Murray umgebracht worden: Aber einige Hofleute, welche von der Sache besser unterrichtet waren, sagten einander ins Ohr, daß der Graf von Bothwel sein Mörder sey, und daß der König mit einer Serviette erstickt worden. Die beyden oftangezogenen Skribenten, Buchanan und Camden, stimmen in diesem Stücke nicht mit einander überein. Der erste schreibt diese Missethat der Königinn Maria zu, welche sich hierinn der Hülfe des Bothwels bedient. Der andre aber hält den Grafen von Murray für den Thäter. Obgleich die folgenden Geschichte das Zeugniß des Buchanans ziemlich glaubwürdig machen: so sind doch noch allemal einige gewesen, welche die letzte Meynung verfochten haben, bis endlich ein gelehrter Engländer, Namens Anderson, vor kurzer Zeit die eigenhändigen Briefe der Königinn Maria an den Bothwel ans Licht gebracht, welche die von dem Bu-

chanan gegebene Nachricht vollkommen bestättigen. Die Königinn ließ, wie eben derselbe Skribent bezeugt, gleich den Leib des Königs zu sich bringen, und gab endlich, nachdem sie denselben eine Zeitlang sehr kaltsinnig beschauet, Befehl, den Körper in die königliche Gruft einzusenken. Es ist merkwürdig, daß Camden sich nicht getrauet, diese und andre dabey vorgefallene Umstände zu wiederlegen, woraus zu erhellen scheint, daß die Beschuldigungen, womit man die Königinn belegt, wohl gegründet gewesen.

Wie der Graf von Murray erfuhr, daß man ihn für den Thäter hielt: so ließ er sich, ob er gleich krank war, dennoch zwey Tage nachher am Hofe sehen, um zu zeigen, daß er die Beschuldigungen seiner Feinde nicht achte, und niemand unterstund sich auch, ihn deswegen zur Rede zu setzen. Die Königinn erschien einige Tage nicht öffentlich, nachher aber setzte sie ihre vorige Lebensart wieder fort, und der Graf von Bothwel begleitete sie allenthalben. Der Pöbel aber war in der heftigsten Bewegung, und beschwerte sich offenbar darüber, daß man nicht nach dem Thäter forschte, für welchen Bothwel von allen gehalten ward. Bey solchen Reden und Drohungen konnte Bothwel nicht länger schweigen, sondern war gezwungen sich zu stellen, als wenn er sich vertheidigen wollte. Er begab sich deswegen in der Begleitung seiner Freunde zu dem Herzog von Argyle, welcher der höchste Richter im Reiche

Bewegungen über diesen Mord.

che war, und verlangte von ihm, daß die Sache möchte untersucht werden. Man nahm dieselbe auch wirklich vor, und die Zeugen wurden zum Verhör gefordert. Wie aber die Untersuchung recht ihren Anfang nehmen sollte, so ward dieselbe wieder aufgehoben, und der Hof versprach denjenigen bloß eine Belohnung, welche die Mörder des Königes ausforschen könnten. Dadurch aber ließ sich doch der Pöbel nicht besänftigen. Denn ein jeder war versichert, daß diese schändliche That von der Königinn und dem Bothwel betrieben worden, ob es gleich niemand wagen wollte, dieselben öffentlich anzuklagen. Man ließ es also allein dabey bewenden, daß man diesen Verdacht durch Schandschriften und garstige Lieder zu erkennen gab. Bothwel ward dadurch bewogen, denjenigen zum Duell heraus zu fordern, der sich erkühnen würde, ihm diesen Mord beyzumessen, und ließ solches an gewissen Orten der Stadt durch einen öffentlichen Anschlag kund machen. Man ertheilte ihm aber in andern gleichfalls öffentlich angeschlagenen Schriften die Antwort, daß er darauf nicht lange warten sollte, wenn er nur die Zeit und den Ort benennen würde, wozu aber Bothwel keine Lust bezeigte.

Endlich wagte es der Graf von Lenox, der Vater des Königes, und klagte den Bothwel wegen des an dem König begangenen Mords öffentlich an. Die Königinn ward dadurch in eine grosse Bekümmerniß gesetzt, weil sie dem Vater des Königes dieses Recht nicht versagen konn-

Bothwel wird beschuldiget und frey erkannt.

te. Nachdem sie allerhand Mittel vergebens angewandt, diese Untersuchung zu hintertreiben, so muste sie endlich zulassen, daß diese Sache von einigen Commissarien vorgenommen ward. Weil aber Bothwel es durch sein grosses Ansehen dahin brachte, daß die meisten von seinen Anhängern zu Commissarien ernannt wurden, so ward er von dieser Beschuldigung losgesprochen. Dieses bezeugt Melvil mit eben denselben Worten, der noch ein Liebling der Maria war, woraus man sieht, daß man die Königinn in diesem Stücke nicht freysprechen kann. Sie bestärkte selbst den Verdacht, worinn sie sich bey allen gesetzt hatte, dadurch noch weit mehr, daß sie alle ihre Gnade dem Bothwel zuwandte, einem Manne, der öffentlich wegen des an ihrem vorigen Gemahl begangenen Mords war angeklagt worden. Denn wenn er auch gleich unschuldig gewesen wäre, so war es doch der Königinn höchst unanständig, einen solchen Mann zum Liebling zu erwählen, und zwar gleich nach begangner Missethat, die ihm allein, und keinem andern von allen beygemessen ward.

Die grosse Vertraulichkeit zwischen der Königinn und dem Bothwel gieng so weit, daß sich ein Gerücht über das ganze Land ausbreitete, daß die Königinn den Entschluß gefaßt, sich mit demselben zu vermählen. Dieses muste nothwendig bey den Unterthanen ein grosses Misvergnügen erwecken. Der Lord Herris reisete deswegen

nach

nach Edinburg, und warf sich zu den Füssen der Königinn, um dieselbe zu bitten, von diesem Vorhaben abzustehen. Er stellte ihr zugleich die Schmach und die Unruhe vor, welche daraus entstehen würde, wenn sie einen solchen Mann heyrathete, den alle und jede für den Mörder ihres Gemahls hielten. Die Königinn schien darüber bestürzt zu werden, und antwortete, daß sie nicht begreifen könnte, woher dieses Gerüchte müsse entstanden seyn. Sie fügte zuletzt ganz kaltsinnig hinzu, daß sie ihr Herz noch nicht an Bothwel gehängt hätte. Melvil überreichte ihr auch einen Brief aus England, welcher von eben derselben Materie handelte. Es ward aber durch alle diese Vorstellungen nichts ausgerichtet. Denn einige Tage nachher, wie die Königinn nach Edinburg reisete, kam Bothwel ihr mit einigen bewafneten Männern entgegen, und entführte sie nach Dumbar. Melvil, welcher bey dieser That gegenwärtig war, bezeugt, daß Bothwel allein das Pferd der Königinn angehalten, die Königinn aber habe kein Wort geredet. Eben derselbe sagt auch, daß der Capitain Blackwater, welcher die Königinn nach Dumbar begleitete, ihm die Versicherung gegeben, daß alles vorher mit der Königinn überlegt worden, und nichts ohne ihren Willen geschehen sey

Die Königinn läßt sich von Bothwel entführen.

Sobald Bothwel zu Dumbar angelangt war, brachte er es durch sein grosses Ansehen dahin,

daß seine erst vor sechs Wochen vollzogene Vermählung durch zwey Urtheile wieder getrennt und aufgehoben ward, wozu ihm, wie man sagt, sein eigner Schwiegervater behülflich gewesen. Nach dieser Ehescheidung führte er die Königinn nach Edinburg, und erklärte an dem Tage darauf öffentlich, daß sie in vollkommner Freyheit lebe, welches zu dem Ende geschahe, damit niemand sagen möchte, daß sie zu dieser Vermählung mit dem Bothwel gezwungen worden. Hierauf lies er die anwesenden schottischen Herren zur Tafel laden, und überlieferte ihnen eine Schrift zur Unterzeichnung, deren Inhalt war, daß es der Königinn nützlich sey, sich mit dem Grafen von Bothwel zu vermählen, weil dieser Graf sehr viel Freunde und Anhänger in den Gränzstädten habe, und daher besser als sonst jemand im Stande sey, die Regierung zu beschützen. Zuletzt ward die Nothwendigkeit dieser Vermählung auch noch dadurch dargethan, weil Bothwel bereits bey der Königinn seit einiger Zeit die Stelle eines Gemahls vertreten. Wie die Unterschrift geschehen war: so ward die Vermählung durch den Bischoff von den orcadischen Inseln mit protestantischen Ceremonien vollzogen.

Und vermählt sich mit ihm.

Dieses erweckte eine grosse Verbitterung in dem ganzen Reiche. Wie die Königinn solches merkte, so beschloß sie mit einigen grossen Herren, zu ihrer und des Bothwels Sicherheit ein Bündniß aufzurichten. Alle Freunde des Bothwels unter-

unterzeichneten dasselbe willig. Andre aber wegerten sich, zu dieser Partey zu treten, unter denen auch der Graf von Murray befindlich war, welcher aus dieser Ursache Schottland verließ, und sich nach Frankreich begab. Dadurch so wohl, als durch andre Umstände kann Camden wiederlegt werden, der dem Grafen von Murray den an dem König begangnen Mord aufbürden will. Man fuhr inzwischen im ganzen Lande fort, sich darüber zu beschweren, daß man den Tod des Königs nicht rächete, und daß die Königinn sich mit demjenigen wieder vermählt hätte, welcher von allen für den Mörder des Königs gehalten würde. Endlich vereinigten sich verschiedne vornehme Herren in der Absicht, den Tod des Königs zu rächen, und diese unanständige Verbindung zu zernichten. Sie glaubten dieses letztere um so viel leichter zu erhalten, weil der Königinn bereits von ihrem neuen Ehegatten sehr übel war begegnet worden. Melvil bezeugt, daß sie einsmals ein Messer verlangt, um sich selbst zu ermorden, weil sie sein hartes und freches Verfahren nicht länger ertragen könnte.

Aufstand gegen die Königinn.

Weil die vereinigten Herren nicht zweifelten, daß die Einwohner in Edinburg ihnen in ihrem Vorhaben Hülfe leisten würden: so überlegten sie miteinander, die Stadt einzuschliessen, damit die Königinn und Bothwel nicht entfliehen möchten. Bothwel aber, welcher von diesem Anschlag zeitig Nachricht erhielt, entwich eiligst

aus der Stadt, und nahm die Königinn mit sich. Die Zusammenverschwornen setzten ihm zwar nach, sie konnten ihn aber nicht wieder einhohlen. Wie dieser Anschlag mißlungen war: so rückten sie gegen Edinburg, welche Stadt ihnen gleich die Thore öfnete, worauf die Anhänger der Königinn, die sich noch in der Stadt befunden, ihre Zuflucht zu dem Schlosse nahmen. Inzwischen versäumeten Bothwel und die Königinn nicht, sich auf alle Art zu verstärken, und sammleten einige Truppen, mit denen sie gegen Edinburg rückten. Die Zusammenverschwornen giengen ihnen entgegen, und man glaubte, daß es zu einem Treffen kommen würde. Weil aber die Königinn merkte, daß ihr Kriegsvolk ihr nicht sonderlich geneigt war, und also befürchten muste, von ihnen verlassen zu werden: so hielt sie für rathsam, sich mit den Mißvergnügten in eine Unterhandlung einzulassen. So bald dieselbe ihren Anfang nahm, entwich Bothwel in der grösten Eile nach Dumbar. Die Königinn übergab sich den Mißvergnügten, von welchen sie nach Edinburg geführt, und daselbst genau bewahrt ward. Sie erkaufte aber gleich einen Soldaten, einen Brief an den Bothwel zu bestellen, welcher mit den zärtlichsten Ausdrücken angefüllt war, worinn sie denselben ihren liebsten Herrn nannte, und versprach, ihn niemals zu verlassen.

Sie wird in Verhaft genommen.

Dieser Brief fiel den Mißvergnügten in die Hände, welche darauf für rathsam hielten, sie nach der von dem

dem Grafen von Murray besetzten Festung Lochlewen zu bringen.

Die Königinn beschwerte sich zwar heftig über dieses Verfahren, sie richtete aber dadurch nichts aus, denn ihre Sache ward durch folgenden Zufall noch mehr verschlimmert. Wie Bothwel zu Dumbar angekommen war, so fertigte er jemanden nach Edinburg ab, einen Kasten abzuhohlen, den er daselbst in Verwahrung gelassen hatte. Dieser Kasten aber ward von den Misvergnügten angehalten. Nachdem derselbe eröfnet worden, so traf man darinn viel Verse und Briefe an, unter welchen letztern auch einige befindlich waren, welche von dem bösen Anschlag gegen den verstorbnen König zeugten, und die Art und Weise betrafen, wie derselbe sollte ins Werk gesetzt werden. Buchanan sagt, daß man darinn auch drey zwischen der Königinn und Bothwel aufgerichtete Ehecontracte gefunden, wovon die Königinn einen mit eigner Hand noch vor dem Tode des Königs geschrieben hatte. Dieses verwirrte die Sache der Königinn gänzlich, und Bothwel ward über diese Begebenheit so verzweifelt, daß er nach den orcadischen Inseln entflohe, wo er eine Zeitlang einen Seeräuber abgab, theils seinen Unterhalt zu erwerben, theils auch, sich an den Schotten zu rächen.

Bothwel flieht aus dem Lande.

Inzwischen überlegten die misvergnügten Herren, was man mit der gefangnen Königinn anfangen sollte. Sie merkten, daß es nicht rathsam

sam sey, sie wieder auf den Thron zu setzen, und beschlossen daher, ihr die Regierung zu nehmen. Zu dem Ende fertigten sie den Grafen von Lindsey ab, ihr dieses kund zu machen, und sie zu überreden, die Krone ihrem jungen Sohne aufzusetzen. Einige sagen, daß dieser Antrag mit der Drohung begleitet gewesen, daß man, wenn sie sich nicht gutwillig dazu bequemte, dieselbe gerichtlich wegen des an dem König begangnen Mords anklagen wollte. Die Königinn ward darüber sehr bestürzt. Weil sie aber sahe, daß es nicht rathsam seyn würde, sich dagegen zu setzen, so gab sie ihre Einwilligung, und zwar um so viel eher, weil ihr einige heimlich wissen liessen, daß alles ungültig sey, was sie im Gefängniß zusagte, und daß sie alles wiederrufen könnte, sobald sie wieder in Freyheit käme.

Die Königinn wird gezwungen der Regierung zu entsagen.

Wie sie in das Begehren der Misvergnügten gewilliget hatte: so ersuchte man sie, selbst einen Regenten währender Minderjährigkeit ihres Sohnes zu bestimmen. Die Königinn ernannte dazu den Grafen von Murray, weil sie entweder selbst auf denselben fiel, oder weil man ihr heimlich zu verstehen gegeben hatte, daß man diesen Herrn am liebsten haben wollte. Hierauf geschahe die Abtretung der Königinn den 24 Jun. 1567, und der neue König ward einige Tage darauf, durch den Bischoff der orcadischen Inseln gekrönet. Nicht lange nachher that sich eine neue

Par-

Partey, zum Dienst der Königinn hervor. Die Anhänger derselben wandten ein, daß sie mit diesem Vergleich nicht zufrieden wären, weil derselbe ohne Vorwissen so vieler andern Herren geschlossen worden, und erklärten sich endlich offenbar für die Königinn. Wie diese Verwirrung annoch währte: so kam der Graf von Murray wieder aus Frankreich zurück. Er begab sich, gleich nach seiner Ankunft zur Königinn, die er, an statt eines Trostes, den sie von ihm hoffte, mit Scheltworten und Vorwürfen belegte; welches Verfahren die Königinn, wie man sagt, weit mehr, als alles andre geschmerzt, was ihr wiederfahren war. Er ward darauf von seiner Partey zum Regenten des Reichs erklärt, und setzte sich in den Besitz aller Städte.

Nichts destoweniger hatte doch Maria, ob sie gleich zu Lochlewen gefangen saß, annoch viele Freunde und Anhänger. Denn ausser den Römischcatholischen, hatte sie auch alle Feinde des Regenten auf ihrer Seite, ob gleich die letztern der Partey der Königinn nicht sowohl aus Liebe zu ihr, sondern vielmehr aus Haß gegen den Regenten beytraten. Man unterließ bey diesen Umständen nicht, dem Bothwel nachzusetzen, und beyde Partheyen waren darinn einig, diesen Mann zu verfolgen. Man hätte ihn auch beynahe ertappt, er entflohe aber, und kam nach Dännemark, wo er ins Gefängniß gesetzt ward. Er lebte noch zehn Jahre nachher, Ende des
jedoch in solchen elenden Umständen, Bothwels.

daß

daß er aus Gram seinen Verstand verlohr. Camden sagt, daß er noch vor seinem Ende erklärt, daß die Königinn Maria an dem Mord des Königs unschuldig sey. Weil er aber diese Aussage nicht bewiesen: so hat niemand diesem Zeugnisse Glauben zugestellt.

Der Fall des Grafen von Bothwel hatte einen grossen Einfluß in die Umstände der Königinn, und dieselben wurden dadurch merklich verändert. Denn weil der Haß und die Verbitterung hauptsächlich wegen der Person dieses Grafen entstanden: so nahm das Mißvergnügen nach dem Fall desselben gegen die Königinn immer mehr und mehr ab, und viele grosse Herren verliessen die Partey des Regenten wieder.

Maria entflieht aus dem Gefängnisse.

Bey diesen Umständen erhielt die Königinn Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Der Graf von Murray ward dadurch in eine grosse Furcht gesetzt, insonderheit da er sahe, daß sie von allen Orten her Beyfall erhielte. Er merkte also, daß er entweder selbst die Regierung niederlegen, oder eine Feldschlacht wagen müste, und wählte endlich das letzte. Nachdem er ein Kriegsheer auf die Beine gebracht hatte, welches doch nicht so stark als die Kriegsmacht der Königinn war: so brach er mit demselben von Glasgow zu eben derselben Zeit auf, wie die Königinn ihn mit ihrem Kriegsheer aufsuchte. Ihre Macht bestund aus 6000 Mann, womit sie den Re-

Schlacht bey Glasgow.

gen-

genten bey Glasgow angriff, der im Anfange der Schlacht nicht mehr wie 4000 Mann bey sich hatte. Der Regent aber erhielt, dieser merklichen Ungleichheit ungeachtet, dennoch einen vollkommenen Sieg, und die Königinn ward genöthiget, die Flucht nach den englischen Gränzstädten zu nehmen, damit sie ihrem Feinde nicht in die Hände fallen möchte. Sie schloß sich zuerst in der Festung Haris ein, weil sie aber daselbst so wenig, als in allen andern schottischen Festungen sicher zu seyn glaubte: so faßte sie den Entschluß, sich nach England zu begeben. Sie fertigte deswegen sogleich einen Gesandten an die Königinn Elisabeth ab, und ließ bey derselben um Schutz anhalten. Elisabeth antwortete unverzüglich, daß sie bereit sey, ihr als einer Schwester, alle Freundschaft zu erweisen. Wie Maria diese Versicherung erhalten hatte: so begab sie sich nach England. Sie landete zu Wirkinton, in der Grafschaft Cumberland, und schickte von hier gleich einen beweglichen Brief an die Königinn Elisabeth, worinn sie zu erkennen gab, daß sie aus ihrem Gefängnisse in der Absicht entflohen sey, um sich in Sicherheit zu setzen. Weil sie aber auf dem Wege von ihren Feinden angegriffen und ihr Volk zerstreuet worden, daß sie also in Schottland nicht weiter sicher gewesen: so habe sie den Entschluß gefaßt, ihr Reich zu verlassen, und bey Elisabeth Schutz zu suchen. Sie begehrte zuletzt, daß man ihr erlauben möchte,

Maria flüchtet nach England.

nach

nach London zu kommen, um der Königinn Elisabeth ihre Noth persönlich vorzustellen.

Sobald Elisabeth von der Ankunft der Königinn Maria in England Nachricht erhielt: so schickte sie gleich einen von ihren Hofbedienten ab, dieselbe zu empfangen, und befahl, daß man ihr als einer Königinn begegnen sollte. Sie ließ dieselbe aber nach einiger Zeit nach Carlisle bringen, und an diesem Orte schrieb Maria, nach dem Bericht des Camdens abermals einen Brief an Elisabeth, worinn sie eine mündliche Unterredung mit der Königinn zu halten verlangte. Elisabeth aber gab ihr in ihrer Antwort zu erkennen, daß es der Wohlstand nicht zuliesse, eher mit ihr zu reden, bis sie die harten Beschuldigungen von sich abgelehnt, daß sie ihren Gemahl umbringen lassen, oder wenigstens sich keine Mühe gegeben, die Mörder zu erfahren. Zugleich ersuchte sie die Königinn Maria, auf eine Widerlegung dieser Anklage bedacht zu seyn, und ihr davon Nachricht zu geben. Hierauf ward beschlossen, daß Elisabeth die Vertheidigung der Königinn Maria anhören, und dieselbe, wenn sie unschuldig befunden würde, in Schutz nehmen sollte. Es ist übrigens offenbar, daß Elisabeth dadurch nur Zeit zu gewinnen, und unter einem desto bessern Vorwand die Königinn noch länger im Gefängnisse zu behalten suchte, damit sie inzwischen alles desto reiflicher überlegen könnte.

Sie wird in

Es ward diese Sache gleich in dem englischen geheimen Rath vorgetragen,

gen, und nachdem verschiedene Meynungen darüber gefället worden, so fiel die Königinn Elisabeth endlich denen bey, welche dafür hielten, daß die Königinn Maria noch länger in Verhaft bleiben sollte. Die Königinn Elisabeth ward ausser andern Staatsursachen auch noch durch eine besondre Eifersucht gegen die gefangne Königinn bewogen, diesen Rath zu billigen, weil dieselbe schöner und jünger als sie war, obgleich die schottische Maria in andern Stücken nicht mit Elisabeth konnte verglichen werden. Damit aber die Königin von England dieses harte Verfahren einigermaßen beschönigen möchte, so stellte sie sich, daß ihr nichts lieber seyn sollte, als von der Unschuld der Maria überzeugt zu werden, damit sie ihr, ohne sich der Nachrede des Volks zu unterwerfen, Hülfe leisten könnte. Aber zu eben derselben Zeit, wie sie der Maria diese Versicherungen gab, bemühete sie sich, die Sache so lange aufzuhalten, bis sie einen Schluß zu ihrer eignen Sicherheit fassen könnte. Sie wollte zwar dem äusserlichen Ansehen nach nicht leiden, daß jemand von der Königinn Maria übel redete, dennoch aber waren ihr die öffentlich ausgestreueten Beschuldigungen nicht unangenehm, weil sie dadurch Gelegenheit erhielt, die Sache immer von einer Zeit zur andern aufzuschieben. Maria glaubte eine Zeitlang, daß Elisabeth es ernstlich meynte, und nichts so sehr als ihre Befreyung wünschte. Wie sie aber endlich die Verstellung

Verhaft gezogen.

Klugheit der Königinn Elisabeth.

merkte, so war sie auf andre Mittel bedacht, sich in Freyheit zu setzen. Sie richtete aber dadurch nichts anders aus, als daß sie der Königinn Elisabeth Gelegenheit gab, sie noch länger gefangen zu halten.

Inzwischen war in Schottland alles in der grösten Verwirrung, und Elisabeth wuste sich diese Unruhe vortreflich zu Nutze zu machen, indem sie sich zum Richter unter den streitenden Parteyen aufwarf. Sie ordnete auch wirklich eine Commißion an, die Beschuldigungen, welche gegen die Königinn Maria vorgebracht worden, zu untersuchen, und der Graf von Murray, welcher Regent in Schottland war, stellte sich nebst andern schottischen Herren vor dieser Commißion ein. Maria wegerte sich zwar, diese englischen Commissarien für ihre Richter zu erkennen, die Sache ward aber nichts destoweniger vorgenommen, und die Zeugen wurden verhört. Der Graf von Murray legte das Bekenntniß derjenigen dar, welche am Leben gestraft worden, weil sie an diesem Mord Theil gehabt. Er ließ auch den Kasten herbey bringen, welchen Bothwel aus Edinburg hatte wollen wegschaffen lassen, und zeigte den Commissarien die Briefe, Verse und Contracte, wovon bereits vorher geredet worden.

Elisabeth aber wollte doch kein Urtheil in dieser Sache sprechen, obgleich das Verhör gehalten worden; sondern blieb bey ihrem einmal gefaßten Vorhaben, und suchte nur Zeit zu gewinnen. Sie erklärte sich zwar, daß sie nicht weiter mit dem

Re-

Regenten sprechen wollte, nichts destoweniger hielt sie doch verschiedene Unterredungen mit ihm. Von demselben erfuhr die Königinn Elisabeth auch das geheime Verständniß zwischen der Königinn Maria und dem Herzog von Norfolk, welches ihr eine grosse Unruhe erweckte. Und weil zu eben derselben Zeit auch der Anschlag des Pabstes offenbaret ward, durch einen florentinischen Kaufmann, Namens Ridolfi einen Aufruhr in England zu erregen, so hielt sie für nöthig, die Königinn Maria nach der Festung Tutbury bringen zu lassen.

Wie Elisabeth Nachricht erhielt, daß an einer Vermählung der Königinn Maria mit dem Herzog von Norfolk gearbeitet würde, und nicht unbillig besorgte, daß eine solche Verbindung gefährliche Folgen nach sich ziehen möchte; so ließ sie dem Herzog wissen, von diesem Vorhaben abzustehen, welches derselbe auch versprach. Wie er aber nichts destoweniger seinen Anschlag ins Werk zu richten suchte, so ließ ihn Elisabeth in Verhaft nehmen, und nach dem Towr in London bringen, woraus er aber doch nachher wieder befreyet ward. Ich übergehe hier die Unruhen, welche zwischen England und Schottland wegen der Gefangenschaft der Königinn Maria entstunden, wie auch die vielen gegen die Königinn Elisabeth sowohl in, als ausser dem Lande geschmiedeten und offenbarten Conspirationen, welche verursachten, daß Maria immer genauer verwahrt, und von einem Orte zum Zusammenverschwö-

rungen gegen Elisabeth.

andern gebracht ward. Diese Bewegungen währten bis 1586, da Elisabeth endlich für rathsam hielt, allen diesen Unruhen und der Gefahr ein Ende zu machen, womit sie beständig bedrohet ward, so lange Maria lebte. Die gröste Conspiration ward in dem bemeldeten Jahre 1586 entdeckt, da einige von den Anhängern der Königinn Maria sich mit einander verschworen hatten, die Königinn Elisabeth umzubringen. Sie wurden aber alle gegriffen, und am Leben gestraft.

Nach dieser Execution faßte der englische Hof den Entschluß, über die Königinn Maria ein Urtheil fällen zu lassen, um das Land einmal wieder in Ruhe zu setzen. Elisabeth ordnete zu dem Ende eine Commißion an, welche aus 42 Commissarien bestund, denen sie noch fünf von den obersten Richtern des Königreichs beyfügte, um diese Sache völlig zu Ende zu bringen, und ein Urtheil abzufassen. Sechs und dreyßig Commissarien begaben sich deswegen den 9 Oct. nach Fotheringay, wo Maria damals verwahrt ward, und gaben ihr von dieser Commißion Nachricht.

Maria wird für eine Commißion gefordert.

Maria antwortete darauf, daß sie sich billig wunderte, daß man mit ihr, als mit einem Unterthan verfahren wollte. Sie sey eine gekrönte Königinn, und könnte deswegen vor keinem Gerichte erscheinen, sie würde auch nichts eingehen, was ihrer Würde und der Hoheit ihres Sohnes nachtheilig und unanständig sey. Endlich fügte sie hin-

hinzu, wenn es ihr auch anständig wäre, vor einem Gerichte zu erscheinen, so sey es ihr doch nicht einmal möglich, weil man ihr alle Schriften weggenommen habe. Sie wüste sich übrigens nicht zu besinnen, daß sie die Königinn Elisabeth durch irgend eine Unternehmung zum Zorne sollte gereitzet haben, oder daß sie eine Missethat begangen hätte.

Darüber ward drey Tage gestritten, in welcher Zeit Maria beständig behauptete, daß sie keinen Richter über sich erkennen könnte. Sie beharrte auch fest bey diesem Entschlusse, ob man gleich drohete, mit der Untersuchung der Sache nichts destoweniger fortzufahren, und über die Königinn Maria wegen ihres Ausbleibens ein Urtheil zu fällen. Endlich hielt einer von den Commissarien, Namens Hatton, eine Rede an die Königinn, wodurch sie sich bewegen ließ. Er sagte, sie sey zwar angeklagt, aber nicht verurtheilt. Wenn sie unschuldig wäre, so litte ihre eigne Ehre, wenn sie sich durch ihr Ausbleiben gleichsam stillschweigend für schuldig erkennte. Endlich fügte er hinzu, daß es der Königinn Elisabeth zum Vergnügen gereichen würde, sie für unschuldig zu erklären, und bezeugte, daß er solches aus ihrem eignen Munde gehöret. Diese Rede hatte die Wirkung, daß Maria endlich, nachdem sie einige Tage Bedenkzeit genommen, den Entschluß faßte, vor der Commißion zu erscheinen. Die Richter, deren 36 waren, versamleten sich auf dem grossen Saal des Schlosses, und die gefangene Königinn

begab sich auch dahin. Nachdem ein jeder seinen Sitz genommen, so gab der Kanzler der Königinn in einer Anrede zu erkennen, daß sie beschuldiget worden, daß sie an dem Untergang der Königinn Elisabeth, des englischen Reichs und der protestantischen Religion gearbeitet habe, und daß die Königinn Elisabeth ihnen daher Befehl ertheilt, diese Beschuldigungen zu untersuchen, und die Vertheidigung der Königinn zu vernehmen. Wie der Kanzler seine Rede geendiget hatte, so stund die Königinn auf, und sagte, daß sie nach England gekommen sey, um den ihr versprochenen Schutz zu geniessen. Sie sey eine Königinn und kein Unterthan der Königinn Elisabeth, und deswegen erschiene sie auch nicht aus Schuldigkeit, sondern ihre Würde und Ehre zu vertheidigen. Nachdem dieses geschehen war, und man die Anrede des Kanzlers sowohl als die Antwort der Königinn in die Feder gefaßt hatte, so ward die letzte Conspiration gegen das Leben der Königinn Elisabeth verlesen, und zugleich erwiesen, daß Maria nicht allein mit darum gewust, sondern auch die Mittel an die Hand gegeben habe, diesen Anschlag auszuführen. Maria aber läugnete dieses, und sagte, daß sie die angeführten Personen niemals gesehen habe, und daß man sie durch ihre eigenhändigen Briefe überzeugen müsse. Hierauf wurden die Copeyen von den Briefen verlesen, welche Babington, der sich sehr eifrig bey dieser Conspiration erwie-

Beschuldigungen, welche man gegen die Königinn vorgebracht.

erwiesen, an die Königinn abgelassen, worinn die ganze Zusammenverschwerung umständlich beschrieben war. Maria antwortete, daß sie alle diese Briefe für erdichtet hielte, und wenn sie auch richtig wären, so könnte man doch nicht beweisen, daß solche von ihr angenommen worden. Ferner las man das von Babington vor seinem Tode abgelegte Bekenntniß, worinn derselbe bezeugt, daß er verschiedene Briefe an die Königinn geschrieben, und daß solche auch von der Königinn beantwortet worden. Endlich wurden einige Briefe verlesen, welche die Königinn in Ziffern an die Zusammenverschwornen abgelassen, welche aber die Königinn gleichfalls nicht für die ihrigen erkennen wollte. Und so weit gieng man in der ersten Seßion. Erste Session.

In der andern Seßion wurden abermals die Copeyen von einigen Briefen verlesen, welche an die Königinn Maria geschrieben worden, worinn man ihr von dem zu Paris gefaßten Anschlag, und von der Art Nachricht gab, wie man England anzugreiffen gedächte, und es ward zugleich erwiesen, daß die Königinn diese Briefe erhalten. Maria antwortete, daß man daher nicht beweisen könnte, daß sie der Königinn Elisabeth nach dem Leben gestanden. Diese Beschuldigung suchte sie hauptsächlich von sich abzulehnen, weil sie glaubte, daß die andern nicht hinlänglich wären, ihr das Leben abzusprechen. So oft man ihr also vorhielt, daß sie sich bemühet, eine fremde Macht gegen Eng- Andre Session.

land aufzubringen, und die protestantische Religion auszutilgen, so antwortete sie beständig, sie habe keinen Antheil an der Conspiration gehabt, welche die Hinrichtung der Königinn Elisabeth betroffen. Auf die andern Puncten habe sie nicht nöthig zu antworten. Ja sie habe der Königinn Elisabeth elbst angezeigt, daß sie alle Mittel anwenden und versuchen würde, sich in Freyheit zusetzen. Dieses ward in der andern Seßion vorgenommen.

Dritte Session. In der dritten Seßion wiederhohlte man das vorige, und zugleich wurden einige Briefe der Königinn Maria verlesen, worinn sie zu erkennen gab, daß kein andres Mittel übrig sey, die Niederlande wieder unter spanischen Gehorsam zu bringen, als daß ein katholischer Regent auf den englischen Thron gesetzt würde. Man las auch andre Briefe her, worinn sie ihr Recht zur englischen Krone dem Könige von Spanien übertragen. Sie läugnete dieses nicht, sondern antwortete blos etwas anderes darauf. Nachdem sie ihre Rede geendiget, so ward sie von dem Schatzmeister gefragt, ob sie sonst noch etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätte, Maria antwortete, daß sie verlangte, von der Königinn selbst in Beyseyn des ganzen Parlaments gehöret zu werden.

Vierte Session. Den 25 Octob. ward das Gericht abermals fortgesetzt. Es wurden einige vorgefordert, welche ihre Aussagen mit einem Eyde bekräftigten, und hierauf fällte man das Urtheil, wodurch Maria mit diesen Wor-

Worten, für schuldig erklärt ward: Daß seit dem 1 Jun. in dem 27 Jahr der Regierung der Königinn Elisabeth durch den Antonius Babington und andre mit Vorwissen der Königinn Maria verschiedene gefährliche Dinge gegen das Reich vorgenommen worden, daß die Königinn Maria von dieser Zeit an zur englischen Krone berechtiget zu seyn geglaubt, und allerhand Anschläge gegeben, welche auf das Verderben der Königinn Elisabeth abgezielt. So viel ward von den Richtern allein öffentlich kund gemacht, denn Elisabeth fand nicht für rathsam, mehrere Umstände ans Licht kommen zu lassen, daher einige, und insonderheit der Verfasser der Schrift, welche unter dem Titel, **Martyrthum der Maria**, ans Licht getreten, Anlaß genommen, dieses Gericht für verdächtig zu halten.

Urtheil, welches über die Königinn Maria gefället worden.

Einige Tage nachher versammlete sich das Parlament, welches das von der Commißion über die Königinn Maria gefällte Urtheil bestättigte, und zugleich bey der Königinn Elisabeth durch eine Bittschrift anhielt, daß dasselbe unverzüglich möchte vollzogen werden. Elisabeth ertheilte darauf eine Antwort, wobey sie die Absicht hatte, ihre Unruhe und Ungewißheit in dieser Sache zu erkennen zu geben. Sie wollte darinn zeigen, daß sie zwar zur Güte geneigt sey, aber wegen der Liebe zu ihrem Volke, nicht wuste, wozu sie sich entschliessen sollte. Diese auf Schrauben gesetzte Antwort Verstellung

der Königinn Elisabeth.

zeigt, daß diese kluge Königinn die Kunst, sich zu verstellen, in einem so hohen Grad, als sonst jemals ein Regent besessen. Man merkte aber doch, daß sie es nicht ernstlich meynte, ob sie sich gleich noch so unruhig stellte, und die Execution von einem Tag zum andern verschob. Denn die Redensarten, welche in der Antwort auf die Bittschrift des Parlaments befindlich waren, daß sie die Wohlfahrt des Landes ihrer eignen Wohlfahrt vorzöge, und daß die Sicherheit des Landes nicht könnte erhalten werden, so lange Maria lebte, gaben deutlich genug zu erkennen, daß sie begehrte, daß das Volk glauben möchte, es geschehe nicht ohne innige Betrübniß, daß sie genöthiget sey, das Begehren des Parlaments zu erfüllen. Ihre Aufführung, die man nachher an ihr bemerkte, bestärkt die Muthmassung, denn sie prorogirte das Parlament gleich darauf, weil sie besorgte, daß dasselbe ihre Worte nach den Buchstaben annehmen, und also das Urtheil mildern möchte.

Das Todesurtheil wird der Königinn Maria angekündiget.

Einige Tage nach der Prorogation des Parlaments, stellten sich zweene Herren bey der Königinn Maria ein, um derselben anzuzeigen, daß ihre Richter ihr das Leben abgesprochen hätten, welches Urtheil von dem Parlament bestättiget, und die Vollziehung desselben verlangt worden; wie auch, daß man dafür gehalten, daß die Sicherheit des Landes und der Religion nicht bestehen

könn-

könnte, so lange sie noch am Leben wäre. Die Königinn Maria hörte diese Aukündigung mit grosser Standhaftigkeit an, und schien sich darüber zu freuen, daß die Religion die Ursache ihres Todes sey, wesfalls sie in der römischen Kirche unter die Märtyrer würde versetzt, und wodurch alle ihre Sünden könnten ausgetilgt werden. Nachher aber sagte sie doch mit einiger Bewegung, es sey kein Wunder, daß die Engländer, welche ihren eignen Königen so oft das Leben genommen, mit einer Prinzeßinn von königlichem Geblüte auf eben dieselbe Art verführen. Obgleich der französische Ambassadeur L. Aubespine durch seine Fürbitte die Executien einige Tage aufhielt: so machte man dieselbe endlich dennoch auf Befehl der Königinn Elisabeth in London öffentlich kund, wobey diese Fürstinn zu erkennen gab, daß sie durch das ausdrückliche und inständige Verlangen des Parlaments dazu gleichsam genöthiget worden. Wie Maria von dieser Publication Nachricht erhielt: so merkte sie gleich, daß sie weiter keine Gnade zu hoffen hätte. Sie schrieb deswegen einen weitläuftigen Brief an Elisabeth, und bat, daß dieselbe ihr einige Dinge zustehen möchte, welche die Art der Execution, ihr Begräbniß, und ihre Bedienten betrafen. Man weiß aber nicht, ob dieser Brief der Königinn übergeben worden. Ihr Sohn, der junge König in Schottland, ließ an die Königinn Elisabeth ein Schreiben abgehen, und legte eine Fürbitte für seine Mutter ein, welche aber ohne Frucht war. Der König

Verschiedene vergebliche Fürbitten.

nig von Frankreich fertigte den Präsidenten von Bellievre nach England in eben derselben Absicht ab, welcher sein Geschäffte auch mit grossem Eifer ausrichtete. Er übergab ein Memorial, welches öffentlich bekannt gemacht ward, und worinn die bewegligsten Gründe enthalten waren, um das Mitleiden der Königinn Elisabeth gegen diese unglückselige Königinn zu erwecken. Er erhielt aber auf dieses Memorial von der Königinn Elisabeth folgende Antwort: Die Sache sey bereits so weit gekommen, daß eine von beyden Königinnen sterben und untergehen müste, und sie hoffte, daß der König von Frankreich ihr Leben so hoch schätzen würde, als das Leben der Königinn Maria. Einige haben alle Mühe, welche der französische Gesandte, dem äusserlichen Ansehen nach, angewandt, nur für ein verstelltes Wesen gehalten. Maurier bezeugt, von seinem Vater gehört zu haben, daß Bellievre Befehl gehabt, sich zwar öffentlich zu stellen, als wenn er sich bemühete, Maria in Freyheit zu setzen, heimlich aber auf ihren Tod zu dringen. Dieser Verdacht scheint nicht übel gegründet zu seyn, wenn man den damaligen Zustand in Frankreich erwegt, da das guisische Haus, mit welchem Maria verwandt war, den König in eine grosse Furcht gesetzt hatte.

Ein mörderischer Anschlag auf

Wie man auf den Ausgang dieses Trauerspiels wartete: so ward entdeckt, daß der französischr Abgesand-

sandte L. Aubespine zweene Mörder erkauft, die Königinn Elisabeth umzubringen. Einer von diesen Mördern ward durch sein Gewissen gerührt, und offenbarte es den Ministern, worauf man den Ambassadeur ersuchte, sich nach dem Hause des Großschatzmeisters zu begeben, woselbst der Rath versammlet war, und die Zeugen ihm vorgestellt wurden. Camden sagt, daß er sich nur schlecht vertheidiget, und sich bloß auf das Völkerrecht berufen, welches einem Gesandten die Freyheit ertheilte, niemanden als seinem eignen Könige von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Der Großschatzmeister ließ es also dabey bewenden, daß er ihm einen harten Verweis gab, und ihn warnte, eine Königinn nicht zum Zorn zu reizen, welche Macht und Recht hätte, ihn ihre Rache empfinden zu laßen. Dabey blieb es, und man hielt nicht für rathsam, diese Sache weiter zu untersuchen. Wie aber dieser gottlose Anschlag dem Pöbel in England kund ward: so hörte man denselben allenthalben rufen, es sey für die Königinn Elisabeth keine Sicherheit zu hoffen, so lange Maria lebte. Dieses war es eben, was der Hof wünschte, denn derselbe suchte den gemeinen Mann von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß das über die Königinn Maria gefällte Urtheil müsse vollzogen werden. Camden meynt, daß die Königinn Elisabeth damals noch zweifelhaft gewesen, und sich nicht entschliessen

das Leben der Königinn Elisabeth.

Welcher ihren Tod befördert.

sen können, eine Königinn hinrichten zu lassen, die mit ihr verwandt war, und nicht unter ihrer Bothmäßigkeit stund. Er fügt hinzu, daß man, um die Königinn zur Vollziehung des Urtheils zu bewegen, ein Gerücht ausstreuen lassen, daß eine fremde Macht im Begriffe sey, England anzugreiffen, daß verschiedene sich zusammen gerottet, der Königinn das Leben zu nehmen, und daß man beschlossen habe, sobald Elisabeth aus dem Wege geräumt worden, London in Brand zu stecken. Es ist wahrscheinlicher, daß der Hof selbst dieses Gerüchte ausstreuen lassen, und daß der Tod der Königinn Maria bereits vorher fest beschlossen gewesen.

Ich will hier von der aufs höchste getriebenen Verstellung der Königinn Elisabeth nicht weitläuftiger handeln, welche dieselbe nicht nur bey der Unterzeichnung des Urtheils, sondern auch bey der Vollziehung desselben blicken ließ. Es muste heissen, daß die Execution wider ihren Willen, und ohne ihr Wissen vorgenommen worden. Sie ließ auch deswegen ihrem Secretair Davidson den Proceß machen, weil derselbe gar zu sehr mit der Vollziehung geeilet. Ich will mich vielmehr zu dem letzten Auftritt in dieser Tragödie, nämlich zu der Hinrichtung der Königinn Maria wenden.

An dem Tage vor der Execution wurden einige an die Königinn Maria abgefertiget, um ihr anzuzeigen, daß sie sich zum Tode bereiten möchte, weil der folgende Tag zur Vollziehung des Urtheils

theils angesetzt worden. Maria antwortete sehr kaltsinnig, daß sie nicht geglaubt hätte, daß die Königinn in ihren Tod willigen würde, insonderheit da sie kein Unterthan von ihr sey. Doch, fuhr sie fort, weil man es für gut befunden, so soll es mir eine Freude seyn, zu sterben. Denn die Seele ist der ewigen Freude nicht werth, wenn der Leib nicht einen Hieb von dem Scharfrichter ausstehen kann. Sie begehrte hierauf die Freyheit, mit ihrem Beichtvater zu reden, welches ihr aber abgeschlagen, und an dessen statt der Bischoff oder Decanus von Peterborough angeboten ward. Denselben aber wollte sie nicht annehmen, und sagte, daß dieser Mann einer andern Religion beypflichtete, und also kein bequemer Tröster für sie wäre. Sie wollte sich daher bey Ermangelung ihres Beichtvaters selbst in Gott trösten.

Mariä Bereitung zum Tode.

Sobald sie von den Herren, welche ihr den Tod angekündiget hatten, verlassen worden, bat sie, mit der Abendmahlzeit zu eilen, damit sie desto mehr Zeit haben möchte ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Sie setzte sich hierauf an die Tafel und speisete, obgleich sehr wenig. Inzwischen vergossen ihre Bedienten und Aufwärter bittre Thränen. Wie die Königinn dieses merkte: so tröstete sie dieselben, und sagte, daß sie sich vielmehr darüber freuen sollten, daß ihre Königinn einmal von allen Widerwärtigkeiten befreyet würde, da ihr ganzes Leben ja eine Kette von

Elend

Elend und Drangsalen gewesen. Wie die Tafel bald geendiget war: so trank sie auf die Gesundheit aller Anwesenden, welches von denselben mit Thränen und Seufzern beantwortet ward. Nach der Tafel sahe sie ihr Testament durch, und schrieb eines jeden Namen hinzu, dem sie etwas zugedacht hatte, sie theilte auch einem jeden mit eigner Hand Geld aus. An ihren Beichtvater ließ sie einen Brief abgehen, und erinnerte denselben seiner Pflicht für sie zu beten. Sie schrieb auch noch verschiedene Briefe an den König in Frankreich, und an die Herren des guisischen Hauses, und bat sich ihrer Bedienten anzunehmen.

Wie der zur Execution bestimmte Tag heran brach: so schmückte sie sich wie eine Braut, an dem Tage ihrer Vermählung. Und nachdem sie mit ihren Bedienten geredet, und von allen Abschied genommen hatte: so betete sie so lange in ihrer Capelle, bis der Landrichter zu ihr hinein trat, und sagte, daß nun alles zu ihrem Tode fertig sey. Sie antwortete: Ich bin euch fertig, und gieng zum Gerichtsplatze. Sie trug ein Crucifix von Elfenbein in der Hand, und hatte das Haupt mit einem leinen Tuch verhüllet. Auf dem Wege begegneten ihr verschiedene Herren, unter denen auch der ihr so getreue Melvil, der schottische Minister, befindlich war, welcher die Geschichte dieser Zeiten beschrieben. Derselbe fiel auf die Knie und weinte, und beklagte sein Schicksal, daß er diese betrübte Zeitung nach

Schott-

Schottland bringen müste. Maria aber tröstete ihn und sagte, daß er nicht sie, sondern diejenigen beklagen sollte, die nach ihrem Blute dürsteten. Hierauf setzte sie ihren Weg fort, und Melvil trug die Schleppe von ihrem Kleide. Wie sie an den Gerichtsplatz gekommen war, und sich niedergesetzt hatte: so ward das Urtheil verlesen, welches sie mit grosser Kaltsinnigkeit anhörte. Ein Geistlicher hielt hierauf eine Rede von dem vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zustand der Königinn. Sie fiel ihm oft in die Rede, und bat ihn, daß er sie nicht beunruhigen möchte, und bezeugte zugleich, daß sie ihr Leben mit Freuden für den römischen Glauben aufopfern wollte.

Nach dieser Rede betete sie laut: „Wie deine „Arme, HErr Christe, am Kreutz ausgebreitet „waren: so nimm mich auf mit den ausgestreckten „Armen deiner Erbarmung, und vergib mir meine „Sünden.“ Sie empfohl ferner die Kirche, ihren Sohn, und die Königinn Elisabeth dem Schutz Gottes, und flehete denselben an, daß er seinen Zorn von dem Lande abwenden, und ihren Feinden, alles Böse, welches sie ihr erwiesen, vergeben wolle. Hierauf kniete sie nieder, ohne das geringste Zeichen einiger Furcht, und nachdem sie die Worte: auf dich traue ich, HErr, laß mich nicht zu Schanden werden, gesprochen hatte: so legte sie den Kopf, welchen sie wieder verhüllete, auf den Block, und rief laut: In deine Hände befehl ich meinen Geist, worauf ihr der Scharfrichter mit drey Hie-

Ihr Ende.

Hieben den Kopf vom Leibe sonderte. Sie ward in der Cathedralkirche zu Peterborough begraben, von welchem Orte der Körper, nach vielen Jahren, nach Westmünster, auf Befehl ihres Sohnes, gebracht, und unter einem prächtigen Monument in die königliche Capelle eingesenkt worden.

Ihr Portrait.

Ein solches Ende nahm Maria Stuart, welche von der Natur, sowohl in Absicht auf ihre grosse Leibes- und Gemüthsgaben, als auch wegen ihrer glücklichen Geburt, vor allen andern Prinzeßinnen der damaligen Zeiten, so grosse Vorzüge erhalten hatte, da es schien, daß sie eine regierende Königinn über 4 Reiche, nämlich Frankreich, England, Schottland und Irland werden würde. Sie war in verschiedenen Wissenschaften unterwiesen worden, und redete die lateinische und andre Sprachen mit grosser Fertigkeit. Sie war freundlich, belebt und artig, und zugleich von einer schönen und ausnehmenden Leibesgestalt, so daß aller Augen auf sie, als auf ein Meisterstück der Natur, gerichtet waren. Aber alle diese Vorzüge wurden durch einige böse Neigungen, insonderheit aber durch ihre Unbeständigkeit, verdunkelt, welche sich mit den Jahren immer mehr äusserte, und ihr Leben zu einer Kette von Verwirrung und Unglück machte, daß sie solches endlich auch auf die betrübteste Art einbüßen muste. Ihr Ende erweckt bey den Lesern ein Mitleiden, und zugleich einen Haß gegen ihre Verfolger und Feinde. Wenn man aber bedenkt, was für lasterhafte Thaten sie wirklich

lich ausgeübt, und was für gottlose Unternehmungen ihr mit grosser Wahrscheinlichkeit schuld gegeben worden: so wird das Mitleiden sehr vermindert. Ihr Tod ward theils durch ihr sündliches, unordentliches und unanständiges Leben, theils auch durch die Umstände der damaligen Zeiten, und durch politische Ursachen befördert. Wie viel ihre eigne Aufführung dazu beygetragen, solches erhellet aus der vorhergehenden Geschichte. Was die politischen Ursachen betrift: so besorgte die englische Nation, weil von der Königinn Elisabeth keine Leibeserben zu hoffen waren, daß die Religion und Freyheit unter der Regierung der Königinn Maria möchten aufgeopfert werden, und diese Furcht war um so viel gegründeter, weil man wuste, daß sie der Nation sowohl, als der protestantischen Religion feind war. Elisabeth selbst war niemals sicher, so lange Maria lebte, denn kaum war eine Conspiration entdeckt und gedämpft: so ward bereits an einer neuen gearbeitet. Man kann es demnach der englischen Nation nicht eben so sehr verargen, daß sie auf den Tod dieser Fürstinn gedrungen. Die Engländer waren überzeugt, daß Maria sie um ihre Religion und Freyheit bringen, und einer Königinn berauben wollte, die von der Nation innigst geliebt ward, die das Land in den glückseligsten und vortreflichsten Zustand gesetzt hatte, und deren Leben also dem Lande unschätzbar war. Wenn man diese und andre Umstände erwägt: so dürften die harten Urtheile sehr gemildert werden, welche einige über die Aufführung der Königinn Eli-

sabeth, und über die Unordnung gefället haben, welche bey dem Proceß der Königinn Maria soll vorgegangen seyn. Ich meines Theils tadle die Verstellung am meisten, welche die Königinn Elisabeth hierbey blicken ließ, und die einem Schauspiel ähnlich war. Ich halte dafür, wenn sie in diesem Stücke nicht so viele Umschweife gebraucht hätte: so würde die That selbst nicht so vielen Urtheilen unterworfen gewesen seyn.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Christina.

Christina, Königinn von Schweden, ist den 8 Dec. 1626 gebohren worden. Ihr Vater war der grosse Gustav Adolph, und ihre Mutter, Maria Eleonora von Brandenburg. Sie folgte ihrem Vater 1633 in der Regierung, nachdem derselbe als ein andrer Alexander mitten in dem Lauf seiner Siege gestorben, und in der Schlacht bey Lützen erschossen worden. Weil sie aber bey dem Tode ihres Vaters noch sehr jung war, und ihre Mutter nicht mit der Fähigkeit begabt zu seyn schien, die damals nothwendig erfordert ward, da das Reich in grosse und weitläuftige Kriege verwickelt war, so ward die Regierung während der Minderjährigkeit der Königinn Christina fünf schwedischen Herren, nämlich dem Gabriel Oxenstierna, Jacob de

Minderjährigkeit der Christina.

de la Gardie, Carl Gyldenhielm, Axel Oxenstierna, und Gabriel Bengt Oxenstierna anvertrauet, welche zugleich auch zu Häuptern der 5 grossen Reichscollegien bestellt wurden. Die Besorgung des Kriegswesens in Deutschland aber trugen die sämtlichen Stände dem vortreflichen Reichskanzler, Axel Oxenstierna auf. Unter dessen klugen Aufsicht Schweden den deutschen Krieg mit einem so glücklichen und aus den Geschichten bekannten Erfolg führte, daß die Königinn Christina dadurch eine der berühmtesten Fürstinnen in Europa geworden. Es ist unnöthig, die grossen Kriegsunternehmungen hier weitläuftig zu erzählen, welche zu ihren Zeiten ins Werk gesetzt und ausgeführt worden, weil dieselben niemanden unbekannt sind, und ich in diesem Werke nur die Absicht habe, eine Abbildung von ansehnlichen und berühmten Personen zu geben. Es ist also zu meinem Endzwecke hinlänglich, wenn ich blos anführe, daß die schwedische Nation nach einem langwierigen und auch noch zu den Zeiten dieser Königinn fortgesetzten Kriege, eine von den ansehnlichsten Nationen in Europa geworden, und daß Schweden dadurch einen Zuwachs von so vielen neuen Provinzen erhalten, daß es um den dritten Theil grösser und stärker ward, als es vorher gewesen.

Ich wende mich vielmehr zu dem Leben und der Regierung der Königinn Christina. Weil ihre grossen natürlichen Gaben durch eine herrliche Erziehung geschärft, und in ein noch helleres Licht gesetzt wurden, so sahe man sie in ihrer Jugend als

ein Wunder an. Die Natur hatte ihr nichts so wohl in Absicht auf ihre Leibes- als Gemüthsgaben versagt, doch waren die letztern weit grösser und ansehnlicher als die ersten. Denn ob sie gleich eine zarte Haut, schöne Augen, rothe Lippen und einen kleinen Mund besaß, so war sie doch dem Leibe nach etwas stark und männlich, und eine hohe Hüfte nebst einem krummen Rücken verstellten ihren Leib gleichfalls. Was aber an den Gaben des Leibes fehlte, solches ward durch die grossen Gemüthsgaben reichlich wieder ersetzt. Man bemerkte bey ihr in ihrer Jugend, Lust und Fähigkeit alles zu fassen und zu begreifen; ja sie nahm unter der Anführung ihres Lehrers, des Johannes Matthiä, der nachher Bischoff zu Stregnes ward, in allen Wissenschaften so sehr zu, daß keine Prinzessinn ihr in diesem Stücke gleich gewesen. Denn sie las in dem 18 Jahr ihres Alters bereits den Thucidides und Polybius in der Grundsprache. Im Jahr 1644 entließ sie ihre Vormünder, und trat die Regierung selbst an, welche sie mit solcher Klugheit führte, daß sie sich bey allen in Bewunderung und Hochachtung setzte. Wie rühmlich der Anfang ihrer Regierung gewesen, solches erhellet am deutlichsten aus dem Zeugnisse, welches der französische Ambassadeur, Chanut, der sich zu den Zeiten Christina am schwedischen Hofe aufgehalten, dieser Königinn ertheilt: Er sagt: „Die Eigenschaften der Königinn Christina waren „da-

Ihre grossen Eigenschaften.

Sie tritt die Regierung selbst an.

„damals in Europa in grossem Ruf. Was ihre „Leibesgaben betrift, so ward man, je mehr man „sie betrachtete, immer desto mehr gewahr, wor„über man sich verwundern muste. Ihr Gesicht „veränderte sich nach den Bewegungen des Ge„müths so geschwinde, daß sie in einem Augenbli„cke unkenntlich war. Sie schien insgemein etwas „tiefsinnig, und wenn ihr etwas unangenehmes „begegnete, so sahe man ihr Gesicht gleichsam mit „einer Wolke bedecket, welche ohne dasselbe zu ver„stellen, sie allen, die sie ansahen, furchtbar „machte. Sie hatte gemeiniglich ei„ne zarte Stimme. Doch veränder„te sie bisweilen die Stimme, wie„wohl ohne Zwang um sie gröber und „männlich zu machen; aber nachher, „fiel sie doch wieder in ihren vorigen Laut. Ihre „Statur war ein wenig kleiner, als mittelmäßig, „aber sie hätte höher scheinen können, wenn sie nicht „niedrige Schuhe gebraucht hätte. Daferne man „einen Menschen nach dem äusserlichen Ansehen be„urtheilen mag: so hatte sie von dem göttlichen We„sen, und von der christlichen Religion erhabene „Gedanken. Uebrigens war sie von andächtigen „Ceremonien keine grosse Liebhaberinn, sondern „ließ eine unglaubliche Liebe zur Tugend sehen, und „gab zu erkennen, daß hierinn und zugleich in einer „Begierde nach der Ehre ihre gröste Freude, und „ihr gröstes Vergnügen bestünde; daß sie also im„mer nach Tugend trachtete, welche mit Ehre ver„bunden war. Bisweilen gefiel es ihr, von der

Portrait welches Mr. Chanut von ihr macht.

„hohen Tugend, welche alle unsre Glückseligkeit in „der Welt ausmacht, wie die Stoiker zu reden. „Nichts ist angenehmer, als wenn man sieht, daß „eine so grosse Königinn ihre Krone unter die Füsse „leget, und öffentlich saget, daß die Tugend das „einzige Gut sey, wornach die Menschen trachten „sollen, ohne einen Vortheil in andern Dingen zu „suchen. Aber bey allem diesen vergißt sie nicht „lange eine Königinn zu seyn, und ihre Krone wie„der zu nehmen, indem sie dafür hält, daß das „der gröste Grad der Tugend sey, sein Amt mit „Fleiß zu verrichten, wozu sie auch von der Natur „mit einem grossen Pfunde begabt ist. Denn sie „hat eine ausserordentliche Fähigkeit, Sachen zu „fassen, und durchzuschauen, und ein so glückliches „Gedächtniß, daß man sagen kann, daß sie solches „bisweilen misbraucht. Sie redet lateinisch, hol„ländisch, französisch, deutsch, schwedisch, und „legt sich auch auf die griechische Sprache. Sie „hat beständig gelehrte Leute um sich, welche sich „bey müßigen Stunden mit ihr von allerhand wich„tigen Wissenschaften unterreden. Es geht kein „Tag vorbey, daß sie nicht etwas in des Tacitus „Historie lieset, welche sie ihr Schachspiel nennet, „und obgleich dieser Geschichtschreiber wegen seiner „Dunkelheit selbst den Gelehrten viele Mühe ma„chet, so versteht sie doch die schwersten Stellen dar„inn. Bey aller dieser Gelehrsamkeit, welche sie „besitzt, will sie nicht das Ansehen haben, daß sie „gelehrt sey. Sie findet ein grosses Vergnügen „daran, zweifelhafte und streitige Fragen ausma„chen

„chen zu hören, absonderlich zwischen Gelehrten, „welche streitiger Meynung sind. Wovon sie ihre „Gedanken nicht eher eröfnet, bis sie alle ausgere„det haben, und denn thut sie es mit einer solchen „Kürze und Nachdruck, daß sie als Endurtheile „und Ausspröche angesehen werden können. Die„ses kommt daher, daß sie die Sache aus dem „Grunde einsiehet, und ohne Uebereilung viele Be„trachtungen darüber anstellet, ehe sie ihre Gedan„ken davon saget. Ihre Bedachtsamkeit äussert „sich am meisten in Staatssachen, so daß ihre Mi„nister, wenn sie dem Rathe beywohnet, Mühe „haben, ihre Gedanken zu errathen, und weil sie „sich nicht gerne zuvor kommen läßt, und demjeni„gen, was ihr vorgebracht wird, nicht gleich Glau„ben zustellet, so scheint sie denjenigen argwöhnisch „zu seyn, welche gemeiniglich auf das, was sie „vorbringen, geschwinde Erklärungen haben wol„len. So viel ist indessen gewiß, daß sie einiger„massen zum Argwohn geneigt, und unterweilen „etwas langsam ist, sich wegen der Richtigkeit ei„ner Sache zu erkundigen, und gar zu geschwinde „andre wegen der Verschmitzheit in Verdacht zu ha„ben. Aber diese Bedachtsamkeit hindert gleichwohl „nicht, daß sie insonderheit in Staatssachen keine „Verstellung annehmen sollte. Sie macht keinen „ihrer Hausgeschäfte theilhaftig, auch nicht derje„nigen Dinge, welche von ihrer unumschränkten „Macht abhängen, aber mit dem Senat berath„schlaget sie sich über alle Sachen, welche den Staat „und die Regierung betreffen. Es ist unglaublich,

„was für ein grosses Ansehen sie im Rathe hat, wel-
„ches nicht sowohl ihre Würde macht, als ihre Ga-
„be, andre zu überreden, so daß sich die Mitglieder
„des Senats über die Gewalt verwundern müssen,
„welche sie hat, sie auf ihre Meynung zu bringen.

„Einige schreiben die grosse Ehrerbietung, die
„ihre Minister vor ihr haben, ihrem Geschlechte zu,
„weil sie ein Frauenzimmer ist, und bilden sich ein,
„daß die Geneigtheit, die man für dieses Geschlecht
„hat, sie dazu antriebe. Allein in der That, al-
„les Ansehen, welches sie besitzet, gründet sich auf
„die grossen Eigenschaften, womit sie begabet ist,
„und man kann glauben, daß ein jeder König,
„welcher solche Eigenschaften besitzt, sich eben das-
„selbe Ansehen erwerben kann. Aber über nichts
„muß man sich mehr wundern, als wenn man
„siehet, daß ein junges Frauenzimmer alte kluge
„Räthe nach ihrem Willen lenket. Sie ist in har-
„ter Arbeit unermüdet, daß sie auf der Jagd auch
„10 Stunden zu Pferde sitzen kann. Weder Käl-
„te noch Hitze fällt ihr beschwerlich, ihre Speisen
„sind geringe und schlecht, in Schweden ist nie-
„mand, der mit einer Flinte einen Hasen im Lau-
„fe besser treffen kann. Sie weiß ein Pferd auf
„allerhand Art zu reiten, und zu wenden, ohne
„sich eben viel damit zu wissen. Sie gehet selten
„mit Hofdamen um, daß also sowohl ihre Leibes-
„übungen als Geschäffte alle männlich sind.
„Wenn sie mit solchen Personen in Gesellschaft ist,
„von welchen sie nichts lernen kann, so bricht sie
„sobald als möglich auf. Daher redet sie auch

„mit

„mit ihren Bedienten nur wenig, welche aber des-
„wegen doch ihre Königinn nicht weniger lieben,
„und zwar insonderheit, wegen ihrer Mildigkeit
„und freundlichen Bezeigens gegen sie. Sie
„schläft nur wenig, und ist nicht gerne über 5
„Stunden im Bette. So grosse Lust sie zu den
„Studien und Staatsgeschäfften hat, so schlechte
„Sorge trägt sie für ihren Putz, indem sie kaum
„eine Viertelstunde anwendet, sich anzukleiden.
„Sie schont ihr Gesicht so wenig, daß sie auch im
„Regen, Sturm und Kälte unbedeckt, und oh-
„ne Maske zu Pferde sitzt, und nur einen Hut
„mit Strausfedern auf dem Haupte trägt".

Bedenken darüber.

So redet dieser französische Gesandte von ihr, und ich habe dessen Worte um so vielmehr hier umständlich anführen wollen, weil man daraus erkennen kann, daß diese Königinn in ihrer Jugend so grosse Eigenschaften besessen, daß man nichts herrlichers und prächtigers erdenken kann. Wie groß aber auch diese Vorzüge sind, so sieht man doch, daß ihr eine gewisse Unbeständigkeit beygelegt wird, welche zwar im Anfange von keiner sonderlichen Folge zu seyn schien, aber nachher, weil sie sich mit den Jahren vermehrte, viele Verdrießlichkeiten nach sich gezogen, wie aus der folgenden Geschichte erhellen wird.

Weil diese junge Königinn demnach so grosse Eigenschaften besaß, und überdem wegen ihrer siegreichen Waffen unter allen andern Regenten hervorglänzte: so darf man sich nicht wundern,

daß

Vorschlag wegen einer Vermählung.

daß aller Augen auf sie gerichtet waren. Christian der Vierte bemühete sich unter andern eine Vermählung zwischen ihr und seinem Sohn Friederich zu stiften, welcher nachher König in Dännemark ward. Der schwedische Rath aber setzte sich so stark dagegen, daß derselbe auch auf die Mutter der Königinn einen Unwillen warf, weil solche dieser Partey geneigt zu seyn schien. Man merkte mit der Zeit, daß Christina selbst einen Abscheu für den Ehestand hatte, welcher endlich auch so groß ward, daß sie eher die Krone als ihre Jungferschaft, zum wenigsten den Namen derselben, ablegen wollte. Dieses erhellet hauptsächlich aus der Geschichte Carl Gustavs, dem sie die Regierung nach ihrer Abdankung wieder übergab.

Ich habe bereits vorher gesagt, daß meine Absicht in diesem Werke nicht dahin gerichtet sey, die grossen und glücklichen Kriege zu erzählen, welche diese Königinn durch ihre Feldherren in Dännemark und Deutschland führte, und wodurch Schweden mit so vielen wichtigen Provinzen vermehrt ward. Ich will hier bloß von ihrer kurzen Regierung eine Nachricht mittheilen, welche sie von dem westphälischen Frieden an, bis auf die Zeit ihrer Abdankung geführt hat. In dieser Zeit ihrer Regierung bemerkt man gleich im Anfange grosse Merkmale der Unbeständigkeit und Unordnung, wodurch sie ihre Nachbaren, und insonderheit den König von Dännemark, Friedrich

drich den Dritten, gegen sich aufbrachte. Wie höchgemeldeter König den bekannten Redemtionstractat mit Holland schloß, so bemühete sie sich aus allen Kräften, denselben zu zernichten; und da Corfitz Uhlfeld aus Dännemark entflohe, so nahm sie ihn nicht nur gegen seinen Herrn in Schutz, sondern räumte auch so gar seiner Gemahlinn auf dem königlichen Schlosse Zimmer ein. Diese Begebenheit mit dem Uhlfeld gab zu einem beständigen Misverständniß zwischen dem Könige Friedrich und der Königinn Christina Anlaß, daß auch an der Seite der Königinn nichts weiter, als eine öffentliche Kriegserklärung fehlte, wovon sie aber durch den schlechten Zustand, worinn sie Schweden durch ihre seltsame Aufführung gesetzt hatte, zurück gehalten ward. Man merkte indessen ihre grossen Fehler nicht eher, als da sie bereits einige Jahre regiert hatte. Denn im Anfange sahe man nichts an ihr, als was herrlich und lobenswürdig war. Sie theilte ihre Zeit unter die Staatsverrichtungen und Studien, jedoch auf eine solche Art ein, daß die letzten ihre meiste Neigung auf sich zu ziehen schienen. Sie ließ von allen Orten her die seltensten und kostbarsten Werke verschreiben, und schickte den berühmten Ludolf auf ihre Kosten nach Rom, in der Absicht, einige Schriften daselbst aufzusuchen, welche der vormalige Erzbischoff von Upsal, Johann Magnus, ehedem

Ihre Fehler brechen hervor.

Ihr Umgang mit Gelehrten.

dem mit nach Italien genommen hatte. Sie kaufte die raresten und schönsten Münzen, wo sie solche nur habhaft werden konnte, und richtete von denselben ein prächtiges Cabinet auf. Sie ließ auch die gelehrtesten Männer, unter andern den Salmasius, Heinsius, Bochart, Naudäus, Freinsheim, Boekler, Cartesius, und andre nach Schweden kommen. Weil diese Königinn die Gelehrten so hoch schätzte: so muß man sich um so vielmehr über die Kaltsinnigkeit wundern, welche sie gegen den vortreflichen Hugo Grotius blicken ließ; denn sie gab demselben nicht allein seinen Abschied, sondern fuhr ihn auch bey seiner Abreise aus Schweden sehr heftig an. Hugo Grotius aber verschmerzte dieses, und antwortete bloß mit einem sehr tiefen Compliment, **Madame, ich bin Ew. Majestät unterthänigster Knecht**, worauf er fortgieng. Die Königinn aber ward dadurch mehr erhitzt. Doch ließ sie endlich auf Vorstellung des Marigny diese Ungnade wieder fallen, und beschenkte den Grotius mit 13000 Rthlr. So war die Aufführung der Königinn Christina in dem ersten Jahre ihrer Regierung beschaffen. Aber die guten Eigenschaften äusserten sich allein im Anfange, die schlechten aber waren gegen das Ende ihres Regiments fast allein kennbar. Ihr Hauptfehler war die Unbeständigkeit, welche zu vielen Verdrießlichkeiten Anlaß gab, und verursachte, daß die Regierung wankte, und die

Ihre Kaltsinnigkeit gegen den Grotius.

Nach-

Nachfolge ungewiß war. Sie ließ endlich den Herzog von Zweybrücken nach Schweden kommen, und erklärte ihn zu ihrem Nachfolger. Dieser Prinz aber war bisweilen bey ihr in einem grossen Ansehen, daß er sich zu einer Vermählung mit ihr Hoffnung machen konnte, bald aber war er wieder so verachtet, daß er an der Nachfolge in der Regierung, wozu sie ihn bestimmt hatte, zu zweifeln anfing, und er hatte es also lediglich einer unglaublichen Geduld zu danken, daß er sich einigermassen erhielt, und nicht wieder zurück gewiesen wurde. Bald schien es, als wenn die Königinn Zepter und Krone verachtete, um sich der Philosophie einzig und allein zu widmen, bald aber war sie wieder so eifersüchtig über ihre Ehre, daß sie durchaus keinen Widerspruch vertragen wollte. Sie liebte die Gelehrten, und ließ sie von allen Orten in Europa zu sich verschreiben. Aber sie ward ihrer bald wieder müde und überdrüßig, und schickte sie als Pedanten zurück. Sie hatte eine Menge von Favoriten und Lieblingen, keiner aber hielte sich länger, als der Graf Magnus de la Gardie, welcher sich ihrer Gunst 9 Jahr rühmen konnte. Wie sie ihn aber so lange geliebet hatte: so ward die Liebe in einen solchen bittern Haß verwandelt, daß sie ihn nicht sehen konnte, ja der Haß gieng so weit, daß ihn bey ihrem ernannten Thronfolger, Carl Gustav, welcher damals Prinz von Schweden genannt ward,

Ihre Lieblinge

Graf Magnus de la Gardie.

aufs

aufs höchste anschwärzte, und ihm schrieb, daß sie willens gewesen wäre, ihn zu ihrem Gemahl zu erwählen, aber Magnus de la Gardie hätte ihr solches abgerathen. So bald der Graf davon Nachricht erhielt, so beschwerte er sich bey der Königinn darüber. Wie Christina dieses hörte, so stellte sie sich ganz bestürzt, und befohl dem Grafen, denjenigen zu nennen, der ihm dieses gesagt hätte. Der Graf antwortete, daß er es von dem Oberstallmeister Steinberg gehört habe; welcher dieses aber auf Befragen läugnete. Dabey hatte es diesmal sein Bewenden. Weil aber Steinberg durch diese Begebenheit in Unruhe gesetzt worden, so brachte er es bey der Königinn dahin, daß diese den Grafen aufs neue anhalten muste, seinen Mann zu sagen. Wie der Graf hierauf den Schlippenbach nannte, und dieser es gleichfalls läugnete, so ward der Graf dadurch so sehr erhitzt, daß er den Schlippenbach mit harten Worten anfuhr, welche aber Schlippenbach mit gleicher Münze bezahlte. Man glaubte, daß diese beyden Herren ihren Streit durch ein Duell ausmachen würden, der Graf Magnus aber konnte sich nicht entschliessen, Schlippenbach herauszufordern, worüber er bey der Königinn in Verachtung gerieth, daß ihm auch von derselben der Hof verbothen ward. Auf solche Art fiel dieser ansehnliche und vornehme Mann in Ungnade, da die Königinn doch denselben vorher so sehr liebte, daß sie auch, wie der Graf 1651 über der

Er fällt in Ungnade.

Tafel

Tafel in Ohnmacht fiel, und man meynte, daß er sterben würde, ausrief, **Adieu mein lieber Graf.** Weil ihr nun keiner von ihren Unterthanen weiter gefiel, so warf sie ihre Neigung auf fremde, unter denen der erste eines französischen Apothekers Sohn war, Namens Michou, welcher aber seinen Namen veränderte, und sich Bourdelot nennen ließ. Dieser ward im Jahr 1651 der Königinn besondrer Liebling, nachdem er sie von einer Krankheit gesund gemacht hatte. Er blieb oft sehr lange bey ihr, unter dem Vorwand, ihr Arzney zu geben, deren Wirkung er abwarten wollte. Ja die Gnade der Königinn gieng so weit, daß er zuletzt den Grafen Magnus de la Gardie ganz verdrengte, welcher darüber einen unauslöschlichen Haß gegen ihn faßte. Und weil dieser Mann im Reden sehr frey, und in Religionssachen ziemlich kaltsinnig war, überdem auch alle schwedische Unterthanen, welche in der Königinn Gnade stunden, in Verdacht und Ungnade zu stürzen suchte, so brachte er in kurzer Zeit den ganzen Hof gegen sich in den Harnisch. Aber die Königinn nahm ihn in Schutz, und sagte: „Ob er gleich viele grosse Fehler hat, so besitzt er doch dabey auch viele gute „Eigenschaften, welche die ersten wieder bedecken“. Sie sahe ihn für einen grossen Mann an, und deswegen meynte sie, daß alles Böse was von ihm gesprochen würde, nur aus Neid herrühre. Insonderheit bemühete sich die Mut-

Ihr zweyter Liebling Bourdelot.

ter der Königinn, diesen Mann zu stürzen, weil sie glaubte, daß er ihrer Tochter eine Liebe zur römischen Religion einprägte. Sie erhielt aber dafür nichts anders als saure Minen, und harte Worte zum Lohne, und daher erkühnte sich niemand weiter etwas davon zu erwähnen; die vornehmsten Herren suchten vielmehr den Bourdelot durch Geschenke und Aufwartungen zu gewinnen, und man sagt, daß die Geschenke, welche er 1653 zum neuen Jahre von ihnen erhalten, sich auf 20000 Rthlr. belaufen. Nichts destoweniger fand doch die Königinn, nachdem sie alles genau überlegt hatte, für rathsam, ihm seine Erlassung zu geben. Sie versahe ihn aber zugleich mit prächtigen Geschenken und Empfehlungsschreiben an die Regentinn in Frankreich. Sie überredete auch den Pfalzgrafen, ihm ein Geschenke zu geben, ob sich gleich dieser Herr einen ganzen Tag Bedenkzeit nahm, ehe er sich dazu entschliessen konnte. Der Verfasser der Geschichte der Königinn Christina, welche zu Leipzig gedruckt worden, führt eine seltsame Begebenheit an, welche sich vor der Abreise des Bourdelots zugetragen.

Er wird verhaßt, und deswegen weggeschickt.

Eine lächerliche Historie.

Bourdelot hatte veranstaltet, daß Marcus Meibom, welcher von der Musik der Alten ein gelehrtes Buch geschrieben, und damals Bibliothekarius der Königinn war, öffentlich ein Concert nach der alten Art vorstellen, und Naudäus nach demsel-

ben

ben tanzen sollte. Weil aber Meibom eine schlechte Stimme hatte, und deswegen ausgelacht ward, so warf er einen so heftigen Zorn auf den Bourdelot, daß er ihm auch auf der Bibliothek derbe Schläge gab. Wie aber Bourdelot darüber klagte, und die Königinn die harten Worte fallen ließ, daß er unverzüglich den Meibom aus dem Fenster hätte werfen sollen, so muste dieser gute Mann das Reich verlassen. Man kann daraus abnehmen, in was für einem grossen Ansehen dieser Bourdelot bey der Königinn gestanden. Allein diese Gnade, welche sie ihm erwies, verwandelte sich bald darauf in die äusserste Geringschätzung. Denn wie sie nachher einen Brief von ihm empfing, welcher aus Paris geschrieben war, so hielt sie denselben, an statt ihn zu lesen, für die Nase, und sagte, daß er nach der Apotheke röche. Doch waren es nicht seine Fehler und schlechten Eigenschaften, welche ihn um ihre Gnade brachten; sondern es rührte solches von einem andern neuen Liebling, dem spanischen Gesandten Pimentel her. Dieser theilte im Anfange mit dem Bourdelot die Gnade der Königinn, aber zuletzt eignete er sich dieselbe allein zu. Mit diesem neuen Favoriten hielt sie gar keine Maasse. Er begleitete sie bey allen ihren Ergötzlichkeiten, und gieng zu Fusse an der Seite ihres Wagens, wenn sie im Staat fuhr, hatte auch seine Zimmer auf dem Schlosse ganz nahe bey ihr. Ueber eine solche Aufführung ärgerten und kränkten sich alle

Der dritte Liebling.

rechtschaffene schwedische Patrioten. Der einzige Trost für sie war, daß es nicht lange währen konnte, weil Pimentel doch aus Schweden wieder wegreisen muste. Seine Abschiedsaudienz aber ward von einer Zeit zur andern aufgeschoben, weil die Königinn verlangte, daß er noch einem prächtigen Balle beywohnen sollte, wozu sie grosse Anstalten machte. Auf diesem Ball verehrte sie ihm zum Abschied einen kostbaren Ring, und wie sie 1653 den so genannten Amaranthorden stiftete, so war Pimentel der erste, der in denselben aufgenommen ward; ja kurz darauf ließ sie ein prächtiges Band verfertigen, worinn diese italiänischen Worte gewirkt waren, dolce nella memoria, und schickte dasselbe dem Pimentel zum Geschenke. Sie ließ sich auch von ihm bewegen, dem portugiesischen Gesandten schimpflich zu begegnen, und demselben den Hof zu verbieten. Die grosse Gnade, worinn er stand, machte ihn so hochmüthig, daß er alle Schweden über die Achseln ansahe. Doch durfte er sich an dem Hofe der verwittweten Königinn nicht blicken lassen, weil dieselbe einen grossen Abscheu vor ihm hatte, und ihn für denjenigen ansahe, der ihre Tochter von der evangelischen Religion ablenkte, welches sich auch also verhielte. Denn Christina legte bald darauf Zepter und Krone nieder, nahm den römischen Glauben an, und reisete nach Rom; wiewohl man ihre Aufführung in diesem Stücke, eben so wenig als in allen andern begreifen kann. Denn der französische Gesandte

sandte Chanut, aus dessen Nachrichten dieses alles entlehnt ist, bezeugt, daß ihr nichts weniger als die Religion am Herzen gelegen, und daß man damals allenthalben gesagt, daß sie gar keine Religion habe. Ihre Frau Mutter verwies es ihr einsmals, daß sie von dem Glauben ihrer Vorfahren abwiche, und ihrem Vater, dem grossen Gustav nicht nacharte-te, der sich so oft der äusserſten Gefahr unterworfen, ja sein Leben für die Sicherheit des evangelischen Glaubens aufgeopfert. An statt aber, daß die Königinn Christina solche Ermahnungen hätte zu Herzen nehmen sollen, so sagte sie vielmehr, daß die Heiden eben sowol als die Christen selig werden könnten; worüber ein so heftiger Wortwechsel unter ihnen entstand, daß die verwittwete Königinn weinend von der Tafel gieng, und die Königinn Christina viel Mühe hatte, dieselbe wieder zufrieden zu stellen.

Streit der Königinn Christina mit ihrer Mutter.

Alles dieses würden die Schweden, noch mit Geduld ertragen haben, wenn ihre Verschwendung und Pracht nicht so weit gegangen wäre, daß das Reich endlich dabey den gänzlichen Untergang befürchten mußte. Denn die Krongüter wurden weggeschenkt, das Reich gerieth in unerhörte Schulden, und die Ueppigkeit nahm nebst der Armuth täglich zu, so daß man von nichts anders als Gastmahlen, Balletten, und kostbahren Schauspielen hörte, welches zu verschiedenen Satiren und Stachelschriften Anlaß

Merkwürdige Geschichte der Messenier.

gab, und die bekannten Messenier bewog, Carl Gustav, welcher auf Oeland in der Stille lebte, die bekannte Schrift in die Hände zu spielen, welche Vater und Sohn ums Leben brachte. Mit dieser Sache hatte es folgende Bewandniß:

Es ward dem Prinzen ein Brief aus Schweden ohne Unterschrift eingehändiget, worinn eine bittere Satire auf die Königinn und deren Regierung enthalten war. Der Prinz schickte denselben nicht allein unverzüglich an die Königinn, sondern wandte auch alle Mühe an, den Verfasser zu erfahren. Derjenige, welcher ihm den Brief überliefert hatte, war einer von seinen eignen Bedienten, und sagte, daß eine Frau in Calmar, in deren Hause er sich bey seiner dortigen Anwesenheit aufgehalten, ihm solchen zugeschickt habe. Der Prinz fertigte daher gleich jemanden nach Calmar ab, sich weiter darnach zu erkundigen. Der Bote erhielt von gedachter Frau die Nachricht, daß sie von einem Bürger in der Stadt gebeten worden, den Brief nach Seland zu befördern, wo der Prinz sich aufhielte. Der Bürger ward hierauf verhört, und bekannte, daß ihm der Brief aus der Kanzley in Stockholm zugesandt worden. Auf diese erhaltene Nachricht reisete der Bote nach Stockholm, mit Briefen von dem Prinzen an den Grafen Magnus de la Gardie, und überlieferte demselben zugleich, jedoch versiegelt, die erwähnte Schand-

schrift,

schrift, und sagte, daß man solche dem Prinzen aus der Kanzley in Stockholm zugeschickt hätte. Der Graf Magnus verfügte sich gleich darauf zur Königinn, welche die Schrift kaum gesehen, als sie gleich einen Verdacht auf den rechten Verfasser derselben warf. Doch, weil sie die Hand nicht kannte, so beschloß sie, dabey vorsichtig zu Werke zu gehen.

An dem folgenden Tage, welcher ein Expeditionstag war, ließ sie ihre Secretairs zu sich kommen, zeigte ihnen den Brief, und fragte, ob ihnen die Hand nicht bekannt wäre. Einer von ihnen sagte darauf, daß er zwar die Hand desjenigen nicht kenne, der den Brief geschrieben, aber die Aufschrift schiene von seinem eignen Gevollmächtigten geschrieben zu seyn. Die Königinn ließ sogleich diesen Schreiber rufen, und fragte ihn, ob er nicht die Hand desjenigen kenne, der die Aufschrift dieses Briefes gemacht hätte. Er antwortete gleich, daß es seine eigne Hand sey. Worauf die Königinn ihn weiter fragte, auf wessen Begehren solches geschehen sey. Er versetzte, daß einer von seinen guten Freunden in Stockholm, der weder des Prinzen Titel noch Gelegenheit gewußt, wie der Brief nach Oeland bestellt werden könnte, ihm solchen versiegelt mit dem Begehren zugeschickt hätte, die Aufschrift darauf zu machen, und ihn an den Prinzen zu befördern. Als die Königinn ferner nachforschte, wer der Freund wäre, so sagte er, der Sohn des königlichen Geschichtschreibers,

Messenius, welches eben derjenige war, den die Königinn im Verdacht hatte. Weil aber der junge Messenius damals nur 16 oder 17 Jahr alt war: so schloß sie, daß er nicht der Verfasser seyn könnte, sondern daß es des Vaters Werk wäre, weswegen sie beschloß, beyde in Verhaft nehmen zu lassen. Doch weil sie glaubte, daß verschiedene andre mit daran Theil haben möchten: so wollte sie vorsichtig zu Werke gehen, und ertheilte dem Grafen Magnus Befehl, den alten Messenius, jedoch auf eine solche Art zu sich zu nöthigen, daß er nicht merken möchte, daß es auf ihren Befehl geschehen sey. Der Graf fertigte gleich einen von seinen Leuten ab, welcher mit dem Messenius bekannt war. Dieser traf ihn auf der Gasse an, und bat ihn, daß er doch zum Grafen kommen möchte. Wie sie aber die Wache vorbeygiengen, so trat einer heraus, und kündigte dem Messenius auf Befehl der Königinn den Arrest an, und ließ ihn in ein Zimmer führen, welches unmittelbar an die Hauptwache stieß. Sobald dieses geschehen war, versicherte man sich auch seines Sohnes, und ließ alles im Hause versiegeln. Der Sohn ward darauf zu der Königinn gerufen und gefragt, ob er die Schrift nicht kenne, welches er dreymal mit grosser Frechheit, läugnete. Die Königinn ward darüber sehr zornig, und fragte, ob er in so vieler Leute Gegenwart, die seine Hand kenneten, sich so frech zu lügen

Vater und Sohn werden in Verhaft genommen.

lügen unterstünde, denn alle Secretärs waren mit ihren Schreibern zugegen. Hierauf fing er an zu weinen, warf sich zu den Füssen der Königinn nieder, und bat um Gnade. Er gestand, daß er die Schrift aus einigen Papieren seines Vaters verfasset, er hätte aber gemeynet, dadurch seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, und bezeugte zugleich, daß sein Vater nichts davon wisse. Man führte ihn darauf aus dem Cabinet der Königinn, und der alte Messenius ward dagegen hinein gerufen. Er läugnete anfangs auf befragen, daß er die Schrift kenne, aber zuletzt gestand er, daß er fast glaubte, daß es seines Sohnes Hand und Arbeit wäre, doch könnte er dieses nicht gewiß behaupten. Wenn aber sein Sohn schuldig sollte befunden werden, so wollte er der erste seyn, der ihn verdammte. Uebrigens aber bezeugte er seine eigene Unschuld, und sagte, daß er für seines Sohnes Verbrechen nicht stehen könnte. Den 24 Dec. 1651 ordnete die Königinn eine gewisse Commißion an, die Sache noch genauer zu untersuchen. Man konnte aber in langer Zeit kein rechtes Licht in derselben bekommen. Denn der Sohn entschuldigte den Vater beständig, daß er nichts darum wüste, und auf der andern Seite berief sich der Vater gleichfalls auf seine Unschuld. Wie man sie den Montag darauf zum andernmale befragte, aber in sieben Stunden nichts weiter herausbringen konnte, so ward beschlossen, sie peinlich zu verhören.

Ihr Verhör.

hören. Da der alte Messenius die Marterwerkzeuge erblickte, so brach er in diese Worte aus: „Nun bekenne ich, daß GOtt gerecht ist, und „die Missethäter strafet". Zugleich sagte er, daß er nun diese Sünde gerne gestehen, und zugleich noch verschiedene andere wichtige Dinge, die den Staat beträfen, offenbaren wolle, wenn solches in Gegenwart der Königinn geschehen könnte. Die Commissarien, welches die vornehmsten Mitglieder des Raths waren, gaben der Königinn davon Nachricht, und baten dieselbe, dem Verhör mit beyzuwohnen. Wie die Königinn sich dahin begeben hatte, so wandte sich Messenius gleich zu ihr, und sagte, daß er zwar nicht der Urheber der Schrift sey, sein Sohn aber habe dieselbe aus einigen Papieren, die er ihm gegeben, zusammen geschrieben. Zugleich gestand er, daß ihm sein Sohn die Schrift gezeiget, als er sie verfertiget gehabt, und daß er es nicht verhindert, daß solche dem Prinzen zugeschickt würde. Weiter sagte er, daß ein Bürgermeister in Stockholm, Namens Niels Nielsen, wie auch der Stadtschreiber und ein Prediger in Westeraas mit um die Sache wüsten, und daß sie sich sämtlich vereiniget hätten, dem Prinzen beyzustehen, wenn er die Waffen gegen die Königinn ergreifen, und sich zum Könige machen wollte. Sie hätten diesem Fürsten auch die Versicherung gegeben, daß sowohl die Stände als die Provinzen sich für ihn erklären würden. Die Königinn machte hierauf alsofort Anstalt, die

ange-

angegebenen Personen in Verhaft nehmen zu lassen, und weil der Bürgermeister Niels Nielsen bey der Bürgerschaft sehr beliebt war, so ließ sie die Wache auf dem Schlosse verdoppeln.

Nachdem Messenius dieses Bekenntniß abgelegt hatte, und also leicht merkte, daß ihn nichts weiter retten könnte, so bat er, daß Ihro Majestät ihm nur die Gnade erweisen, und erlauben möchten, ihre Hand noch einmal vor seinem Ende zu küssen. Die Königinn erlaubte dieses, und reichte ihm ihre Hand hin. Sie warf ihm aber auch zugleich seine Untreue und Undankbarkeit vor, da sie ihn aus dem Gefängnisse befreyet, worinn er 14 Jahr gesessen, ihn zu ihrem Historiographo gemacht, und in den Adelstand erhoben, auch ihm Güter von 2000 Rthlr. jährlicher Einkünfte gegeben. Darauf ward der Vater sowohl als der Sohn zu Stockholm vom Leben zum Tode gebracht. Der Sohn ward hinaus für die Stadt geführet, allwo man ihm erst seine rechte Hand hernach den Kopf abhieb, und seinen Leib viertheilte, weil er allein die Schandschrift verfasset hatte. Weil aber sein Vater nicht eher Nachricht davon gehabt, bis solche Schrift bereits verfertiget gewesen, so war auch seine Strafe gelinder. Hierbey ließ es die Regierung bewenden. Den andern angegebenen Personen ward das Leben geschenkt; weil man es hinlänglich zu seyn glaubte, daß die Hauptpersonen gestrafet worden. Daß der alte Messenius nicht peinlich be-

Ihre Execution.

befragt ward, geschahe deswegen, weil er rein heraus gesagt hatte, daß wenn man ihn auf die Folterbank legte, er solche Dinge offenbaren würde, welche die Königinn selbst nicht gerne hören würde, welche zu wissen und zu erfahren sie nicht wünschen sollte. Man überredete sie daher, auf ein solches Bekenntniß nicht zu dringen, und die Todesstrafe, sobald als möglich, vollziehen zu lassen. Das Verhalten des Prinzen von Schweden bey dieser Sache gefiel der Königinn so wohl, daß sie ihm ein Kästgen mit Diamanten und ihrem Portrait verehrte.

Ursach des Falles der beyden Messenier.

Was übrigens den Inhalt dieser aufrührischen Schrift anlanget, so hatte der Verfasser nicht allein die Königinn, sondern auch die höchsten Reichsbeamten scharf darinn angegriffen. Ihro Majestät ward darinn abgemahlt, als ein Frauenzimmer, das die Regierungskunst nicht verstünde, sondern nur auf Spiele und Lustbarkeiten gedächte, wodurch der Staat ins Verderben gestürzt würde. Sie ward beschuldiget, daß sie die Krongüter verschenkt, und an Fremde und Ausländer gegeben. In dieser Schrift ward auch eine Unterredung zwischen ihr und ihrem Tanzmeister angeführt. Die Königinn fragt denselben, wie viel ein Ball kosten würde? der Tanzmeister antwortet, 30000 Rthlr. worauf die Königinn sagt, **nicht mehr Beaulieu** (so hieß der Tanzmeister) **mache gleich Anstalt, denn das Geld liegt bereit.**

In

In einer andern Unterredung zwischen der Königinn und ihrem Kammerdiener Hans Holm fragt sie diesen, **was redet man in der Stadt von mir.** Hans Holm antwortet, die ganze Stadt ist betrübt, weil Eu. Majestät nicht mehr tanzet; worauf die Königinn den Beaulieu hohlen läßt, und aufs neue fragt, was ein Ball kosten würde, und andre dergleichen empfindliche Dinge mehr, wovon die Schrift voll ist, und woraus man siehet, daß die Messenier die erlittene Strafe sehr wohl verdienet haben.

Ich habe für nöthig gehalten, den ganzen Verlauf dieser Sache umständlich anzuführen, und hier zu wiederhohlen, ob ich gleich diese Begebenheit mit den Messeniern bereits meiner dänischen Reichshistorie einverleibt habe*. Denn da diese Geschichte ein sehr deutliches Portrait von der Aufführung und dem Regimente der Königinn Christina macht, so habe ich dieselbe in einem solchem Werke nicht übergehen können, worinn ich hauptsächlich den Entzweck habe, den Character berühmter Damen zu zeigen.

Es ist bereits von mir berührt worden, daß der Hauptfehler dieser Königinn in der Unbeständigkeit bestanden, wovon die angeführten Beyspiele ihres Verfahrens gegen ihre Minister und Lieblinge ein deutliches Zeugniß ablegen. Am deutlichsten aber erhellet dieses aus ihrer Aufführung

Aufführung der Königinn gegen

* Th. III. S. 99 und in der deutschen Uebersetzung Th. III. S. 118.

Christina gegen den König Friederich.

gegen den König in Dännemark, Friederich den Dritten. Denn bald betheuerte sie ihre Freundschaft und Hochachtung gegen den König Friederich, bald aber ließ sie wieder eine eben so grosse Kaltsinnigkeit und Verachtung blicken; über welche Aufführung auch der dänische Minister, welcher sich damals in Stockholm aufhielt, ganz verwirrt ward, und nicht wuste, was er davon denken sollte. Denn bisweilen stellte sie sich, als wenn sie auf nichts so sehr bedacht wäre, als eine unverbrüchliche Freundschaft mit Dännemark zu unterhalten, und schlug zu dem Ende eine genaue Verbindung unter beyden Reichen vor. Nicht lange hernach aber ließ sie eben so viele Zeichen der Feindschaft blicken, welches man am deutlichsten bey der uhlfeldschen Sache wahrnimmt. Ich will an diesem Orte dasjenige nicht wiederhohlen, was ich bereits hiervon aus den Nachrichten des Herrn Chanuts der Historie Friedrich des Dritten einverleibt habe. Ich will hier nur blos den Beschluß des uhlfeldschen Handels beybringen, woraus man abnehmen kann, daß es bereits so weit mit der Königinn Christina gekommen war, daß sie den Wohlstand gar nicht mehr beobachtete, und niemanden weiter schonte, daß also die Unterthanen keine Ursache gehabt, sich über ihre Abreise aus dem Reiche zu betrüben, welche kurz nachher erfolgte.

Ich habe bereits an einem andern Orte erzählt, daß Christina den flüchtigen dänischen Reichshofmei-

meister, Corfitz Uhlfeld in Schutz genommen, und darinn, aller liebreichen Erinnerungen und Ansuchungen des Königs Friederichs ungeachtet, beständig fortgefahren. Dieses währte bis auf das Jahr 1653, da sie sich vorsetzte, höchstgedachtem Könige einen Streich zu spielen, der aber nur dazu diente, sie selbst verächtlich, und die Sache des Uhlfelds noch schlimmer zu machen. Sie fertigte in eben diesem Jahre ihren Kanzler an den dänischen Ambassadeur in Stockholm ab, und ließ ihm sagen, weil sie nunmehr genau überlegt hätte, was ihr von dem Uhlfeld erzählt worden, und überdem zu verschiedenenmalen aus seiner Aufführung am schwedischen Hofe bemerkt hätte, daß er nicht redlich, sondern wirklich ein solcher treuloser Mann sey, wie ihn der Ambassadeur beschrieben, und daß er ihren Schutz nicht verdienet: so ersuchte sie den Ambassadeur, daß er ihr den Brief zeigen möchte, in welchem seinem Vorgeben nach der König einige Umstände von dem Uhlfeld gemeldet, damit sie von der Sache desto genauer unterrichtet werden, und dem Könige Friederich die gebührende Befriedigung verschaffen könnte. Der Ambassadeur stutzte über dieses Begehren, und sahe sich genöthiget, den Kanzler zu fragen, ob es die Königinn ernstlich meynte, insonderheit, weil sie kurz vorher aus einem ganz andern Tone gesprochen hätte. Der Kanzler versicherte hierauf, daß es der Königinn wirklicher Ernst

Insonderheit in der Uhlfeldschen Sache.

sey,

sey, woran der Gesandte nicht zweifeln dürfte; derselbe könnte vielmehr fest versichert seyn, daß Ihro Majestät völlig entschlossen wäre, dem Könige in Dännemark eine so hinlängliche Befriedigung zu verschaffen, wie er sie selbst verlangte. Ja dieses sey die einzige Ursache, wesfalls sie den Brief des Königes zu sehen wünschte.

Wie der dänische Gesandte von dem Kanzler diese Versicherung erhalten, so gab er das Schreiben aus den Händen. Sobald die Königinn dasselbe erhalten, so verlangte sie auch eine Abschrift von dem Scheine, welchen der englische Gesandte in Dännemark hinterlassen, und worinn er den König Friederich versichert, daß sein Herr, der König von England die 24000 Rthlr. niemals empfangen habe, welche der König von Dännemark ihm zuzustellen, Uhlfeld Befehl ertheilt hatte. Des Tages vorher hatte der Ambassadeur auch eine Abschrift von einem Briefe bekommen, welchen der König Carl der Andre an den König Friederich geschrieben, und worinn dieser Herr bezeuget, daß weder er selbst noch jemand von den seinigen die 24000 Rthlr. empfangen habe. Diese Copey aber behielt der Gesandte heimlich bey sich, und lieferte nur den begehrten Schein des englichen Gesandten aus, wobey er sich die Erlaubniß ausbat, den folgenden Tag seine Aufwartung bey Ihro Majestät zu machen, welches ihm auch zugestanden ward.

Merkwürdiges Beyspiel

Wie er an dem andern Tage zu der Königinn kam, so sagte sie zu ihm

ihm; weil sie itzt im Begriffe stün- der Falsch-
de, die Regierung niederzulegen, heit.
so wolle sie doch erst dem Könige in Dännemark die gebührende Befriedigung erschaffen, und den Schutz aufheben, welchen sie bisher dem Corfitz Uhlfeld angedeyen lassen, weil er dessen unwürdig befunden worden. Weil nun der Ambassadeur von dem, was beschlossen und zwischen der Königinn und dem Uhlefeld heimlich verabredet worden, nichts wuste, so dankte er Ihro Majestät im Namen des Königes für die Geneigtheit, welche sie ihm bey dieser Gelegenheit erwiese, und um sie in solchem Vorsatze zu bestärken, ließ er sie die Abschrift von dem Briefe des Königs Carls sehen, worinn die Aussage des englischen Gesandten bekräftiget ward. Die Königinn las diesen Brief ganz durch, und sagte darauf, daß sie nicht Zeit hätte, länger mit dem Gesandten zu reden, bat ihn aber zugleich, daß er sich des Tages darauf wieder einfinden möchte. Sie wollte sodann Uhlfeld auch rufen lassen, und demselben in des Ambassadeurs Gegenwart ihren gefaßten Entschluß zu erkennen geben, daß er, weil er es nicht wehrt wäre, ihres Schutzes nicht weiter geniessen, sondern das Reich unverzüglich verlassen sollte. Sie bot darauf dem Ambassadeur ihre Carosse an, um ihn zu bestimmter Zeit aufs Schloß zu hohlen. Allein er bedankte sich und sagte, er hätte seine eigene, wollte aber nicht ermangeln, sich wieder auf dem Schlosse einzustellen, sobald ihm die Königinn

nur die Zeit würde kund machen lassen. Dabey bat er inständigst, daß weil Ihro Majestät dem Könige in Dännemark eine Genugthuung verschaffen wollte, sie ihm doch in des Uhlfelds Gegenwart nichts mehr, als nur ihren wider denselben gefaßten Schluß kund machen möchte, ohne etwas andres auf die Bahn zu bringen, weil es ihm nicht anständig wäre, sich mit diesem Manne in andre Dinge einzulassen. Denn weil er Uhlfelds Hitze kannte, so suchte er vermuthlich dessen Stichelreden zu entgehen, wofür er aber nicht gesichert seyn konnte, wenn man ihm Freyheit liesse, von andern Dingen zu reden. Die Königinn versprach ihm solches. Er war aber kaum hinausgegangen, so trat Uhlfeld ins Zimmer, und ward von der Königinn mit der grösten Freundlichkeit empfangen. Ja sie führte ihn darauf in ihrer eignen Carosse durch die Stadt. Als der Ambassadeur davon Nachricht erhielt, so fiel er gleich auf die Gedanken, daß ihn die Königinn fangen, und dem Uhlfeld Gelegenheit geben wolle, seine Sache zu vertheidigen. Er ließ also den Minister, der die Gesandten zur Audienz führet, zu sich rufen, und nachdem er demselben sein Mistrauen ganz deutlich entdeckt, so bat er ihn, solches der Königinn mit dem Beyfügen vorzustellen, wie er wünschte, daß es Ihro Majestät gefallen möchte, ihn der Audienz in Uhlfelds Gegenwart zu überheben, um die der Königinn schuldige Ehrfurcht nicht zu beleidigen. Wie

die

die Königinn von dem Mistrauen des Ambassadeurs unterrichtet worden, so ließ sie ihm durch eben denselben Minister sagen, daß sie alles halten wollte, was sie ihm den Tag vorher versprochen hätte, und daß Uhlfeld nur sollte zugegen seyn, um seine Verurtheilung aus ihrem eignen Munde zu hören. Ja der Gesandte könnte versichert seyn, daß nichts geschehen sollte, als was dem Könige in Dännemark zum Gefallen gereichte, und könnte also ganz sicher erscheinen. Der Ambassadeur begab sich darauf gleich aufs Schloß, allwo er vernahm, daß der Senat im Audienzsaal war, und die Reichsräthe vor kurzer Zeit aus der Königinn Cabinet gekommen waren. Ueber diese Begebenheit ward er ganz bestürzt, und sagte zur Königinn, daß er auf ihr Wort gekommen wäre, obgleich die Gnadenbezeugungen, welche sie des Tages vorher dem Uhlfeld erwiesen, ihm Anlaß zu üblen Gedanken gegeben hätten; solche aber müsten bey ihm nicht wenig vermehret werden, da er sähe, daß der ganze Rath versammlet wäre. Weswegen er gemüßiget werde, wenn er seines hohen Principals Ehre retten wollte, nicht einen Augenblick länger bey ihr zu bleiben, daferne sie gestattete, daß Uhlfeld etwas vorbrächte, welches wider den seinem Könige schuldigen Respect liefe, und woferne Ihro Majestät ihn in einer andern Absicht herein kommen liesse, als daß er sein Urtheil anhören sollte. Die Königinn gab zur Antwort, er hätte nichts

zu befürchten, sie wollte schon ihr Versprechen halten und nicht zulassen, daß etwas geredet würde, was des Königs Ehre nachtheilig seyn könnte. Worauf sie sich der Thür des Cabinets näherte, dem Marschall anzudeuten, daß er den Uhlfeld herein lassen sollte. Der Ambassadeur stutzte abermals hierüber, und sagte, daß dieses auch nicht ihrem Versprechen gemäß wäre, weil sie nicht gesagt hätte, daß dergleichen in Gegenwart des Raths geschehen sollte. Die Königinn versicherte ihn aufs neue, daß alles dieses nur auf die Befriedigung des Königs abziele. Aber gleich darauf sagte sie zu dem Uhlfeld, der Ambassadeur von Dännemark beschuldigte ihn, daß er 24000 Rthlr. untergeschlagen, welche der König Friedevich ihm geliefert, solche dem Könige in England zuzustellen, welcher doch schriftlich bezeugt hätte, daß er solche Gelder nicht empfangen. Auf diesen Punct sollte er hier, jedoch auf eine solche Art antworten, daß er den seinem Könige schuldigen Respect nicht verletzte. Der Ambassadeur fiel der Königinn in die Rede, und sagte, daß er niemanden beschuldige, und wollte sogleich weggehen. Aber einige von den Räthen stellten sich an die Thüre, und baten ihn, daß er bleiben möchte. Uhlfeld versetzte hierauf, daß er solche Beweise in Händen hätte, wodurch er sich gegen Peter Juel, (wie er den Ambassadeur nannte, ohne ihm einen andern Titel beyzulegen) verantworten könnte. Aber Juel bezahlte

ihn

ihn mit gleicher Münze und sagte: „Corfitz „Uhlfeld sprecht mit Respect von dem Könige, „eurem Herrn, und seinem Minister", und darauf gieng er zum Fenster, um hinaus zu sehen. Uhlfeld überreichte inzwischen der Königinn verschiedene Papiere, welche sie auch annahm, und dieselben dem Kanzler gab, um solche zu verlesen. Dieser fieng hierauf an, einen Befreyungsbrief abzulesen, wodurch der hochselige König Christian der Vierte den Uhlfeld von allem Anspruch, den man etwa künftig wegen seiner Amtsverrichtungen an ihn machen könnte, befreyet hatte. Die Königinn wandte sich zum Ambassadeur, und fragte, was er hierauf zu antworten hätte. Der Gesandte versetzte, daß er nichts darauf antworten könnte, weil er nichts von dem, was verlesen worden, gehört hätte. Er hätte nun auf etwas anders zu denken, nämlich auf das seltsame Verhalten der Königinn gegen ihn, da sie ihr Wort gar nicht gehalten, und es dadurch zugleich dahin gebracht hätte, daß er ihr niemals ferner Glauben zustellen würde. Er bat anbey, sie möchte ihm erlauben, dieses zu sagen, daß ein gekröntes Haupt mit dem andern nicht also verfahren müsse, insonderheit nach so vielen Betheurungen der Freundschaft und Hochachtung. Hierauf riß er sich los, und gieng aus dem Zimmer.

Diese Begebenheit, welche die Königinn Christina als ein Meisterstück ansahe, diente nur dazu, sie sowohl bey fremden, als auch bey ihren

ren eignen Unterthanen verhaßt und verächtlich zu machen. Denn man hat fast kein Exempel, daß ein gekröntes Haupt ein andres, mit dem es in Freundschaft und gutem Vernehmen gestanden, auf eine solche Art zu beschämen gesucht habe. Es legt dieses Verfahren zugleich von der Falschheit und Unbeständigkeit, von dem seltsamen und unordentlichem Gemüthe, wie auch von dem schlechten Verstand der Königinn ein deutliches Zeugniß ab. Denn sie opferte dadurch nicht nur ihre eigne Ehre, sondern auch Uhlfelds Interesse auf, indem gleich darauf alle seine Güter in Dännemark confiscirt wurden. Wie sehr die schwedische Nation sich über diese Begebenheit betrübt, erhellet aus den Klagen des Kanzlers, und den Unterredungen desselben, welche er nachher mit dem Ambassadeur gehalten, worinn er zu erkennen gab, daß der einzige Trost, den die Nation annoch bey solchen Umständen hätte, lediglich darinn bestünde, daß die Königinn den Vorsatz gefaßt, die Regierung niederzulegen. Man erzählt, daß eben dieser Kanzler kurz vor seinem Tode ausgerufen: „Sie ist unsinnig, doch was sage ich, „Sie ist des grossen Gustavs Tochter".

Ihr Vorsatz, den Thron zu verlassen.

Die Königinn Christina war lange mit dem Vorsatz schwanger gegangen, die Krone niederzulegen, weil sie einen unüberwindlichen Abscheu vor der Regierung bekommen, und eine grössere Begierde hatte, ausserhalb Landes zu rei-

reisen. Einige aber glauben, weil sie durch ihre Verschwendung Schweden in einen unbeschreiblich schlechten Zustand gesetzt, und durch ihre seltsame Aufführung die ganze schwedische Nation gegen sich kaltsinnig gemacht hatte, so habe sie durch eine solche Abtretung sich aus einem Labyrinth zu retten gesucht, aus welchem sie sich sonst durch kein andres Mittel heraus helfen konnte. Denn es ist schwer zu glauben, daß sie durch die Begierde zur römischen Religion, wie einige vorgeben, zu diesem grossen Entschlusse gebracht worden, weil sie in keiner Sache weniger eifrig war, als in der Religion. Sie hatte seit einigen Jahren ihren nahen Anverwandten, den Fürsten von Zweybrücken, Carl Gustav zu ihrem Nachfolger in der Regierung erklärt, wiewohl diese Wahl sie nachgehends zu verschiedenenmalen zu gereuen schien. Denn als sie hernach eine grosse Neigung auf den Grafen Tott warf, so suchte sie denselben nach dem Carl Gustav auf den Thron zu bringen, daferne der letzte ohne Leibeserben abgehen sollte, womit sie aber nicht durchdringen konnte. Nachdem sie nun ziemlich lange mit den Ständen wegen ihres künftigen Leibgedings und andrer Einkünfte in Handel gestanden, und solches endlich ausgemacht hatte, so schritt sie zur Vollziehung dieses grossen Werks, und zwar auf folgende Weise.

Nachdem alles dazu veranstaltet worden, so verfügte sich die Kö- Setzt den-

selben ins Werk.

niginn des Morgens ganz frühe in den Rath, wo die Abtretungsacte bereits verfasset war, kraft welcher sie für sich und die Ihrigen auf die Krone Schweden Verzicht that, und alle ihre Ansprüche, dem Prinzen Carl Gustav übergab, und ihn zu ihrem Thronfolger, jedoch mit dieser Bedingung ernannte, daß sie auf ihre Lebenszeit die Stadt und das Schloß Nyköping, Oeland, Gothland, Oesel, Wollgast in Pommern, wie auch die Aemter Pöl und Neukloster, in dem Meklenburgischen behalten sollte. Für ihre eigne Person sollte sie Macht haben, zu thun und zu lassen, was sie wollte, ohne daß der König von ihr wegen ihres Verhaltens Rechenschaft fordern könnte. Dahingegen versprach sie auf ihrer Seite, nichts vorzunehmen, was dem Staate nachtheilig seyn könnte. Diese Acte ward in Gegenwart der Königinn, des Prinzens, und des ganzen Raths laut verlesen, worauf die Königinn solche unterzeichnete. Hernach verlas man eine andre, gleichfalls auf Pergament geschriebene Acte, worinn der Prinz versicherte, daß die Königinn auf ihre Lebenszeit alle diejenigen Güter behalten sollte, welche sie sich ausbedungen hätte, und daß er sie allezeit als eine Mutter ehren wollte. Wie der Prinz solche Acte unterzeichnet hatte, so legte die Königinn ihre königlichen Kleider an, mit der Krone auf dem Haupte, mit dem Zep-

Sie setzt die Krone Carl Gustav auf.

Zepter in der rechten, und dem Reichsapfel in der linken Hand, und stieg auf den Thron, worauf sie sich niedersetzte, so daß sie den Prinzen, jedoch nicht auf, sondern neben dem Throne zu ihrer rechten Hand hatte. Nachdem solchergestalt alles angeordnet war, so verlas Rosenhahn die Dimißionsacte noch einmal, wodurch das Regiment dem Prinzen übertragen ward, und die Unterthanen von dem Eyde der Treue, den sie der Königinn ehedem geleistet, losgesprochen wurden, worauf die Acte dem Prinzen übergeben ward. Hernach verlas er die vom Prinzen unterschriebene Acte, und überlieferte sie in die Hände der Königinn. Worauf die Königinn den fünf grossen Reichsbeamten ein Zeichen gab, daß sie auf den Thron steigen, und ihr die königlichen Kleider abnehmen sollten, welches auch geschahe. Da man sie also den Augenblick vorher als eine regierende Königinn in ihrem königlichen Schmucke gesehen, so sahe man sie nun in einem weissen taftnen Kleide mit einem Fecher in der Hand stehen, und mit den Umstehenden reden. Die schwedischen Herren bezeugten hierauf, daß sie über diese Abtretung sehr betrübt wären, und daß nichts als die Wahl sie wieder trösten könnte, welche Ihro Majestät an dem Prinzen getroffen, von dessen Verstande und Weisheit sie sich nichts anders als glückliche Zeiten versprechen könnten. Als dieses geschehen war, so ließ sie die Reichsräthe zum Handkuß, und ward

endlich sowohl von diesen, als von dem Prinzen nach ihrem Cabinet begleitet.

Darauf machte man zur Krönung des Prinzen Anstalt, welche aber dazumal wegen der Armuth, worinn Schweden gerathen war, nicht eben mit gar zu grosser Pracht vollzogen werden konnte. Denn der Herr Chanut bezeugt, daß man die meisten Sachen leihen müssen, welche zu der Krönung erfordert wurden, indem die Königinn die meisten Schätze des Reichs eingepackt hatte, um sie nach Deutschland mitzunehmen. Uebrigens ward die Krönung mit gewöhnlichen Ceremonien verrichtet, und man warf auch Schaupfennige aus, auf deren einen Seite der König mit einer Krone zu sehen war, auf der andern Seite aber diese Worte stunden: A DEO ET CHRISTINA. d. i. Die Krone ist mir von GOtt und der Christina gegeben worden. Gedachter Chanut bezeugt gleichfalls, daß bey dem Gastmahl, so allen Ständen gegeben worden, auf den Tischen der Bauren keine Tischtücher gelegen, sondern auf den blossen Tischen nur hölzerne Teller gestanden. Auf den Tischen der Bürger hatten sie zinnerne Teller, die an den adelichen Tafeln aber speiseten aus Silber, es war aber alles von Privatpersonen geliehen, weil die Königinn vorher alles Silbergeschirr hatte zu Schiffe wegbringen lassen; woraus man schliessen kann, daß die Complimenten, welche die schwedischen Herren bey ihrem Abtritte machten, und die Bekümmerniß, welche sie über diese Trennung

nung bezeugten, nur in blossen Worten bestanden.

Ihre Abreise.

Als diese wichtige Handlung vollzogen war, so machte sich die Königinn fertig, aus Schweden zu reisen. Sie stellte sich, als wenn sie zur See nach Deutschland gehen wollte, daher auch verschiedene Schiffe, sie dahin überzubringen, ausgerüstet wurden. Man vernahm aber hernach, daß sie wider alles Vermuthen den Weg zu Lande nach Dännemark nahm. Als der neue König dieses hörte: so schickte er ihr an die dänischen Gränzplätze Boten nach, und ließ sie inständig bitten, ihren Vorsatz zu ändern, und sich nach Oeland zu begeben, wo der Admiral Wrangel läge, und mit der Flotte wartete, sie nach Wismar zu führen. Sie entschuldigte sich aber mit der Unbeständigkeit des Windes, und setzte also ihre Reise in Mannskleidern nach dem Sunde fort, womit der König sehr übel zufrieden war. Sobald sie an die Gränze an einen kleinen Fluß gekommen war, welcher Dännemark von Schweden scheidet: so soll sie aus ihrer Carosse gestiegen seyn, und mit unglaublicher Freude gesagt haben: „Nun bin ich in meiner Frey„heit, und aus Schweden, wohin ich nimmer„mehr wieder zu kommen gedenke“. Sie ließ sich auch verlauten, daß sie gerade zu der französischen Armee reisen wollte, um den Prinzen von Conde zu sehen, sie trank auch des Feuers Ge-

Sie reiset durch Dännemark nach Deutschland.

Gesundheit. Man konnte aber dieses so wenig als verschiedne andere Dinge, die sie vornahm, begreifen. Und die Schweden musten sich freylich darüber ärgern, als sie davon Nachricht bekamen. Sie reisete hierauf verkleidet und unbekannter Weise durch Dännemark. Jedoch so viele Mühe sie sich auch gab, daß solches niemand erfahren möchte: so erfuhr es doch die Königinn Sophia Amalia, weswegen sich höchstbemeldte Königinn aus Neubegierde, um sie zu sehen, auch verkleidete, und sie auch in dem Wirthshause, wo sie abgetreten war, wirklich zu sehen bekam.

Ein solches Ende nahm die Regierung der Königinn Christina. Es muß jedermann gestehen, daß sie grosse Gemüthsgaben gehabt, und daß sie sowohl in dieser Absicht, als wegen ihrer siegreichen Waffen, wodurch Schweden zu ihrer Zeit fast noch einmal so groß ward, als es vorher war, unter die ansehnlichsten und berühmtesten Potentaten der nordischen Reiche könne gerechnet werden. Sie war besonders gnädig und gütig, und konnte nicht ohne Mühe überredet werden, jemand am Leben zu strafen. Man findet, daß sie noch kurz vor ihrer Abreise den obgedachten Messenius begraben lassen, da doch derselbe sie auf die empfindlichste Weise zu beschimpfen gesucht. Ja sie ließ sich verlauten, es gereue sie, daß er mit der Todesstrafe angesehen worden. Ausser ihren persöhnlichen guten

guten Eigenschaften machte sie auch das nicht wenig beliebt, daß sie des grossen Gustavs Tochter war, dessen Namen alle Schweden heilig hielten. Daher kam es, daß sie ungeachtet der vielen Fehler und Gebrechen, worinn sie verfiel, dennoch von ihren Unterthanen inngst geliebet waed. Aber dieses war nur das Unglück, daß sie die Unterthanen nicht wieder liebte. Das Land gefiel ihr nicht. Sie hatte einen Eckel und Abscheu an den Sitten und Gebräuchen der Leute, und die schwedische Sprache war ihren Ohren höchstunangenehm. Man muste sich um so vielmehr darüber wundern, weil sie nicht nur im Lande gebohren, sondern auch nirgends anderswo gewesen war. Es verschwand also nach und nach die Liebe, welche die Unterthanen zu ihr trugen. Wie sie dieses endlich merkte: so suchte sie sich lauter fremde verbindlich zu machen, und alles aus dem Lande zu führen, was sie nur zusammen raffen konnte, gleichsam als ob Schweden ein feindliches Land wäre, welches sie andern überlassen müste, und dem sie gar nichts gutes gönnte. Allein Dännemark hatte auch eben keine Ursache, sich über ihren Abgang zu freuen. Denn Schweden war niemals weniger für dieses Reich gefährlich, als unter einer so gearteten Königinn, als Christina in den letzten Jahren ihrer Regierung war.

Es ist bereits oben erzählt worden, aus welchen Ursachen, die Königinn den Entschluß gefaßt, Krone und Zepter zu verlassen. Ob die

Reli-

Religion etwas dazu beygetragen, ist schwer zu bestimmen, inzwischen muste dieselbe doch den Namen hergeben. Dieses ist doch gewiß, daß sie sich bereits lange vorher überreden lassen, den römischen Glauben anzunehmen, und wie man sagt, so ist ein portugiesischer Jesuit, nämlich der Pater Antonius Macedo, der erste gewesen, dem sie diesen von ihr gefaßten Entschluß anvertrauet. Derselbe hatte öfters Gelegenheit, mit der Königinn zu reden, und brachte es endlich so weit, daß sie ihn im Jahr 1651 in ihr Cabinet rufen ließ, und ihm anzeigte, daß sie nun den festen Entschluß gefaßt habe, die römische Religion anzunehmen. Sie begehrte zugleich, daß er eiligst nach Rom reisen, und den dortigen General der Jesuiten bitten sollte, zweene italiänische Jesuiten verkleidet nach Schweden zu schicken, damit sie mit denselben diese wichtige Sache ferner überlegen könnte. Dieses geschahe auch, und zweene Jesuiten, nämlich Pater Francesco Malines, und Paolo Casati, begaben sich verkleidet nach Schweden, woselbst sie die Königinn endlich völlig überredeten, in diesem Stücke einen festen Entschluß zu fassen.

Anleitung zur Veränderung ihrer Religion.

Die Königinn Christina hatte, seitdem sie den schwedischen Thron verlassen, viele seltsame Schicksale gehabt, denn weil ihr Character war, eine tragische Heldinn vorzustellen: so ist

Ihre Aufführung ausserhalb Landes.

ihr

ihr ganzes Leben nichts anders als ein Schauspiel, voller romanischen und gekünstelten, oder unnatürlichen Auftritte. Der erste Schauplatz, wo sie seit ihrer Abreise aus Schweden ein Spiel vorstellte, waren die Niederlande. Der Prinz von Conde war der Held, welchen sie daselbst suchte, und dem sie ihre Abdankung von der Regierung durch ein Schreiben kund machte, welches folgenden Inhalts war:

Brief der Königinn an den Prinzen von Conde.

„Ich würde übel gethan haben, „einen Thron zu verlassen, welchen „ich bisher besessen habe, ohne euch „von solchem Entschluße Nachricht „zu geben. Hierzu hat mich die „Hochachtung und Zuneigung, welche ich zu euch „getragen, imgleichen die Freundschaft, die ihr „gegen mich die Zeit über, als ich am Ruder saß, „blicken lassen, verpflichtet. Weil ich nun mei„nen Stand verändert habe: so nehme ich hie„durch Anlaß, euch zu bezeugen, daß, unge„achtet der Veränderung, welche das Schicksal „in unsrer beyder Glücke gemacht hat, ich den„noch diejenige Hochachtung stets gegen euch be„halten werde, die ich allezeit für eure Verdien„ste gehabt habe, und ich halte die guten Gedan„ken, welche ihr von mir heget, für eine eben so „grosse Ehre, als wenn ich eine regierende Kö„niginn wäre".

Das übrige ist von eben dem Schlage. Man kann ein solches Gewäsche nicht ohne Eckel und Widerwillen lesen, indem die Königinn bezeugt, daß

daß sie aus Liebe zu einem Prinzen, Krone und Zepter verlassen, da doch der Prinz nicht den geringsten Nutzen von ihrer Abdankung haben konnte, wo sie ihn nicht zu ihrem Nachfolger hätte erklären wollen. Sie sagte übrigens öffentlich, daß sie ihre Reise bloß deswegen vorgenommen, um gedachten landflüchtigen Prinzen zu sehen, und daß es ihr leid thäte, daß in Brüssel kein Pallast so groß wäre, daß sie zugleich mit ihm darinn wohnen könnte. Der Prinz fand sich gleich ein, um die Königinn zu bewillkommen. Jedoch dieser Umgang fiel von beyden Seiten ziemlich kaltsinnig aus; denn als sie ihm in dem Ceremoniel nicht auf eben dieselbe Art, als dem Erzherzog, begegnete, welcher damals in den spanischen Niederlanden Gouverneur war: so verdroß ihn solches, und er wollte sich zu keinem öffentlichen Staatsbesuch bey der Königinn verstehen, sondern stellte sich als eine Privatperson nebst andern ein. Ja, als die Königinn ihn nachher erblickte, und ihm vor andern eine Ehre erweisen wollte, so sagte er: Madame, tout, ou rien. d. i. Entweder alles oder gar nichts; und gieng darauf aus dem Zimmer. Wenn also diese gute Königinn Kron und Zepter niedergelegt hatte, um den Prinzen von Conde zu sehen: so muste dieses Compliment sie nothwendig unruhig und verdrießlich machen.

Ihr Umgang mit diesem Prinzen.

Jedoch, der starke Bewegungsgrund, welcher sie, ihrem Vorgeben nach, zu diesem wun-

der-

derbaren Entschluße angetrieben, war die Lust zur Veränderung der Religion, oder eigentlicher, die Begierde, ihre übrige Lebenszeit in Frankreich und Italien zuzubringen, woselbst sie nicht vergnügt leben konnte, ohne den Glauben des Landes anzunehmen. Ich habe bereits vorher gezeigt, daß ihr nichts weniger am Herzen gelegen, als die Religion, und daß also auch der päbstliche Glaube der Magnet nicht seyn können, welcher sie nach Italien gezogen. Indessen muste doch die Religion den Namen dazu hergeben, es muste ein Maske angenommen, und eine Comödie mit der grösten Ernsthaftigkeit und Andacht gespielt werden. Sobald sie daher in den Niederlanden angekommen war: so schwur sie zu Brüssel insgeheim, und hernach zu Inspruck öffentlich ihren Glauben ab. An welchem letzten Orte sie das von dem Pabst Alexander übersandte weitläuftige Glaubensbekenntniß auf den Knien, und zwar mit solcher Andacht hersagte, daß ein gewisser Geschichtschreiber bezeugt, daß der päbstliche Bibliothekarius, Lucas Holstenius, welcher dabey gewesen, sich kaum der Thränen habe enthalten können, woraus man abnehmen kann, daß dieser Bibliothekarius die Bücher besser, als die Menschen, gekannt. Denn ein jeder, dem die Neigung der Königinn bekannt war, schrieb ihre Bekehrung keiner andern, als der bereits oben angeführten Ursache, und der Begierde zu, welche sie hatte, sich durch seltsa-

Sie schwert ihren väterlichen Glauben ab.

me, ungewöhnliche und unordentliche Unternehmungen hervorzuthun, wohin alle ihre Thaten abzielten. Chefreau führt eine Historie an, welche dieses Urtheil bestärkt. Er sagt, die Königinn Christina schwur die lutherische Religion des Vormittags ab, und da man ihr des Nachmittags durch eine Comödie ein Vergnügen zu machen suchte: so sagte sie zu den vornehmen Herren, welche zu ihrer Aufwartung dahin geschickt waren: Il est bien juste, que vous me donnies la Commoedie, apres vous avoir donné la farce. d. i. „Es ist billig, daß ihr ein Schauspiel zu meinem „Vergnügen aufführen lasset, nachdem ich euch „vorher ein anders von eben derselben Natur se„hen lassen".

Anmerkung darüber.

Sie schrieb darauf einen sehr andächtigen Brief an den Pabst, worinn sie zu erkennen gab, daß sie Krone und Zepter geringer als die Ehre achtete, Sr. Heiligkeit zu gehorchen. Ob der Pabst das geringste davon geglaubt, solches kann man nicht gewiß sagen. Man findet blos, daß derselbe sich gestellt, als wenn er gar nicht zweifelte, daß die Bekehrung der Königinn ernstlich sey. Denn wie sie darauf nach Rom reisete: so ward sie von Sr. Heiligkeit prächtig empfangen. Christina fand auch ihren Vortheil dabey, daß sie fest bey dem römischen Glauben beharrte, insonderheit da die schwedischen Wechsel anfingen auszubleiben, und sie also eine Kostgängerinn der römischen Päbste wer-

Ihre Reise nach Rom.

werden muste. Zugleich gefiel es ihr auch deswegen zu Rom sehr wohl, weil sie daselbst völlige Freyheit hatte, sich in allen italienischen Wohllüsten herum zu welzen, welche Laster durch die Orthodoxie an diesen Orten alle wieder ausgelöscht werden.

Wie auch nach Frankreich.

Sie begab sich darauf nach Frankreich, um daselbst mit gelehrten Leuten umzugehen. Ob ihr dieser Umgang Nuzen geschafft, kann man nicht sagen. Es ist wahrscheinlicher, daß sie durch die Schmeicheley solcher Leute in ihrer Eitelkeit noch mehr gestärkt worden. Einer von den französischen Rednern schmeichelte ihr mit diesen Worten:

Suecia Christinam Te fecit,
Roma Christianam,
Vtinam Gallia Christianissimam.

Wenn sich aber dieser gute Redner dabey eingebildet, daß sich der junge König in Frankreich vielleicht entschliessen möchte, sie zur Gemahlinn zu nehmen, so muß er diesen König nicht recht gekannt haben, welcher sich in dem Alter, worinn er sich befand, mehr nach einer schönen, als nach einer mitteljährigen lateinischen Königinn umsahe. Madame Motteville hat in ihren Memoires von der Ankunft der Königinn Christina in Frankreich, und von ihrer Aufführung in diesem

Wie sie daselbst empfangen worden.

Lande eine zuverläßige Nachricht mitgetheilet, woraus ich einige Umstände anführen will. Sobald ihre Ankunft in Paris ruchtbar ward, so begaben sich mehr als 20000 Bürger nach Conflans, sie zu empfangen. Der Gouverneur von Paris nebst andern obrigkeitlichen Personen, empfingen die Königinn an dem Thore des heil. Antonius. Man führte sie darauf durch die Stadt mitten durch eine unglaubliche Menge Volks nach der Hauptkirche, wo das Te Deum feyerlich gesungen ward. Es ward auch eine Schaumünze geschlagen, worauf die Königinn zu Pferde, nebst dieser Ueberschrift zu sehen war, REGINA SVECORVM IN VRBEM REGIE EXCEPTA. Der Herzog von Guise, welchen der König ihr entgegen geschickt hatte, macht folgendes Portrait von ihr. Er sagt, diese Prinzeßinn ist nicht groß, sie hat aber eine nette Leibesgestalt, schöne Hände, etwas hohe Schultern, welchen Fehler sie doch durch ihre seltsame Kleidertracht bedeckt. Ihr Angesicht ist groß, sie hat eine krumme Nase, funkelnde Augen, und eine zarte Haut, obgleich auf derselben einige Merkmale von den Kinderblattern wahrgenommen werden. Sie trägt bisweilen einen Hut, und Mannsschuhe, sie hat eine männliche Stimme, und männliche Manieren, und will eine Amazonin vorstellen. Sie ist übrigens höflich, redet acht Sprachen, und insonderheit das französische so fertig, als wenn sie in Paris

Ihr Portrait durch den Herzog von Guise.

Paris gebohren wäre. Sie weiß alles, bis auf unsre kleinsten Hofstreiche ꝛc.

Das Volk stieß sich anfangs an ihre seltsame Tracht, mit der Zeit aber ward man dieselbe gewohnt. Man bewunderte ihren Geist, und die grosse Erkenntniß, die sie von Frankreich hatte, da sie nicht nur alle grosse Familien, sondern auch alle gelehrte Leute kannte. Kurz, sie konnte den Franzosen allerhand Dinge sagen, welche dieselben in ihrem eignen Lande nicht wusten. Wie sie alles zu Paris in Augenschein genommen hatte: so begab sie sich nach Compiegne, wo der Hof war, von welchem sie mit grosser Pracht empfangen ward. Wie jemand bey Gelegenheit einer Unterredung von der Treue der Unterthanen gegen den König, sagte, daß solche Treue und Ehrfurcht bey allen rechtschaffenen Leuten angetroffen würden: so antwortete sie darauf: Es verhalte sich dieses freylich also in allen andern Ländern. In Frankreich aber werde, wie sie gemerkt habe, die Untreue eben nicht für den größten Fehler gehalten. So angenehm sie sich aber auch durch ihren Witz machen konnte: so verächtlich machte sie sich durch ihre Aufführung. Sie war einem Frauenzimmer in keinem Stücke ähnlich, und nahm die diesem Geschlechte so anständige Bescheidenheit nicht im geringsten in acht. In der italienischen Comödie brach sie zuweilen in ein lautes Gelächter aus, und bisweilen gab sie durch tiefe Seufzer und öffentliche Lobeserhebungen zu erkennen, daß ihr die Auftritte gefallen. Sie pflegte

in Gesellschaften zu singen, und war bisweilen so sehr in ihren Gedanken vertieft, daß sie selbst nicht wuste, wo sie war. Sie war zu einer Zeit höflich, und zu einer andern Zeit grob, und redete so wohl von Religionssachen, als auch von solchen Dingen sehr frey, welche sonst ihrem Geschlechte ein Stillschweigen auflegen. Sie hob die Beine, auch in Gegenwart des Hofes, auf dem Stuhle, worauf sie saß, hoch in die Höhe. Sie fluchte öfters. Und kurz, sie beobachtete nicht das geringste, welches hohen Standespersonen anständig ist, und dieselben beliebt macht. Sie schien einen Abscheu für alle Frauenzimmer Gesellschaften zu haben, und man legt ihr dieses um so viel mehr zur Last, da sie zu St. Germain ein grosses Verlangen bezeugte, eine bekannte Hure, Namens Ninon, zu sehen; und diese Ninon war das einzige Frauenzimmer in Frankreich, welches sie einer Hochachtung würdigte.

Sie läßt den Monaldeschi ermorden.

Dieses verursachte, daß man ihr, da sie 1657 zum andernmal nach Frankreich kam, sehr kaltsinnig begegnete. Wie sie sich in diesem Jahre zu Fontainebleau aufhielt: so begieng sie eine schändliche That, da sie einen von ihren Bedienten, den Monaldeschi, zum Tode verurtheilte, und durch ihren Leibcapitain umbringen ließ. Während der Execution machte sie sich ein Vergnügen, und war in ihrem Cabinett ganz aufgeräumt. Worinn das Verbrechen des Monaldeschi bestanden, solches kann niemand eigentlich sagen. Einige

nige meynen, daß er einige von ihren geheimen Historien verrathen. Das ganze Land verabscheuete diese That, und der Hof beschwerte sich darüber, weil der Königinn in einem fremden Reiche eine solche Gerichtsbarkeit nicht zukäme. Man regte aber doch die Sache nicht weiter, sondern man ließ es allein dabey bewenden, daß man ihr kaltsinnig begegnete. Nach dem Bericht der Madame Motteville, war ihre übrige Aufführung gleichfalls sehr schlecht beschaffen. Sie lief maskirt auf alle Bälle, sie fuhr oft ganz allein mit Mannspersonen in die Comödie, und bediente sich der ersten Carosse, die sie antraf. Die Franzosen schämten sich, daß sie ihr ehedem ein so grosses Lob beygelegt, und man war willig, sie mit Reisegeld zu versehen, um sie desto eher loß zu werden.

Sie geräth in Geldmangel.

Als sie nun lange allenthalben herumgeschweift war: so drückte sie endlich der Geldmangel, insonderheit da Schweden, woher sie ihre Einkünfte haben sollte, in einen so kostbaren Krieg verwickelt ward, und daher die Wechsel nicht mehr so richtig einliefen. Sie ward dadurch so sehr gegen den König aufgebracht, daß sie auch 1659 dem Kayser versprach, eine Rebellion in Pommern zu erregen, und Schweden um diese Provinz zu bringen. Doch weil sie nicht lange auf einem Sinne blieb: so ließ sie dieses Vorhaben gleich wieder fahren, und that nichts weiter, als daß sie sich über die Undankbarkeit des Königs

Carl Gustavs beschwerte. Man konnte aber, sowohl zur Entschuldigung dieses Königs, als des ganzen schwedischen Reichs sagen, theils, daß gedachtes Reich zu der Zeit selbst an Geld grossen Mangel hatte, theils daß ihr die jährlichen Unterhaltsgelder zugelegt waren, nicht die Nation zu beschimpfen, und das Gedächtniß ihres grossen Vaters durch Abschwerung der Religion zu verunehren, welche er mit seinem Blute vertheidiget hatte, und ausserhalb Landes Comödien zu spielen, und einen irrenden Ritter abzugeben. Weil also ihre jährliche Pension aus Schweden ausblieb, so sahe sie kein Mittel, ihren angefangenen Staat zu unterhalten und fortzusetzen.

Erhält eine Pension vom Pabste.

Jedoch der Pabst Alexander der Siebende, welcher stets sehr viele Neigung zu ihr blicken lassen, legte ihr jährlich 12000 Scudi zum Unterhalt bey, und vertrauete dem Cardinal Azzolini die Verwaltung des Geldes an, der auch ihre Casse so vernünftig und ordentlich führte, daß stets wider die alte Gewohnheit Geld übrig war. Die Königinn faßte daher sowohl in dieser Absicht, als auch wegen seines angenehmen Umgangs, eine solche Liebe zu diesem Cardinal, daß sie ihm versprach, ihn zu ihrem einzigen Erben einzusetzen. Ob sonst noch eine geheime Ursache zu dieser Liebe etwas beygetragen, das kann man nicht gewiß behaupten. Einige haben solche Gewogenheit einem unerlaubten Umgange zugeschrieben.

Viel-

Vielleicht aber ist diese Muthmassung ungegründet.

Ihre Reise nach Schweden.

Zu eben derselben Zeit starb Carl Gustav, König von Schweden, und daher hielt die Königinn Christina für nöthig, eine Reise nach ihrem Vaterlande zu vorzunehmen, um ihren Vortheil bey der neuen Regierung zu beobachten. Sie brach deswegen 1660 von Rom auf, und reisete durch Dännemark nach Schweden, wo sie mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen ward. Aber es bestand alles in blossen Complimenten. Denn der gröste Theil von den versammleten Ständen, und insonderheit die Geistlichkeit, hielt dafür, daß sie durch die Veränderung der Religion nach den schwedischen Gesetzen, alles Recht eingebüßt habe, worüber die Königinn dergestalt erbittert ward, daß sie dreymal zu weinen anfieng. Und da die Stände sich auf die schwedischen Gesetze bezogen, so bezog sie sich auf die bey ihrem Abtritte abgefaßte und getroffene Convention. Weil sie endlich merkte, daß sie mit Macht nichts ausrichten konnte, so gab sie gute Worte, und bat, daß es ihr möchte erlaubt werden, in ihrem eignen Pallaste Messe zu halten. Dieses ward ihr aber auch abgeschlagen, und daher ließ sie ihre Capelle abbrechen, und gab den catholischen Priestern, die sie mitgebracht hatte, Abschied, und ließ sich allein damit begnügen, dem Gottesdienste in dem Hause des französischen Gesandten

Was sie dadurch ausgerichtet.

beyzuwohnen. Nachdem die Streitigkeiten wegen ihrer Ansprüche und Forderungen eine Zeitlang gewähret, so erhielt sie endlich die Versicherung, daß sie die ihr beygelegten Pension ferner erhalten sollte. Wie sie aber verlangte, daß die Krone ihr wieder zufallen sollte, wenn der junge König ohne Leibeserben mit Tode abgienge, so ward ihr dieses nicht nur abgeschlagen, sondern man hielt sie auch an, die bereits vorher unterzeichnete Abtretungsacte abermals zu erneuren.

Ihre schlechte Aufführung in Rom.

Hierauf begab sie sich wieder nach Rom, und fieng an, sich auf die Alchymie zu legen, wobey sie einen grossen Theil ihrer Einkünfte, zusetzte. Ihre Bedienten, und andre, welche in ihrem Pallaste wohnten, übten inzwischen allerhand Frevel aus, und bildeten sich ein, daß sie allein unter der Königinn stünden, und sonst von niemanden könnten gestraft werden. Die Räuber und Mörder begaben sich in ihren Schutz, und diejenigen, welche den Zoll gepachtet hatten, beschwerten sich, daß sie ihre Pacht und Abgaben nicht entrichten könnten, weil die Kaufleute ihre Waaren in den Carossen der Königinn in die Stadt brächten. Weil nun diese Unordnungen gar zu sehr überhand nahmen, so ließ der Cardinal Farnese, welcher damals Gouverneur der Stadt war, einige von ihren Bedienten strafen. Die Königinn beschwerte sich bey dem Pabste darüber. Weil aber derselbe von ihrem Verhalten unterrichtet war: so hörte er ihre

re Klagen ganz kaltsinnig an, und man bemerkte, daß die grosse Neigung, welche er bisher zu ihrer Person getragen, immer mehr und mehr abnahm.

Ihre andre Reise nach Schweden.

Christina ward also sowohl dadurch, als auch durch ihre natürliche Unbeständigkeit, angetrieben, im Jahr 1666 Rom abermals zu verlassen, und eine neue Reise nach Schweden anzutreten. Auf dieser Reise nahm sie den bekannten Marquis del Monte in ihre Dienste, welcher in kurzer Zeit zu einem solchen Ansehen gelangte, daß er ihr öfters gebot, zu schweigen. Seine gewöhnliche Redensart war, man müste sich rächen, ohne zu drohen, woraus man den schändlichen Character dieses Mannes erkennen kann, den die Königinn doch einer solchen Gnade würdigte.

Sie kam diesesmal nicht weiter als bis Nyköping in Schweden. Denn der Rath ließ ihr gleich anzeigen, daß man ihr nicht vergönnen würde, Messe in Stockholm, und auch nicht einmal in dem Hause des französischen Gesandten zu halten. Die Schweden ärgerten sich zugleich sowohl über ihre eigne Aufführung, als auch über das Verfahren ihrer Hofbedienten, da einer von ihren Geistlichen, der Abt von Santorio, währender Zeit, daß der Hof sich zu Nyköping aufhielt, ein schwedisches Frauenzimmer nothzüchtigen wollte. Weil die Königinn also merkte, daß sie nur schlecht in Stockholm dürfte empfangen werden, so gieng sie nach Lübeck, und besuchte

Bre-

Bremen und Verden. Hieselbst ließ sie sich allenthalben zu Pferde in Mannskeidern und mit einer Strausfeder am Kopfe sehen. Sie wollte auch das schwedische Kriegsvolk exerciren, welches unter dem Commando des Feldherrn Wrangels stand, weil ihr aber dieses Handwerck, nicht so gut, als sie sich einbildete, bekannt war, so gab diese Begebenheit zum Gelächter Anlaß. Ihr neuer Favorit, der Marquis del Monte begleitete sie stets auf ihren Reisen, und erweckte durch seine schlechte Aufführung der Königinn allenthalben eine grosse Nachrede. Unter seinen vielen andern und schändlichen Unternehmungen ist insonderheit der Streich merkwürdig, den er dem reichen Juden Texeira in Hamburg spielte, wovon ich in meiner jüdischen Historie umständlich geredet habe *.

Marquis del Monte.

Diese Unordnungen, welche auf dieser Reise betrieben wurden, erschalleten bis nach Rom, welches sie selbst aus einem Schreiben merkte, das ihr von dem Cardinal Azzolini zugeschickt ward. Dieser Brief machte sie bald rasend, und weil sie ihren Leibarzt in Verdacht hatte, daß derselbe ihre schlechte Aufführung in Rom ausgebreitet: so griff sie denselben mit einer solchen Gewalt an den Hals, daß sie ihn würde erwürgt haben, wenn die andern nicht hinzugesprungen wären, und ihn aus ihren Händen errettet hätten.

Wie die Königinn noch in Hamburg war, so er-

* Th. II. S. 712.

erhielt sie Nachricht, daß der Pabst Alexander der Siebende mit Tode abgegangen, und Julius Rospiglioſi den 20 Aug. 1667 wieder unter dem Namen Clemens der Neunte, auf den päbſtlichen Stuhl erhoben worden. Weil nun Chriſtina mit dieſem Manne Freundſchaft gehalten, und deswegen hoffte, daß ſeine Regierung auch ihr vortheilhaft ſeyn würde, ſo wollte ſie durch ein groſſes Feſt ihre darüber geſchöpfte Freude an den Tag legen. Sie ließ zu dem Ende ein künſtliches Feuerwerk zubereiten, und den vornehmſten Theil ihres Pallaſtes erleuchten. Zugleich ſtellte ſie das Wapen des Pabſtes, und ein Gemählde vor, worauf ein geweihtes Brod in den Wolken zu ſehen war, welches von den Engeln angebetet ward. Dieſes muſte nothwendig ein groſſes Aufſehen in einer proteſtantiſchen Stadt erwecken; und das ganze Feſt ward auch endlich in eine Tragödie verwandelt. Denn die däniſchen, engliſchen und holländiſchen Matroſen, welche in groſſer Menge ihrem Pallaſte zueilten, um dieſe Erleuchtung anzuſehen, fingen endlich an, wie ſie gar zu viel hitziges Getränke zu ſich genommen hatten, die aufgeſtellten Zierrathen und Bilder mit Steinen zu werfen. Die Bedienten der Königinn ſchoſſen im Anfange mit loſem Pulver unter ſie, um ihnen eine Furcht einzujagen, und da ſolches nicht helfen wollte, ſo ſchoſſen ſie mit Hagel, wodurch einige von dem Pöbel ums Leben kamen. Dadurch

Eine ſeltſame Begebenheit, die ihr in Hamburg begegnet.

durch aber ward der Aufruhr noch grösser, und der Pöbel fing an, das Haus mit aller Macht zu stürmen. In dieser Verwirrung rettete sich del Monte mit der Flucht, und die Königinn ward von zween Bedienten durch die Hinterthüre, nach dem Hause des französischen Gesandten, Terlons gebracht, wo sie vor Schrecken, halb todt anlangte. Wie sie aber einige Stunden auf dem Bette geruhet, und die Abendmahlzeit eingenommen hatte, so fing sie an zu prahlen, und sagte, wenn man sie hätte ans Fenster kommen lassen, so wollte sie diese dummen, und dreisten Matrosen dermassen ausgeschändet haben, daß sie sich nicht erkühnen sollen, eine solche grobe That noch einmal zu begehen. Man besänftigte hierauf den Pöbel, und brachte es dahin, daß ein jeder nach Hause gieng. Die Königinn ward an dem folgenden Tage gleichsam im Triumph wieder nach ihrem Pallast gebracht, woselbst sie gleich denjenigen, die bey diesem Auflaufe Schaden gelitten hatten, und von denen zwey noch an eben demselben Tage sturben, 2000 Rthlr. austheilen ließ.

Sie bleibt hernach stets in Rom.

Endlich trat sie die Rückreise nach Rom an, woselbst sie sich auch von dieser Zeit an bis an ihren Tod beständig aufhielte. Es schien auch, daß sie keine Lust bezeugte, eine Stadt öfterer zu verlassen, wo Wohllust und Verschwendung, wozu sie am meisten geneigt war, unter der Regierung des Pabstes Clemens des Neunten, aufs höchste getrieben wurden. Dieses hörte zwar durch

durch den schleunigen Tod dieses Pabstes wieder auf. Weil aber sein Nachfolger, Clemens der Zehnte, in seine Fußtapfen trat, so nahmen Wohllust und Verschwendung von neuen überhand. Der Hof der Königinn Christina trug zu dem damals in Rom herrschenden Verderben nicht wenig bey. Denn weil sie die Quartiersfreyheit hatte, so flohen alle Missethäter nach Longara, wo ihr Quartier war, und wurden daselbst in Schutz genommen. Ihre Hofbedienten nahmen in den Unordnungen und allerhand Ausschweifungen immer mehr zu, insonderheit unterschied sich der Marquis del Monte durch sein schändliches Leben von allen andern Menschen. Und wenn jemand sich entweder über ihn, oder über andre beschwerte, so ward er von der Königinn ausgelacht.

Ihr unordentlicher Hof.

Diese Unordnung, welche von der Quartiersfreyheit herrührte, währte so lange, bis der berühmte Pabst Innocentius der Andre den päbstlichen Thron bestieg. Dieser Pabst nahm sich vor, diese Freyheit aufzuheben, es möchte auch kosten was es wollte. Es ist bekannt, was für schwere Streitigkeiten er deswegen mit dem französischen Hofe gehabt. Die Königinn Christina hielt indessen nicht für rathsam, ihr vermeyntes Recht in diesem Stücke zu behaupten; sie entsagte deswegen dieser Quartiersfreyheit, um diesen eifrigen Pabst nicht zu erzürnen, und ließ zu dem Ende ein eignes Schreiben an denselben abgehen.

Die-

Diese Gefälligkeit konnte seiner Heiligkeit nicht anders, als sehr angenehm seyn, und es ist glaublich, wenn Christina zugleich auf ihr unordentliches Leben Verzicht gethan, daß er eben eine solche Neigung zu ihr würde getragen haben, als der ehemalige Pabst Alexander. Weil sie aber in ihrer unordentlichen Lebensart fortfuhr, so war das Verständniß oft zwischen beyden Höfen nur kaltsinnig. Denn der Pabst ließ auf der einen Seite, mit der ihr von seinen Vorgängern beygelegten Pension inne halten, auf der andern Seite aber redete die Königinn von dem Pabste sehr verächtlich, und nannte ihn insgemein nur Mignon. Man erzählt auch, daß sie einsmals eine von ihren Hofdamen in eine lächerliche Tracht kleiden lassen, und sie dem Pabste Innocentius zum Spotte Innocentiana genannt. Uebrigens ist bey dieser Königinn nichts weiter merkwürdig, als die Unordnungen, welche an ihrem Hofe im Schwange giengen. Ihre Neigung zur Alchymie, Astrologie und zu allerhand Wahrsagereyen, nahm mit dem Alter zu, und aus dieser Ursache warf sie ihre Gunst auf ein gewisses Weib, Namens Sybille, welches allerhand künftige Dinge vorher verkündigen wollte. Sie theilte ihre Zeit unter den Kirchenbesuchungen und lustigen Gesellschaften solchergestalt ein, daß sie keine Messe, aber auch keine Maskerade versäumte: Man hätte glauben können, daß sie beydes als ein Schauspiel angesehen, wenn man

Der Pabst Innocentius der Elfte wird ihr ungeneigt.

man nicht in andern Stücken eben eine so grosse Flüchtigkeit und Thorheit an ihr bemerkt. Sie soll einsmals, wie sie das Bild ihres Vaters, des grossen Gustavs betrachtet, in diese Worte ausgebrochen seyn: „Ach du armer Gustav, was für „grosse Thaten hast du nicht verrichtet! Aber wie „schlecht hast du für deine Seele gesorgt. Ich „danke Gott, daß ich auf den Weg der Seligkeit „gekommen bin“. Vielleicht aber dürfte ein andrer darauf antworten, ist dieses eben dieselbe Person, welche vorher mit ihrer eignen Bekehrung ein Gespötte trieb, und dieselbe mit einem Schauspiel verglich? das einzige, worinn man eine Beständigkeit bey ihr vermerkte, war der Abscheu, welchen sie vor verheyratheten Frauensperson hatte, welche sie insgemein, wenn sie schwanger geworden waren, Kühe zu nennen pflegte.

Seltsame Anstalten wegen ihres Begräbnisses.

Im Anfange des 1689 Jahres merkte man, daß sie mit Todesgedanken umgieng, worinn sie auch durch die bereits oben gedachte Sibylle gestärkt ward. Währender Zeit gerieth sie auf den Einfall, ein kostbahres Begräbniß aufführen zu lassen, worinn ihr Körper nach ihrem Tode sollte versenkt werden. Sie ließ deswegen ihren Bildhauer Francesco Maria Anconitano zu sich kommen, und befohl ihm, verschiedene Abrisse zu dem Ende zu machen; zugleich eröfnete sie ihm, daß sie in der Kirche, la Rotonda, oder in dem ehema-

ligen Pantheon einen Platz zu ihrem Begräbnisse ausersehen habe; welches aber niemand, und am allerwenigsten der Cardinal Azzolini wissen sollte. Wie heimlich aber auch dieser Anschlag gehalten ward, so erhielt der Cardinal doch davon Nachricht. Er ward anfangs über die Kosten bestürzt, welche ein solches Werk erfordern würde; indessen erkühnte er sich doch nicht, der Königinn seine Gedanken zu eröfnen. Wie er aber hörte, daß dieses Begräbniß ihrem Anschlag nach eine Million kosten sollte, so verwandelte sich seine Furcht in Lachen, weil er am besten wuste, wie wenig ihre Mittel dazu hinreichen würden. Das ganze Werk gieng auch zurücke. Denn sie ward nach ihrem Tode ohne grosses Gepränge begraben, und ihr Leib ward in eine Sacristey in der Peterskirche niedergesetzt.

Wie sie endlich merkte, daß ihr Ende herannahete, so ließ sie eine grosse Reue über ihre begangenen Sünden blicken, und bat den Pabst, daß er an die Streitigkeiten, welche sie mit ihm gehabt, nicht ferner gedenken, sondern ihr seinen Segen mittheilen möchte. Es ist glaublich, daß ihr solches von dem Pabste nicht abgeschlagen worden, und man hat also in dieser Absicht nicht Ursache, an ihrer Seligkeit zu zweifeln. Ihr Testament oder letzter Wille ward von dem Cardinal Azzolini aufgesetzt, und man sahe, daß Ihro Eminenz sich selbst darinn nicht vergessen hatten.

Ihr Tod.

Endlich starb diese berühmte Königinn den 19 April 1689, nachdem

dem sie ein Alter von 62 Jahren und vier Monathen erreicht hatte. Wenn man ihr Portrait kennen lernen will, so darf man nur dasjenige wiederhohlen, was in ihrer Geschichte angeführt worden. Sie lebte, nachdem sie den katholischen Glauben angenommen hatte, auf eben dieselbe Art, als da sie noch protestantisch war, und man bemerkt in ihrem Leben nichts, welches sie hätte bewegen können, Zepter und Krone niederzulegen, um ein Mitglied der römischen Kirche zu werden, von welcher sie, wie man findet, sowohl vor als nach ihrer vermeyntlichen Bekehrung nur schlechte Gedanken gehegt. Burnet bezeugt, daß er aus ihrem Munde diese Worte gehöret: Man müste glauben, daß GOtt die römische Kirche unmittelbar regierte, weil die vier Päbste, die sie gekannt, keinen sensum communem oder menschlichen Verstand gehabt hätten. Man bemerkte eine gewisse Unanständigkeit in ihrem Umgange, die weder ihrem Geschlechte noch ihrem Stande gemäß war. Wer der lateinischen Sprache kundig wor, der merkte, daß sie den Petronius und Martial sehr fleißig gelesen, indem sie die unzüchtigsten Stellen aus denselben hersagen konnte. Durch den Umgang, welchen sie in Flandern mit dem spanischen Gesandten, Pimentel, hatte, ward man noch mehr in dem Verdacht gestärkt, welchen man bereits in Schweden wegen dieser gar zu grossen Vertraulichkeit geschöpft hatte. Einige haben diese Königinn wegen ihrer männlichen Ei-

Ihr Portrait.

genschaften gerühmt; aber dieselben waren gezwungen und unnatürlich. Denn sie verachtete ihr eigenes Geschlecht, und wollte nur lauter Mannspersonen in ihrer Gesellschaft haben. Weil sie eine kleine Leibesgestalt hatte, und beynahe bucklicht war, indem eine Schulter höher hervor stand, als die andre: so suchte sie ihr Geschlecht zu verbergen, weil sie sich deswegen schämte. Es ist, dem Berichte eines gewissen Schriftstellers nach, wahrscheinlich, daß sie ihre männlichen Kleider, ihre Peruke, und ihren Hut wieder abgelegt, und eine Frauenzimmertracht würde erwählt haben, wenn solche von den Mannspersonen wäre angenommen worden.

Sie war übrigens eine grosse Liebhaberinn vom Lesen, sie verstand Griechisch und Lateinisch, und kannte die Redner, die Poeten, die Geschichte, und die Weltweisheit. Ihre Neugierde erstreckte sich auch auf die Chymie. Am meisten muste man sich über die Fertigkeit wundern, mit welcher sie die meisten europäischen Sprachen redete, von denen eine jede ihre Muttersprache zu seyn schien. Es wäre aber zu wünschen gewesen, daß diese Königinn nicht so viele Gelehrsamkeit, sondern eine grössere Klugkeit besessen hätte. Ihre Geschichte zeigt sehr deutlich, wie groß der Unterscheid unter der Gelehrsamkeit und Klugheit sey.

✲ ✲
✲

Ver-

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Man sieht aus den Geschichten dieser beyden Königinnen, daß sie beyde grosse Naturgaben besessen, und dieselben auf eine gleiche Art gemißbrauchet haben, und daß das Alter, welches sonst die Fehler der Jugend zu verbessern pflegt, bey beyden ein Zunder zur Wohllust und Thorheit gewesen. Maria, welche in ihrer Jugend unter allen Fürstinnen der damaligen Zeiten hervorglänzte, ward bey zunehmenden Jahren so sehr verstellt und verändert, daß man an ihr nichts weiter als die äusserliche Leibesgestalt noch erkennen konnte. Und Christina, von welcher man glaubte, daß sie durch Tugend, Verstand und ein preiswürdiges Regiment das Andenken ihres grossen Vaters verdunkeln würde, setzte durch ihre schlechte Aufführung Schweden in eine solche Verwirrung, daß das Reich seinem Untergange nicht würde haben entgehen können, wenn sie länger am Ruder gesessen hätte. Wie keine von diesen beyden Königinnen der andern in ihren jungen Jahren an Tugend etwas nachgab: so sind sie auch in ihrem Alter einander an Lastern vollkommen ähnlich. Der Hauptcharacter beyder Königinnen war die Unbeständigkeit. Man findet, daß diese beyden Damen bald etwas hochgeschätzt, bald eben dasselbe wieder verachtet, bald

eine Person geliebt, und bald wieder gehasset, ohne daß sie die geringste Ursache zu dieser Veränderung hätten anführen können. Man bemerkt dieses öfterer bey Christina, bey Maria aber deutlicher. Denn wie die schwedische Königinn mit ihren Ministern verfuhr, so verfuhr die schottische Königinn mit ihren Ehegatten. Zu geschweigen, daß die Liebe der erstern sich selten anders als in Abscheu und Kaltsinnigkeit verwandelte, da hingegen Maria auf die vorhin geliebten Personen einen solchen Haß warf, welcher nicht anders, als durch Mord und durch die strengste Rache, konnte gestillet werden. Christina verabscheuete also diejenigen schneller und öfterer, welche sie kurz vorher ihrer Gnade gewürdiget, Maria aber heftiger. Die schwedische Königinn verdient also in diesem Stücke ein gelinderes Urtheil, als die schottische Maria. Der Abscheu und der Haß der Königinn Christina bestund allein in einem sauren Angesicht und in einem Eckel, und man findet in ihrer ganzen Historie kein Merkmaal, daß sie blutgierig sollte gewesen seyn. Der Verschwendung waren sie beyde gleich stark ergeben; wenn man aber einer von beyden den Vorzug einräumen wollte: so übertrift Christina in diesem Stücke die Königinn Maria. Eine unordentliche und ausschweifende Liebe aber herrschte stärker bey der schottischen Königinn. Denn dieselbe setzte alle Anständigkeit an die Seite, und unterwarf sich der äussersten Gefahr und dem größten Unglücke, um dieselbe zu vergnügen, welches man von

der

der schwedischen Christina nicht sagen kann. Denn ob es gleich derselben auch nicht daran mag gefehlet haben: so kann man doch nicht sagen, wie weit diese Begierde gegangen sey, und worinn die grosse Liebe, die sie Bourdelot, und andern Favoriten erwies, eigentlich bestanden habe, wo man nicht den Briefen des Monaldeschi Glauben beymessen will, welche viel bedenkliches in sich fassen. Andre Arten der Wohllust aber, welche in Spielen, Tanzen, Gastmahlen, Festen und allerhand Ergötzlichkeiten bestunden, bemerkt man in einem höhern Grad bey Christina. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Maria Krone und Zepter würde niedergelegt haben, um solche Ergötzlichkeiten zu geniessen. Beyde waren gegen ihre Unterthanen kaltsinnig und zogen ihnen fremde vor. Dieser Fehler kann bey der schottischen Königinn eher, als bey Christina entschuldiget werden Denn die erste herrschte über ein widerspenstiges und ungehorsames Volk, die letzte aber hatte gehorsame und willige Unterthanen, welche mit ihren Fehlern Geduld trugen, ja ihre Königinn innigst liebten. Aber Christina konnte durch kein Mittel bewogen werden, ihre Unterthanen wieder zu lieben, die Sprache und Sitten, die Lebensart und die Religion des Landes, kurz, alles was schwedisch hieß, war ihr zuwieder, und daher kann man sagen, daß die Königinn Maria durch Zorn und Verdruß, Christina aber bloß durch einen Eigensinn zur Kaltsinnigkeit verleitet worden. Man muß dieses an der Königinn Chri-

stina um so viel mehr bewundern, weil sie niemals an einem andern Orte, als in Schweden, gewesen war. Maria aber war an dem französischen Hofe erzogen, und brachte französische Moden und Sitten mit nach Schottland.

Man sieht gleichfalls aus dem Leben dieser beyden Königinnen, daß die Religion ihnen sehr wenig am Herzen gelegen, ob sie gleich nicht nur Muster wahrer Christen, sondern so gar Märtyrer seyn wollen. Maria bezeugte, daß sie mit ihrem Blute eine Religion versiegelte, wovon sie bey ihrem Leben nicht einen einzigen Artikel in acht genommen; und Christina verließ Zepter und Krone, um einen fremden Glauben anzunehmen, da sie doch stets eine grosse Gleichgültigkeit in Religionssachen blicken lassen, und alle Religionen für gleich gut gehalten. Ob sie gleich also beyde in Absicht auf die Religion sehr kaltsinnig waren: so opferte doch die eine ihr Leben für die Religion ihrer Väter auf, und die andre verscherzte ihre Wohlfahrt, um einen, ihrem Vorgeben nach, bessern Glauben anzunehmen. Die römische Kirche aber kann sich eben so wenig mit der Beständigkeit der ersten, als mit der Bekehrung der letzten groß machen. Denn Maria richtete ihren Glauben nach dem französischen Hofe ein, mit welchem sie in einer genauen Vereinigung stand, und Christina hielt die Religion für die beste, welche in den wohllüstigsten und angenehmsten Ländern blühete, und wo die Bälle, Maskeraden,

und

und andre Galanterien, am meisten im Schwange giengen. Denn, allem Ansehen nach, war dieses der einzige Grund, daß ihr Frankreich und Italien rechtgläubiger, als Schweden, zu seyn schienen.

Um diese Vergleichung zu endigen: so kann man sagen, daß Maria eine grössere, aber Christina eine seltsamere Sünderinn gewesen, und daß die erste wichtigere, die letzte aber mehrere Fehler gehabt. Maria wollte besser seyn, als sie wirklich war, und Christina wollte ärger scheinen, als sie verdiente. Die erste beklagte sich über ihre Landflüchtigkeit, und andre Drangsalen, weil sie glaubte, daß sie dieselben nicht verschuldet. Christina aber hielt ihre Landflüchtigkeit für eine Ehre, und hielt es für einen grössern Ruhm, den Fußtapfen des Don Quixots als des grossen Gustavs zu folgen, und wollte lieber einen wandernden Ritter abgeben, als eine regierende Königinn zu seyn. War also die eine bey ihren Unterthanen verhaßter: so war die andre in ihrem Reiche desto verachteter. Das Leben der schottischen Maria gibt eine Materie zu einer Comödie. Aus dem Leben der Königinn Christina aber kann man eine Tragicomödie verfertigen, weil es eine Vermischung von traurigen und lustigen Auftritten ist, und mit einem lächerlichen Nachspiel geendiget worden.

Mariamne
und
Agrippina die Aeltere.

Einleitung.

Es ist ein bekanntes Sprichwort: Gar zu viel und gar zu wenig verdirbt alles. Wenn man sich der Speise und des Getränks ordentlich und mäßig bedienet: so wird der Leib dadurch gestärket und erhalten; wenn man in diesem Stücke keine Maaße beobachtet: so wird der Körper dadurch geschwächt und angegriffen. Man muß den Bogen zwar spannen, wenn man denselben aber gar zu stark anziehet, so bricht er. Wenn man guten Wind hat: so muß man die Seegel aufspannen, wenn derselbe aber gar zu stark wehet: so muß man die Seegel einziehen. Alle nöthige Handlungen müssen mit Achtsamkeit und Behutsamkeit ausgeübt werden. Denn wenn man nicht behutsam verfährt: so können auch die nützlichsten Unternehmungen schädlich, und die Tugenden, welche am meisten glänzen, in Laster verwandelt werden.

Man muß in der Tugend Maaße halten.

Die

Die Freygebigkeit ist eine Tugend, wenn man aber dieselbe nicht mäßiget, so wird sie in ein Laster verwandelt, und erhält den Namen der Verschwendung. Liebe und Freundschaft sind preiswürdige Eigenschaften, wenn man aber damit nicht behutsam verfährt, sondern dieselben zu einem üblen Gebrauch anwendet: so kann eine Zusammenverschwerung daraus entstehen. Die Tapferkeit kann auf eben dieselbe Art in eine Barbarey und Grausamkeit, die Gerechtigkeit in eine Tyranney, das Mitleiden in eine Unterstützung der Bosheit, und die Vorsichtigkeit in ein Mißtrauen verhandelt werden. Ja die Gottesfurcht selbst kann schädlich werden, wenn man solche nicht ordentlich und nach der gegebenen Vorschrift ausübet. Denn es fehlt nicht an täglichen Beyspielen, daß eine ausschweifende Andacht, die Menschen in einen Enthusiasmum gestürzt, und sie zu unbequemen Gliedern in der menschlichen Gesellschaft gemacht hat.* Es heißt zwar, daß man das Gute nicht zu viel ausüben könne. Man muß aber merken, daß ein gutes Werk, wenn es

* Man erzählt von dem Philippo de Neri, daß die Andacht denselben einmal dergestalt ausgedehnt und aufgetrieben, daß auch sein Brustbein darüber gesprungen und zerbrochen worden. Die bekannte Madame de Guyon, welche ein gleicher Enthusiasmus in eine eben so grosse Gefahr gebracht, ward noch beyzeiten dadurch gerettet, daß man ihre Schnürbrust öfnete.

es zu weit getrieben wird, diesen Nahmen nicht ferner verdiene.

Solches wird durch das Beyspiel der Beständigkeit erwiesen.

Ich will hier alle angezeigte Tugenden übergehen, und mich allein bey der Beständigkeit aufhalten. Dieselbe ist eine Haupttugend und ein Schmuck aller Menschen: Wenn sie aber übertrieben wird, so erhält sie den Namen der Halsstarrigkeit, und kann sehr viele betrübte Folgen nach sich ziehen. Die Geschichte zeigen uns davon überaus merkwürdige Beyspiele. Man muß sich nicht von einem jeden Winde, wie ein Wetterhahn herumtreiben lassen, man muß aber auch nicht das unmögliche möglich zu machen suchen, und sich nicht ferner widersetzen, wenn keine Hoffnung zum Siege mehr übrig ist. Ein vernünftiger Mann bückt sich wenn er durch eine niedrige Thür gehen muß, ein Thor aber läuft mit dem Kopf gegen die Wand, und streitet wie Don Quixot mit den Windmühlen. Eine Standhaftigkeit und Beständigkeit, welche ohne Vernunft, ohne Erwegung der Zeit und des Orts, ohne Absicht auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, auf die Nothwendigkeit, oder andre Umstände ausgeübt wird, ist mehr für ein Laster als für eine Tugend zu halten. Wenn man mit einigen Leuten solche Beständigkeit rühmen will: so muß man gleichfalls sagen, daß der Esel das vortreflichste Thier unter allen Thieren, und ein Fanaticus der preiswürdigste unter allen Menschen sey. Denn beyde

de lassen sich, als Maschinen, von ihrem eignen Naturell regieren. So wenig jener durch Schläge und Streiche zu beugen ist, so wenig läßt sich dieser durch Vermahnungen gewinnen. Ein solcher Mensch ist einem verdorrten und trocknen Holze ähnlich. Ein gesunder und frischer Zweig läßt sich beugen, aber einen dürren Zweig kann man nicht beugen, ohne denselben zugleich zu zerbrechen. Was der Pöbel bisweilen für eine Haupttugend hält, ist oft nichts anders, als ein Hauptfehler, welcher aus der schwarzen Galle herrühret. Denn bey solchen Leuten trift man insgemein ein solches unbeugsames Wesen an, welches unverschuldeter Weise den Namen der Beständigkeit erhält. Ein gewisser Richter sagte: „Ich gehe niemals „von meiner einmal gefaßten Meynung ab, wel„ches mein seliger Vater auch nicht zu thun pfleg„te“ Weil aber derselbe sowohl, als sein seliger Vater, insgemein auf verkehrte Meynungen fiel: so war diese Tugend andern sehr beschwerlich, und man sahe diese Leute als gewisse Thiere an, welche ihren ersten Griff niemals wieder fahren lassen.

Welche den Namen der Halsstarrigkeit erhalten kann.

Man kann diese Sache am besten durch das Leben des jüngern Cato erläutern. Die Geschichtschreiber haben angemerkt, daß man schon in seiner Kindheit eine solche Beständigkeit an ihm wahrgenommen, woraus man geschlossen, daß er ein grosser Held werden würde, ob

Bedenken über die Beständigkeit des Cato.

ob man gleich vorher gesehen, daß seine übertriebene Tugend seinen Zeiten nicht gemäß seyn, und mehr Böses als Gutes nach sich ziehen würde. Wie er noch ein zartes Kind war, und jemand, um ihn auf die Probe zu stellen, das Fenster öfnete, und sich stellte, als wenn er ihn hinaus werfen wollte: so ließ er nicht die geringste Bewegung darüber spüren. Wie er zu mehrern Jahren gelangte, und zu Verrichtungen gezogen wurde: so zeigte er durch seine beständige und gesetzte Aufführung, daß man in den Gedanken nicht geirrt, die man sich schon von ihm gemacht hatte. Ich will Cato den Ruhm, der ihm zukommt, nicht streitig machen, und gerne zugeben, daß er ein grosser Held gewesen. Ich würde ihn aber noch höher schätzen, wenn seine Beständigkeit mit Vernunft und Achtsamkeit wäre verbunden gewesen. Denn, weil er nicht vermögend war, sich zu mäßigen, und die Seegel einzuziehen, wenn es die Noth erforderte, und der Wind gar zu sehr stürmte, sondern unmögliche Dinge möglich zu machen suchte: so war er einem unvorsichtigen Wandersmann oder Läuffer ähnlich, welcher seine Augen bloß auf das Ziel richtet, aber mitten im Laufe stürzet, weil er nicht zugleich auf den Weg acht gegeben. Einige haben aus der Aufführung des Cato geschlossen, daß seine Beständigkeit nichts anders als ein grosser Ehrgeiz gewesen, und daß er in diesem Stücke noch den Pompejus und Cäsar übertroffen habe. Ich erkühne mich nicht, ein solches Urtheil über ihn zu fällen. Denn da sein ganzes Le-

ben

ben zeigt, daß er einzig und allein die Freyheit und Wohlfahrt seines Vaterlandes vor Augen gehabt, und deswegen Ruhe, Ehre und Leben aufgeopfert, so will ich diese Beständigkeit lieber eine angebohrne Redlichkeit und Tugend nennen, welche vortrefliche Wirkungen würde hervorgebracht haben, wenn er zu einer andern Zeit gelebt hätte, oder wenn diese Tugend bey so schlüpfrigen und gefährlichen Umständen mit einer grössern Behutsamkeit von ihm wäre ausgeübt worden. Weil er sich aber im geringsten nicht bequemen, noch dem heftigten Sturme ausweichen wollte, so muste er nothwendig nebst seinem Vaterlande darüber zu Grunde gehen. Ein böser Affect kann oft durch eine vernünftige Einrichtung Nutzen schaffen, und eine Leidenschaft, die von Natur gut und löblich ist, kann durch Unbedachtsamkeit Schaden und Verderben nach sich ziehen. Wenn Cato zu den ersten Zeiten der Republik gelebt hätte, so würde man haben glauben können, daß die Natur diesen Mann zu einem Werkzeuge bereitet, den Staat zu stärken, und die Aufnahme desselben zu befördern. Weil er aber zu einer solchen Zeit auf den Schauplatz trat, da die Republik bereits an unheilbaren Krankheiten darnieder lag, welche durch eine starke Arzney eher verschlimmert, als verbessert wurden, so schien die Natur ihn zu einem Werkzeuge bestimmt zu haben, den Untergang der Republik zu befördern.

Man kann daraus abnehmen, was ich von diesem grossen Manne für Gedanken hege. Ich raube

raube ihm die Ehre nicht, die ihm zukommt, und nenne seine natürliche Beständigkeit eine Tugend, aber eine solche Tugend, welche zu den Zeiten, da er lebte, nicht konnte ausgeübt werden, ohne den Namen der Tugend zu verlieren. Eben dasselbe Urtheil fälle ich von einigen christlichen Märtyrern. Man bemerkt öfters, daß diese Bekenner zwar sehr eifrig gewesen, aber die nöthige Klugheit dabey nicht beobachtet haben, wodurch die Verfolgungen nur geschärft, und der Religion fast der gänzliche Untergang zugezogen worden. Man ist daher auch in den Kirchenversammlungen gezwungen gewesen, diesen Eifer zu mäßigen, und diejenigen, welche die Maasse in diesem Stücke überschreiten würden, für unfähig zu erklären, unter die Zahl der Heiligen aufgenommen zu werden. Omnis virtus consistit in mediocritate. Man muß bey einer jeden Tugend die Mittelstrasse beobachten, und sich weder zu leichtsinnig noch zu hartnäckig bezeigen. Man kann zwar, wenn man auf der Fahrt begriffen ist, seinen Lauf gerade nach dem bestimmten Orte richten, wenn aber Felsen oder andre Hindernisse aufstossen, so muß man ausweichen. Die Vernunft muß jederzeit am Ruder sitzen, und die Stelle eines Steuermanns vertreten. Man sieht, daß GOtt, welcher doch unveränderlich und die Beständigkeit selbst ist, die Beschaffenheit der Zeiten in Betrachtung gezogen, und in gewissen Stücken seinem Volke, wegen der Hartnäckigkeit desselben, gleichsam den Zügel schiessen lassen. Dieses Beyspiel

kann

kann uns die beste Regel geben, wie wir unsre Aufführung in der Ausübung dieser Tugend einrichten müssen. In den weltlichen Geschichten trift man gleichfalls sehr merkwürdige Exempel an, daß übertriebene und unzeitige Tugenden, sehr betrübte Wirkungen gehabt, welche sich insonderheit bey der Eigenschaft, die man insgemein die Beständigkeit zu nennen pflegt, geäussert. Dieselbe wird oft gemißbraucht, da es viele für eine Pflicht halten, stets gerade durchzugehen, indem es doch bisweilen die Pflicht vielmehr erfordert, auszuweichen.

Ein gemeiner Irrthum wird widerlegt.

Die tägliche Erfahrung zeigt, daß viele aus einem solchen Irrthume sich den Befehlen der Obrigkeit widersetzen, und ihre Ehre höher als ihr Leben halten, indem sie nicht beobachten, daß es bisweilen die Ehre eines Unterthanen erfordere, einen Theil derselben, wenn die Noth es erheischet, aufzuopfern. Wenn ein Fürst mir befiehlt zu sagen, daß ich unrecht gehandelt, und ich vorher sehe, daß ich vielem Verdrusse unterworfen seyn werde, wenn ich diesen Befehl nicht vollziehe, so opfre ich, wenn ich mich dieses zu thun wegere, eine echte Ehre auf, um eine unechte zu erhalten. Denn diese beyden Dinge sind sehr weit von einander unterschieden, und es ist etwas ganz anders, wenn ich erkläre, daß ich unrecht gehandelt, da derjenige, der die Macht in Händen hat, solches befiehlt, als wenn ich wirklich auf Befehl sündige. Durch das letzte leidet

mein Ruhm und mein guter Name, weil ich eine Sünde begehe, die ich vor GOtt mit dem Befehl der Obrigkeit nicht entschuldigen kann. Durch das erste aber büsse ich nichts von meiner Ehre ein, weil ich mich auf Befehl für schuldig erkläre, da ich doch nichts böses begangen habe. Denn wenn gleich der äusserliche gute Ruf leidet, so kann man mir doch meinen ehrlichen Namen, und meine innerlichen guten Eigenschaften nicht rauben. Es könnten davon viele Beyspiele beygebracht werden, dieses einzige aber mag genug seyn, und denen zur Erinnerung dienen, welche aus Irrthum eine Tugend weiter treiben, als solche muß getrieben werden, welche aus Furcht zu sündigen, wirklich eine Sünde begehen, und die ihren Namen und Ruhm aufopfern, um denselben zu erhalten. Ich habe bemerkt, daß rechschaffene und ehrliche Leute, weil sie dieses nicht recht eingesehen, ihr eignes Verderben befördert haben. Sie sind von dem Pöbel, welcher die Hartnäckigkeit mit der Beständigkeit vermengt, als Märtyrer angesehen worden, vernünftige Leute aber haben anders geurtheilet. Diese Materie verdient umständlich ausgeführt zu werden, weil in keinem Stücke öfterer gefehlt wird. Viele redliche Männer, denen es nicht an einer guten Absicht gemangelt, haben hierinn einen Fehltritt begangen, weil sie keinen rechten Begriff von dieser Tugend gehabt, die man insgemein die Beständigkeit zu nennen pflegt. Sie sind auf ein Laster verfallen, weil sie sich in einer Tugend gar zu

sehr

sehr hervorthun wollen, ja sie haben ihren Irrthum nicht eher wahrgenommen, bis es bereits zu spät gewesen, denselben zu verbessern. Sie haben durch ihr eingebildetes heldenmüthiges Bezeigen nichts anders gewonnen, als daß sie von einem unbedachtsamen Pöbel gerühmt worden, welcher Ruhm insgemein nach vierzehn Tagen abnimmt, und endlich auch bey denen, welche vorher die bewiesene Standhaftigkeit am meisten erhoben haben, in eine Nachrede verwandelt wird. Auf solche Art sehen sie, wiewohl zu späte ein, daß der Sieg, welchen sie ihrer Einbildung nach erhalten, ihnen weder Vortheil noch Ehre zuwege gebracht, ja daß sie mit dem Pyrrhus denenjenigen, welche ihnen deswegen Glück wünschen, antworten können. „Wo wir öfters auf diese „Art einen Sieg erhalten, so ist es um unsere „Wohlfahrt geschehen. Denn wir fühlen die „Wunde, und dieselbe schmerzt um so viel mehr, „weil wir ohne Noth verwundet worden“. Die Geschichte der beyden Damen, welche ich hier mit einander verglichen habe, bestättigen eben dieses. Die Natur hatte sie mit einem edlen Herzen und mit einer heroischen Standhaftigkeit begabt, weil aber diese Tugend nicht mit der nöthigen Klugheit vereinbaret war, so hat sie den Namen der Tugend verlohren, und ihren sonst grossen Ruhm beflecket. Nun will ich mich zur Geschichte selbst wenden.

Mariamne.

Abkunft und Vermählung der Mariamne.

Mariamne, welche in der Historie, sowohl wegen ihrer grossen Eigenschaften, als auch wegen ihrer Widerwärtigkeiten bekannt ist, war eine Tochter Alexanders, und eine Enkelin des Aristobulus. Ihre Mutter war Alexandra, eine Tochter des Hircanus, und sie stammte also sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite aus dem königlichen asmonäischen Hause her. Herodes, welcher nachher König in Judäa ward, verliebte sich in ihre Schönheit, und erhielt die Mariamne auch zur Gemahlinn, wodurch sie eine regierende Königinn in dem jüdischen Lande ward. Sie lebte eine Zeitlang mit dem Herodes in einer ziemlich zufriedenen Ehe, ob sie sich gleich heimlich über die Grausamkeit betrübte, die er gegen das asmonäische Haus bewies, welches er, seiner eigenen Sicherheit wegen, fast gänzlich ausrottete. Nachher aber entstund ein Mißvergnügen unter ihnen, welches bey der Königinn endlich so sehr überhand nahm, und einen solchen unüberwindlichen Abscheu, und eine solche Bitterkeit erweckte, daß es sowohl ihr, als ihren beyden Söhnen, das Leben kostete.

Erste Ursa- Der Grund zu diesem Misvergnü-

gnügen ward zu der Zeit gelegt, da ehe ihrer der grosse Römer Antonius den Herodes vor sich forderte, um wegen gewisser gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen Rede und Antwort zu geben. Ehe Herodes diese Reise antrat: so vertrauete er die Verwaltung des Reichs in seiner Abwesenheit seinem Vaterbruder, dem Joseph an. Und weil er nicht wuste, was diese Reise für einen Ausfall haben, und ob er lebendig wieder zurück kommen möchte: so ertheilte er diesem Joseph geheimen Befehl, daß, wenn Antonius ihm das Leben nehmen würde: so sollte er, so bald er davon Nachricht erhielte, die Mariamne hinrichten. Dieser blutige Befehl rührte nicht aus Haß gegen die Königinn, sondern vielmehr aus einer gae zu heftigen Liebe her, weil er zu verhindern suchte, daß sie nach seinem Tode nicht in andre Hände, und am wenigsten in die Hände des Antonius fallen sollte, von welchem er bereits gehört hatte, daß er dnrch die Beschreibung ihrer Schönheit entzündet worden. Und deswegen glaubte er, daß, wenn Antonius ja die Hand an ihn legen sollte, solches bloß deswegen geschehen würde, um sich der Person der Mariamne zu bemächtigen. Woraus man sieht, daß eine unzeitige Liebe und Eifersucht den Grund zu den folgenden betrübten Begebenheiten gelegt haben.

Kaltsinnigkeit.

Währender Abwesenheit des Herodes, besuchte Joseph die Mariamne öfters, theils ihr von den Reichssachen Nachricht zu geben, theils auch

ihr, als der Königinn des Landes, seine Aufwartung zu machen. In den Unterredungen, die er mit ihr hielte, beschrieb er ihr zu verschiedenenmalen die heftige Liebe, welche Herodes zu ihr trüge, und endlich sagte er einmal, um solches zu beweisen, daß der König sie so sehr liebte, daß er auch nicht ohne sie leben könne; ja daß er auch nicht einmal zulassen wollte, daß der Tod sie von einander trennte. Er offenbarte ihr zugleich unbesonnener Weise den ihm gegebenen Befehl, nämlich, daß er sie tödten sollte, wenn Herodes von dem Antonius sollte hingerichtet werden. Dadurch meynte er die Liebe unter diesen Eheleuten zu befestigen. Aber diese Erzählung hatte eine ganz andere Wirkung, als er sich einbildete; denn so wohl die Königinn, als ihre Mutter Alexandra faßten darüber einen Abscheu vor dem Herodes, und Alexandra unterließ nicht, Oel ins Feuer zu giessen, um sich an dem Könige zu rächen.

Wirkung derselben.

Kurz darauf breitete sich ein falsches Gerüchte, von dem Tode des Herodes aus, wesfalls sie sich gleich der Gelegenheit bediente, und bey dem römischen Kriegsheer Schutz suchte, welches aussen vor der Stadt ein Lager aufgeschlagen hatte. Jedoch dieses Gerücht ward durch ein Schreiben, welches gleich darauf von dem Herodes anlangte, widerlegt, und verursachte, daß sie ihr Vorhaben verändern muste. Man vernahm aus diesem Briefe, daß Herodes nicht allein lebte, sondern auch niemals in grössern Gna-

den

den bey dem Antonius gestanden, und in einer kurzen Zeit wieder zurück kommen würde. Seine Schwester, Salome, welche inzwischen alles ausgeforscht hatte, was in seiner Abwesenheit vorgegangen war, suchte bey seiner Zurückkunft die Mariamne wegen einer gegen ihren Gemahl begangenen Untreue verdächtig zu machen. Diese Salome war eine hochmüthige und listige Dame, und weil sie bey ihrem Bruder in grossem Ansehen war: so konnte sie nicht leiden, daß noch sonst jemand an seiner Gnade Theil hatte. Daher entstunden die Verfolgungen, welche sie gegen die Königinn erregte, und die seltsamen Rollen, die sie zu den Zeiten des Herodis spielte. Sie stellte dem Könige vor, daß der Umgang, welchen Mariamne mit Joseph in seiner Abwesenheit gepflogen hatte, nicht unschuldig gewesen. Diese Beschuldigung war um so viel gottloser, weil Joseph nicht allein ihr Vaterbruder, sondern auch so gar ihr Gemahl war. Aber ihr Haß und ihre Eifersucht gegen Mariamne war so groß, daß sie kein Bedenken trug, ihren eignen Gemahl aufzuopfern, um die Königinn zu stürzen. Die Ursache dieses Hasses war theils der Hochmuth, welchen Salome besaß, da sie allein bey dem Könige gelten wollte, theils auch die Verachtung, welche Mariamne zu verschiedenenmalen gegen ihre Person blicken lassen. Denn weil diese Königinn eine

Salome gießt Oel ins Feuer.

Ursache ihres Hasses gegen die Königinn.

seltene Schönheit besaß, und von dem alten königlichen Hause abstammte, so erweckten diese beyden Vorzügen bey ihr einen gewissen Hochmuth, welchen sie einigemal gegen Salome zu erkennen gegeben, indem sie dieselbe als eine Person ansahe, die bey weiten nicht mit ihr zu vergleichen sey; ja ihr sogar ihre niedrige Geburt vorwarf. Dadurch hatte sie bey der Salome einen solchen Haß erweckt, welcher nicht wieder konnte ausgetilgt werden. Um also eine solche Verachtung zu rächen, stellte sie der Mariamne so viele Netze, und ließ nicht eher ab, bis sie dieselbe in das äusserste Elend gestürzt hatte.

Das Mistrauen, welches bey dem Herodes wegen der Untreue seiner Gemahlinn erweckt worden, setzte sein Gemüth in eine grosse Unruhe. Wie aber die erste Hitze vorbey war, und er der Aufführung Mariamnens genauer nachgedacht, so merkte er, daß diese Beschuldigung keinen Grund hatte. Er bat daher die Königinn um Verzeihung, daß er sogleich ein Mistrauen gegen sie gefaßt, und sagte, daß sie dieses als ein unfehlbares Kennzeichen der Liebe ansehen könnte, welche er zu ihr trüge. Mariamne antwortete darauf, daß der geheime Befehl, welchen er zurück gelassen hätte, sie umzubringen, wenn Antonius ihn zum Tode verurtheilen sollte, keineswegs als ein Merkmaal der Liebe könnte angesehen werden. Sie hatte aber kaum diese Worte ausgeredet, so ward Herodes fast rasend. Denn er ward dadurch in

Bitterkeit des Herodes

sei-

seinem vorigen Mistrauen gestärkt, gegen die und glaubte, daß Joseph ihr un- Königinn.
möglich ein solches Geheimniß hätte entdecken können, wenn nicht eine unzuläßige Vertraulichkeit unter ihnen gewesen wäre. Der Zorn, womit sein Gemüth angefüllet war, nahm auch so sehr überhand, daß er seinen Dolch entblößte, sie durchzustossen. Aber ein Funken der alten Liebe hielt ihn zurück, daß er sein Vorhaben nicht ins Werk setzen konnte. Hingegen ließ er seine Wuth an Joseph und Alexandra aus. Den ersten ließ er gleich hinrichten, ohne zu hören, was derselbe etwa zu seiner Vertheidigung vorbringen könnte. Die Alexandra aber ließ er in Fessel legen, und ins Gefängniß werfen, weil er sie als die Ursache und Quelle aller Unruhen und alles Unglücks ansahe, worinn sein Haus gerathen war. Hierauf ward alles auf eine Zeitlang zwischen dem Herodes und der Mariamne beygelegt, aber nach einigen Jahren entstund fast aus eben derselben Ursache ein neues Misvergnügen.

Wie der Krieg, den die beyden grossen Römer, Octavius und Augustus, wegen der Herrschaft der Welt mit einander geführet, geendiget worden, und Octavius, der nachher den Namen Augustus erhielt, sich der römischen Herrschaft allein bemächtiget hatte: so eilten alle alte Anhänger des Antonius, zu dem Ueberwinder, um sich dessen Gnade und Gunst zu erwerben. Herodes, welcher bisher die Parthey des Antonius sehr eifrig gehalten, war zwar einer von den letzten,

welcher stand hielt, und seinen alten Wohlthäter nicht verlassen wollte, endlich aber entschloß er sich doch auch, dem Beyspiele der andern Regenten zu folgen, und sich mit dem Augustus gleichfalls auszusöhnen.

Nachdem Herodes diesen Entschluß gefaßt, und die Mariamne nebst der Alexandra in die Festung Alexandrion eingeschlossen, die Regierung aber seinem Bruder Pheroras anvertrauet hatte: so trat er die Reise nach dem Octavius an, welchen er durch seine Beredsamkeit so sehr einzunehmen wuste, daß kein Regent von demselben jemals mehr geliebt worden. Nach so wohl verrichteten Sachen begab er sich sehr vergnügt auf die Rückreise. Seine Freude aber ward, wie er zu Hause anlangte, durch die Aufführung der Mariamne nicht wenig vermindert. Denn diese Königinn, welche er so innigst liebte, ließ einen grossen Abscheu vor seiner Person blicken, und verwarf mit einer ungemeinen Kaltsinnigkeit alle Liebkosungen, die er ihr erwies. Wie er ihr das Glück erzählen wollte, welches er auf der Reise genossen, und ihr dadurch ein Vergnügen zu machen suchte: so antwortete sie nichts darauf, sondern vergoß, an statt die geringste Freude darüber blicken zu lassen, bittere Thränen, wodurch sie zugleich deutlich zu erkennen gab, daß sie lieber gewünscht, daß er beständig ausbleiben, als daß er glücklich zurück kommen möchte. Die Ursache dieser ihrer neuen Verbitterung rührte aus eben der Quelle, wie die vorige, her. Denn da Herodes

rodes die Reise antrat, und nicht wuste, was dieselbe für einen Ausfall haben würde: so gab er dem Sosemus eben denselben Befehl, welchen er vorher dem Joseph ertheilt, daß er auf den Fall, wenn Octavius ihn tödten würde, sowohl die Mariamne, als auch ihre Mutter, die Alexandra umbringen, und sich äusserst bemühen sollte, seinem Bruder, Pheroras, die erledigte Krone zuzuwenden. Diesen Befehl ertheilte er nicht allein aus der Ursache, daß Mariamne nach seinem Tode keinem fremden in die Hande fallen sollte, sondern auch, damit niemand aus dem asmonäischen Hause übrig seyn möchte, der dem Pheroras die Krone streitig machen könnte. Denn nach dem Tode des alten Hirkanus war niemand mehr von der asmonäischen Familie vorhanden, als Mariamne und Alexandra, ausgenommen die beyden Söhne, welche er selbst mit dieser Königinn erzeugt hatte. Am meisten fürchtete er sich für die Alexandra, welches eine beherzte und hochmüthige Dame war, der es weder am Willen noch an Geschicklichkeit fehlte, alles in Bewegung zu setzen, und mit welcher wenige Fürstinnen zu ihren Zeiten an List und Verschlagenheit konnten verglichen werden. Daher glaubte auch Herodes, daß die von ihm gemachte Verordnung wegen der Erbfolge keinen Bestand haben würde, wenn Alexandra ihn überleben sollte. Sosemus hielt sein dem Herodes geleistetes Versprechen sehr lange und offenbarte niemanden, was ihm befohlen worden. Weil aber Mariamne schloß, daß

er

er eben einen solchen Befehl, wie vorher Joseph, müste erhalten haben: so suchte sie durch Schmeicheleyen und Geschenke seine Verschwiegenheit zu bestürmen, und wankend zu machen. Und weil Sosemus zweifelte, daß Herodes mit eben derselben Macht und dem Ansehen zurück kommen würde, welches er vorher gehabt: so brachte es endlich Mariamne dahin, daß er ihr dieses Geheimniß offenbarte. Sosemus machte folgenden Schluß bey sich selbst. Wenn die Macht des Herodes von dem Octavius eingeschränkt wird: so ist er nicht im Stande, dir Schaden zuzufügen, und diese beyden Damen werden dich schon schützen, und überdem noch ihrer Freundschaft würdigen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so meynte er, daß wenn Herodes auch gleich mit königlicher Macht zurück kommen sollte: so würde Mariamne entweder dasjenige verschweigen, was er ihr offenbaret hätte, oder sich auch der Liebe bedienen, welche Herodes zu ihr trüge, und ihn vor aller Gefahr sicher stellen. Jedoch dieser gute Sosemus hätte sich sowohl an der vorigen Aufführung der Mariamne als des Herodes, bey einem ähnlichen Zufalle spiegeln können. Denn es war nicht glaublich, daß sie diesesmal eher, als vorher, schweigen sollte. Und da Mariamne den Joseph nicht retten können, so hätte er sich leicht vorstellen können, daß sie ihn eben so wenig zu befreyen im Stand seyn würde.

Streigkeit der Mari-

Wie Mariamne also von dem Sosemus dieses Geheimniß erfahren

ren hatte, so ward der Abscheu, amne gegen welchen sie vorher gegen den Herodes den König. gefaßt, so stark vermehrt, daß er sie durch kein Mittel, und auf keine Art, auch nur zu der geringsten Freundlichkeit bewegen konnte. Die Mutter des Herodes, Cyprus, und seine Schwester Salome versäumten nicht, sich diese Aufführung der Mariamne zu Nutze zu machen, um den König immer mehr gegen sie aufzubringen, und hielten auch nicht eher auf, bis sie ihr das Leben genommen hatten. Dieses fiel ihnen auch nicht schwer, weil die Königinn beständig in ihrer Kaltsinnigkeit fortfuhr, ob sie gleich, um den Sosemus nicht ins Unglück zu stürzen, das von ihm entdeckte Geheimniß nicht offenbarte.

Herodes ertrug dieses ein ganzes Jahr mit grosser Geduld, obgleich mit einem stets verwundeten Herzen. Bisweilen aber nahm doch der Zorn so sehr überhand, daß er den Entschluß faßte, ihr das Leben zu nehmen. So heftig indessen auch sein Zorn war, so war dennoch die Liebe stärker, und eine Leidenschaft hinderte die andre, daß keine von beyden zum Ausbruch kommen konnte. Endlich erhielten seine Mutter und Schwester durch einen besondern Zufall Gelegenheit, sie zu stürzen, wobey aber Herodes bald selbst in ein Unglück gerathen wäre. Wie an einem Tage eine grosse Hitze gefallen war, und Herodes sich in sein Schlafgemach begeben hatte, so ließ er die Mariamne rufen, welche sich auch einstellte Wie er sie aber bat, sich bey ihm niederzulegen, um sich

mit

mit ihr zu erlustigen, so wegerte sie sich mit einer zornigen Gesichtsstellung, und warf ihm den an ihren Freunden und Verwandten begangenen Mord für. Herodes muste sich grosse Gewalt anthun, daß er nicht gleich zu einer blutigen Rache schritte. Salome aber, welche von dem, was unter ihnen vorgieng, Nachricht hatte, schickte gleich seinen Mundschenk hin, welchen sie erkauft hatte, zu bezeugen, daß Mariamne ihn hätte überreden wollen, den König mit Gift zu vergeben. Herodes ertheilte gleich Befehl, daß einer von den grösten Lieblingen der Königinn, ohne dessen Rath sie nichts vorzunehmen pflegte, auf die Folter sollte gelegt werden, um denselben zu zwingen, dieses zu offenbaren. Jedoch alles, was er durch die Tortur herausbrachte, bestand allein darinn, daß Sosemus der Königinn den ihm von dem Könige vor der letzten Abreise ertheilten geheimen Befehl offenbart hätte. Dadurch ward der Zorn und Haß des Herodes in Eifersucht und Mistrauen verwandelt, und er fing an laut zu schreyen: Sosemus, welcher mir stets so getreu gewesen, würde nicht haben überredet werden können, ein solches Geheimniß zu entdecken, wenn er nicht mit der Königinn einen unerlaubten Umgang gepflogen. Er gab gleich darauf Befehl, ihn hinzurichten, und wählte aus denen, welche ihm am getreuesten waren, verschiedene Richter, vor welchen Mariamne erscheinen sollte. Herodes war selbst ihr An-

Rasende Eifersucht des Herodes.

Ankläger, und redete mit solcher Heftigkeit, daß die Richter hinlänglich daraus merkten, daß sein Zorn durch nichts anders, als durch ein Todesurtheil würde können gestillet werden. Und weil sie alle furchtsame Männer, und leicht zu gewinnen waren, so richteten sie sich nach der Neigung des Königs, und sprachen der Mariamne das Leben ab.

Der Königinn wird das Leben abgesprochen.

Niemand aber glaubte, daß die Vollziehung dieses Urtheils gleich erfolgen würde. Und Herodes selbst hatte auch diesen Vorsatz nicht. Denn er war bloß willens, sie eine Zeitlang einzusperren. Jedoch, seine Mutter und Schwester, welche vor Begierde zur Rache brannten, und besorgten, daß der Zorn des Herodes durch eine solche Verzögerung dürfte gelindert werden, liessen ihm keine Ruhe, bis sie seinen Befehl zu ihrer Hinrichtung ausgewirkt hatten, und erhielten endlich auch ihren Entzweck. Wie Mariamne zum Gerichtsplatze hingeführt ward: so gieng ihr ihre Mutter Alexandra auf diesem Wege entgegen, und kränkte sie nicht nur durch allerhand heftige Beschuldigungen, sondern warf ihr auch ihre Undankbarkeit gegen ihren Gemahl vor. Sie redete dieses mit so vieler Heftigkeit und Bewegung, daß auch diejenigen, welche sie nicht kannten, besorgten, daß sie die unglückselige Königinn mit Schlägen überfallen würde. Es war aber alles nur ein verstelltes Wesen, wodurch sie an den Tag legen wollte, daß sie einen Abscheu vor der Aufführ-

führung der Mariamne hätte, um dadurch einer gleichen Strafe zu entgehen. Während der Zeit, daß die Mutter die Drohungen ausstieß, setzte die Tochter ihren Weg fort, ohne das geringste zu antworten, und gab durch ihr Stillschweigen zu erkennen, daß ihr diese niedrige und schlechte Aufführung ihrer Mutter, sehr mißfiele. Uebrigens gieng sie ganz unerschrocken zum Tode, und ließ bis auf den letzten Augenblick das hohe Herze und die Beständigkeit von sich blicken, welche man stets an ihr wahrgenommen hatte.

Ihr heldenmüthiges Ende.

Ein solches Ende nahm diese vortrefliche Königinn, welche sowohl in Absicht auf die Schönheit des Leibes, als auch wegen ihrer grossen Gemüthsgaben, alle Damen zu ihren Zeiten übertraf. Sie würde auch ganz vollkommen gewesen seyn, wenn sie nicht ihre Beständigkeit bis zur Hartnäckigkeit getrieben hätte. Die That des Herodes kann nicht füglich entschuldiget werden, ob man gleich gestehen muß, daß es demselben sehr schwer gefallen, bey einer so beständigen Verachtung, als diese Königinn gegen ihn blicken ließ, kaltsinnig und gleichgültig zu bleiben. Ihre Aufführung kann allein durch die Grausamkeit entschuldiget werden, welche Herodes gegen ihre Anverwandten ausgeübt, welche er alle hinrichten lassen. Herodes aber empfund gleich nach der Hinrichtung dieser Königinn eine solche Reue und

Ihr Portrait.

Angst,

Angst, daß er beynahe sein Leben darüber eingebüßt hätte.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Agrippina die Aeltere.

Agrippina, welche von M. Agrippa, und Julia, einer Tochter des Kayfers Augustus erzeugt worden, ward mit dem Germanicus, einem Brudersohne des Tiberius, vermählt. In dieser Ehe brachte sie den Cajus, der unter dem Namen Caligula bekannt ist, und die Agrippina, eine Mutter des Nero, zur Welt, welche beyde wegen ihrer Untugenden und Bosheit, wie ihre Eltern wegen ihrer herrlichen Eigenschaften in den Geschichten bekannt sind. Herkunft und Vermählung der Agrippina.

Zu den Zeiten des Augustus ist von dieser Agrippina nichts besonders anzumerken, als daß sie sich durch ihre Keuschheit und Tugend unter allen römischen Damen hervorgethan, und deswegen eben so sehr geehrt und geliebt, als ihr Gemahl Germanicus wegen seiner Tugend und Tapferkeit hochgeachtet und angesehen worden. Beyde wurden von dem August innigst geliebt, und Germanicus ward als ein solcher Held angesehen, welcher künftig, wenn er zur Regierung gelangte, das römische Volk wieder in Freyheit setzen würde. Aber eben durch diese Hochachtung und Liebe, welche

che man gegen den Germanicus blicken ließ, ward sein Vaterbruder Tiberius, der Nachfolger des Augusts, gegen ihn aufgebracht, so wie die Tugend und das hohe Herze der Agrippina bey der Mutter des Tiberius, der Livia, eine Eifersucht erweckte. Dieselbe brach gleich nach dem Tode des Augusts aus, und beförderte endlich so wohl den Fall des Germanicus als der Agrippina.

Zum erstenmal wird von der Agrippina zu der Zeit geredet, da gleich nach dem Tode des Augusts die Truppen, welche Germanicus in Germanien oder Deutschland anführte, einen Aufruhr erregten, und den Germanicus mit Gewalt zu zwingen suchten, die Regierung anzunehmen. Germanicus, welcher eher sterben, als seinem Vaterbruder untreu seyn wollte, schickte bey diesem Tumulte seine Gemahlinn Agrippina nebst ihrem jungen Sohne Caligula von sich, um sie in Sicherzeit zu setzen. Es konnte aber solches dennoch nicht ohne grosse Mühe geschehen, indem diese tugendhafte Dame bezeugte, daß sie sich durchaus von ihrem Gemahl bey einer solchen Gefahr nicht trennen wollte, und öffentlich sagte, daß sie von dem grossen Augustus abstammte, und in Absicht auf die erhabenen Tugenden ihrer Vorfahren nicht aus der Art schlagen wollte. Sie muste sich endlich aber doch überreden lassen, von ihm Abschied zu nehmen, und sich mit ihrem jungen Sohne nach Trier zu begeben. Das aufrührische Kriegsheer ward durch diesen Anblick aufs empfindlichste gerührt, da die Gemahlinn des Germani-

manicus nebst ihrem jungen Sohne, welcher im Lager erzogen worden, gleichsam ins Elend gieng. Der Aufruhr ward kurz darauf gestillet, und Agrippina that sich nachher in der Abwesenheit ihres Gemahls sehr hervor. Sie munterte das Kriegsheer auf, wie dasselbe einmal von den Feinden bedrängt war, und vertrat durch die herrlichsten Anstalten gleichsam die Stelle eines Generals, daher sie bis an die Wolken erhoben ward. Aber eben die Ehre und der Ruhm, welchen sie sich unter dem Kriegsheer erworben, vermehrte die Kaltsinnigkeit, welche Tiberius gegen sie gefaßt, und der kayserliche Minister, Sejanus, unterließ nicht, den mistrauischen Kayser sowohl gegen die Agrippina, als auch gegen den Germanicus immer mehr in den Harnisch zu bringen. Es muste heissen, daß Agrippina sich eine grössere Gewalt anmaßte, als einem Frauenzimmer zukäme, und daß sie bereits Proben abgelegt, daß sie Aufruhr und Bewegung unter dem Kriegsvolk stillen könnte, welches der Kayser mit seiner ganzen Macht nicht vermögend gewesen.

Ihre Aufführung bey dem Kriegsheer in Deutschland.

Eifersucht des Tiberius.

Tiberius, welcher ein Meister in der Kunst sich zu verstellen war, hielt indessen doch gute Minen, und empfieng sie beyde bey ihrer Rückkunft nach Rom, dem äusserlichen Ansehen nach, sehr freundlich. Kurz nachher schickte er den Germanicus nach dem Orient, mit der Vollmacht, alle daselbst entstan-

dene Streitigkeiten beyzulegen. Zu gleicher Zeit vertrauete er Syrien dem Piso an, welcher ein heimlicher Feind des Germanicus war. Man meynt, daß dieser Piso geheimen Befehl vom Kayser gehabt, dem Germanicus auf alle Art Verdruß zu erwecken, und ihm in allen Stücken entgegen zu seyn, welches derselbe auch nach äusserstem Vermögen, und bey einer jeden Gelegenheit treulich beobachtete. Seine Gemahlinn, Plancina, hatte gleichfalls von der Livia, der Mutter des Kayserś, Befehl, die Agrippina zum Zorn zu reitzen, und sie dahin zu bringen, daß sie sich entweder mit Worten oder in der That vergehen möchte. Dieses war auch um so viel leichter zu bewerkstelligen, weil Agrippina ein hohes Herz hatte, und keine Beschimpfungen erdulden konnte.

Germanicus merkte gleich, in welcher Absicht Piso nach Asien geschickt worden. Er stellte sich aber, als wenn er dieses nicht wüste, und ertrug alle Verdrießlichkeiten, welche man ihm erregte, gelassen, und verwaltete sein Amt mit aller Treue und Klugheit. Weil aber Piso fortfuhr, ihn zu beleidigen, und bald harte und trotzige Worte gegen ihn fallen ließ, bald das Kriegsheer gegen ihn aufzubringen suchte: so faßte Germanicus den Entschluß, eine Reise nach Aegypten anzutreten. Er wandte vor, daß seine Gegenwart dorten nöthig sey, ob er gleich bey dieser Reise theils die Absicht hatte, die Seltenheiten und merkwürdigen Dinge in Aegypten in Augenschein

zu

zu nehmen, theils auch dadurch dem Umgange mit dem Piso zu entgehen welcher ihm ganz unerträglich war. Nachdem er sich eine Zeitlang daselbst aufgehalten, und alles Merkwürdige gesehen hatte, so begab er sich nach Syrien zurücke, wo er vernahm, daß alle von ihm gestiftete gute Ordnungen, von dem Piso wieder umgestossen worden. Dieses gab zu einer offenbaren Feindschaft unter ihnen Anlaß. Piso wollte damals die Provinz verlassen, er ward aber durch eine Krankheit, welche dem Germanicus zu eben derselben Zeit zustieß, von diesem Vorhaben zurückgehalten. Germanicus erlangte grösstentheils seine Gesundheit wieder, welches eine solche Freude bey den Einwohnern in Antiochia erweckte, daß sie öffentliche Opfer deswegen anstellen wollten. Piso aber hinderte das Volk daran, er trieb diejenigen, welche sich deswegen versammlet hatten, zurück, und ließ harte Worte gegen den Germanicus fallen, welcher noch nicht völlig von seiner Krankheit genesen war. Germanicus ward dadurch so sehr aufgebracht, daß er dem Piso Befehl ertheilte, die Provinz zu verlassen. Piso reisete zwar weg, hielte sich aber dennoch in der Nähe auf, um zu sehen, was die Krankheit des Germanicus für einen Ausfall haben würde. Denn solche stellte sich von neuen, und zwar mit solcher Heftigkeit ein, daß Germanicus endlich den Geist aufgeben muste.

Ihr Gemahl Germanicus stirbt.

Ehe er starb, hielt er eine sehr lan-

Seine letzte

Erinnerung an Agrippina.

lange Rede an seine umstehende Freunde, und gab denselben das Mistrauen zu erkennen, welches er auf den Piso und die Plancina geworfen. Er schrieb denselben auch seinen Tod zu, und bat seine Freunde, denselben zu rächen. Sie versprachen ihm dieses alle mit einem Eyde, und gaben ihm ihre Hände darauf. Endlich wandte er sich an die Agrippina, und bat dieselbe, ihre Hitze zu mäßigen, sich in die schlüpfrigen Zeiten zu schicken, und insonderheit diejenigen nicht zu erzürnen, welche die Macht in Händen hätten. Dieses sagte er laut, insgeheim aber sprach er noch mit ihr von allerhand andern Dingen. Man meynt, daß er ihr damals die üble Gesinnung seines Vaterbruders und die Furcht zu erkennen gegeben, worinn er wegen ihrer Person schwebte. Kurz darauf starb dieser vortrefliche Herr, und man kann mit Wahrheit sagen, daß niemals jemand so sehr, und aufrichtig beweinet worden.

Obgleich Agrippina von Sorgen und Gram ganz ausgemattet war: so eilte sie doch, den Tod ihres Gemahls an diesen gottlosen Menschen zu rächen, und begab sich unverzüglich mit der Asche des Germanicus zu Schiffe. Piso aber konnte seine über diesen Todesfall empfundene Freude nicht bergen, sondern ließ solche öffentlich ausbrechen, ja seine Gemahlinn Plancina, welche wegen der Schwester des Piso annoch trauerte, legte gleich die Trauerkleider ab, und zog an deren statt Freudenkleider an. Piso wollte auch gleich

die

die Statthalterschaft antreten, welche ihm ehedem war abgenommen worden, aber Cnejus Sentius wies ihn ab, und zwang ihn, nach Rom zu reisen, und daselbst wegen der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen Rede und Antwort zu geben. Agrippina langte endlich auch in der Hauptstadt an, und ward von sehr vielen Freunden begleitet. Sie brachte gleich ihre Klagen bey demselben dem Tiberius an, welche von dem Ausspruche des Raths überlassen wurden. Es brauchte zwar einige Mühe, die Beschuldigung wegen des Gifts beweislich zu machen. Aber der Rath zweifelte so wenig als das ganze Volk daran. Weil also Piso merkte, daß der Kayser ihn nicht in Schutz nehmen wollte, und seine Gemahlinn allein durch die Fürbitte der Livia Versicherung erhalten hatte, daß ihr Gnade wiederfahren sollte: so nahm er sich selbst das Leben, noch ehe das Urtheil gefället ward.

Ihr Proceß gegen den Piso.

Agrippina folgte dem treuen Rathe ihres sterbenden Gemahls nicht, sich in die gefährlichen Zeiten zu schicken. Sie gab vielmehr beständig ihre Bitterkeit und ihren Verdruß darüber zu erkennen, daß man ihrem Hause so hart begegnet, und vermehrte dadurch die widrigen Gesinnungen, womit Tiberius bereits ohnedem gegen sie eingenommen war. Ja der Kayser sagte öffentlich, daß man sie auf keine andere Art zufrieden stellen könnte, als wenn man ihr die Regierung aufrüge.

Ihre Aufführung bey Hofe.

ge. Man suchte sie daher bey aller Gelegenheit zum Zorn zu reizen, um ihren Fall zu befördern. Der Anfang dazu ward gemacht, da man ihrer Verwandtinn und besten Freundinn, der Claudia Pulchra einen Proceß erregte, und dieselbe sowohl der Unkeuschheit, als allerhand böser Anschläge gegen den Kayser beschuldigte. Agrippina ward dadurch so sehr erhitzt, daß sie voller Bitterkeit sich zu dem Kayser verfügte, ihm seine Kaltsinnigkeit gegen sie und ihr Haus vorwarf, und deutlich sagte, daß Pulchra allein aus dieser Ursache verfolgt würde, weil sie ihre Freundinn wäre. Obgleich Tiberius sich sonst aufs äusserste zu verstellen vermögend war: so konnte er sich doch nicht enthalten, ihr ihre Kühnheit und Uebereilung mit diesen griechischen Worten vorzuwerfen: Ει μη κρατεις τεκνιον υβριζεσθαι δοκεις, d. i. „du beklagest dich, meine Tochter, weil du nicht „zur Regierung gelangen kannst". Sie wirkte dadurch auch nichts anders aus, als daß sie die Verurtheilung der Pulchra beschleunigte, und den Kayser desto mehr gegen sich aufbrachte.

Ihre Frechheit gegen den Tiberius.

Anstatt daß Agrippina sich dadurch hätte schrecken lassen sollen: so verharrte sie vielmehr in ihrer Bitterkeit, welche so sehr überhand nahm, daß sie in eine heftige Krankheit fiel. Wie sie von dem Kayser besucht ward: so wiederhohlte sie ihre vorigen Klagen, und verlangte endlich von ihm, daß er ihr einen Gemahl verschaffen sollte, welcher sie und ihre Kinder beschützen könnte.

Tibe-

Tiberius aber verließ sie, ohne ihr eine Antwort auf ihr Begehren zu ertheilen. Diese Unterredung ist, wie Tacitus berichtet, von der jüngern Agrippina in ihren Schriften aufgezeichnet worden, welche aber zum Nachtheil der Geschichte, verlohren gegangen, indem man aus diesen zuverläßigen Nachrichten viele besondre Umstände und Merkwürdigkeiten sowohl von ihr selbst, als auch von ihrer Mutter hätte entlehnen können.

Der kayserliche Minister Sejanus suchte die Ungnade, worinn Agrippina bey dem Kayser gerathen war, immer zu vermehren, und ließ ihr deswegen heimlich wissen, daß der Kayser willens wäre, sie mit Gift hinzurichten. Dieser Warnung legte sie Glauben bey, und wie sie einmal von dem Kayser zu einem Gastmahl eingeladen war: so saß sie bey der Tafel, ohne ein Wort zu reden, oder das geringste zu antworten. Tiberius reichte ihr zum Zeichen der Freundschaft einige Früchte mit eigner Hand, welche Agrippina zwar annahm, aber solche, ohne sie anzurühren, ihren Leuten gab. Dieses sahe Tiberius mit Verdruß an, und sagte zu seiner Mutter, daß man sich nicht darüber wundern dürfte, wenn er der Agrippina hart begegnete, weil sie von ihm glaubte, daß er sie mit Gift vergeben wollte. Seit der Zeit bat er sie nicht mehr zur Tafel. Nero und Drusus, die Söhne des Germanicus, waren noch sehr jung, und weil sie an einem so argwöhnischen Hofe sich nicht klug und behutsam genug

Sie fällt in Ungnade.

nug aufzuführen wusten: so liessen sie wegen des harten Verfahrens gegen ihre Mutter allerhand unbedachtsame Worte fallen, welche dem Tiberius wieder hinterbracht wurden. Dadurch ward nur Oel ins Feuer gegossen, und der Kayser hielt für rathsam, bey der Agrippina so wohl, als auch bey ihrem ältesten Sohne, dem Nero, jemanden zu bestellen, welcher auf alles, was sie täglich reden und vornehmen würden, genau acht geben muste.

Nicht lange hernach gieng Livia, die Mutter des Kaysers mit Tode ab. Tiberius schickte gleich darauf dem Senat ein gegen die Agrippina und dem Nero gerichtetes Schreiben zu, worinn er dem Nero allein seine Jugendfehler vorwarf, die Agrippina aber als eine trotzige und hochmüthige Prinzeßinn abmalte, welche auf keine Art zum Gehorsam könnte gebracht werden. Die Mitglieder des Senats wurden darüber sehr bestürzt, und weil sie nicht wusten, was sie für einen Entschluß fassen sollten: so funden sie endlich für gut, ihre Antwort aufzuschieben, bis der Zorn des Kaysers sich einigermassen wieder gelegt hatte. Tiberius aber nahm dieses sehr ungnädig auf, und beschwerte sich in einem andern Briefe über die Kaltsinnigkeit des Raths, und behielt sich vor, über die Aufführung der Agrippina selbst ein Urtheil zu fällen. Kurz darauf schickte er sie nach der Insel Pandataria ins Elend. Er ließ auch ihre Söhne den Nero und Drusus anklagen, und den ersten

Sie wird ins Elend geschickt.

sten nach einer andern Insel nicht weit davon, den andern aber nach einem Orte bringen, der in der Geschichte nicht genannt worden. Nero starb kurz darauf aus Hunger. Agrippina aber und Drusus lebten noch drey Jahre hernach. Drusus ward eine Zeitlang an einem geheimen Orte auf dem Schlosse verwahret. Weil eben damals der gefährliche Anschlag des Sejanus gegen den Kayser ausbrach, und Tiberius besorgte, daß er, als ein alter und schwacher Herr, dem Sejanus und seinem grossen Anhange nicht gewachsen seyn dürfte: so sagt man, daß er dem Macron Befehl gegeben, den Drusus gleich in Freyheit zu setzen, und ihn zum Kayser zu erklären, wenn Sejanus öffentlich zum Gewehr greiffen sollte. Wie aber Sejanus gleich unterdrückt ward, und die Furcht wieder aufhörte: so ward diesem unglücklichen Fürsten weiter keine Speise gereicht, daß derselbe also aus Hunger sogar seine eignen Betten zu essen suchte. Nach seinem Tode ward sein Leib in Stücken zerhauen, und man erhielte von dem Tiberius nicht anders als mit der größten Mühe die Erlaubniß, daß ein Theil derselben an einem unbekannten Orte durfte begraben werden. Agrippina starb auch kurz darauf aus Hunger. Svetonius sagt, daß sie sich selbst zu Tode gehungert, und daß man ihren Mund mit Gewalt geöfnet, um einige Speisen hinein zu bringen. Nach dem Bericht des Tacitus aber ist es unge-

Betrübtes Ende ihrer beyden Söhne.

Agrippina stirbt.

ungewiß, ob ihr Tod freywillig oder gewaltsam gewesen. Tiberius beschuldigte sie nach ihrem Tode, daß sie einen unerlaubten Umgang mit dem Asinius Gallus gepflogen. Aber der Ruhm, welchen sich Agrippina wegen ihrer Keuschheit erworben, war so groß, daß niemand dieser Beschuldigung Glauben beylegte.

Ihr Character.

Ein solches Ende nahm diese heroische Dame, deren Muth und grosses Herz durch kein Unglück, durch keine Gefahr und Widerwärtigkeiten konnte niedergeschlagen werden. Aber eben dieselbe Eigenschaft, welche die meisten als eine Haupttugend ansahen, ward von ihren Feinden als ein Hochmuth und als eine Hartnäckigkeit ausgelegt, welche daher auch Gelegenheit nahmen, sie in das äusserste Unglück zu stürzen. Es ist deswegen noch zweifelhaft, ob ihr Leben und ihre Aufführung andern zum Muster und zur Nachfolge könne vorgestellt werden. Die Tugenden, welche sie besaß, und die man ihr nicht streitig machen konnte, waren eine herzliche Liebe zu ihrem Gemahl, Aufrichtigkeit und Keuschheit, worinn sie sich vor allen andern römischen Damen zu ihrer Zeit hervorthat. Ihren Verstand und ihre Lebhaftigkeit kann man aus ihrer Aufführung bey dem Kriegsheer abnehmen, vom welchem sie wegen ihrer Freundlichkeit, gegen jedermann geliebt, und wegen ihrer Fähigkeit geehrt ward, die so groß war, daß solche auch bey dem mistrauischen Kayser Tiberius einen Argwohn erweckte. Ob

sie

sie sich durch Nachgeben bey einem so verderbten Hofe würde haben erhalten können, ist schwer zu bestimmen. Man kann allein sagen, daß ihr hohes Herz den Zeiten, worinn sie lebte, nicht gemäß gewesen, und daß sie daher besser gethan hätte, wenn sie sich, wo nicht um ihrer eignen Person willen, doch wenigstens ihrer Söhne halber in die Zeit geschickt und nachgegeben hätte. Uebrigens ist es zu beklagen, da doch die Kinder wegen der Schuld ihrer Eltern leiden sollen, daß solches blos die beyden ältesten Söhne betroffen, welche ein so hartes Schicksaal am wenigsten verdient hatten, und daß die beyden andern Kinder, nämlich Cajus und Agrippina, welche man mit dem grösten Rechte als Ungeheuer und Misgeburten ansehen kann, am Leben geblieben. Denn niemals sind von tugendhaftern und frömmern Eltern, gottlosere und schändlichere Kinder erzeugt worden.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Vergleichung.

Diese beyden Damen, deren Geschichte hier kürzlich angeführt worden, stimmen in allen Dingen so sehr mit einander überein, daß, wenn man sich überreden könnte, eine Metempsychosin oder eine Wanderung der Seelen zu glauben, man gewiß dafür halten sollte, daß die See-

Seele der Mariamne nach dem Tode ihre Wohnung in den Körper der Agrippina genommen hätte. Denn man bemerkt an beyden eine gleiche Redlichkeit, eben dasselbe hohe und unerschrockene Herz, eine gleiche Beständigkeit und Unvorsichtigkeit, eben denselben Muth gegen mächtige Feinde, und eine gleiche Freymüthigkeit im Tode. In ihren Begebenheiten sind sie einander gleichfalls ziemlich ähnlich. Sie stammten beyde aus den grösten edelsten und mächtigsten Häusern her. Mariamne war ein Zweig des asmonäischen Hauses, und Agrippina war aus dem Geschlechte des grossen Augustus. Sie waren beyde beständigen Verfolgungen unterworfen, und das Leben dieser beyden Damen endigte sich auf eine betrübte Art. Ihre Geschichte haben zu verschiedenen Trauerspielen Gelegenheit gegeben, welche noch auf den europäischen Schauplätzen mit gutem Erfolg unter dem Titel Mariamne und Agrippina vorgestellt werden. Die Kinder dieser beyden Fürstinnen musten wegen ihrer Geburt leiden, und ein gleiches Schicksaal mit ihren Müttern erdulden. Agrippina war zwar in ihrer Ehe glücklicher, indem sie an dem Germanicus den frömmsten und tugendhaftesten Ehegatten erhielt, welcher zu den damaligen Zeiten lebte. Mariamne aber ward mit dem Herodes vermählt, welcher in den Geschichten unter die grösten Tyrannen gerechnet wird. Aber das Glück der Agrippina war von keiner langen Dauer. Denn sie büßte durch die Bosheit ihrer

Fein-

Feinde ihren Gemahl in seinem blühenden Alter ein, und konnte selbst kein besseres Schicksaal erwarten.

Was die persönlichen Eigenschaften dieser beyden Damen betrift, so hatten sie, weil sie mit gleichen Tugenden begabt waren, auch gleiche Fehler. Die Beständigkeit dieser beyden Fürstinnen war sehr groß, und ward endlich in einen Trotz und in eine Hartnäckigkeit verwandelt, welche sich zwar bey der Agrippina stärker äusserte, bey der Mariamne aber weniger zu entschuldigen war. Beyde liefen mit dem Kopf gegen die Wand, und trotzten den Regenten, welche doch Gewalt und Macht über sie hatten. Agrippina konnte durch Furcht und Drohungen, und Mariamne durch Liebkosungen und Freundlichkeit nicht gewonnen werden. Auf der einen Seite hieß es, ich will dennoch den Muth nicht fallen lassen, ob man mir gleich drohet, und eine Furcht einzusagen sucht. Auf der andern Seite aber sagte Mariamne gleichsam: Ich will mich durch gute Worte und Versicherungen der Freundschaft nicht zum Frieden bewegen lassen. Man sieht daraus, daß die Hartnäckigkeit, welche man bey der Agrippina antrift, ob sie gleich grösser ist, dennoch eher könne entschuldiget werden, und daß die Aufführung, welche bey der römischen Prinzeßinn als eine Frechheit anzusehen, bey der jüdischen Fürstinn den Namen der Unversöhnlichkeit verdiene. Tiberius gab zwar der Agrippina von seiner Gewogenheit verschiedene Merkmaale,

und stellte sich, als wenn er dieselbe dadurch zu gewinnen suchte. Agrippina aber wuste, daß sein Herz dennoch mit Galle angefüllet war, wenn er gleich im Munde Honig führte, und sie hatte Ursache, ihn als ihren gefährlichsten Feind anzusehen, wenn er ihr die grösten Versicherungen der Freundschaft gab. Die Liebkosungen aber, welche Herodes seiner Gemahlinn machte, waren aufrichtig. Die Königinn war selbst überführt, daß das Herz daran Theil hatte, indem kein Bräutigam seine Braut stärker lieben konnte, als Herodes die Mariamne liebte. Aber der Abscheu, welchen sie wegen vorhergegangener Missethaten gegen den Herodes gefaßt hatte, verhinderte, daß sie die gegenwärtigen Liebkosungen und Wohlthaten nicht nach ihrem eigentlichen Werthe zu schätzen vermögend war. Wenn man also von Agrippina sagen konnte, daß sie durch ihre beständige Widersetzlichkeit die Pflicht eines Menschen übertreten, so konnte man von der Mariamne im Gegentheil behaupten, daß sie nicht nur die Pflicht eines Menschen, sondern auch die Schuldigkeit eines Ehegatten aus den Augen gesetzt. Begieng die erste eine Sünde wider ihre Obrigkeit, so beleidigte die andre sowohl ihren König als ihren Gemahl.

Wenn diese beyden Damen nicht diesen Fehler gehabt, oder eigentlicher, wenn sie eine gute Eigenschaft nicht übertrieben hätten, daß solche zu einem Laster geworden wäre, so könnte man sie andern Frauenzimmern zu einem Muster und zur

Nach-

Nachfolge vorstellen. Denn man nimmt bey beyden sehr grosse Gemüthsgaben, und sehr viele erhabene Tugenden wahr, wodurch sie sich dergestalt hervorthaten, daß man ihr Ende nicht ohne Bewegung lesen kann, ob man gleich gestehen muß, daß sie zum Theil selbst ihren Fall befördert haben. Insonderheit gilt dieses von dem Tode der Mariamne. Diese Fürstinn war eine Königinn des Landes, eine Mutter zweener Prinzen, in einem blühenden Alter und von einer ungemeinen Schönheit. Nichts destoweniger ward dieselbe nach dem Richtplatze geführt, und ließ sich mit grosser Gelassenheit, und mit einer mehr als philosophischen Kaltsinnigkeit hinrichten. Dadurch musten die Zuschauer nothwendig in Bewegung gesetzt werden. Ja dieses Trauerspiel war so groß und kläglich, daß Herodes selbst, ob er gleich sonst, wenn er Menschenblut vergoß, ziemlich gleichgültig war, dennoch beynahe aus Gram seinen Verstand verlohren hätte, sobald die Execution vollzogen war.

Man kann aus den Geschichten dieser beyden Damen auch noch dieses lernen, daß man sich bemühen müsse, die Tugenden zu mäßigen, so wie man verbunden ist, die Laster auszurotten, und daß gewisse Dinge, welche der Pöbel als heroische Thaten ansieht, weil man die Vernunft dabey aus der Acht gelassen, mit weit grösserm Rechte verdienen, unter die Laster, als unter die Tugenden gerechnet zu werden.

Berenice
und
Margaretha von Valois.

Einleitung.

Wenn die Menschen überhaupt bey jemanden streitige Eigenschaften wahrnehmen, und bemerken, daß die Ehrbarkeit mit Thorheit, die Wohllust mit Eingezogenheit, die Unkeuschheit mit Sittsamkeit, die Verschwiegenheit mit Offenherzigkeit, und die Gottesfurcht mit Unglauben vermengt ist, so pflegen sie die bösen Eigenschaften allein für natürliche, und die guten für geschminkte Tugenden zu halten, und von solchen Menschen zu glauben, daß sie zu gewissen Zeiten, und nach Maasgebung des Orts eine Maske annehmen, um entweder andre zu betriegen, oder auch sich einen Vortheil zu erwerben. Ich räume gerne ein, daß dieses Urtheil des gemeinen Mannes Grund habe, da die tägliche Erfahrung zeigt, daß die Laster die Maske der Tugenden annehmen, und daß viele, welche man für grosse Heilige gehalten, wenn sie die Maske abgelegt, als die grösten Sünder befunden worden. So gegründet aber auch diese Urtheile

theile gröstentheils sind, so kann man dennoch nicht sagen, daß solche allemal eintreffen. Denn diejenigen, welche die Natur der Menschen aufs genaueste erforscht haben, befinden, daß, wie nach dem gemeinen Sprichworte, zwo Zungen in einem Munde seyn können, auch zwo oder mehr Seelen, oder verschiedene wirklich mit einander streitende Eigenschaften bey einem Menschen befindlich seyn können, von denen bald die guten und bald die bösen die Oberhand haben, und Anlaß geben, daß ein Mensch in Absicht auf eine solche Umwechslung bisweilen wirklich gut, und bisweilen wirklich böse seyn kann. Wollte man etwa einwenden, daß dieses unnatürlich sey, und deswegen nicht statt haben könne, so darf man nur, um davon überzeugt zu werden, sich selbst prüfen. Man wird sodann befinden, daß, wie der Leib von Fiebern angegriffen wird, worinn bald Kälte bald Hitze herrscht, auch Fieber des Gemüths angetroffen werden, welche verursachen, daß ein Mensch niemanden unähnlicher ist als sich selbst. Denn viele von denen so genannten edlen Creaturen, welche den Namen vernünftiger Menschen führen, können mit gewissen Metallen verglichen werden, welche man durch chymische Versuche auf gewisse von einander unterschiedene Species reduciren kann. Wenn sich also das Gemüth eines Menschen, wie eine andre Materie oder ein Liqueur distilliren liesse, so könn-

Wirklich streitige Eigenschaften bey gewissen Menschen.

te man durch eine chymische Operation verschiedene streitige Species daraus extrahiren, und gleichsam eine Flasche mit Gottesfurcht, eine mit Gottlosigkeit, eine mit Wohllust, und eine mit Eingezogenheit und so ferner sammlen.

Von diesen streitigen Eigenschaften scheint bald diese bald jene zu herrschen, und daher rührt es, daß ein Mensch sich selbst ganz ungleich ist, und daß viele angetroffen werden, von denen man kein Portrait machen, sondern nur blos sagen kann, gestern war diese Person geitzig, heute aber ist sie verschwenderisch ꝛc. Hieher zielt auch die Fabel von dem Monde, welche man bey dem Plutarch findet. Der Mond bat seine Mutter um ein neues Kleid. Die Mutter aber antwortete: „Es ist schwer, dir ein Kleid zu machen, „welches sich zu deinem Körper schicket. Denn „du hast nicht alle Tage einerley Gestalt". Die wankelmüthige Lucretia lud ihren Liebhaber zu einem Ball ein, wie sich aber derselbe einstellte, so fand er, daß sie mit Thränen in einem geistlichen Buche las, und alle weltliche Lust verdammte. Viele andre sind von eben derselben Beschaffenheit, und verändern ihre Gestalt unaufhörlich, durch welche Aufführung sie andre irre machen, daß solche nicht wissen, was sie von ihnen urtheilen sollen. Von diesem seltsamen Betragen will ich hier nicht ausführlicher reden, weil davon bereits in meinen andern Schriften umständlich gehandelt worden. Ich will nur kürzlich von den beyden streitigen Eigenschaften, nämlich von der

Leicht-

Leichtfertigkeit und Andacht etwas beybringen, welche die beyden Damen, deren Geschichte ich hier beschrieben, in einem gleichen Grad besessen haben. Diese beyden Fürstinnen sind nicht die ersten gewesen, bey denen man eine so seltsame Vermischung wahrgenommen, und werden auch nicht die letzten seyn, die man als Beyspiele dieses Satzes anführen könnte. Das seltsamste, welches man bey den Leuten von dieser Gemüthsart antrift, besteht darinn, daß man nicht von ihnen, wie von andern unbeständigen und wankelmüthigen Leuten sagen kann, daß bald diese bald jene Leidenschaft herrsche; sondern diese Paßionen regieren beständig in einem gleichen Grad, ohne Abwechselung, so daß die fleischlichen Lüste mit der grösten Andacht ausgübt werden. Man erzählt von einem jungen Herrn, daß derselbe, weil der Weg nach seiner Maitresse durch eine Kirche gieng, allemal, sowohl wenn er hingegangen, als wenn er wieder zurück gekommen, sein Gebet auf den Knien verrichtet. Was kann man doch für eine Ursache davon angeben? Man sollte fast denken, daß eben dasselbe Feuer, welches die Menschen zur fleischlichen Lust entzündet, dieselben auch zu einer gewissen Art der Andacht anflamme. Man nimmt bisweilen solche Wirkungen vom starken Getränke wahr, und bemerkt eine gewisse Andacht, welche man die Brantweinandacht nennen kann, weil dieselbe bey solchen Leuten angetroffen wird, die zu viel hitziges Getränke

Andächtige Coquetten.

zu sich genommen. Denn wenn dieselben nüchtern sind: so singen sie lauter verliebte Lieder, wenn sie aber einen Rausch haben: so stimmen sie lauter Bußpsalmen an. Die Alten haben von dem Cato gesagt: Catonis virtus incaluit mero, die Tugend des Cato ward durch das starke Getränke vermehret. Man kann mit eben demselben Rechte von verliebten Leuten sagen, daß ihre hitzige Natur gleichsam ein Zunder zur Andacht ist, so wie die schwarze Galle, und die scharfen Säfte gleichfalls eine Art der Andacht zuwegebringen. Jedoch so wenig das Wasser hell und lauter seyn kann, welches aus einer faulen Quelle entspringt, und so wenig ein gesunder und frischer Zweig aus einem verdorrten Baume sprossen kann, eben so wenig ist auch in einer solchen Tugend und Andacht etwas wesentliches und wirkliches, sondern allein ein nachäffendes Wesen anzutreffen. Es ist ein blos leuchtendes Feuer, welches aber keine beständige Wärme und Hitze bey sich hat. Eine solche Tugend ist einer febrilischen Hitze ähnlich: welche nur eine Zeitlang währet, und nachher wieder in Kälte verwandelt wird. Die wahre Gottesfurcht ist beständig, und sich selbst immer ähnlich. Es ist unmöglich, daß dieselbe mit fleischlichen Lüsten eine Verwandschaft haben, oder mit Lastern im Bündnisse stehen sollte. Die Gottesfurcht will allein am Ruder sitzen, und leidet solche Gefährten nicht. Und wenn sie ja unter die Laster geräth, so will sie dieselben nicht als ihres

Wahre und falsche Andacht.

glei-

gleichen erkennen, sondern vielmehr mit ihnen, als mit Unterthanen, umgehen. Und wie ehedem Alexander dem Darius wissen ließ, daß die Welt nicht von zwo Sonnen könnte regiert werden, so kann man gleichfalls sagen, daß die wahre Gottesfurcht nicht verstatte, daß streitige Eigenschaften bey einem Menschen mit einem gleichen Ansehen herrschen. Eine zweyköpfigte Regierung ist eine unförmliche Regierung, oder eigentlicher eine Anarchie oder gar keine Regierung. Wie also in einem jeden wohl eingerichteten Staate nur einer herrschen muß, in dem sich alles vereiniget, so muß auch in einer jeden Seele, welche den Namen einer tugendhaften Seele führen will, auch nur eine Herrschaft seyn, welcher sich alles unterwerfen muß. Die streitigen Eigenschaften, welche sich eingeschlichen, und gleichsam unversehens das Bürgerrecht erhalten haben, müssen keinen Theil an der Regierung nehmen, sondern sich als Unterthanen regieren lassen, und wenn sie ja in den Rath aufgenommen werden, blos solche Beysitzer seyn, die man Auscultanten zu nennen pflegt, und denen keine Stimme noch ein Recht, etwas zu entscheiden, zustehet. Hier müssen nicht Oromases und Arimanius, nicht Gott und der Mammon, und keine streitige Eigenschaften und Grundsätze mit einer gleichen Gewalt die Oberherrschaft führen. Ein solcher status biceps, oder eine zweyköpfigte Regierung verursacht bey den Menschen eben einen solchen Zustand, als die Alten im Himmel erdichteten, ehe

eine Majestät eingeführt ward, oder die andern Götter dem Jupiter etwas nachgaben. Man kann also keiner Gottesfurcht diesen Namen beylegen, wenn dieselbe sich mit den Lastern auf eine solche Art verbindet, daß sie die Untugenden entweder zugleich neben sich, oder doch wechselsweise die Herrschaft führen läßt. Gewisse Menschen, welche die Tugend kennen und erheben, welche die Sache gerne erlangen, aber die Mittel nicht ergreiffen wollen, wodurch dieselbe kann erhalten werden, bemühen sich, die Gottesfurcht mit der Wohllust zu vereinigen. Aber die Regeln der Harmonie können solches nicht zulassen. Die Dissonanzen sind gar zu stark; und man kann hier mit jenem Poeten sagen:

Infelix operis summa quia ponere totum
nescit.

Wenn gar keine Tugend bey einem Menschen angetroffen wird, so nennt man denselben böse und gottlos. Wenn man aber eine Vermischung oder Umwechselung der Tugenden und Laster bemerkt, so wird der Mensch dadurch unförmlich und lächerlich. Denn auf solche Art hat es eben das Ansehen, als wenn man auf den Leib eines Pferdes einen Menschenkopf setzet, wie der Poet sagt:

Humano capiti ceruicem pictor equinam
Iungere si velit -- -- --

Ja je schöner der Kopf an sich selbst ist, desto ungestalteter und heßlicher wird er an einem solchen Orte. Man kann annoch Hoffnung zu der Bekehrung eines Menschen haben,

Es ist leichter gottlose

haben, wenn derselbe beständig gottlos, aber dennoch sich selbst stets ähnlich ist. Aber alsdenn ist es vergebens, darauf zu gedenken, wenn einer seine Natur stets verändert, und täglich eine neue Gestalt annimmt. Ein Arzt läßt sich nicht gerne mit einer Krankheit ein, ehe dieselbe sich so weit geäussert, daß er ihr einen gewissen Namen geben, und wissen kann, was er für Mittel dagegen zu verordnen habe. Es ist vergebens, einem Menschen die Sittenlehre zu predigen, wenn man nicht weiß, zu welcher Classe man denselben rechnen soll. Unter allen Feinden, mit denen Hercules zu streiten hatte, machte ihn niemand verwirrter, als Archelaus. Denn wenn er mit einem Manne zu ringen glaubte, so umfaßte er eine Schlange, und wenn er sich bemühete, dieselbe zu bezwingen, so sahe er einen Ochsen vor sich stehen. Man erzählt von einem gewissen Gesandten in England, daß er alle Morgen mit seinem Kammerdiener gezankt, ob er Winter- oder Sommerkleider anziehen sollte, weil die Unbeständigkeit der englischen Luft ihn so verwirrt gemacht hatte, daß er keinen festen Entschluß in diesem Stücke fassen konnte. Und eben so irre wird man bey solchen Menschen, welche mit der Gottesfurcht und Bosheit, mit der Keuschheit und Wohllust, mit der Verschwendung und Kargheit, mit Fluchen und Gebet beständig abwechseln. Wer an ihrer Bekehrung arbeiten will, hat fast Ursache,

Menschen, als solche zu bekehren, welche wechselsweise böse und gut sind.

zu wünschen, daß sie in den Lastern beständig seyn mögen, damit er wissen könne, was er für einen Feind zu bestreiten, und was für Waffen er gegen denselben zu gebrauchen habe. Denn hier ist nichts wesentliches oder wirkliches; sondern alles was man wahrnimmt, ist einem Irrlicht ähnlich, welches zugleich erscheinet und verschwindet.

Man kann aus dem, was ich beygebracht habe, abnehmen, was man für Gedanken von der Andacht dieser beyden Damen, deren Geschichte gleich folgen werden, hegen könne. Ihre Gottesfurcht war aufrichtig, dennoch aber konnte dieselbe diesen Namen nicht behaupten, weil sie mit der Wohllust und Leichtfertigkeit vereinbaret war. Die Herrschaft war unter der Andacht, und den sündlichen Leidenschaften gleichsam getheilt, so daß die Tugend, wenn beyde entweder wechselsweise regierten, oder auch zugleich am Ruder sassen, ihre Wirkungen nicht äussern konnte. Es verhielt sich mit ihrer Andacht auf eben dieselbe Art, als wenn ein Arbeiter willig ist, und seine Hände gerne gebrauchen will, aber daran verhindert wird, weil man ihm dieselben zusammen gebunden, oder als wenn ein wohlgesinnter Hausvater in seinem Hause, wie gerne er auch wollte, keine Ordnung halten kann, weil er durch seine Frau, der er die Helfte der Regierung übertragen, darinn gestöret wird. Gewiß eine solche Andacht und eine wahre Gottesfurcht, sind eben so sehr, wie die Freude, und die Zufriedenheit des Gemüths von einander unterschieden. Denn jene ist wie

ein

ein Blitz, welcher aus dicken und schwarzen Wolken plötzlich hervorstrahlt, diese aber ist einer beständigen Klarheit und einem steten Sonnenschein ähnlich, wodurch das Gemüth gestärkt und erquickt wird. Nun will ich die Geschichte dieser beyden Fürstinnen erzählen.

* * * * * * * * * * * * * * *

Berenice.

Berenice, deren kurze Historie ich hier anführen will, war eine Tochter des grossen Agrippa, des Königs in Judäa. Es fehlte ihr so wenig, als ihrem Vater, an seltsamen und wunderbaren Begebenheiten und Schicksalen, wiewohl dieselben von einer andern Beschaffenheit waren, indem sie in der Historie wegen ihrer Leichtfertigkeit und Liebeshändel bekannt ist. Weil sie diese Eigenschaft mit der Devotion und Andacht vermengte: so stellt ihr Leben ein sehr widriges Portrait dar, worinn man sich nicht wohl finden kann, ob sie gleich nicht das erste Frauenzimmer gewesen, welches Andacht und Leichtfertigkeit mit einander verbunden, und auch nicht das letzte seyn wird. Sie ward sehr frühe mit dem Marcus, einem Sohne des Lysimachus verlobt, welcher ein Alabarc, oder das Haupt der alexandrinischen Juden war. Dieser Marcus aber starb, zu seinem Glücke, noch ehe das Beylager vollzogen ward. Nicht lange

Vermählung der Berenice.

lange hernach vermählte sie sich mit ihrem Vaterbruder, Herodes, welcher von dem Kayser Claudius, durch die Fürbitte Agrippä, zum Könige von Chalcis erklärt worden. Sie war nur sechszehn Jahr alt, da ihr Vater Agrippa mit Tode abgieng, und in dem achten Jahre des Kaysers Claudius, büßte sie auch ihren Mann und Vaterbruder, den Herodes ein.

In ihrem Wittwenstande führte sie sich nur schlecht auf, und das Gerücht ward allgemein, daß sie mit Agrippa dem Jüngern, der ihr leiblicher Bruder war, auf eine unerlaubte Art umgienge. Weil sie merkte, daß diese Nachrede immer stärker ward: so bot sie ihre Person dem Könige von Cilicien, Polemon, jedoch mit dieser Bedingung, an, daß er den jüdischen Glauben annehmen sollte. Man sieht aus ihrer ganzen Geschichte, daß sie jederzeit sehr orthodox gewesen; und wenn sie eben so viel auf ihre Keuschheit gehalten hätte: so würde sie einen guten Namen hinterlassen haben. Diese Bedingung schien indessen dem ehrlichen Polemon etwas hart zu seyn. Denn es kam nicht allein darauf an, daß er den Glauben seiner Väter verlassen sollte, sondern es ward auch die Beschneidung von ihm erfordert, welches einem Könige und einem Manne von seinem Alter ziemlich beschwerlich war. Weil aber Berenice ein grosses Vermögen hatte: so bequemte er sich endlich dazu, und ließ sich nicht nur beschneiden, sondern vermählte

Seltsame Ehe mit dem Polemon.

mählte sich auch mit ihr. Jedoch, die Ehe war kaum vollzogen, so verließ ihn Berenice wieder, und dieser König hatte also nicht den geringsten Vortheil davon, sondern büßte vielmehr noch überdem seine Vorhaut ein. Er nahm zwar, wie Berenice ihn verlassen hatte, seine vorige Religion wieder an, aber sein Ruhm blieb nebst seiner Vorhaut im stiche, und er ward also durch diese Ehe in einen beschnittenen Hahnrey verwandelt. Josephus giebt die Ursache dieser freywilligen Trennung durch ein doppeltlautendes Wort zu erkennen, und sagt, daß sie ihn wegen der Unmäßigkeit (δι ακολασιαν) verlassen, ohne zu bestimmen, ob solche bey dem Polemon oder der Berenice befindlich gewesen. Es ist aber wahrscheinlich, daß Josephus auf die Berenice gezielt. Und man hat auch nicht Ursache, wegen der Begierden der Berenice anders zu urtheilen, daß Polemon solche hinlänglich zu vergnügen, sich nicht im stande gesehen. Dem sey aber wie ihm wolle: so ist dieses gewiß, daß er von ihr verlassen worden. Man findet auch nicht, daß Polemon sich im geringsten dagegen gesetzt, oder auch sich nur auf einige Art bemühet hätte, sie wieder zurück zu bringen, woraus erhellet, daß er es für ein Glück gehalten, von einem so gefährlichen Hausgeräthe befreyet zu werden.

Schlechter Ausfall derselben.

Berenice ward durch ihre Leichtfertigkeit an ihrer gewöhnlichen Andacht nicht gehindert, sondern nahm viel-

Ihre Leichtfertigkeit war mit

Andacht vermengt.

vielmehr den äusserlichen jüdischen Gottesdienst aufs allergenaueste in acht. Sie hatte ein gewisses Gelübde gethan, und um dasselbe zu erfüllen begab sie sich nach Jerusalem, wo sie sich dem Gesetze unterwarf, daß sie 30 Tage auf Fasten und Beten anwenden, keinen Wein trinken, und ihre Haare abscheren lassen wollte, ehe sie ihre Opfer darbrächte. Währender Zeit aber hatte der römische Statthalter Florus durch sein hartes Verfahren gegen die Juden die ganze Stadt in Feuer und Flamme gesetzt, daß dieselbe auch ihrem Untergange nahe war. In dieser Verwirrung nahm Berenice auf sich eine Fürbitte für die Einwohner in Jerusalem einzulegen, und begab sich deswegen mit blossen Füssen zu dem Landpfleger. Ihre Bemühung aber war vergebens. Denn sie gerieth unter die römischen Soldaten, und ward nicht nur von ihnen beschimpft, sondern war auch in Gefahr, Leben und Ehre einzubüssen, wenn sie sonst noch einige Ehre verlieren konnte. Denn die Geschichte bezeugt, daß sie ihren vorigen unerlaubten Umgang mit ihrem Bruder erneuert. Ja dieses gieng so weit, daß nicht allein Juden, sondern auch Römer und Griechen darüber spotteten, welches man aus dem bekannten Verse bey dem Juvenal abnehmen kann, wo diese Sünde der Blutschande ihr mit diesen Worten beygelegt wird.

Ihr Eifer für die Wohlfahrt der Juden.

Deinde Adamas notissimus, et Berenices

In

In digito factus pretiosior: hunc dedit olim
Barbarus, incestae, dedit hunc Agrippa sorori.

Man sieht daraus, daß Agrippa beschuldiget wird, daß er einen unerlaubten Umgang mit seiner Schwester gepflogen, und daß er ihr einen Diamant auf die Hand gegeben. Zugleich erkennet man daraus, daß es eben dieselbe jüdische Fürstinn gewesen, von welcher ich hier rede, welches zugleich zu einem deutlichen Beweis gegen den Harduin dienet, welcher sie zu einer ägyptischen Prinzeßinn machen will.

Ihr unerlaubter Umgang mit ihrem Bruder.

Wie Berenice merkte, daß der Aufruhr in Jerusalem so sehr überhand genommen hatte, daß sie durch Bitten und Flehen nichts mehr ausrichten konnte, so nahm sie, um nicht in den Untergang der Stadt mit verwickelt zu werden, ihre Zuflucht zu dem römischen Feldherrn Vespasianus, und zu dessen Sohne Titus; sie bemühete sich den Vater durch Freygebigkeit und Geschenke, den Sohn aber durch ihre Schönheit zu gewinnen, wovon noch einige Ueberbleibsel vorhanden waren. Sie erreichte auch in beyden Stücken ihren Endzweck. Denn man sieht aus dem Berichte des Corn. Tacitus, daß sie die Erhebung des Vespasians zu befördern gesucht, weil derselbe sich unter allegrosse nRömern

Sie gewinnt den Vespasian und den Titus.

mern die meiste Hoffnung zum Regimente machen konnte. Der Vortheil der Berenice erforderte dieses gleichfalls, weil sie diesen Herrn durch ihre Freygebigkeit bereits gewonnen hatte.

Titus aber ward durch ihre Schönheit so sehr eingenommen, daß sich auch ein Gerüchte ausbreitete, als wenn er sich mit ihr vermählen wollte, durch welche Ehe sie eine römische Kayserinn würde geworden seyn. Tacitus meynt zwar, daß diese Liebe nicht so weit gegangen, sondern nur blos als eine Art der Galanterie bey dem Titus anzusehen sey. Daß aber die Römer andre Gedanken geheget, solches bezeugt der Ausgang dieser Sache, und die Nachricht, welche man bey dem Xiphilinus findet.

Sie wäre beynahe römische Kayserinn geworden.

Agrippa und Berenice begaben sich nach Rom, wie Vespasianus Kayser geworden war; und genossen daselbst grosse Ehre. Man räumte der Berenice in dem kayserlichen Pallaste gewisse Zimmer ein, und Titus lebte mit ihr so vertraut, als wenn er ihr Gemahl gewesen wär. Berenice fing auch bereits an, alles anzuordnen, als wenn Titus sie schon wirklich zu seiner Gemahlinn erklärt hätte. Wie aber derselbe merkte, daß diese Lebensart dem römischen Volke anstößig war, so schickte er sie wieder zurücke, ob es ihm gleich sehr schwer fiel, diesen Entschluß zu fassen. Berenice wollte sich wegen dieser Trennung nicht trösten lassen, und zwar nicht ohne Ursache, insonderheit, wo sie von dem Titus

tus die Versicherung erhalten, daß sie seine Gemahlinn werden sollte. Es ist wahrscheinlich, daß die Berenice, so gut er gekonnt, zu besänftigen gesucht, und die Nothwendigkeit ihrer Trennung vorgestellt, anbey ihr aber auch die Hoffnung gemacht habe, daß er sie wollte wieder kommen lassen, sobald das Murren des Volks aufgehört, und die Zeiten sich geändert hätten. Es wird dieses auch dadurch noch wahrscheinlicher, da Berenice nach einiger Zeit wieder zurück kam. Weil aber Titus damals die Schwachheiten seiner Jugend überwunden, und so tugendhaft geworden war, daß er unter die besten und vortreflichsten römischen Kayser konnte gerechnet werden, so wollte er nicht das geringste weiter von ihr hören. Berenice muste daher, unverrichteter Sache wieder wegreisen, und sich mit der Ehre genügen lassen, die Maitresse eines grossen Kayfers gewesen zu seyn. Die Historie meldet weiter nichts von dieser Dame. Es ist glaublich, daß sie noch lange nachher gelebt, und ein keusches Leben geführt habe, theils weil sie durch den mit dem Titus, als einem so ansehnlichen Herrn, gepflogenen Umgang, etwas mehr auf sich und ihre Ehre gehalten, theils weil durch das Alter ihre Schönheit völlig abnahm, und sie also aus der Noth eine Tugend machen muste.

Beschluß ihrer Geschichte.

Sie besaß grosse und einträgliche Landgüter in der Landschaft Galiläa, welche aber in dem jüdischen Kriege sehr verheert wurden. Josephus,

welcher bey dem Anfange des Krieges in diesem Lande einen Anführer abgab, sammlete eine grosse Menge Korn auf ihren Gütern zum Unterhalt des Kriegsheers. Dieser Schade aber ward ihr von dem Vespasian reichlich wieder ersetzt. Man sieht übrigens aus ihrer Geschichte, daß bey ihr die Tugenden und Laster miteinander vermengt gewesen. Daß es ihr weder an Verstand noch an Schönheit gefehlt, solches erhellet daraus, weil sie sich sowohl die Gnade des Vespasians als des Titus zu erwerben gewußt. In dem fünf und zwanzigsten Kap. der Apostelgeschichte wird von ihr gesagt, daß sie nebst dem Agrippa nach Cäsarea gekommen, und den Apostel Paulus gehöret, welcher daselbst gefangen gehalten wurde.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Margaretha von Valois.

Margaretha, eine Tochter des Königes Henrichs des Andern von Frankreich, und der Catharina von Medicis, erblickte das Licht der Welt 1552. Die Historie gedenkt dieser Prinzeßinn nicht eher, als bis sie vermählt worden. Man bemerkte blos vorher an ihr, daß sie grosse Gemüthsgaben besaß, welche mit grossen Lastern vermengt waren. In dem Jahre 1572 trat sie auf den grossen Schauplatz, da aus Staatsursachen eine Vermählung zwischen ihr, und dem jungen Könige von Navarra geschlossen

ward

ward, welcher nachher unter dem Namen Henrich der Vierte den französischen Thron bestieg. Margaretha misfiel diese Vermählung sehr, und wenn man demjenigen glauben darf, was sie selbst in ihrer Historie davon anführt, so gründete sich ihr Abscheu auf den Unterscheid der Religion, weil der König Henrich sich zu der reformirten Kirche bekannte. Dieses stellte sie auch ihrer Mutter vor, wie dieselbe mit ihr von dieser Vermählung redete. Denn ob sie gleich nach dem Bericht eines gewissen Skribenten, im höchsten Grad leichtfertig, und den Lüsten des Fleisches ergeben war, so war sie doch auch zugleich ganz orthodox, und man schrieb ihre Orthodoxie ihrer Gouvernantinn, der Madame de Courton zu, welche sich eifrig angelegen seyn lassen, ihr gegen die römische Religion Eifer und Ehrfurcht einzuflössen, und sie von der Lesung reformirter Bücher abzuhalten. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Madame de Courton eben denselben Fleiß angewandt hätte, ihr die Tugend einzuprägen. Weil aber die Orthodoxie zu den damaligen Zeiten alle Sünden austilgte, so hat diese Dame vielleicht gemeynt, daß sie der Pflicht einer Gouvernantinn dadurch eine Genüge leistete, wenn sie diese Prinzeßinn in dem Glauben ihrer Frau Mutter erzöge, welcher darinn bestund, daß man dem römischen Glaubensbekenntnisse beypflichtete, übrigens aber seinen Affecten keine Gränzen setzte. Einige haben auch sonst den Abscheu, welchen Margaretha vor dieser Ehe blicken ließ, aus einer

Neigung gegen den Herzog von Guise herleiten wollen. Andre aber halten diese Muthmassung für ungegründet.

Sie wird zu der Vermählung mit dem König von Navarra gezwungen.

Dem sey aber wie ihm wolle: so sieht man, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Vermählung nicht geben wollen. Weil sie sich aber dem Willen des Königes und der verwittweten Königinn, von denen sie hart bedrohet ward, nicht öffentlich widersetzen durfte: so ließ sie sich endlich bewegen. Es geschahe aber doch auf eine solche Art, daß man deutlich abnehmen konnte, daß sie dazu gezwungen ward. Sie wollte auch die Ehepacten nicht unterzeichnen, noch bey der Copulation ihr Jawort von sich geben. Denn da sie von dem Cardinal von Bourbon, welcher die Copulation verrichtete, nach dem gewöhnlichen Formular gefragt ward, ob sie den jungen König von Navarra zum Gemahl haben wollte? so antwortete sie nichts darauf, aber ihr Bruder, der König, welcher bey ihr stand, drückte ihr den Kopf mit seiner Hand nieder. Dieses Zeichen muste für ihre Einwilligung gelten, und die Copulation ward darauf, ohne weitere Umstände, vollzogen.

Das pariſische Blutbad.

Nicht lange hernach gieng das pariſische Blutbad für, worinn alle Hugenotten, die damals in Paris gegenwärtig waren, jämmerlich ums Leben gebracht wurden. Man verschonte nie-

niemanden, ausser den jungen Bräutigam und den Prinzen von Conde, welche allein in Verhaft genommen wurden. Bey diesem allgemeinen Blutbade nahm ein Hugenott, Namens Tesan, seine Zuflucht zu dem Cabinett der Königinn Margareta, woselbst er sich auf ihr Bette warf, und sie bat, sein Leben zu retten. Diese Prinzeßinn, welche von diesem gottlosen Anschlag nichts wuste, ward darüber sehr bestürzt, und kroch hinter das Bett, wohin sich auch dieser Tejan versteckte. Diese Begebenheit verursachte, daß er beym Leben blieb, und Margareta erhielt von einem Officier die Versicherung, daß ihr Gemahl, der König von Navarra, ausser Gefahr sey. Eben derselbe legte ihr darauf einen blutigen Schlafrock an, und brachte sie ganz blutig nach dem Zimmer der Herzoginn von Lothringen.

Die guisische Partey, welche diesen blutigen Anschlag ins Werk gesetzt hatte, bemühete sich unverzüglich die Einwilligung des Königs zu erhalten, daß der König von Navarra und der Prinz von Conde auch möchten hingerichtet werden, weil sie dafür hielten, daß die That nur halb vollbracht sey, wenn man die Häupter der Hugenotten leben liesse. Weil dieses aber keinen Beyfall fand: so überredeten sie die verwittwete Königinn, die Ehe des Königs von Navarra mit der Margareta wieder aufzuheben. Margaretha aber zernichtete diesen Anschlag durch die Antwort, welche sie auf die ihr vorgelegte Frage ertheilte, ob sie bereits von ihrem Gemahl berührt worden? Ich

will hier die eigenen Worte der Margareta anführen, womit sie dieses in ihren Memoires erzählt: „Sie wollten meine Mutter überreden, meine „Ehe mit dem Könige zu trennen. Dieselbe be„gehrte deswegen von mir, daß ich eydlich sagen „sollte, ob ich bereits von dem Könige von Na„varra berühret worden; denn wenn dieses nicht „geschehen wäre, so könnte man die Ehescheidung „desto eher zu stande bringen. Ich bat, daß sie „fest versichert seyn möchte, daß ich nichts von „allem dem verstünde, was sie von mir wissen „wollte. Ich konnte auch eben dasjenige sagen, „was jene römische Dame ihrem Manne antwor„tete, welcher ihr vorwarf, daß sie ihm niemals „gesagt, daß er einen solchen stinkenden Athem „hätte, daß sie sich eingebildet, daß alle Manns„personen einen solchen Athem hätten, weil kein „anderer Mann ihr jemals so nahe, als ihr Ge„mahl gekommen. Dem sey aber wie ihm wolle, „weil ich einmal mit meinem Herrn verbunden „worden, so bezeugte ich, daß ich nicht verlang„te, von ihm geschieden zu seyn". So lauten die eigenen Worte der Margaretha, woraus man schliessen sollte, daß sie die Keuschheit selbst gewesen. Es hat aber dieses niemand jemals glauben wollen, sondern man hat vielmehr dafür gehalten, daß sie es bereits in der Galanterie so weit gebracht, daß sie viel eher im Stande gewesen, andre ehrliche Leute darinn zu unterrichten, als noch Lectiones in diesem Stücke anzunehmen. Man sieht auch aus ihrer Historie, daß diese Kö-

niginn sich mit so gutem Erfolg auf die Galanterie gelegt, daß sie, wenn man sie darinn examiniret hätte, mit allem Rechte einen Gradum in dieser Wissenschaft hätte fordern können. In ihrer Ehe führte sie sich zwar gegen ihren Herren kaltsinnig auf, mit andern aber hatte sie einen desto bedenklichern Umgang. Der König von Navarra ließ ihr auch hierinn ihre völlige Freyheit, so wie sie sich im Gegentheil um seine Galanterien nicht bekümmerte. Denn so wie er sich mit ihren Hofdamen ergötzte, so erlustigte sie sich mit seinen Hofbedienten, wodurch diese beyden Eheleute einander ihre Absichten und Anschläge ausforschten, und so lange keine Partey sich über die andere beschwerte, so konnte auch kein Fremder sich in diese Händel mengen.

Ich übergehe hier verschiedene andre Dinge, die zu dem Leben dieser Königinn gehören, weil ich allein solche Umstände zu erzählen willens bin, welche ein Portrait von ihrer Person geben. Wie ihr Gemahl annoch bey Hofe gleichsam in Verhaft gehalten ward, so erfuhr sie auf die oben angezeigte Art, daß derselbe nebst ihrem Bruder, dem Herzog von Alencon die Flucht nehmen wollte. Sie gab davon unverzüglich der Catharina von Medicis und Carl dem Neunten, jedoch mit dieser Bedingung, Nachricht, daß man allein ihre Flucht verhüten, ihnen aber weiter keinen Schaden zufügen sollte. Dem ungeachtet aber ward doch eine Commißion angeordnet, um diese Sache zu

Ihre Aufführung in der Ehe.

zu untersuchen, und Margareta faßte selbst die Antworten ab, welche ihr Gemahl auf die vorgelegten Fragen ertheilen sollte. Man hätte denken sollen, daß damals ein gutes Verständniß zwischen dem Könige und der Königinn von Navarra gewesen. Aber es kann seyn, daß die Königinn wichtige Ursachen gehabt, warum sie nicht von ihrem Gemahl geschieden seyn wollte, denn sie muste besorgen, daß man sie, wenn sie zu einer neuen Ehe schritte, zu einer mehrern Ordnung anhalten möchte, welches mit ihrem Naturell gar nicht übereinkam, weil sie für die Veränderung in der Liebe geneigt war, und bey ihrem gegenwärtigen Gemahl eine völlige Toleranz genoß. Ob sie übrigens bisher öfters bey einander geschlafen, davon meldet die Historie nichts. Man findet blos, daß, da der König Henrich sie nach einiger nöthigte, einen von ihren Lieblingen, den la Torigini abzuschaffen, von dem er glaubte, daß sie ihm gar zu stark gewogen wäre, die Königinn darüber so erbittert worden, daß sie eine Zeitlang weder mit dem Könige geredet, noch mit ihm zu Bette gegangen.

Endlich entwich der König von Navarra doch aus seinem Verhaft, und zwar mit Vorwissen der Königinn, welche diesesmal dem Hofe davon keine Nachricht gab. Und da man besorgte, daß sie auch entfliehen möchte, so hielt man sie in einer genauen Verwahrung, und der König Henrich der Dritte schlug ihr ihr Verlangen schlechterdings ab, da sie nach einiger Zeit um die Freyheit anhielt,

hielt, ihren Gemahl zu sehen. Endlich aber verschafte ihr doch ihre Mutter diese Freyheit, und führte sie selbst dem König von Navarra zu, welcher sich damals in Gascogne aufhielt. So lange Catharina von Medicis gegenwärtig war, so lebten diese beyden Ehegatten ziemlich vergnügt miteinander. Kaum aber war diese Königinn weggereiset, so entstand schon wieder unter diesen Eheleuten ein neues Misvergnügen.

Wie endlich der König Henrich von dem Pabst im Bann gethan ward, so ließ ihre Orthodoxie nicht zu, länger bey ihm zu bleiben, wenigstens muste ihr dieses zu einem Vorwandte dienen. Sie bemengte sich hierauf mit Kriegssachen, worinn sie aber kein Glück hatte. Sie muste die Festungräumen, welche sie eingenommen hatte, und ward endlich selbst ergriffen, und nach dem Schlosse Usson gebracht. Daselbst verliebte sich der Commendant des Schlosses, der Marquis von Canillac in ihre Person, und die Königinn bediente sich dieser Liebe mit solchem Erfolg, daß sie sich des Schlosses bemächtigte, und den Commendanten heraustrieb. In dieser Festung blieb sie bis 1605, da sie endlich dieselbe verließ, und sich wieder an den französischen Hof begab.

Währender Zeit, daß sie sich hieselbst aufhielt, ward an einer Ehescheidung zwischen ihr und ihrem Gemahl gearbeitet, welcher nunmehro König in Frankreich geworden war, und den Namen Henrich der Vierte angenommen hatte. Sobald dieser König von seinen Feinden befreyet,

und zur römischen Kirche übergetreten war, so suchte er das Reich mit Erben zu versehen, welches aber, so lange er noch in einer Verbindung mit der Königinn Margareta stand, unmöglich war. Er bemühete sich deswegen ihre Einwilligung zu dieser Ehescheidung zu erhalten. Margaretha ließ sich dazu ganz willig finden, und weil also beyde Theile hierinn übereinstimmten, so bemühete man sich gültige Ursachen ausfündig zu machen, um einer solchen Trennung eine Farbe zu geben. Die erste Ursache, welche man vorwandte, bestand darinn, daß sie in ihrem 19 Jahre von ihrem Bruder Carl dem Neunten, und von ihrer Mutter Catharina von Medicis gezwungen worden, in diese Vermählung zu willigen. Die andre Ursache muste seyn, weil sie mit dem Könige im dritten Gliede verwandt war, und bey dem Pabste weder von ihr noch von dem Könige um Dispensation angehalten worden. Es hatte zwar Carl der Neunte eine solche Dispensation von Rom erhalten, es war aber solches ohne Vorwissen der Prinzeßinn geschehen. Der König Henrich selbst hatte dieselbe gleichfalls verlangt, aber dabey fälschlich vorgegeben, daß er die römischen Religion angenommen, welches aber doch der Ausgang anders gelehret. Beyde Theile wurden hierauf gerichtlich befragt: Margaretha bezeugte mit einem Eyde, daß sie zu dieser Vermählung gezwungen, und die Dispensation ohne ihr Vorwissen ausgewirkt worden, und endlich, daß sie in 14 Jahren den König nicht gesehen habe.

be. Neun Zeugen wurden hierauf gleichfalls abgehört, welche durch verschiedene Umstände die Aussage der Königinn Margaretha bekräftigten. Hierauf ward das Urtheil von dem Cardinal von Joyse, dem Erzbischoff von Arles, und dem päbstlichen Nuntius 1599 den 17 September abgefaßt, und die Ehe für ungültig erklärt, welche zwischen dem König von Frankreich, Henrich dem Vierten, und Margaretha der Herzoginn von Valois geschlossen worden. Dieses Urtheil ward hierauf nach Rom geschickt, und von dem Pabst bestätiget. Der König erhielt dadurch die Freyheit eine neue Verbindung einzugehen, welches das ganze Reich wünschte, und Margaretha erhielt an der andern Seite auch die Erlaubniß, ihre alten Liebeshändel ungehindert fortzusetzen.

Margaretha hielt sich inzwischen in der Festung Usson in Auvergne auf, woselbst sie viele Jahre lebte, nicht wie man vorgab, wegen ihrer begangenen Sünden Busse zu thun, sondern in ihren Galanterien und Unordnungen desto ungehinderter fortzufahren.

Aufführung der Königinn Margaretha in Auvergne.

Nichts destoweniger haben doch verschiedene Heuchler diesen Sitz der Königinn eine heilige Einsamkeit genannt, und denselben mit dem Berge Thabor verglichen, auf welchem Christus verklärt worden. Andre aber haben mit besserm Rechte geurtheilet, daß dieses Schloß der Insel ähnlich gewesen, wohin der Kayser Tiberius sich begeben, um seinen Lü-

Lüsten den Zügel schliessen zu lassen. Daß der König Henrich sich der Zeugniße von ihrer schlechten Aufführung nicht bedienet, um darauf die Ehescheidung zu gründen, solches ist seiner grossen Bescheidenheit zuzuschreiben, welches man unter andern auch aus dem Berichte des französischen Geschichtschreibers, du Pleix, abnehmen kann. Er sagt: „Der König Henrich war zwey„mal vermählt. Seine erste Ehe mit der Mar„garetha de Valois war mit grösserer Ehre als An„muth verbunden, denn er wuste wohl, daß ihre „verliebte Neigungen mehr auf andre, als auf „ihn gerichtet waren. Mit dieser Gemahlinn hat „er keine Kinder gehabt. Hingegen „hat sie in seiner Abwenheit zwee„ne Söhne gezeugt, den einen mit „M. de Chanvalon, welcher Sohn „annoch lebt, und ein Capuciner Mönch ist, un„ter dem Namen Pere Ange, und den andern, „welcher gestorben ist, mit M de Aubiac. Ich „habe beyde Söhne gekannt. Die Wahrheit „verbindet mich, dieses wider meinen Willen „kund zu machen, weil es ein grosser Beweis von „der Bescheidenheit des Königs ist, welcher die„ses unordentliche Leben der Königinn, als eine „rechtmäßige Ursache der Ehescheidung hätte an„führen können“.

Hartes Urtheil des du Pleix.

Du Pleix mag übrigens selbst für diese Nachricht die Gewähr leisten, denn andere Skribenten gehen in diesem Stücke nicht so weit, sondern reden bloß von ihrem unordentlichen Leben in allgemei-

gemeinen Ausdrücken, ob sie gleich auch dadurch deutlich genug zu verstehen geben, daß ihre Galanterie nicht allein in der Theorie, sondern auch in der Praxi bestanden.

Wie Margaretha sich viele Jahre, wie ich bereits gesagt habe, auf dem Schloße Usson aufgehalten hatte, und inzwischen von ihrem Gemahl war geschieden worden: so hielt sie bey dem Könige um Erlaubniß an, daß sie wieder nach Hofe kommen dürfte. Dieses geschah 1605, und sie ward mit den grösten Ehrenbezeugungen, sowohl von dem Könige, als von der neuen Königinn, Maria de Medicis, empfangen. Man räumte ihr zuerst das Schloß Boulogne und hernach des Hotel des Sens ein, welches sie aber wieder räumte, um in der Vorstadt St. Germain zu wohnen, wo sie einen prächtigen Pallast auffühten ließ. Was sie daselbst für ein Leben geführt, solches kann man aus den Worten des Mezerai abnehmen. Er sagt: „Sie kam nach Paris 1605, „wo man ihr das Schloß Madrit in Bois du Bou„logne einräumte, daselbst blieb sie sechs Wochen, „nachher wohnte sie in dem Hotel de Sens, weil „sie aber daselbst eine verdrießliche Begebenheit „hatte, indem einer von ihren Lieblingen, an der „Seite ihrer Carosse, von einem jungen Edel„mann erschlagen ward: so verließ sie diesen Pal„last, und kaufte einen andern in „der Vorstadt St. Germain, wo sie „grosse Gebäude und prächtige Gär„ten anlegte. Hieselbst hielt sie ih- Wie auch des Mezerai.

ren

„ren kleinen Hof, so lange sie lebte, und ver„mengte die Wohllust mit der Andacht, die Stu„dien mit der Eitelkeit, und die christliche Liebe „mit der Ungerechtigkeit. Denn wie sie sich öfters „in den Kirchen einfand, gelehrte Leute liebte, „und den zehnten Theil ihrer Einkünfte den Mön„chen gab: so bemühete sie sich gleichfalls, ihre „alten Liebeshändel beyzubehalten, neue Arten „der Wollüste zu erfinden, und ihre Schulden „niemals zu bezahlen". Aus diesen Worten des Mezerai kann man die Ursachen abnehmen, warum diese Dame von einigen aufs heßlichste abgemahlt, von andern aber bis an die Wolken erhoben wird, indem die eine Partey diese Königinn allein auf der guten, die andere aber bloß auf der bösen Seite betrachten. Die grösten Freunde und Lobredner der Margaretha, sind die Priester und Mönche, bey denen die Orthodoxie, oder die Freygebigkeit gegen Kirchen und Klöster, alle Laster austilget. Endlich starb diese Königinn den 27 März 1615. Sie machte sich zuletzt dadurch bey dem Könige beliebt, daß sie verschiedene Anschläge und Zusammenverschwerungen gegen seine Person offenbarte, und demselben dadurch Gelegenheit gab, solche zu zernichten. Man findet keine besondere Umstände von ihrem Tode aufgezeichnet. Es ist wahrscheinlich, daß sie mit der grösten Andacht gestorben, welches man aus ihrer Freygebigkeit gegen

Streitige Urtheile über diese Königinn.

Ihr Tod und Character.

geist-

geistliche Stiftungen, wie auch aus ihrem ganzen Leben abnehmen kann, welches eine Vermischung der Liebe gegen GOtt und die Welt war. Man kann nicht sagen, daß ihre Andacht nur in einer Heucheley bestanden, sondern sie sündigte und fürchtete GOtt zugleich ernstlich und mit allem Eifer. Sie ward übrigens für eine von den gelehrtesten und witzigsten Damen zu ihren Zeiten gehalten. Sie hat einige Schriften hinterlassen, worinn sie von ihrem eigenen Leben gehandelt, und welche unter dem Namen Memoires de la Reine Marguerite bekannt sind. Dieselben gehen bis 1582, und es ist zu bedauren, daß sie solche nicht weiter fortgesetzt, denn man findet darinn viele zuverläßige Nachrichten, welche den Geschichten der damaligen Zeiten ein gutes Licht geben. Ich sage mit Fleiß, viele zuverläßige Nachrichten, denn bisweilen hat sie solche Dinge ausgelassen, welche ihre eigene Person betreffen, oder doch denselben eine andre Gestalt zu geben gesucht, welches man ihr eben nicht verargen kann, indem ein jeder seine eigene Fehler gerne zu bedecken sucht. Man darf sich auch deswegen nicht wundern, daß sie sowohl ihre eigene Galanterien als die Liebeshändel ihrer Hofdamen verschwiegen, und andere Dinge ausgelassen, welche ihrem Leben zu keinem sonderlichen Zierrath dienen. Wenn man also das Portrait dieser Königinn entwerfen will: so muß man die Mittelstrasse gehen, und weder den grossen Lobeserhebungen, noch den Erzählungen von ihren

ren Lastern allein trauen. Mit ihr starb der valesische Stamm in Frankreich völlig aus.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Man bemerkt bey diesen beyden Damen eine solche Uebereinstimmung, daß man fast auf die Gedanken gerathen sollte, daß Margaretha von Valois, sich die Berenice zu einem Muster vorgestellt habe. Sie sind auch in andern Dingen, als in ihrer Geburt, in ihren Begebenheiten und Schicksalen, einander vollkommen ähnlich. Sie hatten beyde eben dieselben Tugenden und Laster. Man kann von der Berenice so wenig als von der Margaretha ein rechtes Portrait entwerfen, indem beyde durch eine seltsame Vermischung streitiger Eigenschaften zu Lobeserhebungen und Satyren Gelegenheit gegeben haben. In Absicht auf ihre Geburt, waren sie beyde aus königlichem Geblüte entsproßen. Sie waren beyde mit einer ausnehmenden Schönheit, und mit einem durchdringenden Verstand begabt, sie waren beyde sehr fromm und sehr wollüstig, und es ist schwer zu bestimmen, welche Eigenschaften am meisten bey ihnen geherrscht, und ob die Andacht oder die Leichtfertigkeit die Oberhand gehabt habe. Ein gewisser Skribent urtheilet von einer gewissen europäischen Stadt, daß kein Ort mehr Kirchen und weniger Religion habe,

und

und eben dasselbe kann man auch von diesen beyden Damen sagen, daß nicht leicht jemand gefunden worden, welcher mehr Andacht und weniger Tugend besessen. Ja sie waren eine gewisse Art moralischer Hermophroditen, die, zu welcher Classe man will, gerechnet werden können. Beyde hatten es in der Galanterie so weit gebracht, und einen solchen guten Grund in der Schule der Venus gelegt, daß sie mit allem Rechte die höchste Würde darinn fordern konnten. Beyde waren geschickt, gründliche Lectiones publicas in dieser Wissenschaft zu halten, ja sie konnten wie Ovidius libros amorum schreiben, weil sie sowohl in der Theorie als in der Praxi wohl geübt waren. Beyde Königinnen waren listig und verschlagen, und man konnte sich ihrer mit Nutzen bedienen, die wichtigsten Staatshändel durchzutreiben. Beyde wurden mit Königen vermählt, beyde verliessen auch ihre Männer, ohne daß sich einer von diesen Herren die geringste Mühe gegeben hätte, seine Gemahlinn wieder zu erhalten. Die Orthodoxie der Berenice gieng so weit, daß sie auf keine andere Bedingung eine Königinn seyn, und sich mit dem Polemon vermählen wollte, wo derselbe sich nicht beschneiden liesse. Margaretha wollte eben so wenig den König von Navarra zum Gemahl haben, wo derselbe nicht den Entschluß faßte, den römischen Glauben anzunehmen. Keine von beyden aber trug das geringste Bedenken, die grösten Ausschweifungen ausser der Ehe zu begehen. Nach der Trennung von ihren Herren

führten sie einerley Leben, und vertrieben ihre Zeit mit Kirchengehen, Lustbarkeiten und Spielen, sie beteten und sündigten, sie beobachteten die heiligen Ceremonien, um die Hauptartikeln der Religion aber bekümmerten sie sich gar nicht. Die erste war also in eben einem solchen Credit bey den Pharisäern, als die letzte bey den römischen Prälaten, weil bey den Geistlichen in beyden Kirchen durch die Orthodoxie alle Sünden ausgetilgt, und abgewaschen werden. In Absicht auf das unordentliche Leben gab keine der andern etwas nach, doch gieng die Unkeuschheit der Berenice weiter, indem sie sich nicht schämte, mit ihrem eigenen Bruder einen unerlaubten Umgang zu pflegen. Daß man bey ihr nicht so deutliche Früchte als bey der Margaretha wahrgenommen, welche beschuldigt wird, daß sie zweene Söhne ausser der Ehe gezeugt, solches kann nicht als ein Beweis einer grössern Enthaltsamkeit angeführt werden, indem das Gras, wie das Sprichwort lautet, nicht auf gemeinen Landwegen wächst. Und wenn man die Worte des Josephus, daß sie den Polemon δι σχολασιαν verlassen, auf die Art verstehen muß, wie sie von den meisten ausgelegt werden, so verdient Berenice hierinn durchgehends den Vorzug. Indessen kann man sagen, so weit die Geschichte dieser beyden Damen bekannt sind, daß Margaretha in ihren Liebeshändeln gleichgültiger gewesen, und unter ihren Liebhabern keine sorgfältige Wahl gehalten, indem sie mehr auf das Vermögen, als auf den Stand

der

der Mannspersonen zu sehen, ja auch mittelmäßige Standespersonen nicht zu verschmähen pflegte, wenn solche nur im Stande waren, ihre Begierden zu vergnügen. Berenice aber wollte nur Könige und Kayser zu Liebhabern annehmen, und war in diesem Stücke vornehmer und nicht so gleichgültig. Wenn man die Laster dieser beyden Fürstinnen auf die Wagschaale legt, so wird keine in diesem Stücke die andere sonderlich überwiegen, denn was dieser etwa fehlet, das ersetzt die andre wieder desto reichlicher, und es kann auch hier gelten, was der Fuchs sagte, wie er mit dem Panther stritte: „Ich habe nur eine schlechte „und ebene rothe Haut, aber ich habe meine ver„schiedene Zeichnungen und Flecken an andern „Orten, nämlich inwendig". Endlich kommen diese beyden Damen auch in diesem Stücke überein, daß mit ihnen zweene königliche Stämme ausstarben. Margaretha war der letzte Zweig des valesischen Hauses, und Berenice war, wenn sie, wie es glaublich ist, ihren Bruder überlebt, die letzte des herodianischen Stammes.

Jeanne d'Ark
oder
La Pucelle d'Orleans
und
Antoinette de Bourignon.

Einleitung.

Der Fanaticismus ist ein menschlicher Affect, welcher gemeiniglich für ein schändliches Laster gehalten wird, und man pflegt einen Enthusiasten insgemein mit einem solchen Menschen zu vermengen, der nicht wohl im Kopfe verwahrt ist. Der Name ist sehr alt, und hat seinen Ursprung von den heydnischen Tempeln, welche Fana genannt wurden. Denn weil die heydnischen Opferpriester bey gewissen Gelegenheiten seltsame Verzückungen und Stellungen zu machen pflegten, wie man aus den Nachrichten abnehmen kann, welche in der heiligen Schrift von den Baalspriestern, und in den weltlichen Geschichten von andern ertheilet werden: so hat man daher Anlaß genommen, alle diejenigen, welche durch solche unordentliche

liche Affecten und seltsame Paroxismos angegriffen werden, Fanaticos oder Enthusiasten zu nennen. Aber es ist mit diesem Affecte, wie mit verschiedenen anderen heftigen Leidenschaften bewandt, welche bisweilen schlimme, bisweilen aber vortrefliche Wirkungen nach sich ziehen, nachdem sie gut oder böse eingerichtet werden, und gute oder böse Menschen antreffen. Denn wie der Zorn und die Hitze eine Munterkeit und Hurtigkeit des Gemüths hervorbringen kann, und deswegen nicht unbillig ein Wetzstein der Tugend (virtutis cos) genannt wird, so kann auch der Fanaticismus zu grossen und heldenmüthigen Unternehmungen Gelegenheit geben. Es ist daher ein Affect, welchen man mehr zu mäßigen, als zu ersticken suchen muß. Wenn ein Hauß so hoch gebauet worden, daß das Licht und die Aussicht dadurch gehindert wird, so muß man, anstatt das ganze Gebäude niederzureissen, es blos dabey bewenden lassen, daß man allein den Theil abnimmt, welcher das Licht verhindert. Man muß das Erdreich so reinigen, daß man den Waizen nicht mit dem Unkraut zugleich ausreißt. Wenn daher gleich mancher Affect an sich selbst tadelnswürdig ist, so gibt derselbe doch auch zugleich zu erkennen, daß bey einem solchen Menschen etwas gutes anzutreffen seyn müsse. So wie ein Ackersmann aus dem Wachsthum des Unkrauts und gewisser andern schädlicher Kräuter von der Fruchtbarkeit des Erdreichs zu urtheilen pflegt. Aus dieser Ursache haben die besten Moralisten

stets gesucht, diese Leidenschaft mehr zu mäßigen, als zu ersticken. Sie haben ihren Schülern allein diese Warnung gegeben, sich von keiner gar zu heftigen Liebe oder Furcht, auch selbst in Religionssachen einnehmen zu lassen. Denn wie man durch einen wohlgeordneten Affect lernet, wie man weise und ein Philosoph werden könne, nach dem Ausspruche des Aristoteles: διὰ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι ἤρξαντο φιλοσοφεῖν: So kann man auch durch eine ungemäßigte Leidenschaft leicht zur Ausschweifung und zur Unsinnigkeit verleitet werden. Man bemerkt öfters, daß ein heftiger Eifer selbst in der Religion eine Vermischung von verschiedenen Ausschweifungen ist, welche bald aus Liebe, bald aus Furcht, und bald aus Bewunderung herrühren.

Der Enthusiasmus ist dreyerley Art.

Ich habe an einem andern Orte bereits eine Erklärung von der insgemein also genannten Andacht gegeben, und gezeigt, daß man solche auf eine dreyfache Art betrachten könne. Eben dasselbe kann auch von dem Enthusiasmo gesaget werden, welcher entweder aus einem Betrug, oder aus der Beschaffenheit des Blutes und der Säfte, oder aus himmlischen Eingebungen und Bewegungen herrühret. Von der ersten Art des Fanaticismi gibt sowohl die Historie, als die tägliche Erfahrung, unzählige Exempel. Denn weil einige listige und verschlagene Menschen gemerkt, daß der Pöbel, welcher den Schein von dem Wesen selbst nicht unterschei-

den

den kann, eine jede Convulsion und eine jede unordentliche Stellung mit einer göttlichen Offenbarung und einem prophetischen Geist vermenget: so haben sie durch solche Vorstellungen wunderbare Rollen gespielt, die Kirche und den Staat in Unordnung gesetzt, und in einem Augenblick solche Dinge zu wege gebracht, welche durch die Kunst und Macht vieler Jahre nicht bewerkstelliget werden können. Ich könnte, dieses zu bestärken, unzählige betrübte Exempel anführen. Ich will es aber allein dabey bewenden lassen, daß ich die merkwürdige Veränderung erzähle, welche durch einen verstellten Enthusiasmum in dem türkischen Staat hervorgebracht worden. Ein gemeiner Janitschar lief durch die Gassen zu Constantinopel, und schrie: „Folget mir alle, ihr „Rechtgläubigen und guten Patrioten, denn es „ist GOttes Wille, daß der Sultan abgesetzt, „und der Großvezier strangulirt werden soll“. Er erhielt gleich einen grossen Zulauf, welcher in einigen wenigen Tagen so stark ward, daß er sich der ganzen Stadt bemächtigte. Der Sultan, welcher einer von den besten Regenten aus dem ottomannischen Hause war, mußte den Thron verlassen, und der Großvezier, welcher nach dem Exempel des grossen rußischen Kaysers Peters, einen guten Anfang gemacht hatte, durch Einführung der Buchdruckerey den Türcken eine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften beyzubringen, ward nebst vielen andern Ministern jämmerlich

Der verstellte Enthusiasmus.

strangulirt. Durch einen solchen verstellten Enthusiasmum sind indessen auch viele gute Dinge ausgerichtet worden. Ich habe in der Geschichte des Tamerlans gezeigt, daß ein verstellter Fanaticus durch eine solche Erfindung sein ganzes Kriegesheer zum Gehorsam gebracht. Es ist aber unerlaubt, sich solcher Mittel zu bedienen, welche sich auf eine Betriegerey gründen, und wobey der Name Gottes gemißbraucht wird.

Der wirkliche Enthusiasmus, welcher aus der Beschaffenheit des Leibes herrühret.

Die andere Art des Enthusiasmus ist ein wirklicher Affect, welcher aus der Beschaffenheit des Bluts und der Säfte herrührt, und sich stärker oder weniger äussert, nachdem die Säfte einer grössern oder geringern Gährung unterworfen sind. Man kann denselben also in den blinden, und in den, durch die Vernunft in Ordnung gebrachten Enthusiasmum eintheilen.

Der blinde Enthusiasmus wird bey den meisten Schwärmern angetroffen. Denn wie die Betrüger durch verstellte Verzuckungen und Stellungen der Welt überreden wollen, als wenn sie von einem prophetischen Geiste getrieben würden: so verursachet die Einbildungskraft bey diesen wirkliche Convulsiones, daß sie sich auch selbst einbilden, himmlische Offenbahrungen zu haben. Diese Wirkungen sind deutlicher oder geringer, nachdem bey einigen Menschen das Blut mehr oder weniger hitzig ist, oder nachdem der Mensch einen grössern oder geringern Vorrath von Schärfe,

se, oder der schwarzen Galle oder mehr oder weniger Vernunft und Klugheit besitzet, wodurch die aufsteigenden Dünste entweder vermehrt werden, oder wodurch man auch hindern kann, daß das Gemüth nicht ganz bestürmt und eingenommen wird. Denn wo entweder die Vernunft nur in einem geringen Maaß angetroffen wird, oder wo dieselbe bey einem solchen starken Sturme und heftigen Aufdünstungen nicht am Ruder sitzt: so erhält der Enthusiasmus die Gestalt einer Raserey, und ein Mensch wird in ein unbändiges Pferd, oder in ein wildes Thier verwandelt, welches ohne Bedacht blind zuläuft, und weder sich noch andere schonet. Man findet sowohl fanatische Thiere als Menschen, obgleich der Affect bey den ersten einen andern Namen erhält. Denn was bey den Thieren terror panicus genannt wird, das nennt man bey den Menschen einen fanatischen Affect, und die Einbildungskraft raset bey den ersten um so viel stärker, weil die Vernunft fehlt, wodurch dieselbe könnte im Zaume gehalten werden. Ich habe bereits an einem andern Orte gezeigt, daß man bey solchen Leuten durch vernünftige Vorstellungen und Gründe nichts ausrichtet, denn es geschicht öfters, daß dieselben, wenn sie auf die gemachten Einwürfe nichts weiter vorbringen können, daß der heilige Geist ihnen befohlen habe, zu schweigen *.

* Dieses Kunstgrifs bediente sich der bekannte Fanaticus Hinrich Nicolaus von Münster, wie

Die natürliche Hitze, welche aus der Beschaffenheit des Leibes fliesset, vermehrt den Mangel nicht wenig, welchen sie an vernünftigen Gründen haben. Denn die Erfahrung zeigt, daß alle diejenigen, denen es bey solchen Streitigkeiten an Gründen fehlt, mit der grösten Heftigkeit disputiren. Ein gewisser ungelehrter Mann, welcher täglich den lateinischen Disputationen auf der hohen Schule beywohnte, ward einsmals gefragt, was es ihm doch für Vergnügen brächte, etwas anzuhören, das er nicht verstünde, und wovon er nicht urtheilen könnte, welche von beyden Parteyen Recht hätte. Er antwortete, daß er, wenn er gleich die Sprache nicht verstünde, doch gleich merken könnte, daß derjenige, welcher am stärksten schrie, und mit der grösten Hitze disputirte, nicht im Stande sey, seine Meynung durch vernünftige Gründe zu vertheidigen.

Unter den Menschen äussert sich dieser Affect am stärksten bey dem gröbsten Pöbel, oder bey solchen Menschen, wo die Vernunft der Einbildungskraft nicht zu Hülfe kommen kann. Denn wenn dergleichen Leute von einem fanatischen Anstosse angegriffen werden: so befinden sie sich fast in eben demselben Zustande, worinn ein Pferd oder ein anderes Thier ist, wenn dasselbe von einem unvermutheten Schrecken überfallen wird. Wenn solche Leute auf wunderliche Meynungen

in

er bey einer Religionsstreitigkeit sich nicht länger gegen den Richart Kornheert vertheidigen konnte.

Böse Wirkungen desselben.

in der Religion verfallen: so vertheidigen sie dieselben mit einer Hartnäckigkeit, welche bis zur Verzweiflung gehet; ja, je weniger sie im Stande sind, von ihrer Lehre Rechenschaft zu geben, desto eifriger verfechten sie dieselbe. Sie sind also den englischen Doggen ähnlich, welche ihren ersten Griff nicht wieder fahren lassen, wenn sie auch das Leben darüber einbüssen sollten. Wenn sie auf andere Dinge gerathen, welche den Staat und die Regierung betreffen: so halten sie es für eine Pflicht, alles zu verstören und niederzureissen, und begehen, in der Einbildung, daß sie die Wohlfahrt des Staats zu befördern suchen, die grösten Ausschweifungen. Mord, Brand, Gewalt und andere Missethaten, werden von ihnen als vortreffliche Unternehmungen angesehen, und wenn sie sündigen, so glauben sie, daß sie den Befehlen des Himmels eine Genüge leisten. Die Vernunft hat hier keinen Platz, sondern sie werden allein von ihren Affecten getrieben. Man kann von ihnen sagen, was man von einem Manne zu erzählen pflegt, welcher auf ein flüchtiges Pferd zu sitzen gekommen war. Denn wie man denselben fragte, wo er hin wollte? So antwortete er: „wohin es meinem Pferde gefällt, mich „zu bringen“. Einige listige Menschen wissen sich solche erleuchtete Personen sehr wohl zu Nutze zu machen, und richten dadurch öfters so grosse Dinge aus, welche man sonst für unmöglich gehalten. Mit einer solchen Handvoll erleuchteter Truppen, brach-

brachte Mahometh Arabien unter seine Bothmäßigkeit, und mit eben einer solchen Art von Leuten überschwemmte sein Nachfolger Asien und Afrika. Kromwell maßte sich durch einige fanatische Kriegsleute die Regierung in England an, und hielt durch eine mäßige Macht die ganze streitbare englische Nation im Zaum. Es ist wahrscheinlich, daß es mit dem asiatischen Zuge Alexanders des Grossen, dessen streitbaren Kriegsheere niemand wiederstehen konnte, sehr schlecht würde abgelauffen seyn, wenn Darius, an statt daß er seine Siege durch einige 100000 Persianer zu unterbrechen suchte, ihm mit einer geringern Anzahl prophetischer Soldaten entgegen gegangen wäre, und daß Cäsar, welcher ganz Gallien und Deutschland überschwemmte, mit seiner Kriegsmacht nicht lebendig würde zurück gekommen seyn, wenn er mit disciplinirten Druiden oder inspirirten Leuten zu streiten gehabt hätte. Denn man sieht, daß diejenigen, welche sich einbilden, daß alle Kriege, welche sie führen, Kriege des HErrn sind, daß es GOttes Befehl sey, daß sie morden sollen, und daß es GOtt in seinem Rathe beschlossen, daß der Sieg ihnen zufallen solle, insgemein unüberwindlich sind; insonderheit wenn sie unter einem geschickten Anführer stehen, der sie in guter Kriegszucht erhalten, und sie ihrer Pflicht erinnern kann, in nomine Domini alles zu erwürgen und umzubringen. Man kann zu dieser Classe auch gewisse römische grosse Heilige, als den heiligen Franciscus, den Ignas-

gnatius Lojola, den Antonius de Padua, und unzählige andere rechnen, bey denen die Einbildungskraft öfters so stark gewirkt, daß nicht der geringste Funken der Vernunft dabey zu finden, und ihr Eifer nichts anders, als eine blosse Raserey gewesen. Der letzte hielt einmal den Fischen im Meer eine Predigt, welche annoch an gewissen Orten in Italien als ein grosses Heiligthum verwahret wird, ob sich gleich niemand zu behaupten erkühnt, daß dieselbe die geringste Frucht gehabt, oder daß auch nur der geringste Hering, geschweige denn ein Wallfisch, dadurch wäre bekehrt worden. Da nun solche Fanatici nicht durch vernünftige Gründe von ihrem Irthume können überzeugt werden: so werden sie noch vielweniger durch Gewalt und Strafen gebessert. Da der Enthusiasmus insgemein aus einer Melancholie entstehet: so ist es thöricht, harte Mittel, als Ruthe, Peitsche und Schwerdt zu gebrauchen, wodurch die Melancholie ehe vermehrt, als vermindert wird. Denn eine Furcht durch eine andere Furcht zu stillen, ist ein unnatürliches Mittel, ja eben so ungereimt, als wenn man ein hitziges Fieber mit Brandtewein vertreiben wollte. Weil der Fanaticismus mehrentheils den Aberglauben zum Grunde hat: so glaubt man insgemein, daß die Atheisten von dieser Leidenschaft befreyet sind. Aber die Erfahrung zeigt uns auch fanatische Atheisten, und eben so viele Märtyrer des Aberglaubens als des Unglaubens. Man kann dieses durch verschiedene Exempel darthun, inson-

insonderheit durch das Beyspiel des bekannten Vanini, der seinen Unglauben mit seinem Blute versiegelte. Man sieht, daß die Menschen von diesem blinden Enthusiasmo, welchen ich hier kurz beschrieben, sehr öfters angegriffen werden. Derselbe aber überfällt bisweilen auch ganze Nationen zugleich, und es ist alsdann hier, wie mit einem Gespann Pferde vor einem Wagen beschaffen, daß, wenn ein Pferd flüchtig wird, das ganze Gespann zugleich mit angesteckt, und in Bewegung gesetzt wird. Man hat verschiedene Beyspiele von einen solchem epidemischen Enthusiasmo. Man kann dahin den blinden und unbesonnenen Eifer rechnen, welcher einmal verschiedene europäische Völker auf einmal überfiel, da die Männer Haus und Hof verliessen, und sich zusammen rotteten, um heilige Kreuzzüge vorzunehmen, und Jerusalem zu erobern. Der gröste Theil von Europa war damals von einem heftigen fanatischen Affect angegriffen, und büßte fast den Verstand darüber ein. Denn die Thorheit erstreckte sich auch bis auf die unmündigen Kinder, welche aus eben derselben Andacht sich gegen ihre Eltern auflehnten, aus dem Lande flohen, und sich in das äusserste Verderben stürzten, daß also fast ganz Europa zu den damaligen Zeiten einem grossen Tollhause ähnlich war. Wenn ein solcher Enthusiasmus viele Menschen zugleich überfällt, so kan man denselben durch kein andres Mittel, als durch sanftmüthige Ermahnungen, stillen. Denn durch gewaltsame Mittel wird, wie die Erfahrung zeiget, nichts anders

aus-

ausgerichtet, als daß man Oel ins Feuer gießt, und ein Quartanfieber in ein hitziges Fieber verwandelt. Wir haben hiervon ein merkliches Beyspiel in unserm eigenen Lande, da vor einigen Jahren ein solcher Raptus einen grossen Theil der Einwohner auf einmal überfiel. Einige meynten, man müste Macht und Gewalt brauchen, um denselben zu dämpfen, andere aber, welche die Natur und Eigenschaft der Krankheit genau erforscht hatten, hielten mit mehrerm Rechte dafür, daß man Geduld haben, und diesen Strom, welcher durch einen Damm nur stärker aufschwellen würde, ungehindert fortlaufen lassen müste, bis solcher von selbst austrocknete. Der Ausfall zeigte, daß die letztern nicht unrecht geurtheilet. Wie die Hitze am heftigsten war, so verglich ich diese Contagion mit den holländischen Würmern, welche die Dämme durchfrassen, aber auch auf einmal von selbst verschwunden. Denn da keine Hoffnung weiter übrig war, so hörte man gleich darauf nichts weiter davon reden, und so verhielt es sich auch hier. Wie also gewisse Einflüsse der Luft dem Leibe eine Krankheit zuziehen können, so sind solche auch vermögend, dem Gemüth eine Schwachheit zu verursachen, und ein Fanaticus kann viele andere anstecken und hinreissen, wie ein unreines Thier andern seine Unreinigkeit mitzutheilen pflegt.

Wenn aber dieser Affect bey klugen Leuten und zwar auf eine solche Art angetroffen wird, daß die Vernunft der Einbildungskraft Hülfe leistet, so

kann

kann man nicht nur die bösen Wirkungen verhüten, sondern auch diesen Affect so ordnen und einrichten, daß viel Gutes daraus entstehen kann. Man findet auch, daß vernünftige Leute dieses mit einem guten Erfolg ausüben. Denn wie diejenigen, welche besorgen, daß der Wein ihnen zu hitzig oder schädlich seyn dürfte, denselben mit Wasser vermengen, so rotten auch diejenigen, welche allerhand Verwirrungen besorgen, die Affecten nicht gänzlich aus, sondern suchen dieselben vielmehr nur zu mäßigen. Man würde thöricht handeln, wenn man alle Liebe ausrotten wollte, da man sich bestrebt, eine gar zu heftige und unordentliche Neigung zu dämpfen. Denn auf solche Art würde es auch hier, wie mit einem Steuermanne beschaffen seyn, der nicht seegeln kann, wenn der Wind sich ganz gelegt hat. Man kann hier sagen, was man bey dem Homer findet:

Gute Wirkungen des Enthusiasmi.

ȣκ ανευθε Θεȣ μαινεται

Die Geschichte zeigen uns von einem solchen mit Vernunft vereinbarten Fanaticismo und den Wirkungen desselben viele Beyspiele; ja man kann behaupten, daß in den meisten heroischen Thaten ein solcher Enthusiasmus befindlich ist, welcher einen andern Namen erhält, und eine heldenmüthige Tugend genannt wird, weil die Vernunft denselben auf eine solche Art ordnet und einrichtet, daß er entweder auf etwas gutes oder lobenswürdiges ab-

Beyspiele davon.

abzielet, oder doch wenigstens darauf abzuzielen scheint. Zu dieser Gattung der Enthusiasten können viele grosse Sieger und Ueberwinder gerechnet werden, deren Thaten den Geschichten zu einem Zierrathe dienen. Myrr Maghmud, welcher zu unsern Zeiten die grosse persische Monarchie mit einer kleinen Macht angriff, war ein Fanaticus, und konnte wegen der ungemeinen Kühnheit, die man bey dieser That wahrnimmt, zu der vorigen Classe gerechnet werden. Weil aber die Vernunft bey diesem Sturm des Gemüths bisweilen am Ruder saß, und sein dreistes Vornehmen glücklich ausfiel, so erwurb er sich dadurch den Namen eines grossen Helden. Daß aber Myrr Maghmud durch den Enthusiasmum getrieben worden, solches erhellet aus verschiedenen Umständen, in seiner Historie insonderheit, da er nach der Eroberung Ispahans dem fanatischen Affecte den Zügel schiessen ließ.

Nach meinem Urtheile muß auch der grosse Alexander unter die Enthusiasten gerechnet werden. Er war in einigen Unternehmungen, die er ausgeführt, eben so dreiste und kühn, als der Phaeton. Ich will nicht davon reden, daß er mit einer geringen Mannschaft ganz Asien angegriffen, ich will mich nur blos auf seine andern seltsamen Thaten berufen, womit seine Historie angefüllt ist, und welche eben so poetisch sind, als die Fahrt des Phaetons durch den Himmel. Beyde waren gleich grosse Enthusiasten, in Absicht auf ihre kühne Unternehmungen, beyde segelten in

der Luft, weil aber Alexander doch bey seiner Fahrt ein Auge auf das Ruder hatte, so ist sein Enthusiasmus nicht so kennbar worden, und weil er als ein Sieger aus allen Schlachten zurückkam, so wird er unter die grösten und berühmtesten Helden gerechnet: da er im Gegentheil, wenn er, wie man nicht anders hatte denken sollen, mit dem Paeton unglücklich gewesen wäre, auch des Phaetons Grabschrift würde erhalten haben. Mutius Scävola, Marcus Curtius, die beyden Decii unter den Römern, und Codrus, Leonidas ꝛc. unter den Griechen, können gleichfalls unter die Fanaticos gerechnet werden. Socrates war seinem eigenem Geständniß nach, ein Enthusiast, aber sein Enthusiasmus ward durch Tugend und Vernunft so geordnet und eingerichtet, daß derselbe grosse und preiswürdige Thaten hervorbrachte.

Will jemand auch den Scipio Africanus zu dieser Classe rechnen, so würde ich mich deswegen mit niemanden in einen Streit einlassen. Denn man bemerkt bey diesem vortreflichen Manne, eine Einbildungskraft wie auch ein starkes Vertrauen und eine ungemeine Gewißheit, welche Eigenschaften man nicht füglich aus einem andern Grunde, als aus einem fanatischen Affecte herleiten kann. Er nahm sehr schwere, grosse und allem Ansehen nach fast unmögliche Dinge vor. Er gab den Seinigen die Versicherung, daß die Sache glücklich ausfallen würde, und der Ausgang stimmte stets mit seinem Versprechen überein,

ein, daß ihn die Römer auch daher als einen Mann ansahen, welcher göttliche Offenbahrungen hätte. Sie verdienen auch wegen dieser Gedanken entschuldigt zu werden, weil in seinem Leben und übrigen Unternehmungen etwas befindlich war, welches das Ansehen einer wirklichen Inspiration hatte, oder doch wenigstens derselben sehr nahe kam. Niemand hat auch, so viel ich weiß, sich jemals erkühnt, den Scipio eines Betrugs zu beschuldigen. Die Tugend und Aufrichtigkeit dieses Mannes erlaubt auch nicht, daß man von seinen Bewegungen ein anderes Urtheil fälle, als von der Aufführung des Socratis. Ich lasse demnach, was mich betrift, diese Sache an ihren Ort gestellt seyn, und übergebe dieselbe dem Urtheil anderer Kenner.

Was den persischen grossen Lehrer, Zoroaster, betrift, so ist seine Aufführung einigermassen zweifelhaft, und man kann nicht gewiß bestimmen, ob er ein Betrüger, oder ein wirklicher Enthusiast gewesen, oder zu welcher Classe man seine Erscheinungen eigentlich rechnen soll, indem seine Lehre auf die gesunde Vernunft gegründet ist, und von GOtt eine sehr erhabne Vorstellung giebt. Von dem arabischen Propheten und sieghaften Anführer, Mahomed, kann man mit grösserer Gewißheit urtheilen, indem seine Lehre eine Sammlung von lauter ungereimten Dingen darstellet, und seine Verheissungen von jenem Leben bloß den fleischlichen Begierden der Araber schmeicheln. Ich halte dafür, daß man ihn wes-

der zu einer von den beyden ersten Classen, noch zu beyden zugleich rechnen kann, indem seine Lehre eine Vermischung von Betrügerey und einem groben Fanaticismo zu seyn scheint. Der engländische Protector Cromwell, welcher auch unter die Enthusiasten gehöret, kann mit mehrerer Gewißheit zu der ersten Classe gerechnet werden, indem alle seine Erfindungen und Staatsgriffe sich auf List und Verschlagenheit gründeten, obgleich auch glaubwürdige Schribenten versichern, daß man bisweilen bey ihm solche seltsame Bewegungen wahrgenommen, welche nothwendig aus wirklichen, und aufsteigenden Dünsten ihren Ursprung nehmen müssen.

Man sieht daraus, daß man nicht von allen, welche insgemein Fanatici genannt werden, auf einerley Art urtheilen könne. Man findet verstellte Enthusiasten, welche verdienen gestraft zu werden. Man findet aber auch grobe und einfältige Enthusiasten, mit denen man billig Mitleiden haben muß, und endlich ist noch eine Art vernünftiger Enthusiasten übrig, bey denen dieser Affect, wenn er durch die Vernunft regiert wird, etwas gutes, ja bisweilen etwas grosses und heroisches hervorbringen kann, so daß die starke Einbildungskraft, welche sonst ohne einen Zaum gefährlich ist, eher gemäßiget als erstickt werden muß. Diese letztere Art des Enthusiasmi, gibt den Gedichten und Reden eine grosse Zierde, und bringt dasjenige hervor, was man θειον, oder das Göttliche zu nennen pflegt, und welches

die

die Leser und Zuhörer in eine heftige Bewegung setzt

Die letzte Art des Enthusiasmi ist ein übernatürlicher Trieb, und eine göttliche Eingebung, welche bey den Propheten und andern begeisterten Männern angetroffen wird, und wozu die Beschaffenheit des Leibes und des Blutes nichts beyträgt. Dieser letzte Enthusiasmus ist der rechte prophetische Affect. Verschiedene, welche von den Propheten und Weissagungen gehandelt, haben zwar damit etwas natürliches, und aus der Beschaffenheit des Menschen herfliessendes vermengen wollen. Aber alle solche Meynungen sind übel gegründet, weil GOtt, welcher sich gewisser Personen als Werkzeuge bedienet, seinen Willen zu offenbaren, keiner Mitwirkungen und Hülfe bedarf, sondern durch ein Thier, ja durch ein Holz, eben dasselbe ausrichten kann, was er durch einen Menschen bewerkstelliget. Denn die rechten Propheten werden nicht geboten, sondern zu diesem Ende ausdrücklich bestimmt und zubereitet, und daher findet man auch, daß Leute, wenn dieselben in Absicht auf ihren Stand, Gemüthseigenschaften und Beschaffenheit des Leibes, gleich noch so sehr von einander unterschieden gewesen, dennoch plötzlich mit einem prophetischen Geiste erfüllet worden, sobald GOtt dieselben zu dem prophetischen Amte berufen.

Aus der itzt angeführten Abhandlung von dem Enthusiasmo, und den verschiedenen Stuffen desselben, Zu welcher Classe diese beyden

Jungfern gerechnet werden müssen.

kann man einigermassen abnehmen, was man von diesen beyden fanatischen Frauenspersonen, deren Geschichte gleich folgen werden, für ein Urtheil fällen müsse. Ich trage kein Bedenken, sie unter die wirklichen Enthusiasten zu rechnen, obgleich einige den Fanaticismum des orleanschen Mädgens für ein verstelltes, und zwischen ihr und einigen französischen Hofleuten vorher überlegtes, Wesen halten. Was mich in meinen Gedanken bestärkt, solches kann man aus den Gründen sehen, die ich in der Historie selbst angeführt habe, zu welcher ich mich nunmehro wende.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Jeanne d'Arc,
oder
La Pucelle d'Orleans.

Dieses berühmte Bauermädgen, deren Historie man für ein Gedicht halten könnte, wenn solche nicht durch so viele unwidersprechliche Beweise bestätiget worden, ward zu

Anfang dieser Geschichte.

Domremi gebohren, welcher Ort am Moselstrohm an der lothringischen Grenze belegen ist. Diese Jeanne d'Arc, welche damals 18 bis 20 Jahr zurück gelegt hatte, übrigens aber wohl-

wohlgebildet war, auch eine dauerhafte Gesundheit und einen guten natürlichen Verstand besaß, stellte sich gegen das Ende des Hornungs im Jahr 1429 bey Robert de Baudricour, Gouverneur von Vaucouleurs, ein, und gab demselben zu erkennen, daß sie von GOtt gesandt sey, die Belagerung von Orleans aufzuheben, und den von den Engländern bedrängten König Carl zu Reims krönen zu lassen.

Wie dieses wunderbare Mädgen auf den Schauplatz trat, so war der Zustand in Frankreich folgendermassen beschaffen: Die Engländer hatten sich unter der Regierung des schwachen französischen Königs Carls des Sechsten, fast des ganzen Reichs bemächtigee. Der junge englische Prinz Henrich war nach dem Tode dieses Königs, zum König in Frankreich erklärt worden, der Dauphin aber, welcher nachher in Frankreich unter dem Namen Carls des Siebenten regierte, flüchtete bey diesen Drangsalen, nach dem mittäglichen Theile des Landes, woselbst noch einige wenige Stadte, unter denen auch Orleans war, seine Partey hielten. Diese wichtige Stadt war eben von den Engländern belagert, da die wunderbare Rolle gespielt ward, wovon hier soll geredet werden.

Wie der Zustand in Frankreich zu den damaligen Zeiten beschaffen gewesen.

Jeanne d'Arc, welche insgemein la Pucelle genannt wird, verfügte sich bey diesen Umständen zu dem Gouverneur, und sagte: „Ihr müßt wis-

Ihre merkwürdige Anrede an den Gouverneur.

„sen, mein Herr, daß ich von GOtt „Befehl erhalten, dem bedrängten „Herrn (le gentil Dauphin) Hülfe „zu leisten, welcher der rechtmäßige „König in Frankreich ist, und blei„ben soll. Zugleich hat GOtt mir auch befohlen, „die Belagerung von Orleans aufzuheben, und „den Dauphin nach Reims zu führen, und ihn „daselbst zum Könige krönen zu lassen". Baudricour aber sahe sie für unsinnig an, und setzte sie in die äusserste Gefahr, da er sie dem Muthwillen seiner Soldaten überließ. Sie aber legte die größten Proben einer echten Keuschheit ab, welche sie stets von sich blicken lassen, so daß diejenigen, welche sie verführen wollten, gestehen mußten, daß sie bey einem solchen Vorhaben mit einem gewissen Schrecken geschlagen, und durch eine unbekannte Ehrfurcht zurück gehalten worden, ein unzüchtiges Wort in ihrer Gegenwart fallen zu lassen.

Sie begab sich hierauf zum andernmal nach Baudricourt, und redete ihn aufs neue folgendergestalt an: „Ihr wartet zu lange mich abzufer„tigen. Denn der junge Dauphin hat heute na„he bey Orleans grossen Schaden gelitten, und „er wird ein noch grösseres Unglück erfahren müs„sen, wenn ihr mich nicht gleich an ihn abschicket". Der Schade, wovon sie redete, war eine an eben demselben Tage gehaltene Schlacht, worinn die Franzosen das Feld räumen müssen. Wie Baudricourt nach einigen Tagen davon Nachricht erhielt:

hielt: so fing er an, das Mädgen mit andern Augen anzusehen, ja die ganze Sache kam ihm so seltsam und ausserordentlich für, daß er sich ohne weiteres Bedenken entschloß, sie nach dem Lager zu schicken. Er ließ ihr auf ihr Verlangen Mannskleider geben, und versahe sie nicht nur mit einem Pferde und einigen Waffen, sondern befohl auch zween vornehmen Officiers sie zu begleiten. Dieselben trugen zwar im Anfange Bedenken, sich zu dieser Verrichtung gebrauchen zu lassen, weil der Weg durch feindliche Städte fiel. Endlich aber entschlossen sie sich doch dazu, da sie durch das Mädgen aufgemuntert, alle Furcht beyseite zu setzen, und von demselben die Versicherung erhielten, daß sie gesund und unbeschädigt zu dem Könige kommen sollten. Sie setzten hierauf ihre Reise zusammen fort, und kamen glücklich nach Chinon, woselbst der König sich aufhielte, dem man zugleich von der Ankunft dieses Mädgens, und von ihrem Anbringen Nachricht gab. Der letzte Umstand wird auf solche Art von dem P. Daniel in seiner französischen Historie erzählt, welchen aber Rapin in seiner englischen Historie ausgelassen. Man wunderte sich durchgehends darüber, daß diese weite und gefährliche Reise so glücklich abgelegt worden, und die Mitglieder des königlichen Conseils berathschlagten sich gleich darüber, ob man sie dem König vorstellen sollte. Sie besorgten, daß diese Begebenheit den Feinden zum Gespötte und Ge-

Sie wird zum König geführt.

lächter Anlaß geben möchte, und überdem wollte niemand den Erzählungen, welche von diesem Mädgen vorgebracht wurden, den geringsten Glauben beylegen. Endlich aber fand man doch für gut, diese Jeanne d' Arc dem Könige vorzustellen, weil Baudricour so so viel merkwürdiges von ihr in seinem Schreiben berichtet hatte, und solches auch durch ihre Begleiter bestätiget worden.

Der König hatte sich an diesem Tage nur schlecht angekleidet, und stand mitten unter seinen Hofbedienten, um desto weniger erkannt zu werden. Kaum aber war Jeanne d' Arc in den Saal getreten, so ging sie gerade auf den König zu, und redete ihn sehr freymüthig an. Sie sagte, daß sie von GOtt ihm zu Hülfe geschickt worden, um die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und ihn nach Reims zur Krönung zu führen. Sie versicherte ihn zugleich, daß die Engländer bald aus dem Reiche sollten vertrieben werden, und daß es ihnen übel ergehen sollte, wenn sie solches nicht bald thun würden. Hierinn stimmet auch die englische Historie überein. Alle Anwesende wurden über ihre freymüthige Rede, insonderheit aber darüber bestürzt, daß sie den König kannte, ohne denselben vorher gesehen zu haben. Man ließ sie hernach durch einige Geistliche und andere Gelehrte befragen, um zu erfahren, woher sie die Offenbahrungen empfangen, welche sie vorgab, und wovon sie bereits

Ihre Anrede an den König.

Pro-

Proben gegeben. Sie beantwortete alle Fragen mit eben so vieler Hurtigkeit als Einfalt, wodurch sie sich eben eine allgemeine Bewunderung erwarb. Die französische Historie erzählt folgende Begebenheit von ihr. Sie sagte einsmals zu dem König, wie sie mit ihm allein sprach, daß sie, um denselben von der Göttlichkeit ihrer Offenbahrung zu überzeugen, ihm etwas sagen wollte, das er begangen hatte, und welches niemanden, als ihm allein, bewußt sey. Der König ward darüber bestürzt, und sagte, daß er dieses Anbiethen annehmen wollte, wenn es in Gegenwart gewisser Personen geschehen könnte, die er zu dem Ende zu ernennen willens sey. Sie ging dieses auch mit der Bedingung ein, daß diese Personen sich vorher mit einem Eyde verpflichten sollten, die Sache geheim zu halten. Der König ließ hierauf seinen Beichtvater nebst einigen andern Herren zu sich rufen, und nachdem dieselben eydlich angelobt, nichts zu offenbaren: so sagte sie dem Könige diese Sache, welcher gestehen muste, daß sich dieselbe also verhielte. Nach dieser gemachten Probe zweifelte der König nicht weiter an der Aufrichtigkeit dieses Mädgens. Nichts destoweniger fand er doch für gut, dieselbe, ehe er sich ihrer Hülfe bediente, nach Poitiers zu senden, wo das Parlament seit einigen Jahren versammlet war, um sie daselbst auch noch befragen zu lassen. Man konnte sie nicht anders als mit grosser Mühe überreden, dahin zu reisen, weil

Beweis von ihren Offenbahrungen.

sie

sie glaubte, daß man sie nur mit allerhand verdrießlichen Fragen quälen würde. Sie irrete auch in diesem Stücke nicht. Denn man suchte sie durch unzählige Fragen zu verwirren, weil man im Anfange glaubte, daß sie nicht wohl im Haupte verwahrt sey, man ward aber hernach von dieser Sache besser überzeugt, und zweifelte nicht mehr daran, daß sie von GOtt gesandt worden.

Bedenken des Verfassers.

Die französischen Skribenten mögen übrigens selbst für diese Umstände die Gewähr leisten. Ich meines Theils erkühne mich zwar nicht so viele Zeugnisse zu verwerfen, ob ich gleich dafür halte, daß gewisse Dinge wohl zwischen ihr und den Ministern des Königs mögen überlegt gewesen seyn. Denn man fand bey diesen bedrängten Umständen des Reichs für gut, eine Historie glaubwürdig zu machen, wodurch die Nation wieder konnte aufgemuntert werden, die durch so viele Unglücksfälle ganz niedergeschlagen war. Was man aber auch bey gewissen Umständen in der Geschichte dieses ausserordentlichen Mädgens etwa erinnern könnte: so muß man doch gestehen, daß ihre folgende Thaten mit ihren Verheissungen vollkommen übereinstimmeten, und daher hat ihre Historie eine reiche Materie zu vielen moralischen und politischen Anmerkungen gegeben.

Nachdem der König diese Vorsicht gebraucht hatte: so faßte er gleich den Entschluß, sich ihrer Hülfe zu bedienen Man brachte damals eine grosse

grosse Menge Proviant zusammen, welcher den Belagerten sollte zugeführt werden. La Pucelle versicherte den König, daß sie solchen glücklich hineinschaffen wollte. Der König ließ sie hierauf bewafnen, und wie sie ein Schwerdt verlangte, welches in einem Grabe in der St. Catharinenkirche befindlich war: so ließ er ihr dasselbe auch zustellen. Viele meynen daß dieses eben dasselbe Schwerdt ist, welches annoch in dem Kloster des heil. Dionysius gezeigt wird, andere aber wollen dieses nicht zugeben. Wie sie auf solche Art von dem Haupte an bis auf die Füsse bewafnet war: so ließ sie sich von dem ganzen Hofe sehen, und tummelte ihr Pferd mit einer solchen Geschicklichkeit, als wenn sie von Jugend auf in der Reitkunst wäre unterrichtet worden. Man muste sich gleichfalls wundern, wenn sie von Kriegshändeln wie ein alter erfahrner General redete. Ihr Ruhm breitete sich also plötzlich durch das ganze Reich aus, und ein jeder bemühete sich, sie zu sehen.

Man ließ sie gleich nach Blois bringen, wo die Truppen sich versammleten. Hieselbst ließ sie sich eine weisse Standarte machen, welche mit seidenen Franzen geziert war, und worinn GOtt mit der Weltkugel in der Hand vorgestellt ward. Sie fertigte auch ein Schreiben an die englischen Generals ab, worinn sie zu erkennen gab, daß sie von GOtt gesandt worden, die Engländer von der Stadt wegzutreiben, und daß dieselben, wenn sie Frankreich nicht gleich verliessen, GOttes Zorn und Strafe empfinden würden. Ihre Dro-

hungen gegen die Engländer.

den. Die Aufschrift des Briefes war: „Höret die Stimme GOttes „und des Mädgens. An den Her„zog von Bedfort, welcher sich einen Regenten „von Frankreich nennet. (Entendées les nouvelles de Dieu et de la Pucelle. Au Duc de Bedfort etc.) Aber diese Drohungen waren bey den Engländern von keiner sonderlichen Wirkung. Sie nahmen vielmehr daher Gelegenheit, über die Einfalt des Königes von Frankreich zu spotten, daß derselbe sich von einem so thörichten Weibe oder von einer Hexe einnehmen liesse. Sie sagten zugleich, man könne daraus abnehmen, in welcher Verzweifelung sich dieser König befinden müsse, da er zu solchen thörichten und unerlaubten Mitteln schritte. Inzwischen ward die Belagerung von Orleans mit dem gröften Eifer fortgesetzt. Wie der Proviant, der in die belagerte Stadt gebracht werden sollte, zu Blois in Bereitschaft gesetzt war, so stellte sich la Pucelle an die Spitze von 12000 Mann, und kam an dem folgenden Tage der belagerten Stadt ganz nahe. Wie sich die Nachricht von ihrer Ankunft in Orleans ausbreitete, so ward jedermann darüber höchst erfreut. Man brachte gleich eine grosse Menge von kleinen Fahrzeugen herbey, um die Zufuhr in die Stadt zu bringen. Der Commendant der Stadt, der Graf von Dunois, that zu eben derselben Zeit einen Ausfall aus der Stadt auf die Engländer, wie man den Proviant in die Böthe brachte. La Pucelle setzte sich auf der andern

dern Seite auch den Engländern entgegen, und nöthigte sie einen vortheilhaften Ort zu verlassen. Weil die Engländer stets gewohnt gewesen waren zu siegen, so sahe man dieses als ein Wunder an, und viele, welche vorher das Madgen verachtet hatten, fingen nunmehr an hohe Gedanken von ihr zu hegen. Der Graf von Dünois hatte sich selbst nebst einigen von den vornehmsten Bürgern in die Böthe begeben, und empfing sie mit der grösten Ehrerbietung. Auf Anhalten der Bürger begab sie sich mit in die Stadt, ob sie solches gleich im Anfange abschlug: weil sie ihr Lager ausserhalb der Stadt aufschlagen wollte. Der Schatzmeister des Herzogs von Orleans nahm sie in sein Haus auf, und es muste allemal auf ihr Verlangen, die Frau oder Tochter desselben bey ihr bleiben, um allen Verdacht zu vermeiden. Wenn sie an einen Ort kam, wo kein Frauenzimmer war, so legte sie sich in ihrer vollen Rüstung zur Ruhe So erzählen die meisten französischen Skribenten diese Sache. Weil aber Monstrelet, welcher zu eben derselben Zeit lebte, bezeugt, daß sie die Zufuhr nicht selbst in die Stadt gebracht, so ist es wahrscheinlich, daß es allein durch ihre Anstalt und Aufmunterung geschehen. Es ist unglaublich, wie sehr die Besatzung durch diesen Erfolg und durch die Furcht, welche das feindliche Lager überfiel, aufgemuntert worden. Bisher hatte man sich nicht erkühnt, die englischen Verschanzungen anzugreifen,

Sie entsetzt die belagerte Stadt Orleans.

sen, aber gleich nach diesem Entsatze wagte man einen Ausfall aus der Stadt, und suchte zugleich eine Hauptschanze der Engländer zu erobern. Dieser Ausfall geschahe in ihrer Abwesenheit, wie sie sich eben zur Ruhe begeben hatte. Die Franzosen wurden im Anfange mit Verlust zurückgetrieben. Wie aber la Pucelle davon Nachricht erhielt, so eilte sie ihnen gleich zu Hülfe, und machte sie hiedurch so muthig, daß sie die Schanze eroberten, und alle Engländer niedermachten, welche dieselbe vertheidigten.

Sie treibt die Engländer aus ihren Verschanzungen.

Wie dieses glücklich verrichtet war, so faßte la Pucelle den Entschluß, die Schanze St. Laurent anzugreiffen, welche die festeste unter allen, und mit Mannschaft am stärksten besetzt war. Diesen Vorsatz ließ sie indessen doch auf die ihr geschehene Vorstellung wieder fahren, und griff die Engländer an verschiedenen andern Orten an. Sie trieb dieselben allenthalben aus ihren Vortheilen, und bewies eine solche Tapferkeit, welche bey allen eine Bewunderung erweckte. In verschiedenen Treffen, welche unter ihrer Anführung gehalten wurden, blieben fast 6000 Engländer, da die Franzosen im Gegentheil nicht mehr als 100 Mann vermißten.

Wie la Pucelle merkte, daß die Stadt auf der einen Seite weiter keine Gefahr zu besorgen hatte, so ließ sie alle Werke der Engländer schleiffen, und hielt darauf, ihren triumphirenden Einzug

in

in Orleans, wo sie unter dem Geläute aller Glocken empfangen ward. Man war allein wegen einer Wunde bekümmert, welche sie empfangen hatte, die aber doch nicht gefährlich war. Sie ward dadurch auch nicht gehindert, zu Pferde zu sitzen, und in einer kurzen Zeit war sie völlig wieder hergestellt. Wie die englischen Anführer, welche an der andern Seite des Flusses ihr Lager hatten, wahrnahmen, daß die Truppen durch einen so oft wiederhohlten Verlust geschwächt worden, und daß sie die Zufuhr nicht hindern konnten, so faßten sie den Entschluß, die Belagerung aufzuheben, welches auch geschah, ohne daß sie von den Belagerten wären verfolgt worden, weil la Pucelle es nicht für rathsam hielt, sondern sagte, daß sie die Feinde schon zu einer andern Zeit finden wollte.

Sie zwingt die Engländer die Belagerung aufzuheben.

Dieser herrliche Fortgang, wodurch die gefallenen französischen Sachen wieder empor kamen, erwarb der Pucelle ein solches Ansehen, und eine so grosse Gewalt, daß man alles auf ihre Anordnungen ankommen ließ. Es ward ein eigenes Fest zur Erinnerung dieser Befreyung gestiftet, und unsere Heldinn ward von der Zeit an la Pucelle d' Orleans genannt, weil die Stadt durch ihre Tapferkeit von einer Belagerung, welche sieben Monate gewährt, befreyet worden. Denn weil Orleans unter den wenigen Städten, die der König annoch übrig hatte, die wichtigste war, so ward die Befreyung dieses Orts als eine Errettung

Verwirrung der Engländer.

tung des ganzen Reichs angesehen. In welche Verwirrung die Engländer dadurch gesetzt worden, solches kann man aus einem Schreiben abnehmen, da der Herzog von Bedford gleich darauf an den jungen König von England abgehen ließ, und welches folgendergestalt lautet:

Bedforts Schreiben an den König von England.

„Alles ist glücklich hieselbst voll„bracht worden, bis auf die Bela„gerung von Orleans, wobey Dero „Kriegsmacht einen ansehnlichen „Verlust erlitten. Dazu hat, nach „meiner Einsicht, das Vertrauen „nicht wenig beygetragen, das der Feind auf ein „gewisses Weib gesetzt, welches aus dem Abgrun„de der Höllen hervorkommen, und von dem Teu„fel selbst unterrichtet worden. Die Franzosen „nennen dieses Weibsbild La Pucelle. Es ist „eine Zauberinn, die sich allerhand Zauberkünste „bedienet. Der erlittene Verlust hat nicht nur „Dero Kriegsmacht geschwächt, sondern auch al„len Soldaten auf eine wunderbare Art Herz und „Muth geraubt, die Feinde aber sind dadurch auf„gemuntert worden, sich in grosser Anzahl zu „versammlen.

La Pucelle hielt sich nur zwey Tage in Orleans auf, nachdem die Belagerung aufgehoben worden. Sie begab sich gleich nachher zu dem Könige, welcher sich zu Chinon aufhielte, und sie mit grossen Ehrenbezeugungen empfing. Es war kein einziger an dem ganzen Hofe, der dieses Mädgen

nicht

nicht als ein Wunder ansahe; insonderheit faßte der König ein solches Vertrauen zu ihr, daß er ihren Rath jederzeit als ein Oracul annahm. Von der Zeit an, giengen die Sachen der Engländer in Frankreich allenthalben den Krebsgang, und es schien, daß die Franzosen und Engländer auf einmal ihre Natur verändert hätten; denn die ersten waren vorher verzagt, und wurden nun kühn und muthig, die letzten aber, welche vorher beherzt und unüberwindlich gewesen waren, wurden ganz niedergeschlagen, und geriethen fast in Verzweifelung, so daß sie auch, ob sie gleich nach der Belagerung weit stärker als ihre Feinde waren, dennoch in der grösten Unordnung vor 6000 Franzosen die Flucht nahmen, von denen sie verfolgt wurden. Ja, ihre Furcht war so groß, daß sie selbst nicht wusten, was sie thaten. Denn, anstatt daß sie ihre Kräfte hätten vereinigen und den Franzosen Wiederstand thun sollen: so legten sie Besatzungen in die Städte, die sie neulich eingenommen hatten, wodurch ihre Macht so sehr geschwächt ward, daß sie ihren Feinden im Felde nicht hinnlänglich wiederstehen konnten, und weil sie sich, aus Furcht vor einer Feldschlacht, immer weiter zurück zogen: so erhielten die Franzosen dadurch Gelegenheit, eine Stadt nach der andern einzunehmen.

Verwirrung der Engländer.

Endlich ward der König Carl durch dieses beständige Glück so sehr aufgemuntert, daß er den Entschluß faßte, dem ihm von der Pucelle gege-

benen Rathe zu folgen, und sich nach Reims zu begeben, um sich daselbst krönen zu lassen. Dieser Rath schien thöricht zu seyn, indem die Stadt annoch in feindlichen Händen war. Weil aber la Pucelle stets von der Eroberung dieses Orts undvon der Krönung des Königes, die daselbst sollte vollzogen werden, mit der grösten Gewißheit redete, und alles, was sie bisher versprochen und zugesagt, durchgehends erfüllet worden, so gieng die Reise aller dabey vorfallender Schwierigkeiten ungeachtet, dennoch vor sich. Wie man auf dem Wege nach Troyes in Champagne kam, so forderte sie die Stadt auf, die Besatzung aber, welche aus Engländern und Burgundiern bestand, wegerte sich den Ort zu übergeben, wodurch der König in eine grosse Verwirrung gesetzt ward. Einige hielten dafür, daß man nicht weiter fortgehen, und diese Stadt auf dem Rücken liegen lassen könnte; andere aber riethen, diesen Ort zu verlassen, weil das Kriegsheer nicht mit den Nothwendigkeiten versehen sey, die zu einer Belagerung erfordert würden, und überdem bereits an Lebensmitteln Mangel litte. Dieser letzte Rath fand bey den meisten Beyfall, und daher hielt man für rathsam, wieder umzukehren. Aber la Pucelle setzte sich heftig dagegen, und weil sie merkte, daß sie mit ihrem Rathe nicht durchdringen konnte, so bat sie den König, daß er nur zwey Tage Geduld haben möchte, weil sie den Ort in dieser Zeit entweder mit Gewalt oder auch durch Accord erobern wollte. Wie sie dieses erhalten

hatte,

hatte, so munterte sie das ganze Kriegsheer auf, ihr beyzustehen. Sie brachte glech von allen Orten her Proviant ins Lager, und versahe sich nicht nur mit einigen kleinen Feldstücken, sondern setzte auch alles in eine solche Bewegung, daß die Bürger zu Troyes darüber in eine grosse Furcht geriethen. Und weil dieselben überdem von den vielen ausserordentlichen Unternehmungen dieser Pucelle Nachricht erhalten hatten, so bequemten sie sich die Stadt zu übergeben. Diesen Zufall sahe man als ein neues Wunder an, und weil man nicht zweifelte, daß der Ausfall mit einem so glücklichen Anfange völlig übereinstimmen würde, so setzte man die Reise mit einem desto grösserm Vergnügen fort.

Sie erobert Troyes.

Wie der König der Stadt Reims bis auf vier Meilen nahe gekommen war, so rückte er nicht weiter, sondern suchte vorher zu erfahren, wie die Bürger in der Stadt gegen ihn gesinnet seyn möchten. Es hielten sich damals eben zween Herren von der englischen Partey daselbst auf, welche die Bürger zu sich kommen liessen, und sich bey ihnen erkundigten, ob sie die Stadt gegen die französische Macht vertheidigen wollten. Die Bürger fragten hierauf, ob die Stadt im Stande wäre, eine Belagerung auszuhalten, welches die englischen Herren zwar verneinten, aber ihnen doch auch zugleich die Versicherung gaben, daß die Stadt gewiß sollte entsetzt werden, wenn die Einwohner solche nur 6 Wochen vertheidigen wollten.

Sie führt den König nach Reims.

Die Bürger willigten hierinn, sobald aber nur die englischen Herren aus der Stadt waren, so traten gleich einige zusammen, die des Königs Parteyhielten, und ermahnten die andern, welche annoch keinen festen Entschluß gefaßt hatten, die Stadt zu übergeben, so auch gleich darauf geschahe.

Der König wird gekrönt.

Der König hielt hierauf seinen triumphirenden Einzug, und die Krönung ward den 17 Jul. mit gewöhnlichen Ceremonien vollzogen. La Pucelle, welche die Augen aller und jeder Zuschauer auf sich gezogen hatte, wohnte dieser Feyer in ihrem Kriegshabite bey, und hielt nahe bey dem Könige eine Standarte in der Hand. Wie die Messe geendiget war, so warf sie sich zu den Füssen des Königes nieder, und sagte: „Nun ist der Wille GOttes voll-

Sie begehrt ihren Abschied.

„bracht, welcher befohlen hat, daß ihr „eurem Rechte gemäß, zu Reims zum „Könige solltet gekrönet werden, da„mit ein jeder sehen möge, daß ihr unser rechtmäs„siger König seyd, dem das Reich zugehöret. Sie begehrte darauf ihren Abschied, weil sie nun ihr Geschäfte ausgerichtet. Der König aber überredete sie, bey ihm zu bleiben, und erhob sie kurz darauf nebst ihrem ganzen Geschlechte in den Adelstand. Hierauf ergab sich eine Stadt nach der andern, und la Pucelle wohnte verschiedenen Actionen bey. Wie der Feind im Jahre 1430 Compiegne belagerte, so warf sie sich in die Stadt, um dieselbe zu vertheidigen. Die Besatzung ward durch ihre Ankunft sehr aufgemuntert, aber die

Freude

Freude währte wegen des darauf erfolgten Unglücks nicht lange. Sie that an einem Abend einen Ausfall aus der Stadt mit 600 Mann, und trieb den Feind zweymal zurücke, wie sie aber wieder zurück kehren wollte, so ward sie so starck verfolgt und umringt, daß sie weiter keine Rettung sahe. Sie beschloß deswegen mit dem Schwerdte in der Faust zu sterben, und fochte mit einer unglaublichen Tapferkeit, bis sie endlich mit dem Pferde stürzete, und dadurch gezwungen ward, sich zu ergeben.

Sie fällt in die Hände der Feinde.

Man überlieferte sie gleich darauf dem Herzog von Bedfort, welcher sie nach Rouen bringen, und daselbst in Fessel legen ließ, damit sie nicht entfliehen möchte. Man arbeitete gleich daran, ihr den Proceß zu machen, und klagte sie als eine Hexe und Zauberinn an, welches hauptsächlich aus politischen Ursachen geschahe, damit die Engländer, welche dieses Mädgens bisher als eine Gesandtinn GOttes angesehen, und darüber ihre vorige Herzhaftigkeit verlohren hatten, diese Meynung fahren lassen, und den Krieg mit neuem Eifer fortsetzen möchten. Der Proceß, welcher in einem Manuscript in dem Collegio der Jesuiten zu Paris befindlich ist, wird folgendergestalt beschrieben. Der Bischiff von Beauvois, ein abergläubischer Prälat, übergab dem Könige von England eine Bittschrift, und begehrte, daß dieses Mädgen in seinem Stifte wegen der Hexerey und anderer Gottlosigkeiten

Ihr Proceß.

möchte angeklagt und verurtheilt werden, welches Verlangen auch durch die parisische Universität unterstützt ward. Der König verstattete dieses, und der Proceß ward gleich darauf zu Rouen vorgenommen, und währte vier und einen halben Monat. La Pucelle ward jede Woche einigemal vor Gericht gestellet. Die Engländer selbst bezeugen, daß sie jederzeit einen hohen und unerschrockenen Muth blicken lassen, und daß sie nicht nur ihr Vorhaben und ihre Anschläge gegen die Engländer freymüthig bekannt, sondern sie auch an GOttes statt gewiß versichert, daß sie aus Frankreich sollten vertrieben werden. Sie flehete ihre Richter nur einzig und allein darum an, daß man sie von ihren Fesseln befreyen möchte. Man antwortete ihr aber, es sey nöthig, sie wohl verwahrt zu halten, weil sie bereits zweymal zu entfliehen gesucht hätte. Worauf sie sagte, daß sie dennoch alle Mühe anwenden wollte, sich in Freyheit zu setzen. Die Richter legten ihr unzählige Fragen vor, unter denen auch diese befindlich war: Ob sie die Kirche über ihre Inspiration wollte urtheilen lassen? welche Frage sie dadurch beantwortete, daß sie versichert sey, daß ihre Offenbahrungen göttlich wären. Diese Antwort legte man auf eine solche Art aus, als wenn sie sich dem Ausspruche der Kirche nicht unterwerfen wollte, und daß man sie daher als eine Person ansehen könne, welche allerhand Ketzereyen hegte. Wie man ihr aber solches vorhielt: so bekannte sie frey heraus, daß sie die Gewalt der Kirche zuliesse,

und

und bezeugte zugleich, daß sie gesonnen wäre, sich dem Urtheil des Pabstes zu unterwerfen, wenn man demselben die Entscheidung dieser Sache übergeben, und sie zugleich mit nach Rom schicken wollte.

Da man mit dem Verhör weiter fortfuhr, und die Umstände ihrer Offenbarung wissen wollte: so gab sie eine seltsame Antwort, welche, wie P. Daniel gestehet, ein Beweis von ihrem Fanaticismo ist, wenn sie sonst richtig angeführt worden. Sie sagte, der Engel Michael sey ihr erschienen, und habe sie nicht nur gegrüsset, sondern ihr auch eine goldene Krone geschenkt, welche noch zu Reims verwahret würde, und diese Offenbahrung sey in der Gegenwart des Erzbischoffs und etlicher andern geschehen, von welchen der Engel auch gesehen worden. Einige aber sagen, daß sie dieses seltsame Bekenntniß nachher wiederrufen habe.

Wie man also alle ihre Antworten aufgezeichnet und gesammlet, und dieselbe, wie es hieß, der Gotteslästerung, der Abgötterey, unerlaubter Zauberkünste, der Ketzerey, und allerhand Dinge überführt hatte, die ihrem Geschlechte unanständig wären, indem sie sich in Mannskleidern mit Kriegssachen bemenget: so erfolgte endlich das Urtheil. Sie ward excommunicirt, und nicht nur unter die Zahl der Ketzer gesetzt, sondern auch der weltlichen Obrigkeit zur Strafe übergeben. Man erbauete ein Gerüste, worauf in Gegenwart des ganzen Volks eine lange Rede an sie gehalten ward. Sie unterbrach

Ihr Urtheil.

diese Rede, und sagte, daß sie sich der Kirche und ihren Richtern unterwürfe, und weil man vor gut fünde, daß sie ihre Offenbahrungen nicht vertheidigen sollte, so wäre sie auch gesonnen, solches nicht weiter zu thun, insonderheit da die Geister, welche mit ihr geredet hätten, ihr die Versicherung gegeben, sie zu befreyen, in welcher Hoffnung sie aber nunmehro betrogen worden. Hierauf schwur sie in Gegenwart des ganzen Volks ihre vorigen Irrthümer ab, und unterzeichnete diese Abschwerung eigenhändig.

So wird diese Sache erzählt. Man kann aber von der Richtigkeit des Protocolls nicht gewiß versichert seyn, insonderheit, da die englischgesinnten Richter nichts eifriger, als ein solches Bekenntniß, wünschten, ob man gleich, wenn die Worte auch angeführter massen beschaffen gewesen, dennoch daraus keine Betriegerey erweisen kann. Denn sie hat entweder ein solches Bekenntniß abgelegt, weil die Richter es verlangt, oder sie hat auch wirklich aus guter Meynung eine göttliche Eingebung geglaubt, welche sie aber nachher selbst für eine Illusion gehalten. Sie legte hierauf ihre Mannskleider wieder ab, welches sie vorher nicht thun wollen, und ließ auch zu, daß man ihre Haare abschnitte, die sie bisher auf eben die Art, wie die Mannspersonen, getragen. An dem folgenden Tage aber fand man sie wieder in Mannskleidern, und sie gab zuleich zu erkennen, daß alles, was sie vor Gericht bekannt, aus Furcht der Strafe

Ihre Execution.

se geschehen sey. Hierauf erklärte man sie für eine hartnäckige Sünderinn, und verurtheilte sie zum Feuer, welche Execution kurz darauf vollzogen ward. Die Engländer liessen öffentlich kund machen, daß sie kurz vor ihrem Tode ihre Irrthümer abermals abgeschworen habe.

Bedenken des Verfassers.

Ein solches Ende nahm dieses wunderbare und heldenmüthige Mädgen, welches Frankreich aus den gefährlichsten Umständen errettet hatte. Daß die Engländer sich dieser Sache nachher geschämt, solches erhellet aus den vielen Vertheidigungsschriften, welche sie ans Licht stellten, um diese That zu beschönigen. Es ist ungewiß, was für Urtheile damals über diese Vertheidigungsschriften gefället worden. Man findet bloß, daß man nach einigen Jahren an der Richtigkeit des Processes gezweifelt, und daß der Pabst selbst geglaubt, daß La Pucelle fälschlich beschuldiget worden. Aus dieser Ursache ließ der Pabst Calixtus der Dritte, 24 Jahre nach ihrem Tode, auf Verlangen ihrer Mutter und Brüder, einen Befehl ergehen, daß der Proceß noch einmal sollte vorgenommen und durchgesehen werden, welches auch auf folgende Art geschahe.

Der Bischoff von Reims und der Bischoff von Paris, welche von dem Pabste dazu ernannt worden, machten durch öffentliche Schreiben kund, daß alle diejenigen, welche einige Nachricht von den Dingen hätten, die bey diesem Proceß vorgegangen, an einem gewissen Tage in Revision

dem

des Processes nach ihrem Tode.

dem Saal des Erzbischoffs erscheinen, und daselbst vorbringen sollten, was entweder vor oder gegen die Pucelle konnte gesagt werden. Es stellten sich auch wirklich einige Personen ein, denen der Proceß bekannt war. Nach der Aussage der französischen Skribenten wurden nicht nur allerhand Unordnungen und Fehler entdeckt, welche bey diesem Proceß vorgegangen, sondern auch viele Zeugnisse von der Unschuld der Pucelle abgelegt. Die päbstlichen Commissarien zernichteten demnach alles, was wider die Pucelle ehedem beschlossen worden, und sprachen dieselbe von allen ihr beygemessenen Beschuldigungen los. Sie verordneten gleichfalls, daß an dem Tage, da das Urtheil über sie gefället worden, eine Proceßion zu Rouen, und an dem Tage darauf eine Proceßion auf dem Markt, wo man sie hingerichtet, sollte gehalten werden. Endlich befohlen sie auch, ein Kreuz zum Beweis ihrer Ehrenerstattung aufzurichten.

Dieses geschahe im Jahr 1456. Das Urtheil ward durch ganz Frankreich kund gemacht, und man richtete ihr hernach eine Seule auf, welche noch zu Rouen zu sehen ist. Viele glauben, daß durch diese letzte Sentenz alle ihre Feinde wiederlegt, und zum Stillschweigen gebracht worden. Was mich betrift: so pflichte ich weder den Engländern noch den Franzosen schlechterdings bey, sondern behaupte bloß, daß man sich weder auf die erste noch auf die letzte Untersuchung verlassen könne, weil die erste von ihren Feinden, und die letz-

letzte von ihren Freunden vorgenommen worden. Rapin urtheilet in seiner englischen Historie von dieser Sache folgendermassen: „Es ist unläugbar, daß dieses Mädgen grosse Dinge ausgerichtet, und einige muthig, andre aber verzagt gemacht. Die Franzosen schreiben alle grosse Thaten, welche sie verrichtet, der göttlichen Macht, die Engländer aber teuflischen Künsten zu. Wem soll man nun glauben? Vielleicht irren beyde Parteyen, und es ist annoch die dritte Ursache übrig, nämlich, daß ihre Offenbahrungen nichts anders, als eine blosse Erfindung und eine vorher überlegte Sache gewesen, um den niedergeschlagenen Franzosen wieder einen Muth zu machen. Denn die Geschichte zeigen uns sehr viele Beyspiele, daß dergleichen Dinge mit einem sehr guten Erfolg ins Werk gerichtet worden“.

Bedencken des Rapins.

So urtheilet dieser vernünftige Skribent, welcher diese Begebenheit in einer besondern und weitläuftigen Abhandlung erörtert hat. Was mich betrift: so halte ich dafür, daß dieses Mädgen wirklich fanatisch gewesen, und die Meynung gehegt, daß sie göttliche Offenbahrungen hätte, und daß der französische Hof sich derselben bedient, um das verzagte Kriegsheer wieder aufzumuntern. Denn sonst ist es fast unmöglich zu begreifen, warum man ein junges Bauermädgen erwählt, eine so seltsame und wichtige Rolle zu spielen. Ich werde in diesen Gedanken dadurch bestärkt, weil aus allen ihren Unternehmungen eine solche Aufrichtig-

tigkeit und Einfalt hervorleuchtet, die mehr mit dem Fanaticismo als mit der List und Betriegerey überein kömmt.

* * * * * * * * * * * * * * *

Antoinette de Bourignon.

Herkunft der Bourignon.

Diese bekannte Jungfer, welche ich wegen ihrer Offenbahrungen, Keuschheit, Verfolgungen und Künheit mit dem Mädgen von Orleans zu vergleichen für gut befunden habe, ward zu Ryssel im Jahr 1616 von einem Kaufmann, Namens Johann Bourignon, und Margaretha Beckwart gebohren. Sie ist unter den andächtigen Personen befindlich, welche ausserordentliche Offenbahrungen vorgegeben, und aus dieser Ursache hat man sie auch unter die Enthusiasten des vorigen Jahrhunderts gerechnet. Ihr Character erhellet am deutlichsten aus den vielen Schriften, die sie nachgelassen, aus welchen eine seltsame Gemüthsbeschaffenheit hervorleuchtet. Ihr Leben ist in einer besondern Schrift zuerst in französischer und nachher auch in deutscher Sprache beschrieben, und von ihrem grossen Anbeter, dem bekannten Petrus Poiret, fortgesetzt worden. Weil aber in diesen Schriften nichts als Lobeserhebungen angetroffen werden: so kann man sich nicht darauf verlassen, sondern man muß zwischen diesen und andern Schriften, die ihre

Fein-

Feinde ans Licht gestellet haben, die Mittelstrasse halten. Man sagt, daß sie so ungestalt auf die Welt gekommen, daß ihre Eltern einige Tage nicht gewußt, ob sie dieselbe als eine Mißgeburt umbringen, oder beym Leben erhalten sollten. Weil aber diese heßliche Leibesgestalt sich nachher vermindert: so beschloß man sie leben zu lassen. Wie sie nur 4 Jahr alt war: so merkte sie schon, daß die Christen nicht nach ihrer eigenen Lehre lebten, und bat, daß man sie nach dem Lande der Christen bringen möchte, weil sie glaubte, daß sie nicht in einem christlichen Lande wäre. Sie bezeugt selbst, daß ihre älteste Schwester sie zu allerhand Eitelkeiten verführen wollen, und daß sie auch daher in dem Hause ihrer Eltern sehr misvergnügt gelebt. Nichts aber sey ihr jemals empfindlicher gewesen, als wenn man sie überreden wollen, sich zu verheyrathen.

Ihre Aufführung in ihrer Jugend.

Der Abscheu, den sie vor der Ehe hatte, rührte theils daher, weil ihre Mutter in der Ehe unglücklich gewesen war, theils aber auch, weil sie selbst eine ausnehmende und seltene Keuschheit besaß, und sich aller fleischlichen Lüste zu entschlagen trachtete, um sich mit GOtt allein zu vereinigen. Sie beharrete auch fest bey diesem Entschlusse, und wich in ihrem ganzen Leben nicht davon ab. Daher wird sie von einigen unter die seltsamen Enthusiasten gerechnet, von andern aber für eine heilige Jungfer gehalten, welche fast mehr

Ihr Abscheu vor der Ehe.

als

als menschliche Tugenden besessen. Unter ihre Verehrer gehört insonderheit Gottfried Arnold, welcher kein Bedenken getragen, einen Herold ihres Ruhms abzugeben. Da aber dieser Mann einen jeden unter die Heiligen versetzt, wenn er nur von den meisten getadelt wird, und also nach diesem Grundsatze der Teufel auch ein ehrlicher Mann, oder wenigstens nicht so abscheulich ist, als ihn die schlimmen Orthodoxen abmalen: so verdient dieser Lobredner keinen Glauben. Ich führe dies nicht zu dem Ende an, den Ruhm dieser Jungfer zu kränken, welche vielleicht in einer guten Absicht kann geirret haben, sondern nur die Ursache anzuzeigen, warum man sich auf das Zeugniß dieses Mannes nicht verlassen könne.

Damit ich mich aber wieder zur Historie wende: so ward Antoinette des Abscheues ungeachtet, den sie vor der Ehe blicken ließ, dennoch von ihrem Vater einem Franzosen zur Ehe versprochen. Wie aber der Hochzeitstag nicht weit mehr entfernet war: so ergriff sie an einem Ostertage 1636 die Flucht. Sie hatte die Kleidung eines Einsiedlers angenommen, und reisete so weit weg, als sie nur kommen konnte. Wie man aber in einem gewissen Dorfe, wo sie ankam, erfuhr, daß sie eine verkleidete Jungfer sey, so ward sie angehalten. Sie gerieth hieselbst in Gefahr, ihre Jungfrauschaft einzubüssen, weil ein Kriegsmann sich ihrer Person bemächtigte, und sie zur Unkeuschheit verleiten wollte, aus dessen Händen sie auch nicht

Ihre Flucht

nicht anders, als mit grosser Noth, gerettet ward. Dieser Kriegsmann führte den Namen Jean de St. Saulieu. Er war eines Bauren Sohn, und ein sehr böser Mensch, wenn man demjenigen Glauben beymessen darf, was in ihrer Lebensbeschreibung von demselben angeführet worden. Er stellte sich im Anfange eben so andächtig an, wie sie selbst, und suchte sich durch allerhand geistliche Reden bey ihr beliebt zu machen. Wie er zum erstenmal mit ihr sprach: so redete er als ein Prophet, jedoch mit einer solchen Bescheidenheit, daß er ihr die Freyheit ließ, davon zu glauben, was sie wollte. In der andern Unterredung stellte er sich als einen Menschen an, der Offenbahrungen hätte, und öfters mit GOtt redete. Nachdem er sich auf solche Art bey ihr eingeschmeichelt: so fing er an von Liebeshändeln zu reden. So bald er aber merkte, daß sie darüber böse ward: so stellte er sich, als wenn ihm solches leid sey, und verglich sich wieder mit ihr. Dieses aber währte nicht lange: so that er einen neuen Versuch, und ging so weit, daß er sie auch mit Gewalt zu seinem Willen zwingen wollte, welches man aus ihren eigenen Worten abnehmen kann: „er war, wie sie „sagt, in meiner Kammer bisweilen so ungestüm „und verwegen, daß ich meine Aufwärterinn bitten mußte, mir beyzustehen, und ihn nicht öfter „er hereinzulassen. Denn er kam bisweilen mit einem Messer in der Hand, und wollte mir dasselbe „an die Gurgel setzen, wenn ich seinem Willen kei-

Ein Kriegsmann sucht sie zu verführen.

„ne Genüge leistete, daher ich auch hernach ge„zwungen ward, bey der Obrigkeit um Schutz zu „bitten".

Man siehet daraus, daß sie nicht mehr so ungestalt als bey ihrer Geburt gewesen seyn müsse. Denn dieses war nicht die einzige Versuchung, worinn sie gerieth. Man findet, daß sie nahe bey Ryssel von einem andern jungen Menschen heftig angefochten worden, welcher so gar ihr Haus zu stürmen suchte, weßfalls sie bey dem Vaterbruder dieser jungen Person um Hülfe anhalten ließ, der den verliebten Jüngling auch aus dem Hause jagte. Derselbe aber ward dadurch so sehr erbittert, daß er mit einer Flinte in ihre Kammer schoß, um ihr eine Furcht einzujagen, und wie er merkte, daß er dadurch nichts ausrichtete, so ließ er allenthalben ausprengen, daß er sie geheyrathet hätte, welches allen andächtigen Leuten ein solches Aergerniß gab, daß die Prediger auch auf den Kanzeln bezeugen musten, daß man ihr dieses aus Bosheit angedichtet.

Neue Versuchungen.

Damit ich aber zu der ersten Versuchung wieder zurück kehre, so befreyete sie der Priester des Orts von aller weitern Gefahr, und weil er eine grosse Gottesfurcht bey ihr wahrnahm, so eröfnete er solches dem Erzbischoff von Cambrai, welcher sie wegen verschiedener Puncte befragte, und ihr endlich den Rath gab, ihr einsiedlerisches Leben zu verlassen, und sich wieder nach ihren Eltern zu begeben. Sie war aber kaum wieder zu Hause ange-

neu-

langt, so that man ihr einen neuen Vorschlag, wegen einer Heyrath, welche Sache aber Anlaß gab, daß sie zum andernmal die Flucht nahm. Sie begab sich hierauf wieder zu dem bemeldeten Erzbischoff, und erhielt von demselben die Freyheit, eine kleine heilige Gesellschaft auf dem Lande, mit einigen andern andächtigen Schwestern aufzurichten, welches er ihr aber doch nachher wieder rieth.

Nach dieser Zeit lebte Antoinette viele Jahre in der Einsamkeit, und führte ein sehr ordentliches und stilles Leben. Ob sie gleich anfangs den Entschluß gefaßt, sich ihres väterlichen Erbtheils gänzlich zu entsagen, so änderte sie doch nachher denselben wieder. Man kann daraus sowohl als auch aus verschiedenen andern Umständen ihres Lebens abnehmen, daß sie wankelmüthig gewesen, welche Unbeständigkeit man insgemein bey den Enthusiasten oder bey solchen Personen antrift, die einer melancholischen Andacht ergeben sind. Sie erhielt im Jahr 1653 die Aufsicht und Direction über ein Hospital, und nahm den Orden und die Kleidertracht des heiligen Augustini an. Das Kloster aber, worinn sie sich damals aufhielt, kam in einen sehr schlechten Ruf, indem alle Glieder und Einwohner desselben der Hexerey verdächtig, und beschuldiget wurden, daß sie mit dem Teufel ein Bündniß hätten. Antoinette, als Vorsteherinn des Klosters, war eben so wenig von diesem Verdacht befreyet, und man breitete aller Orten aus, daß die Vorsteherinn dieser Gesellschaft

Sie wird der Hexerey beschuldigt.

eine Hexe sey. Sie ward auch deswegen nach Ryssel gefordert, und von der Obrigkeit befragt. Sie lehnte aber diese Beschuldigung von sich ab, und wiederlegte alles, was man gegen sie vorgebracht hatte, mit grossem Nachdruck. Damit sie aber einem solchen Verdrusse nicht weiter unterworfen seyn möchte: so verließ sie das Kloster, und begab sich nach Gent.

Und davon losge prochen.

Hieselbst langte sie 1662 an, und in dieser Stadt äusserte sich ihr Enthusiasmus zum erstenmal recht deutlich. Sie fing an ein apostolisches Amt auszuüben, die Menschen durch die Wiedergeburt zu GOttes Kindern zu machen. Es mußte heissen, daß sie gleichsam schwanger sey, und eben so grosse Schmerzen wie eine Wöchnerinn ausstünde, um solche geistliche Kinder zu gebähren. Der bekannte Christian Corth, welcher ihr nachher beständig anhing, war einer von den ersten, welche sie in diesem geistlichen Wochenbette zur Welt brachte. Man gab auch vor, daß ihre Geburtsschmerzen grösser oder geringer wären, nachdem ihre Bemühungen mehr oder weniger Eindruck bey denen machten, welche sollten wiedergebohren werden. Dieses gab auch zu einem scherzhaften Einfall eines gewissen Archidiaconi Gelegenheit, der einsmals mit der Antoinette und dem bemeldten Corth in Gesellschaft war. Denn da dieser Corth bezeugte, daß es der Antoinette mehr Mühe gekostet, ihn als andere zu gebären: So sahe ihn der Archidiaconus

Ihr Enthusiasmus.

nus lächelnd an, und sagte, weil Corth stark und fett war, „man darf sich nicht darüber wundern, „daß eure geistliche Mutter euch mit grössern „Schmerzen als andere gebohren, weil ihr ein so „dickes und fettes Kind seyd".

Christian Corth sagte, daß GOtt ihm dreymal eine Sache offenbart, und ihm zugleich eine harte Strafe angedroht, wenn er diesem Befehl nicht nachkommen würde. Dieser Befehl aber habe darinn bestanden, daß er das Wasser von der Insel Nordstrand in Holstein, womit dieselbe überschwemmt war, ableiten, und daselbst eine Wohnung für diejenigen stiften sollte, die um des Namens GOttes willen verfolgt würden. Weil Corth glaubte, daß die Jansenisten diese verfolgten Kinder GOttes wären, so lud er dieselben aus verschiedenen Landen nach dieser Insul ein, worauf er nicht nur grosse Geldsummen angewandt, sondern sich auch das Recht der Zehenden und ein grosses Stück von dem Lande selbst zum Eigenthum erworben hatte. Einen Theil desselben verkaufte er seiner geistlichen Mutter, Antoinette, oder schenkte ihr solchen vielmehr, wie andere sagen, deswegen sie auch im Jahr 1668 den Entschluß faßte, dahin zu reisen, nachdem sie vorher in Amsterdam eine Schrift unter dem Titul: Licht der Welt abdrucken lassen. Sie hielt sich aber mit ihrem lieben Jünger länger in Amsterdam auf, als sie anfangs geglaubt hatte.

Ihr Jünger Christian Corth.

Sie ward in Amsterdam von ver-

Ihre Lehre

und Aufführung in Amsterdam.

schiedenen Personen, von Prophetinnen, besucht, ob gleich niemand ihre Lehre vollkommen annehmen wollte. Es schien auch, daß sie keine Lust hatte, andern in ihren Meynungen beyzupflichten, und daher war ihre Hand gegen jedermann, und jedermanns Hand gegen sie gerichtet. Denn auch sogar die Quäcker haben ihre Lehre zu wiederlegen gesucht. Der bekannte Labadie wollte sich, nebst ihr, auf der Insel Nordstrand niederlassen, welches sie aber durchaus nicht zugeben wollte. In der Unterredung welche sie mit einigen Cartesianern hatte, schieden beyde Parteyen, und zwar nicht ohne Ursache, mißvergnügt von einander. Denn da die Cartesianer den Grundsatz hatten, daß man sich des Lichts der Natur bey der Untersuchung der Dinge bedienen müste: so richtete sie sich nach ihrer eigenen Einbildung und Offenbahrung. Sie hielt deswegen auch die cartesianische Lehre für die ärgste und gottloseste Lehre, welche jemals in der Welt gewesen, ja für eine Atheisterey und Verläugnung GOttes, an dessen Stelle der verderbte Verstand der Menschen angenommen worden.

Ihre Offenbahrungen.

Sie stellte übrigens verschiedene Bücher zu Amsterdam ans Licht, und gab vor, daß sie einen beständigen Umgang mit GOtt hätte, und durch besondere Offenbahrungen von vielen verborgenen Dingen Nachricht erhielt. Hieselbst hatte sie auch die bekannte Offenbahrung von unserm ersten Stammvater Adam, daß derselbe vor dem Sündenfall sowohl

ein

ein Mann als ein Weib gewesen. Sie glaubte auch in einer Entzückung gesehen zu haben, wie Adam geschaffen gewesen, und wie er ohne Beyhülfe die Welt fortpflanzen können.

Ihr Jünger, Corth, starb 1669 und setzte sie zu seiner Erbinn ein, aber diese Erbschaft verursachte ihr viele Ungelegenheiten. Denn weil einige Schulden darauf hafteten: so ward sie darüber in verschiedene Processe verwickelt.

Sie verließ Holland im Jahr 1671, um sich nach Nordstand zu begeben. Hieselbst legte sie eine Buchdruckerey an, und gab Bücher in französischer, deutscher und holländischer Sprache heraus. Aber wie sie gegen andere schrieb: so unterliessen andere auch nicht, gegen sie zu schreiben, und griffen sowohl ihre Lehre als ihr Leben an. Dieser Streit setzte das ganze Land in Bewegung, und verursachte, daß der Fiscal im Jahr 1674 ihr die Buchdruckerey wegnahm. In Flensburg ward der Pöbel so sehr gegen sie aufgebracht, daß man sie öffentlich für eine Hexe ausrief, wesfalls sie heimlich aus der Stadt entwich. In ihrem Hause ward eine grosse Menge Bücher angetroffen, welche auf königlichen Befehl, nebst einigen harten Schriften gegen die Obrigkeit, auf dem Markte verbrannt wurden, welche letztern sie durch Conradum Hasium, dem ersten Burgermeister Lorenz Faust, übergeben lassen. Wo sie sich auch hernach in Holstein aufhielt, da ward sie verfolgt, daß sie sich endlich auch gezwun-

Ihre Begebenheit in Schleswig und Holstein.

zwungen sahe, das Land gänzlich zu verlassen, und sich nach Hamburg zu wenden. Hier war sie aber doch auch nicht länger sicher, als bis man ihre Ankunft erfuhr. Denn sobald man davon Nachricht erhielt, so suchte man sich ihrer Person zu bemächtigen, und es dürfte ihr vielleicht übel ergangen seyn, wenn man sie hätte habhaft werden können. Sie hielt sich deswegen einige Tage verborgen, und begab sich darauf nach Ostfriesland, wo sie von einem vornehmen Herrn in Schutz genommen ward. Weil sie aber nirgends ruhig seyn konnte, so erweckte sie sich auch dorten Feinde, und reisete deswegen im Jahr 1680 nach Holland. Endlich ließ sie sich zu Franecker nieder, wo sie in eben demselben Jahre mit Tode abgieng.

Ihre Verfolgung, und ihr Ende.

Dieses ist ein kurzer Begriff von der Geschichte dieser seltsamen Jungfer, woraus erhellet, daß sie mit Recht unter die größten Enthusiasten in dem vorigen Jahrhundert kann gerechnet werden. Ihr Leben und ihre Aufführung bestärkt die Anmerkung, welche ich an andern Orten beygebracht habe, daß niemand eifriger ist, seine Lehre fortzupflanzen, und solche andern aufzudringen, als ein Fanaticus, da doch diese Leute unter allen Secten am wenigsten dazu berechtiget sind, weil der Grund ihrer Lehre eine göttliche Offenbahrung ist, und alle Gründe, welche man aus der gesunden Vernunft entlehnt, von ihnen verworfen werden. Man kann der Bourignon ihre Irrthümer verzeihen, weil ihr ganzes Leben darthut, daß sie vollkommen von der Richtigkeit ihrer Lehre Bedenken

re

re überzeugt gewesen. Aber über ihre Hitze und Heftigkeit kann man kein gelindes Urtheil fällen, weil sie dadurch Städte und Länder in Bewegung setzte, und allenthalben, wo sie hinkam, als eine Feindinn und Stöhrerinn des Friedens angesehen war. Es ist wahrscheinlich, daß man sie würde eingeschlossen haben, wenn sie länger gelebt hätte, denn solche Leute, welche gegen die Obrigkeit und gegen alle durch öffentliche Gesetze festgestellte Religionen mit der größten Bitterkeit reden und schreiben, können und müssen in keiner Societät geduldet werden. über ihre Lehre und Leben.

Antoinette de Bourignon hat selbst ihr Leben in zween Büchern beschrieben, von welchen das eine ihr innerliches, das andere aber ihr äusserliches Leben in sich faßt. Ihre Lehre trieb verschiedene Männer, sowohl hier im Lande als an andern Orten, an, einige Schriften gegen sie herauszugeben, und sie versäumte nebst ihren Anhängern nicht, dieselben zu beantworten. Ihr ganzes Leben war also eine Kette von lauter Kriegen und Feldschlachten, und man kann von ihr, wie von dem Tamerlan, sagen, daß sie das Schwerdt niemals in die Scheide gesteckt. Hier im Lande ließ zuerst der bekannte Messerschmidt in Altona, Johann Berckenthal, folgende Schriften gegen sie heraus gehen: „Wahre Abbilgung Antoinette Bouri„gnon aus ihren eigenen Schriften, wie auch noch„malige Abbildung derselben aus Johann Conrad „Hafen Extract ihrer Schmachschrift". Diesen beyden Schriften setzte sie zu Husum unter diesem Titel entgegen: „Gezeugniß der Wahrheit, ge-

„geben durch eine grosse Anzahl glaubwürdiger Leu„te in 24 Briefen und 60 Testimonien über das Le„ben, Sitten, Tugenden und Schriften J. An„toinette de Bourignon von dero Kindheit an bis „auf itzige Zeit zur Vernichtung der Lügen Joh. „Berckendals, Siechentrösters zu Altona, aus„gegeben, wogegen bemelter Berkendahl aber„mal schrieb: „Dritte Abbildung Antoinette de „Bourignon, aus ihrem Zeugniß der Wahrheit, „daraus zu sehen, daß sie je länger je ärger werde".

Streitschriften der Bourignon

Peter Yvon, welcher das Haupt der sogenannten Labadisten in Altona war, schrieb gleichfalls zwey Bücher gegen sie. Ich übergehe noch andere, denn weil sie es mit keiner besondern Secte hielt: so waren ihr alle dieselben entgegen.

Es ist schwer, einen Abriß von ihrem Lehrbegriff zu machen, weil ihre Lehre nicht zusammenhänget, sondern alles, nach ihrem Vorgeben, aus einer unmittelbaren Offenbahrung herfliesset. Die grösten Verfolgungen zog sie sich dadurch zu, daß sie behauptete, die rechte christliche Kirche sey gänzlich ausgestorben, und man müste deswegen die gewöhnlichen Kirchengebräuche und Kirchenversammlungen verlassen. Herr Peter Baile, aus dem ich das meiste zu dieser Historie entlehnet, berichtet, daß sie dieses mit andern, welche auf eine unordentliche Art andächtig sind, gemein gehabt, daß sie neidisch und voller Galle gewesen. Seckendorf sagt, daß man aus ihren Schriften ihren Zorn, ihre Bitterkeit und Unruhe hinlänglich abnehmen könne, so daß diejenigen, welche

mit

mit ihr umgegangen, sie tausendmal würden verlassen, wenn sie nicht mit einer so grossen Geduld wären begabt gewesen. Und wirklich unter allen, welche ihre Lehre annahmen, waren nicht mehr als vier, welche sie bey sich haben wollte.

Verschiedene Urtheile über die Antoinette de Bourignon.

Es hatte mit dieser Jungfer eben dieselbe Beschaffenheit wie mit allen denen, die von der schwarzen Galle geplagt werden, und die Fehler mit der Tugend, die Melancholie mit der Gottesfurcht, und den Zorn mit einem göttlichen Eifer, und mit der Handhabung der Gerechtigkeit vermengen. Denn wenn man ihr diese Fehler vorwarf: so suchte sie sich mit dem Eifer zu vertheidigen, den die Apostel und Propheten von sich blicken lassen.

Es ist übrigens merkwürdig, daß sie aller ausgestandenen Wiederwärtigkeiten ungeachtet, dennoch kaum 40 Jahr alt zu seyn schien, da sie doch schon 60 Jahre zurück geleget. Sie hatte sich niemals einer Brille bedient, und es scheint also, daß es ihr wie einigen Menschen ergangen, die durch den Verdruß nur immer stärker und frischer werden. Man hat als etwas sonderbares angemerkt, daß sich sowohl bey ihrem Tode ein Comet sehen lassen. Ihre Anhänger legten diesen Umstand als einen Beweis ihrer Heiligkeit und ihres prophetischen Amts aus. Wenn aber die Cometen so grosse und weitläuftige Reisen thun, um solche kleine Händel auf der Welt anzuzeigen, und wenn die Menschen daher eine Vorbedeutung aufs künftige nehmen können, so haben diese Cometen vielmehr

zu erkennen gegeben, daß die christliche Kirche durch diese aufrührische Jungfrau würde verunruhiget werden. Denn nach der Meynung des Pöbels, sind die Cometen eine Ruthe GOttes, wodurch allerhand Unglücksfälle angedrohet werden.

Ich habe bereits gezeigt, daß Antoinette sich zu keiner Religionssecte halten wollen, weil sie glaubte, daß sie alle mit einer falschen Lehre beschmitzt wären, daher erdachte sie neue Religionsartikel, und stiftete eine Gesellschaft von verschiedenen Leuten, welche durch ihre Lehre so verblendet, und eingenommen waren, daß sie dieselbe nicht als ihre Lehrerinn, sondern vielmehr als eine Göttinn ansahen. Doch ward sie auch von einigen wegen ihrer Bitterkeit und Eifersucht verlassen. Diejenigen, welche ihre Partey beständig hielten, waren Conrad Hase und bemeldeter Christian Corth. Von diesen Männern wird sie über alle Menschen erhoben. Denn bald nennen sie dieselbe eine Mutter der Gläubigen, bald das Licht der catholischen Welt, bald ein Weib ohne Sünde, welches heiliger als die Jungfrau Maria selbst, und mit einer höhern Erkänntniß in göttlichen und menschlichen Sachen, als die Propheten und Apostel begabt gewesen. Bald eine Braut Christi, welche mit den Strahlen der Sonne bekleidet sey, und von welcher in dem Hohenliede Salomonis und andern Büchern der heiligen Schrift geredet worden, anderer ihr beygelegten Ehrentitel zu geschweigen. Sie besaß selbst einen grossen Ehrgeitz, und hegte sehr grosse Gedanken von sich selbst, sie rühmte sich hoher Offenbahrungen, und gab vor, daß sie mit einem prophetischen Geiste begabt sey, und daß ihr der heilige Geist ihre Schriften eingegeben hätte. Daher verlangte sie auch, daß man ihre Bücher höher als die Schrift achten sollte. Was ihre andern wunderlichen Meynungen in der Religion betrift, so wird sie beschuldiget, daß sie den Grund des christlichen Glaubens umgestossen, das Wort GOttes verachtet, und die Nothwendigkeit der Sacramenten geläugnet habe. Aber es ist schwer, aus ihren Schriften alle die jenigen

Puncte

Puncte zu ziehen, deren sie beschuldiget wird. Vielmehr scheint das Bekänntniß, welches sie 1675 der Obrigkeit in Schleswig übergeben, sie von verschiedenen ihr beygemessenen Irrthümern zu befreyen. In diesem Bekänntniß erklärt sie sich auf folgende Art:

1) Ich bin eine Christinn, und glaube alles, was ein wahrer Christ glauben muß.

2) Ich bin in dem Nahmen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes getauft.

3) Ich glaube die 12 Hauptstücke des apostolischen Glaubens, und zweifle an keinem einzigen Stücke in demselben.

4) Ich glaube, daß JEsus ein wahrer GOtt, und ein wahrer Mensch, und ein Erlöser der Welt sey.

5) Ich glaube an das Evangelium, und nehme die heiligen Propheten und die heilige Schrift, sowohl alten als neuen Testaments an.

Bey diesem Bekänntnisse ist nichts zu erinnern. Moller bezeugt auch in seiner Cimbria literata, daß sie in dem Artikel von der heiligen Dreyeinigkeit rechtgläubig gewesen. Indessen aber kann doch niemand läugnen, daß sie sich beständig auf himmlische Offenbahrungen berufen, daß sie den ganzen äusserlichen Gottesdienst mit vieler Bitterkeit angegriffen, und daß sie die Schrift auf eine seltsame Art erklärt. Insonderheit ist ihre wunderliche Meynung von Adam, daß derselbe vor dem Sündenfall Mann und Weib zugleich gewesen, ganz deutlich in ihren Schriften anzutreffen. Am meisten kann man an ihr tadeln, daß sie ihre Sätze mit solchem Eifer und mit der grösten Bitterkeit auszubreiten gesucht. Denn dadurch wurden allenthalben, wo sie hinkam, ganze Provinzen und Städte in Feuer und Flamme gesetzt, und daher rührten auch hauptsächlich alle Verfolgungen, welche sie erdulden muste.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Vergleichung.

Daß diese beyden Jungfern hier zusammen gefügt worden, ist allein aus dieser Ursache geschehen weil,

weil sie beyde unter die grossen Enthusiasten können gerechnet werden; denn übrigens kommen sie so wenig in Absicht auf ihre natürliche Eigenschaften, als auch auf ihre Thaten und Unternehmungen mit einander überein. Die erste war ungelehrt und vernünftig, die andere war hochgelehrt und närrisch. Die erste schien bestimmt zu seyn, die gefallenen und verwirrten Sachen, wieder aufzurichten und in Ordnung zu bringen; die letzte aber schien blos zu dem Ende gebohren zu seyn, alles zu verstöhren und niederzureissen. Beyde hatten eine heftige Einbildungskraft, welche bis zu einem wirklichen Fanaticismo gieng. Aber die erste wuste durch ihre natürliche Klugheit ihren Affect auf solche Art einzurichten, daß derselbe Nutzen und Vortheil schafte. Die andere aber ließ ihre Einbildungskraft aus Mangel der natürlichen Klugheit den Zügel schiessen, und brachte nichts anders als lauter Misgeburten und ungereimte Meynungen hervor. Sie konnte also zu ihren Zeit, wo sie hinkam als eine Streitpfanne angesehen werden, und hat durch ihr Beyspiel bewiesen, wie groß der Unterscheid unter der Gelehrsamkeit und Klugheit sey. Der Enthusiasmus der ersten war deswegen dem Staate eben so nützlich, als die Schwärmerey der letzten der Kirche schädlich war. Beyde hatten sehr viele Feinde, und mussen sehr viele Urtheile über sich ergehen lassen. Antoinette fuhrte fast mit dem ganzen menschlichen Geschlechte Krieg, und hatte nur einige wenige Freunde, welche eben so närrisch waren, als sie selbst, und von denen der gröste Theil sie nachher verließ. La Pucelle war hingegen allein bey der englischen Nation verhaßt, von allen andern Völkern aber ward sie als eine Heldinn angesehen, und von den Franzosen für eine wundervolle und begeisterte Person gehalten. Antoinette ist in der Historie wegen ihrer Wankelmüthigkeit eben so bekannt geworden, als la Pucelle wegen ihrer Standhaftigkeit. Daß die ourignon ein besseres Ende als la Pucelle genommen, solches ist nicht der Person, sondern den Umständen der Zeit und einem blossen Zufall zuzuschreiben. Der gros-

se

se Name, welchen la Pucelle in der Historie hinterlassen, die Ehrensäule, welche ihr nach dem Tod aufgerichtet worden, und das Urtheil von ihrer Unschuld, bezeugen, daß sie ein besseres Ende verdient, und daß die harte Execution, welche sie erdulden müssen, die englische Nation weit mehr, als ihrem Ruhm befleckt. Die schlechten und widrigen Urtheile aber, welche die Nachwelt über Antoinette, und ihre Aufführung gefället, geben zu erkennen, daß sie, weil sie allenthalben den Frieden stöhrte, ein schlechteres Ende verdienet, als sie wirklich genommen. Beyde waren von einer hitzigen Gemüthsbeschaffenheit, bey der ersten aber bemerkte man eine solche Hitze, welche die Menschen zur Tapferkeit und zu heroischen Thaten anflammete, bey der letzten aber brachte dieselbe nur ein bitteres und verdrießliches Wesen hervor. Daher fand man auch bey jener eine Herzhaftigkeit, die mit Freundlichkeit und einem verträglichen Umgange vereiniget war. Dahingegen der Eifer der letzten stets einen Haß und einen Abscheu vor andern Menschen bey sich führte.

Beyde haben den Ruhm der Keuschheit und verdienen denselben auch, weil sie sich gleich stark bey solchen Versuchungen erwiesen. Es ist wahrscheinlich, daß beyde mit dem Enthusiasmo behaftet gewesen, und daß sie auch deswegen beyde in einer guten Absicht göttliche Gesandten vorstellen wollen. Die erste war sich selbst allezeit ähnlich, und begieng nichts, was ihrem angenommenen Character unanständig war. Die andre aber sagte, daß sie der Welt den Rücken gekehrt, und sich gleichsam durch die Ehe mit GOtt vereiniget hätte, und brachte doch durch Kauf und Testamente allerhand Güter an sich, wodurch sie in weitläuftige Processe verwickelt ward.

Ihr Ruhm leidet dadurch nicht, daß man ihnen Zauberey und übernatürliche Künste zugeschrieben, sondern dieser Umstand verursacht vielmehr, daß man hohe Gedanken von ihnen fassen kann, indem geschickte Personen und Hexenmeister insgemein von dem Pöbel mit einander vermengt werden. Daß man man dem

orle-

orleanschen Mädgen diesen Character beygelegt, solches ist leicht zu begreiffen, weil dieselbe nicht nur grosse und allem Ansehen nach fast unmögliche Dinge unternahm, sondern dieselben auch glücklich ausführte. Dagegen aber kann man nicht begreiffen, aus welcher Ursache man die Antoinette der Zauberey beschuldiget. Denn sie that keine Wunder, und ihre Lehre hatte auch keinen sonderlichen Fortgang, sondern sie machte sich vielmehr alle Secten zuwider, und ward endlich sogar von ihren eignen Anhängern verlassen. Man kann also aus dem, was ich angeführt habe, erkennen, daß die erste in allen Stücken vor der letzten den Vorzug verdiene. Das einzige, worinn man die Antoinette vielleicht der Pucelle vorziehen kann, besteht darinn, daß sie der Betrügerey nicht füglich kann beschuldiget werden. Denn es ist offenbahr, daß sie durch eine starke Melancholie, welche sie aus Mangel einer genugsamen Erkänntniß, mit einem heiligen und apostolischen Eifer vermengte, zu so vielen und grossen Weitläuftigkeiten verleitet worden. Was aber la Pucelle betrift, so ist es annoch nicht völlig ausgemacht, ob ihr Enthusiasmus wirklich oder verstellt gewesen. Der Streit wird annoch unter den Engländern und Franzosen fortgesetzt. Die ersten halten sie für eine Betrügerinn, die letzten aber für eine von dem Himmel erleuchtete Jungfrau. Keine von beyden Nationen kann hierüber füglich urtheilen, weil beyde aus einem patriotischen Eifer partheyisch sind. Derjenige geht am sichersten, welcher den Mittelweg erwählt, und hievon folgendergestalt urtheilet; daß das Mitleiden über den elenden Zustand des Landes bey ihr einen Eifer entzündet, woraus nachher ein wirklicher Enthusiasmus entstanden, welchem Urtheile ich willig beypflichte.

Ende des zweyten Theils.

Nr 162.
S 8
1018
ULB Halle 3
008 869 669
W

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1373920149-13/fragment/page=0807

Herrn Ludwigs
Freyherr von Holberg
verglichene

Geschichte

verschiedener

Heldinnen

und andrer

berühmten Damen.

Nach
dem Beyspiel des Plutarchs.
Aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt.

Zwey Theile.

Kopenhagen und Leipzig
bey Otto Christoph Wenzel, 1754.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-1373920149-13/fragment/page=0809